BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08714 746 6

The Public Library
of the City of Boston

THE
FRANCIS
SKINNER
FUND

No. 1896.50 B.639

Richter Dâmigh

und andere orientalische Novelletten

von

Jakob Boßhart

6331

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Diese Novellen sind dem Bande

„Träume der Wüste",

erschienen bei Huber & Co., Frauenfeld, entnommen.

May 27, 1926

4896.50 A cont. 77 vols.

v. 639

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Die Blutorangen

Tief in der Wüste, vier Tagesritte hinter Bir Sirhen, liegt die kleine Oase Rahme. Gelbe Felsenhügel verdecken sie und halten die Winde ab. Am Fuße eines der Hügel, wo das Wasser an den Tag sickert, ragen Palmenstämme schlank und hoch in die Luft und sonnen ihre roten Datteltrauben. Am Boden wachsen Bohnen und Klee in üppiger Fülle.

Vor vielen Jahren lebten dort drei Menschen, zwei alte Eheleute mit ihrem Sohne Gamid. Der Vater war im Streit von seinem Bruder geschieden, hatte Bir Sirhen mit Weib und Kind verlassen und durch einen Glücksfall die Oase Rahme gefunden. Sie war damals verlassen. Einzig eine verfallene Hütte zeugte von früherer Besiedelung. Er sah sich die Gelegenheit an, sattelte Pferd und Esel ab und machte sich ohne langes Besinnen daran, die Hütte wieder aufzubauen und den Kampf mit der Wüste zu beginnen. Denn in ihrer Verlassenheit war die Oase vom Sand bedrängt worden; wäre keine Hilfe gekommen, er hätte sie in wenigen Jahren grausam erstickt.

Die drei führten ein stilles, glückliches Dasein. Die Oase schenkte ihnen alles, was sie zum Unterhalt brauchten: Datteln, Bohnen und Korn; die Ziegen, die der Vater aus Bir Sirhen geholt hatte fanden Nahrung genug und schenkten Milch wie gute Quellen. Gamid, der Knabe, trieb sie am

Morgen in die Wüste hinaus und am Abend heim; er kannte alle Stellen, wo aus dem Sand saftige, wenn auch zähe Kräuter sproßten, und wenn die Milch am Abend im Napf schäumte, war ihm, sie sei sein Werk.

Gamid wuchs heran, schlank und geschmeidig wie eine junge Palme, die Eltern aber wurden immer kleiner und eines Tages lag der Vater tot. Gamid begrub ihn auf einem Hügel im Sand. Die Mutter saß dabei und weinte und klagte mit ihrer dünn gewordenen zitternden Stimme. Als die fromme Verrichtung getan war, und die Witwe sah, wie der geschäftige Wind den Sand über das frische Grab trieb und alle Spuren der Schaufel verwischte, sprach sie wehmütig zu Gamid: „Mir ist so bang um dich. Du wirst bald auch mich verscharren müssen; was soll aus dir werden in der Einsamkeit? Du wirst im Kampf mit der Wüste allein nicht Sieger sein, denn sie ist Tag und Nacht wach und der Mensch muß schlafen. Und wer soll dir das Mahl bereiten und die Ziegen ein- und austreiben? Mir steht zu Sinn, du solltest das Pferd satteln, nach der großen Wah reiten und dir eine Frau kaufen!“

Er mußte fast lachen: „Eine Frau kaufen? Womit? Was haben wir an Gut?“

„Deines Vaters Bruder ist ein reicher Mann, der reichste in der Wah,“ erwiderte sie, „er hat von seinem Vater zweihundert Palmen übernommen, von denen gehört nach dem Recht die Hälfte uns. Tritt vor den Oheim hin und sprich: Ich komme, mein Erbteil zu fordern! Sagt er ‚nein‘ — und er wird ‚nein‘ sagen —, so geh zum Kadi und laß dir dein Recht zusprechen.“

Gamid sann nach und sprach: „Warum hat mein Vater seine hundert Palmen nicht selber gefordert?“

„Er hat sie gefordert, aber der ältere Bruder hat sie ihm abgeschlagen."

„Warum ging der Vater nicht zum Kadi, wie du mir rätst?"

„Dein Vater liebte den Frieden und zog es vor, mit dir und mir die große Wah zu verlassen. Du aber scheust den Streit nicht, ich sehe dir's an, drum geh mit meinem Segen."

Gamid schwollen die Adern an der Stirne und an den Schläfen an. Der Grimm sprach aus ihm: „Was habt ihr mir das nicht früher gesagt?"

Er füllte den Reisesack, sattelte das Pferd und stürmte davon. Der Sand flog unter den Hufen seines Tieres. Er ritt so eilig, daß er die große Wah Bir Sirhen schon am Abend des dritten Tages erreichte. Er und sein Pferd waren erschöpft und voll Staub. So konnte er sein Werk nicht beginnen. Ein Mädchen trieb Ziegen und ein paar junge Esel über das Land, er näherte sich ihm und stieg ab.

„Der Durst ist mein Meister," sprach er, „hast du Wasser, Mädchen?"

Sie sah ihn mit scheuen Augen an, dann fuhr die Verwunderung über ihr Gesicht. Einen so stolzen, hohen Reiter hatte sie noch nie gesehen. „Ich bin deine Magd," sagte sie. „Ich habe kein Wasser, aber ich hole dir welches, sieh nur zu meinen Ziegen und Eseln."

Sie ging. Er sah ihr nach, wie sie leichtfüßig über den Sand schritt, sich geschmeidig in den Hüften wiegte und den Nacken leicht senkte. Bald kehrte sie mit einem Kürbis voll Wasser zurück. Sie bog ein Knie vor ihm und reichte ihm den Trank. Er letzte sich, dankte, schüttelte sich den Staub aus den Kleidern und ritt ins Dorf. Vor der größten Hütte,

um die mächtige Palmen standen, hielt er an, da war er wohl am rechten Ort.

Bei der Tür kniete ein alter Mann und verrichtete sein Gebet, denn die Sonne neigte sich mählich zum Niedergang. Gamid stieg ab und betete mit. Als der Alte sich erhob, trat er auf ihn zu und gab sich zu erkennen. Der Oheim maß ihn mit mißtrauischen Augen und hieß ihn in die Hütte treten.

„Was willst du, Fremdling?" fragte er trocken.

„Nicht Fremdling," entgegnete Gamid, „mein Vater und du hatten den gleichen Erzeuger; der hat euch beiden zweihundert Fruchtbäume gelassen, ich komme, mein Teil zu fordern."

Der Oheim lächelte boshaft: „Du kommst spät und unerwartet."

„Ich vermute, die Bäume stehen noch auf ihren Stämmen."

„Geh hin und frag sie selber, wem sie gehören," höhnte der Alte.

„Ich hab' mein Zutrauen zum Kadi."

„Sehr wohl, aber beweise mir erst, daß du mein Neffe und nicht ein Schelm bist!" meinte der Onkel verschmitzt.

In Gamid fing es zu kochen an, denn er hatte heißes Blut. Er schlug den Burnus zurück, legte die Hand an den Dolch und trat auf den Oheim zu: „Mit meinem Vater bist du leicht fertig geworden, weil er den Frieden liebte, ich liebe den Streit!"

Der Oheim schlotterte auf seinen gebrechlichen Füßen und änderte den Ton.

„Du bist hitzig, mein Sohn! Du bist wohl lange und rasch geritten, setze dich nieder und ruhe dich aus, ich lasse dir Wasser holen, damit du deine Füße waschest."

Damit ging er hinaus. Niemand brachte Wasser; aber nach einiger Zeit kehrte der Oheim in Begleitung seiner drei Söhne zurück. Die maßen Gamid mit trotzigen Blicken. Sie hatten alle wie von ungefähr den Burnus vorn geöffnet und ließen die Messer blinken, die ihnen im Gürtel steckten.

Der Oheim sprach: „Dies sind meine Söhne, sie sind alle friedfertig wie ich, suchst du aber Streit, so magst du ihn bei ihnen finden."

Gamid reckte sich in die Höhe: „Ich verlange mein Recht. Ihr habt zwanzig Jahre und einige dazu den Nutzen von meines Vaters Palmen genossen, das schenke ich euch; aber für die Bäume selber heische ich so viel, daß ich eine Frau kaufen kann."

Die breiten Gesichter der drei Vettern verzogen sich zu einem boshaften, hämischen Lächeln; der Oheim zwinkerte ein wenig mit den Augen und sprach: „Es wird spät, morgen ist auch ein Tag, da wollen wir die Sache an die Sonne legen, vor dem Kadi, wenn du willst. Ich gebe dir nur eines zu bedenken, nämlich, daß ich selber der Kadi bin."

Gamid trat einen Schritt zurück. Das hatte er nicht vorausgesehen. Wer half ihm nun zu seinem Rechte, wo der Richter ein Spitzbube war? Er hätte sich am liebsten auf die vier Schelme geworfen, aber er dachte an die einsame Mutter und zog seinem Zorn die Zügel an.

„Ich bin am Morgen wieder hier, sobald die Sonne erwacht, dann reden wir's zu Ende." Damit ging er, ohne sich zu neigen, hinaus und schwang sich aufs Pferd. Als er davonritt, flogen ihm faustgroße Steine ums Haupt. Er hielt an, wandte das Gesicht nach der Hütte des Oheims und sah eben noch, wie die Schatten der Vettern hinter dem Ge-

sträuch verschwanden. Langsam ritt Gamid davon, bis zum großen Brunnen, der außerhalb des Dorfes lag.

Während er dasaß und unwillig seine Lage überdachte, trieb das Mädchen, dem er schon begegnet war, seine Herde heran. Er nickte ihm zu, es erwiderte den Gruß schüchtern und tränkte seine Tiere, ohne mit ihm zu sprechen. Im Weitergehen wandte es mehrmals das Gesicht nach ihm zurück. Dieser Anblick gab Gamids Gedanken eine andere Richtung. War es nicht ein liebliches kleines Wesen? Wenn er es der Mutter heimführen könnte? Wenn er es raubte, da er doch kein Geld hatte, es zu kaufen, wie es Brauch war? Ich würde sie Hilwe heißen, dachte er, denn sie ist voller Süßigkeit.

Leute kamen zum Brunnen, alle schielten ihn mißtrauisch an. Er führte sein Pferd etwas weiter fort und streckte sich aus, der Ruhe zu pflegen, denn er war müde. Das Pferd stand neben ihm wie ein Wächter.

Es mochte schon Mitternacht sein, als Gamid geweckt wurde. Ein Weib beugte sich über ihn und flüsterte ihm zu: „Flieh, wenn dir dein Leben lieb ist." Es war die Hirtin.

Er sprang auf und griff nach seinen Waffen. Sie erklärte sich: „Ich habe gelauscht, mein Herr und seine Söhne haben beschlossen, am Morgen, wenn du wiederkommst, das ganze Dorf gegen dich zu hetzen und dich als einen Betrüger zu steinigen. Darum flieh, denn sie sind böse, und was sie wollen, geschieht in der Wah."

„Warum bist du gekommen, mir das zu sagen?" fragte er. „Und wer bist du?"

„Ich bin des Kadi Schwesterkind und seine Magd,

und will nicht, daß sie dich steinigen. Darum bin ich hergekommen," erwiderte sie.

„Was liegt dir an einem Fremdling?"

Sie schwieg. In ihm richtete sich ein Gedanke auf, und er stieß ihn hervor: „Die Flucht geht mir gegen den Sinn, aber ich fliehe, wenn du mit mir fliehst." Damit griff er nach ihrer Hand. Sie wollte sie sträubend zurückziehen, aber da er herzhafter drückte, gab sie den Widerstand auf.

„Willst du?" fragte er, „und darf ich dich Hilwe nennen?"

„Ich will," flüsterte sie, „und der Name Hilwe gefällt mir wohl, weil du ihn mir gibst."

Sie besprachen den Plan wie zwei Kriegsleute. Sie sollte ins Haus zurückschleichen und am Morgen wie gewohnt die Ziegen und Esel austreiben. Dann wollten sie zusammen fliehen.

Gamid schlief nicht mehr in jener Nacht. Er zog sich etwas tiefer in die Wüste zurück und erwartete den Morgen in großer Unruhe.

Wenn sie schwankend würde und nicht käme? Wenn sie ihre Pläne verriete? Dann wieder dachte er an die Mutter und an den Glanz ihrer alten Augen, an ihre faltigen Wangen, die sich glätten würden, wenn er ihr eine Tochter brächte.

Ehe die Sonne über der Wüste aufblitzte, war Hilwe wieder da. Sie kicherte, als ihr Gamid entgegentrat, und wies auf einen starken Esel, der ein großes Bündel trug. Darin war Nahrung für ein paar Tage für sie beide und die Tiere. Sie hatte die Dinge in aller Heimlichkeit zusammengerafft und verpackt. Den Wasserschlauch hatte sie einem jungen Esel aufgeladen.

Gamid wollte ihr sagen, was für ein kluges kleines Ding sie sei, sie aber drängte zum Aufbruch,

denn ihr war angst vor Verfolgung. Hatte sie doch den schönsten Esel aus dem Stall entführt, der mußte bald genug vermißt werden. Sie stiegen auf, er auf sein Pferd, sie auf den Esel, und ritten eilig in die Sandhügel hinein, die ihre Flucht verhehlten. Die jungen Esel rannten lustig hinter dem alten drein und die Ziegen folgten ihrem Beispiel. Es war, wie wenn ein kleiner Kriegszug durch die Wüste stöbe.

Am Mittag, als die Sonne ihre ganze Glut über die Erde ausschüttete und der Boden brannte, machten die Flüchtlinge zwischen zwei Sandwellen Rast; denn Hilwe war des Reitens ungewohnt, und die Tiere schienen erschöpft und hungrig. Gamid hielt zu Pferd auf einer Anhöhe Wache und sorgte dafür, daß die Herde in ihrem Streifen nach Nahrung sich nicht zu weit verlief. Gegen Abend sah er fern ein paar Reiter dahinsprengen. Waren es die Vettern? Er führte sein Pferd in die Tiefe, um nicht gesehen zu werden und machte die Waffen bereit. Hilwe zitterte vor Angst und bat Gamid, sie zu töten, wenn ihre Meister sie ergreifen und mitschleppen wollten. Als Gamid wieder auf den Hügel zurückkehrte, war die Gefahr aus dem Gesichtskreis verschwunden. In mäßiger Eile zogen die Flüchtigen nun tiefer in die Wüste hinein, Gamid und Hilwe plaudernd, die Tiere die spärlichen Kräuter, die da und dort aus dem Sand ragten, zusammensuchend.

Am zweiten Tage hatten sie ein seltsames Erlebnis. Während sie schweigend durch die stumme Wüste zogen, hörten sie auf einmal ein klägliches Stöhnen. Sie gingen dem Laute nach und entdeckten in einer Einsenkung einen schwerverwundeten Mann in blutdurchtränkten Kleidern. Er schrie nach Wasser, und als ihm Hilwe aus dem Schlauch Lippen und Zunge genetzt hatte, erzählte er in stockender

Rede seine Not. Er war ein jüdischer Händler, der mit allerlei Waren von Oase zu Oase zog und sie den Arabern für billiges Geld überließ. Am Abend zuvor hatten ihn streifende Beduinen angefallen und ausgeraubt, ihm sein Kamel, mit allem, was er besaß, entführt und ihn hilflos in seinem Blute liegen lassen.

„Es ist mir nichts geblieben, als diese zwei Bäumchen," fuhr er nach einer Weile weiter, „es sind Fruchtbäume, Burtoganen. Nehmt sie, Fremdlinge, zum Dank dafür, daß sich euer Herz bei meinem Anblick gerührt hat. Pflanzt sie ein und pflegt und begießet sie reichlich, sie werden euch Früchte bringen, wie ihr noch keine saht oder aßt in euerem Leben, Früchte mit einem herrlichen Geschmack und einer wunderbaren Kraft: wenn eines von euch davon ißt, wird es wissen, wie groß die Liebe des andern zu ihm ist oder war."

Kaum hatte er das gesagt, als er anfing zu röcheln und den schwersten Kampf zu kämpfen.

Gamid und Hilwe blieben bei ihm, bis der letzte Seufzer von ihm geflohen war, dann zogen sie ihres Weges weiter. Jedes hatte eines der Bäumchen zu sich genommen und beide gedachten in Freude und Sehnsucht des Tages, da sie an ihren Früchten erkennen sollten, wie lieb sie sich hatten. Keines zweifelte, daß die Erkenntnis eine selige sein würde.

Sieben Tage nach seinem Ausritt erreichte Gamid mit seiner Frau und den wenigen Stücken Vieh, die die lange Reise überdauert hatten, die Oase Rahme wieder. Die alte Mutter nahm ihre Tochter mit Tränen auf, und da sie sie so lieblich und schlank vor sich sah, sprach sie: „Mein Wille ist geschehen, nun kann ich sterben."

Und wie sie gesagt, geschah es. Wenige Tage später lag sie oben auf dem Hügel im Sand, nicht weit von der Stelle, wo ihr Mann begraben worden war.

Gamid und Hilwe führten eine Zeitlang ein glückliches Dasein, wolkenlos wie der Himmel, der sich unwandelbar über die Wüste dehnte. Sie teilten sich treulich in die Arbeit, Gamid sah zum Vieh, Hilwe schöpfte mit einem Tonkrug Wasser und tränkte Bäume und Klee. Mit besonderer Liebe begoß sie die Bäumchen des Juden. Mit jedem Krug Wasser trug sie ihnen einen Wunsch zu. Gamid sah ihr manchmal mit Wohlgefallen nach, wenn sie das schwere Tongefäß leicht und sicher auf den Kopf hob und es aufrecht, ohne zu schwanken, durch das Gartenland trug. Dann holte er etwa eine Handvoll Datteln herunter und steckte sie der lieblichen Frau eine nach der andern in den Mund, und dazu lachten sie beide wie Selige.

Aber es kam ein Tag, der trieb Gewölk herauf, als man es am wenigsten erwartet hatte. Gamid hatte eben seine Hilwe mit Datteln beschenkt, wie man ein Vögelchen füttert. Sie war glücklich und sprach, ohne zu überlegen: „Wollen wir nicht die Burtoganen des Juden verdursten lassen? Wozu brauchen wir sie? Wissen wir denn nicht auch so, wie lieb wir uns haben?"

Sie meinte zu scherzen, aber er verstand den Scherz nicht und war zu alt, um ihn von der jungen Frau noch zu lernen. Mißtrauen stieg in seiner Seele auf, Zweifel an ihrer Liebe. Warum wollte sie die Bäumchen sterben lassen, wenn sie ihrer Liebe sicher war? Er fand ihre Worte herzlos und verwies sie ihr hart. Die Tränen brachen ihr hervor, die ersten, die sie in der Oase Rahme vergoß. Weinend ging

sie hin, füllte ihren Krug immer und immer wieder und tränkte die beiden Bäumchen, bis der gierige Wüstensand das Wasser nicht mehr schlucken wollte. So meinte sie den jähen Mann wieder gütig zu stimmen. Er aber argwöhnte, sie betreibe ihr Werk so übermäßig, um ihn zu höhnen. Er ging hin, schalt sie zum zweitenmal, barscher als zuvor, und machte sie ganz ratlos. Da erst merkte sie, wie lieb sie ihn hatte, aber auch, daß eine Liebende tragen muß, um so mehr tragen muß, je größer ihre Liebe ist.

Es vergingen zwei Jahre. Meist war der Himmel heiter über der Oase Rahme, zuweilen aber und immer öfter flog ein Schatten darüber weg und über Gamids Stirn. Denn als sich der Mann an die kleine Frau, die er im ersten Liebesgefühl Süßigkeit genannt, allmählich gewöhnt hatte und anfing, das Fest der jungen Ehe als etwas Alltägliches hinzunehmen, gewann der angeborene Jähzorn wieder Macht über ihn. Dann konnte er mit rauhen Worten und mit harten Schritten von Hilwe weggehen. Auch geschah es manchmal, daß er ihr vorwarf, sie liebe ihn zu wenig, drum schenke sie ihm keine Kinder. Die Kinderlosigkeit war ihm eine Schande und würgte seine Liebe. Hilwe dachte: Wenn nur die zwei Bäumchen bald Frucht trügen, damit er erführe, wie lieb ich ihn habe. Dann müßte er mir wieder gut werden.

In den Tagen, da sie bemerkte, daß die ersten Blütenknospen der Bäumchen zu schwellen anfingen, empfand sie eine Freude, wie wenn sie selber die Frucht zu tragen und auszureifen hätte. Sie fühlte ein stilles Glück über sich kommen, und jedesmal, wenn sie an den Bäumchen vorbeiging, blieb sie stehen und warf einen mütterlichen Blick auf die Knospen. Manchmal wurde sie ungeduldig, weil

sie sich ihrer Ansicht nach zu langsam dehnten, wie ihr zum Trotz und Leidwerk.

In jener Zeit geschah es, daß Gamid Mantelsack und Wasserschlauch füllte und sein Pferd sattelte, um wegzureiten. Er gab Hilwe den Grund seiner Reise nicht an, aber sie ahnte ihn mit ihrem weiblichen Gefühl, denn sie beobachtete ihn genau und war eine kleine Seherin.

Bevor er zu Pferde stieg, schmeichelte sie sich an ihn heran, ohne ihn ihre Sorge merken zu lassen. „Schau noch einmal nach den Burtoganen des Juden," sprach sie, „bald werden sie blühen."

Er folgte ihr, nicht eben willig, stellte sich vor die Bäumchen hin und sagte kurz: „Hüte sie wohl, wenn du ein gutes Gewissen hast und mich liebst; liebst du mich aber nicht, so klaube die Blüten ab, damit sie, wie du, keine Frucht gebären."

Damit ritt er weg. Sie sah ihm traurig nach und sann: „Die Bäume sollen Früchte tragen und er mag davon essen, denn er wird damit Freude kosten; ich werde sie nicht in den Mund nehmen, ich weiß ja die Wahrheit schon, sie würden mir bitter schmecken."

Unermüdlich trug sie in jenen Tagen Wasser vom Brunnen, kaum gönnte sie sich Nahrung. Wie alle, die eine Liebe verloren haben, glaubte sie, das entfremdete Herz sich durch Dienen und Hingebung wieder gewinnen zu können.

Eines Morgens, als sie erwachte, waren die Knospen der beiden Bäumchen aufgesprungen. Die Blütenblätter entrollten sich blendend weiß und wie volle Honigbecher dufteten die Kelche. Ihr schlug das Herz bei dem Anblick vor Freude und Angst. Wenn die Bäumchen jetzt dürsteten, war es um die Frucht geschehen. Ihr war, es gehe um ihr Leben,

und sie eilte unermüdlich mit dem Krug zum Brunnen. Am Abend, als die Sonne unterging, hingen die Blüten alle herrlich an den Zweigen, frisch und eine Augenweide. Hilwe stand davor, dachte an Gamid und sehnte sich nach ihm.

Der folgende Tag brachte Schrecken und Sorge. Über den Himmel hatte sich in der Nacht ein leichter Dunst gezogen, der gegen Süden immer dunkler wurde. Hilwe wußte, daß der Schard, der Südwind, sich erhob, der Feind aller Blüten. Und gleich war er da. Unter seinem glühenden Brausen wurde der Sand lebendig, in schweren, unheimlichen Wolken hob er sich in die Luft, verdunkelte die Sonne und fiel als Glutregen wieder zur Erde zurück.

Hilwe ging nicht, sie lief nun zwischen den Bäumen und dem Brunnen her und hin, in großer Angst, sie rief nach Gamid und klagte ihn an, daß er sie in dieser Not auf der Oase allein ließ.

Sie lief den ganzen Tag und die folgende Nacht, an Ruhe dachte sie nicht. Gegen Morgen geschah ihr ein Unglück. Ihre ermatteten Füße strauchelten, sie stürzte hin und der Wasserkrug ging in Scherben. Sie stieß einen Schrei aus, denn sie ermaß die Größe des Ungeschicks. Auf der Oase Rahme gab es keinen zweiten Wasserkrug, nur eine kleine Schale, in die die Milch der Ziegen gemolken wurde, war vorhanden. Damit war der Durst des Sandes nicht zu stillen. Hilwe wußte es wohl.

Aber sie wollte es versuchen. Sie holte die Schale und füllte sie, sog sich auch den Mund mit Wasser voll, damit es besser reiche. Alle Kraft ihrer Füße bot sie auf. Aber sie sah bald, daß ihr Mühen umsonst war. Ehe das bißchen Wasser zu den Wurzeln der Bäume gedrungen war, hatte der Schard es aufgesogen oder weggeblasen.

Bis zum Mittag hielt ihre Kraft noch aus, aber dann sank sie ohnmächtig unter den Bäumchen in den heißen Sand. Die Angst peitschte sie wieder zum Leben zurück. Wären ihre Tränenbächlein doch zu Strömen geworden! Wie sollte sie Gamid nun beweisen, daß sie ihn über alles liebte? Wenn sie nur sterben könnte! Sie wollte sich erheben, aber die Füße widersetzten sich. In dieser Not kam ihr ein verzweifelter Gedanke. Sie hob eine der Scherben des Kruges auf und schnitt sich hinter beiden Händen in die Adern, daß das Blut herausschoß. Dann wühlte sie die Hände mit ihren roten Brunnen tief in den Sand, jede sollte eines der Bäumchen tränken. Der Sand und die Wurzeln schlürften das Blut gierig ein.

Zu jener Stunde war Gamid nicht weit von der Oase Rahme. Bei seinem Ritt war das Gewissen in ihm erwacht. Einmal war ihm gewesen, Hilwe rufe ihn mit kläglicher Stimme. Da riß er sein Pferd herum und trieb es der Heimat zu. Als wüßte er, was geschehen war, sprengte er nach der Stelle, wo die Bäumchen des Juden standen. Er sah Hilwe liegen und sprang ab, er rief sie an und hob sie empor. Sie war blaß wie der Tod.

„Was hast du getan?“ schrie er bestürzt.

„Sind sie nicht verwelkt, Gamid?“ fragte sie kaum hörbar. Dabei zuckten ihre Arme, als wollten sie des Geliebten Hals umschlingen, fielen aber gleich herab und der Kopf sank rückwärts. Hilwe war tot.

Der Wind legte sich bald darauf, die Staubwolken zerrissen, und was in jenen Strichen nur alle hundert Jahre einmal geschieht, ereignete sich: ein mächtiges Gewitter brach los, der Regen stürzte in Bächen hernieder und löschte den Durst des Sandes für manchen Tag.

Gamid begrub Hilwe auf dem Hügel, auf dem sein Vater und seine Mutter lagen, und begann dann allein den Kampf mit der Wüste.

Als die Orangen der beiden Bäumchen reif waren, löste er eine der Früchte vom Zweige und öffnete sie, fast zaghaft. Groß war sein Erstaunen. Der Saft war rot wie Blut, er hatte dergleichen noch nie gesehen und niemand vor ihm. Und als er das Fleisch zum Munde führte, drang ihm eine unsagbare Süßigkeit in die Seele. In diesem Augenblick wurden die Worte des sterbenden Juden wahr: Gamid empfand, wie mächtig Hilwes Liebe gewesen war. Da geschah es, daß dem harten Manne die Augen zerflossen.

Im Hause des Scheichs el-Beled Debsân herrschte große Erregung. Er hatte seine beiden Brüder als Zeugen gerufen und schrie nun über seinem Weibe Bechîte dreimal den bösen Spruch: „Du bist geschieden!“ Er machte große Worte, um den nichtigen Grund, der seiner Handlung als Vorwand diente, aufzublähen. Die Brüder wußten, daß er Bechîte nur verstieß, um in seinem Hause Platz für ein Mädchen zu schaffen, das ihm mit seinem geschmeidigen Leib die Sinne verwirrt hatte; aber sie nickten ihm doch zum Zeichen des Einverständnisses lächelnd zu.

Die Verstoßene hatte weinend am Boden gelegen, jetzt kroch sie zu ihrem Herrn und versuchte, ihm die Knie zu umfassen, wurde aber von seinem Fuße heftig zurückgeschleudert. Da erhob sie sich und wankte hinaus. Die Brüder des Scheichs gewahrten dabei, daß sie gesegneten Leibes war und verließen wortlos das Haus. Bechîte kehrte zu ihrem Vater zurück, der ihr im Mißmut zwischen zwei Felsblöcken eine ärmliche Behausung errichtete. Dort verzehrte sie sich Tag und Nacht in widersprechenden Gefühlen. Sie hatte den Scheich über alle Maßen geliebt und wollte ihn nun über alle Maßen hassen. Aber die Liebe in ihr konnte nicht unterliegen und der Haß ebensowenig obsiegen. Wie zwei gleichstarke Ringer kämpften sie in ihr, bald war der eine im Vorteil, bald der andere, und darob ging die

schwache Hülle, in der dieser Widerstreit tobte, fast zugrunde. Einmal lag sie schlaflos in ihrem Schmerze, wand sich und rief also zu Allah: „Ich bin voller Leid und Schmerz, aber das Kind, das ich trage, möge leidlos sein. Hilf ihm, du, der du mir nicht helfen magst!“

Folgenden Tages gab sie einem Knäblein das Leben, und sie nannte es Dâmigh. In der Nacht, als sie erschöpft in schweren Schlaf gesunken war, das Kind neben sich, hatte sie einen wundersamen Traum. Eine leichte Wolke schwebte zu ihr herein und daraus trat eine schöne Frau in weißem Gewande hervor. Sie verneigte sich gegen Bechîte und sagte: „Allah hat deinen Ruf gehört!“ So sprechend streckte sie ihre Hände gegen das Knäblein aus; Bechîte erschrak, denn sie waren ganz schlaff und runzelig und nahmen sich neben dem rosigen Gesicht und dem vollen Hals der Frau fremd und unnatürlich aus, wie ein dürrer Ast an einem blühenden Baum. „Erschrick nicht,“ redete die Fee der Mutter zu, „mit diesen Händen kann ich die Menschen vom Leid erlösen. Mit der Rechten ziehe ich ihnen aus dem Herzen, was sie verbindet, mit der Linken, was sie scheidet. Damit ist alles getan.“ Sie legte dem Knäblein die Rechte aufs Herz. Und seltsam, in wenigen Augenblicken schwoll die Hand an und wurde blühend und voll wie die Wangen und der Hals der Frau. Dann legte sie ihm ihre Linke auf, und es geschah damit desgleichen. So zog sie ihm Liebe und Haß aus dem Herzen.

Die Mutter wachte am Schreien ihres Kindes auf. Die weiße Frau war verschwunden, und Bechîte fragte sich, ob sie einen Traum oder ein Wunder erfahren habe.

Sie lebte hierauf wie zuvor ihrer Liebe und ihrem

Haß, und bald verblaßte die seltsame Erscheinung in ihrem Geiste und löschte nach einiger Zeit ganz aus, wie manchmal ein Wölkchen am blauen Himmel zerfließt.

Das Knäblein Dâmigh erwachte allmählich aus seinem stumpfen Kinderwesen; aber da zeigte es sich, daß es nicht war wie andere Kinder. Die Mutter mochte mit ihm spielen und närrisch tun, so liebreich sie wollte, nie entlockte sie seinen Lippen ein Lächeln, nie seinen Wangen ein zufriedenes Zucken. Seine dunkelgrauen, großen Augen lagen kalt und verständnislos auf ihr, etwas verwundert ob solch nutzlosem Gebaren. Wenn sie ihn an sich drückte und ihn herzte, fühlte sie in dem kleinen Körper eine sie verletzende Teilnahmlosigkeit oder gar eine störrische Abwehr. Sagte sie zu ihm: „Leg deiner Mutter die Arme um den Hals und hab sie lieb, nur ein Splitterchen," so führte er die gewünschte Bewegung gehorsam aus; aber daß man sich mit seinen Armen, und wenn sie noch so klein sind, an einem Mutterherzen festdrücken und mit Glück durchwärmen kann, schien ihm nicht zum Bewußtsein zu kommen. Ebensogut hätte Bechîte ein Stück Holz oder einen Stein an ihre Brust legen können. Das war ihr ein großer Schmerz, denn in ihrer Kümmernis war allmählich die Hoffnung erwacht, in der Liebe des Sohnes ein Entgelt und eine Genugtuung für erlittene Wegwerfung zu finden. Einmal faßte sie Dâmigh, vor Erregung zitternd, in ihre Arme und fragte ihn: „Liebst du deine Mutter denn gar nicht?" Er sah sie verwundert an. Sie flehte: „Lieb mich, lieb mich nur einen Atemzug lang!"

Er wußte immer weniger, was er mit ihren bebenden Worten anfangen sollte und entwand sich ihren Armen.

„So hasse mich wenigstens, du Ungeheuer!“ schrie sie ihn an. Seine großen Augen ruhten immer mit gleicher Kälte auf ihr, und er fragte: „Bist du krank, Mutter, daß du so seltsam redest und so irre Augen hast?“

„Ja, ich bin wohl krank für mein ganzes Leben,“ seufzte sie und wandte sich weinend ab.

Schien das Gemüt in Dâmigh verkümmert zu sein, so entwickelte sich sein Verstand um so überraschender. Über seine Lippen sprangen manchmal Urteile, die durch ihre Schärfe und Härte die Mutter zugleich verwunderten und erschreckten. Einmal, als sie geweint hatte, stellte er sich vor sie hin und sagte ruhig: „Die Augen der Menschen sollten trocken sein wie die der Katzen und Hunde, der Kamele und ihrer Kälber.“

„Warum das, mein Kind?“ fragte sie, durch die derbe Rede verletzt.

„Es fließt des Wassers zu wenig und zu viel. Könnte man damit Palmen tränken oder Kamele, wie mit dem Wasser der Brunnen, so wäre es gut; aber mit ein paar Tropfen ist niemand gedient, und rote Augen sind häßlich. Darum sage ich: Es fließt des Wassers zu wenig und zu viel.“

Er selber vergoß, seit er zu Verstand gekommen war, keine Tränen mehr. Nichts machte ihn lachen, nichts trieb ihm das Blut in die Wangen oder Schläfen. Mit Kindern seines Alters ging er um, wie ein Herr mit seinen Sklaven. Er spielte nur mit ihnen, um sie zu beherrschen, und es war seltsam, wie sich ihre Rücken unter seinem Auge beugten. Sie fürchteten seinen kalten Blick und sein kurzes, gemessenes Wort, das nie in Zuneigung schmolz oder im Zorn anschwoll, sich nie zu Lob oder Tadel rundete oder spitzte, und nur für den Befehl ge-

bildet schien. Und dennoch empfanden sie für ihn eine Art Verehrung, und es hätte keiner von ihnen einen Vorwurf auf ihn fallen lassen. Als sie zu Jünglingen herangewachsen waren, bauten sie ihm und seiner Mutter ein Haus, denn die Ärmlichkeit der alten Hütte schien ihnen für ihren Führer unziemlich. Dâmigh stand ruhig dabei, als vollführten sie etwas Selbstverständliches, sprach seine Wünsche aus und gab Anweisung. Sie taten ihr Bestes, und bald stand eine Behausung da, an der selbst der Scheich, Dâmighs Vater, nicht ohne Neid vorüberging. Die Mutter Bechîte aber weigerte sich, in das neue Haus einzuziehen, ihr Leid war an die alte, elende Hütte gebunden und ließ sich nicht davon lösen. Bald nachher starb sie, wie ein Scheit zerfällt, an dem die Glut durch und durch ihr Werk getan hat. Dâmigh begrub sie trockenen Auges und mit gelassener Seele, richtete sich in seinem schönen Hause ein und dachte daran, sein Gut zu mehren, was ihm gar wohl gelang, denn sein kalter Sinn verstand es, zu wägen und zu schätzen, den Augenblick zu wählen und zu nützen.

Ein Jahr nach dem Tode der Mutter geschah es, daß der alte Richter des Stammes zu sterben kam. Ehe er den Geist aufgab, riet er, Dâmigh zu seinem Nachfolger zu wählen. „Ich habe an ihm", so sagte er, „noch nie eine Ungerechtigkeit oder eine unüberlegte Tat gesehen, noch von ihm ein jähes Wort vernommen. Stellt euch unter ihn!" Man folgte dem Rat, und der Stamm wählte einen Jüngling zum Richter, was seit Menschengedenken nie geschehen war.

Am ersten Gerichtstag versammelte sich der ganze Stamm, denn ein jeder wollte die Art des neuen Richters kennenlernen. Dâmigh setzte sich auf einen

Stein, die Sippe der Kläger stellte sich zu seiner Rechten auf und zu seiner Linken der Angeklagte, ein Jüngling, der die ganze Jugendzeit Dâmighs Gespiele und ihm allezeit am meisten zugetan gewesen war. Er war beschuldigt, seinem Nachbarn eine Datteltraube vom Baume gebrochen und sie seinem kranken Bruder gebracht zu haben. „Wird er ihn strafen?" fragten sich die Leute, „oder wird er sagen: Das Gute, das er gewollt, wiegt so schwer wie das Böse, das er getan?"

Dâmigh maß den Angeklagten mit seinen kalten grauen Augen und fragte ihn weder freundlich noch unfreundlich: „Wirst du zu Recht oder zu Unrecht beschuldigt? Rede wahr!"

„Zu Recht, aber wir sind arm und haben keine Bäume, wie du weißt, mein Bruder verging vor Fieberdurst und verlangte flehentlich nach Datteln, da hat mich der Teufel angefochten. Der Bruder ist nun gestorben. Es war sein letzter Wunsch." So verteidigte sich der Angeklagte, schuldbewußt und kleinlaut, und bat den Kameraden und Richter mit den Augen um einen gnädigen Spruch.

Dâmigh schien den Blick nicht zu bemerken und fällte streng-gelassen sein erstes Urteil: „Wie sagt das Gesetz? Für den ersten Diebstahl die rechte Hand, für den zweiten den linken Fuß, für den dritten die linke Hand und für den vierten den rechten Fuß. Man schlage ihm die rechte Hand vom Arm! Bei meinem Haupte, ich dulde keine Diebereien in unserem Stamme."

Die Menge war halb entsetzt, halb erfreut über den strengen Spruch, und einige flüsterten: „Er ist gerecht, er sieht nicht aufs Gesicht, er sieht auf die Hände und folgt dem Gesetz."

Der alte Wâsin aber, der Weiseste des Stammes,

wandte sich kopfschüttelnd weg und murmelte vor sich hin: „Sein Spruch steigt in die Zunge hinab, statt in die Zunge hinaufzusteigen. Das ist nicht gut. Er ist noch härter als sein Vater, der Scheich. Doch Gott wird lenken."

So wurde Dâmigh ein gerechter und bald auch ein gefürchteter Richter. Die Bösen verkrochen sich vor ihm, und selbst die Guten waren nicht froh, wenn sie ihm begegneten. Sie sahen wohl, daß ihm ihre Rechtschaffenheit im Grunde ebenso gleichgültig war wie die Schuld und Bosheit der andern. Er flößte ihnen sogar Furcht ein, denn auch die Besten sind ihrer Taten und ihrer Zukunft nie sicher, sie wissen, daß manchmal ein Baum, der hundert Jahre lang standgehalten, sich von einem tückischen Winde überfallen und brechen läßt, und sie trauten sich selber vor dem strengen Richter das Gute immer weniger zu. Aber es war keiner im Stamme, der den Gedanken gefaßt hätte, Dâmigh vom Richterstuhle zu stoßen. Wo hätte man wieder einen gefunden, dem Reich und Arm, Alt und Jung, Verwandt und Fremd völlig gleich waren? Wer hätte die Stirn gehabt, ihm in seine strengen Augen zu trotzen?

Kalt, wie Dâmigh zu Gerichte saß, waltete er in seinem Hause. Um eine Frau zu werben, fiel ihm nicht ein, obschon er wußte, daß im Stamm ein Unbeweibter nicht gern gesehen wurde. Er hatte sich nach dem Tode der Mutter eine Sklavin gekauft, Sukra genannt, ein junges Wesen, noch fast kindlich an Gestalt, aber arbeitsam und in häuslichen Geschäften erfahren wie eine Alte. Lautlos ging sie durchs Haus, wie die kleine weiße Katze, die sie mitgebracht hatte. Still und gut leuchteten ihre großen, dunkeln Augen und forschten nach dem Be-

gehren des Herrn. Selten sprach sie, mußte sie aber reden, so klang ihre Stimme wie das Gezwitscher der Schwalben, die in der kühlen Jahreszeit über dem Dorf kreisten oder in den Kammern hausten. Dâmigh brauchte ihr nicht zu befehlen, sie las ihm seine Wünsche an den Augen ab und hatte sie erfüllt, ehe sie ihm selber klar geworden waren. Er nahm ihre Dienste und ihr anmutig-bescheidenes Wesen als etwas Selbstverständliches hin, nie fiel es ihm ein, daß er in der Wahl seiner Sklavin eine besonders glückliche Hand gehabt hatte, nie fand er für sie ein lobendes Wort oder einen freundlichen Blick. Auch daß sie von einer ganz seltenen Schönheit war, daß sich in ihrem Leib Zierlichkeit und Kraft, Geschmeidigkeit und Ausdauer wie in einer Gazelle vereinten, merkte er nicht oder gab sich doch darüber keine Rechenschaft, so wenig, wie er damit Zeit verlor, über den königlichen Bau einer Palme oder die zierliche Ordnung einer Blume nachzudenken. Er schaute die Menschen wie Dinge an, so, als wäre zwischen ihm und ihnen kein geheimer Faden gewesen, er nahm von ihnen, was sie gaben, weder mit Dank noch mit Undank, und schenkte ihnen weder einen überflüssigen Blick, noch ein merkliches und nutzloses Gefühl. Das freilich empfand er, daß es ihm behaglicher war als zu Lebzeiten der Mutter, denn Bechîte hatte ihm durch ihre trüben Launen, ihre Tränen und ewigen Klagen oder durch ihre Ansprüche auf Liebe oft die Ruhe und das beschauliche, ebenmäßige Leben gestört. Jetzt lebte er ganz sich selber und seinem Richteramte. Das Tun und Treiben der Menschen betrachtete er von seiner Türschwelle aus mit wägendem Blick und einer unbewußten, aber tiefen Verachtung für ihre Torheiten und Fehltritte, ihre Leidenschaften und Lieder-

lichkeiten. Ja, das Gute an ihnen war ihm noch gleichgültiger als das Böse, denn damit hatte er sich auf dem Richtplatze nicht zu befassen.

Eines Tages nistete sich ein junger Bursche mit frechen Augen und Lippen bei ihm ein. Er sei Sukras Bruder, sagte er, und wolle seiner Schwester das Wasser ins Haus holen, denn sie scheine ihm für dieses Geschäft zu schwächlich. Er verlange nichts als das Essen, einen Winkel im Haus, wo er schlafen könne, und eine Decke gegen den Nachtfrost und die Stechmücken. Dâmigh sah wohl, daß es ein Taugenichts war; aber da er eigentlich von keinem Menschen eine gute Meinung hatte, kam es ihm auf ein bißchen Tagdieberei mehr oder weniger nicht an, und er nickte dem Burschen zu, daß er in seinem Dienste bleiben möge. Aber zum Zeichen, daß er seine Art durchschaut hatte, nannte er ihn Kaßlan, das heißt den Faulen.

Kaßlan richtete sich gleich als Untergebieter im Hause ein. Er ließ Sukra nach wie vor das Wasser von der Sakije ins Haus tragen und gab ihr zu verstehen, daß die besten Bissen, die die Küche zuwege brachte, für ihn seien. Er saß vor der Tür und schalt die Schwester, wenn sie das Wassergefäß nicht ganz voll vom Brunnen brachte, oder wenn sie seine Ruhe störte. Sonst schoß er mit seiner Schleuder kleine Kieselsteine nach allerlei Zielen, am liebsten nach Tauben, wenn sie in der Nähe des Hauses nach Nahrung suchten. Er hatte in dieser Kunst eine große Fertigkeit erlangt, und die Steine gehorchten ihm unweigerlich, wie Sklaven ihrem Meister. Bald machte es ihm kein Vergnügen mehr, die Tauben zu töten, denn er war ihres Fleisches überdrüssig geworden und zudem durch einen Zufall auf einen besseren Spaß verfallen. Er hatte einmal einem der

Tiere mit einem ungenauen Schuß einen Fuß weggerissen, und die Unbeholfenheit des einbeinigen Vogels, der am folgenden Tage unter den Unbeschädigten seine lächerlichen Hupfe ausführte, gefiel ihm so wohl, daß er beschloß, die Zahl der Krüppel und Lustigmacher zu vermehren. Sukra schalt ihn für seine Grausamkeit und malte ihm aus, daß die verletzten Tiere bald Hungers sterben müßten; er aber hörte nicht auf sie und drohte ihr mit Schlägen, als sie sich unterfing, die Tauben zu verscheuchen und ihm so an seinem Zeitvertreib Abbruch zu tun.

Dâmigh ließ den Burschen ruhig gewähren. Was waren ihm Tauben! Tiere achtete er nicht viel anders als Steine oder Erdklöße. Nur die Katzen würdigte er etwa eines freundlichen Blickes oder einer herablassenden Bewegung der Hand, wohl wegen ihres eigenwilligen, kühlgemessenen Wandels, der dem seinigen entsprach, oder weil sie sich bei seinem Stamm von alters her einer dunkel bewußten Ehrung erfreuten, fast als erriete man in ihnen eine Art Vorstufe oder Durchgang für menschliches Wesen.

So vergingen mehrere Jahre. Dâmigh wurde immer strenger und wortkarger, aber auch einsamer. Er umgab sich mit einer Luft, die andern zu atmen schwer wurde. Freundschaft und Liebe, Mitleid und Anteil waren ihm hohle Worte, wie Freud und Leid. Daß man sein Herz verschenken oder teilen, an etwas hängen oder gar verschleudern könne, war ihm unbegreiflich, wie dem Blinden Sonnenglanz und Himmelsbläue.

Seinen Zustand empfand er als zweckmäßig und angenehm; denn es war ihm nicht entgangen, daß fast alle Torheiten der Menschen aus dem stammten, was sie von ihm unterschied. In diesem Glauben lebte er, bis zwei seltsame Begegnungen an einem

Tag ihn in seiner Selbstzufriedenheit und Ruhe störten. Eines Morgens stieß er auf einen Bettler, der am Wege saß und den Vorübergehenden die hohle Hand wie eine Opferschale hinhielt. Dâmigh stand still und warf ihm gewohnheitsmäßig mit kalter Bewegung und ohne einen teilnehmenden Blick zu verschwenden, eine kleine Münze zu. Wie die Münze flog, schloß der Bettler die Hand, also daß das Almosen an der Faust abglitt und auf den Boden rollte. Dâmigh entging die Absichtlichkeit der Handlung nicht, und er fragte neugierig: „Bist du so reich, daß du eine Gabe verschmähen kannst, Alter?"

„Nein, ich bin arm wie ein Fisch auf dem Sand, Gott weiß es," entgegnete der Bettler, „aber du bist noch ärmer als ich."

„Wie meinst du das?" forschte der Richter, erstaunt über die Anmaßung.

Statt der Antwort führte der Bettler mit selbstbewußter Gebärde die Hand ans Herz, und mit dem Fuß warf er Staub auf die Münze. Dabei maß er den Richter mit einem Blick, der sich für einen König geziemt hätte und grüßte fast spöttisch: „Viel Heil, o Richter!"

„Gott erhalte dich!" erwiderte Dâmigh nach der Sitte und ging nachdenklich seines Weges weiter, gerade vor sich hin, in die Wüste hinein. Die stolze Gebärde und der königliche Blick des Bettlers verfolgten ihn. Der stellte sich also über den Richter seines Stammes? Wie war der Unsinn zu deuten? Dâmigh kam erst wieder aus seinem ergebnislosen Sinnen heraus, als er ins Felsengebirge eintrat und auf eine Herde von Ziegen und Schafen stieß, die den spärlichen Wüstenkräutern nachging. Die Tiere schienen ohne Aufsicht und verliefen sich dahin und dorthin, die Hänge entlang oder den Abstürzen ent-

gegen. Nun entdeckte Dâmigh auch die Hirten, einen Burschen und ein Mädchen, noch Kinder und doch über die Kindheit hinausgereift. Ihr Tun kam ihm wie toll vor. Sie jagten sich einen steilen Hügel hinan, das Mädchen voraus, flink und leicht wie eine Schwalbe, die durch eine gewandte Wendung dem Habicht ausweicht, der Bursche hinterdrein mit kräftigen Sprüngen und begehrlichen Armen. Oben am Kamm, wo sie sich scharf gegen den Himmel abhoben, erhaschte er sie endlich und wollte sie mit den Armen umschlingen. Sie aber wehrte ihn ab und riß sich mit einem kräftigen Ruck los. Und wieder begann die Jagd, bergab, mitten durch die zerstreuten Tiere, dann die gegenüberliegende Lehne empor, bis zum Grat, wo sich das Mädchen einfangen ließ, wohl weil die Kräfte zu weiterer Flucht nicht mehr ausreichten. Der Bursche umschlang und küßte sie, ließ aber gleich von ihr ab, und nun setzten sich die beiden auf zwei Felsblöcke, ein paar Schritte auseinander und mit abgewandten Gesichtern, als ob sie sich schmollten. Dâmigh stieg zu ihnen hinauf und redete sie an: „Was treibt ihr für Tollheit?“

Der Bursche entgegnete etwas verlegen: „Sie hütet die Schafherde und ich die Ziegen, und nun sind wir hier zusammengestoßen. Und Gott wird vollführen, was ihm gefällt.“

„Ihr seid untreue Hirten,“ tadelte Dâmigh, „eure Schafe und Ziegen verlaufen sich, wie wollt ihr euch rechtfertigen, wenn sich eines verliert oder in den Abgrund stürzt? Lockt euere Herden zusammen und treibt sie weg, die eine hierhin, die andere dorthin.“

Bei diesem Befehl wendeten sich die beiden Hirten einander zu und sahen sich fragend an. Dabei strahlten sich ihre dunkeln Augen so groß und hell

und heiß entgegen, daß Dâmigh darüber erstaunte und sich vor einem Rätsel fand. Wie auf ein Zeichen schossen die beiden jetzt hell lachend auf und jagten, ohne weiter auf Dâmigh zu achten, hügelab und hügelan, um drüben auf dem andern Kamm sich wieder zu haschen und zu setzen. Diesmal einander nicht ab-, sondern zugewandt.

Dâmigh stieg weiter ins Gebirge hinein und verbrachte dort den Rest des Tages und die ganze Nacht. Im Dunkeln sah er immer das Flammen der zwei schwarzen Augenpaare, und er fragte sich, ob die seinigen auch solch eines Glanzes und Feuers fähig wären. „Nein, so glänzen sie nicht," sagte er sich, „denn wenn die Glut so mächtig nach außen bricht, wie muß sie erst inwendig lodern? Davon habe ich an mir noch nichts gespürt."

Er wußte längst, daß er nicht war wie die andern, aber er hatte bis jetzt wenig Zeit damit verloren, über den Unterschied zwischen sich und den übrigen nachzudenken. Das mochten jene tun, die zu ihm hinaufsehen und emporstreben mußten, über die er zu Gerichte saß. Jetzt aber kam ihm der Gedanke, seine Überlegenheit sei vielleicht nicht ein Überfluß, sondern eine Kümmerlichkeit. Hatte er nicht heute schon gehört, ein Bettler fühle sich reicher und ohne Zweifel glücklicher als er? Was heißt Glück? Sollte es heißen: am Wegrand sitzen und die Vorübergehenden sorgen lassen? Oder sich zu zweien jagen und mit den Augen anglänzen? Dâmigh schüttelte den Kopf. Diese Annahme schien ihm lächerlich, aber lohende Augen hätte er doch teuer bezahlt, wenn sie ihm einer in diesem Augenblick angeboten hätte. „Ich langweile mich," sagte er sich, „ich langweile mich unendlich. Wie öde muß es in meinen Augen aussehen!" Wenn nur in der

Nähe ein Wasser geflossen wäre oder eine Lache sich gebreitet hätte, um ihm seine Augen zu zeigen. Er mußte einen Wasserspiegel suchen. Er sah nach dem Himmel. Es wurde hell über den Kreidebergen. Von der Ebene her klagte das langgezogene Geheul eines Schakals, ein Flug Steppenhühner schoß über Dâmigh weg, dem Fruchtlande zu, über einen Berggrat sprangen in weitem Bogen drei Steinböcke. Der Morgen war da. Dâmigh brach von seinem Felslager auf. Die Steinböcke mochten zur Morgentränke eilen, und er schlug die Richtung ein, in der sie verschwunden waren. Nach einigem Suchen fand er ihre Wasserstelle. In einer tiefen Schlucht sickerte gemächlich ein feuchtes Band aus einer Felswand und sammelte sich unten zu einer silbernen Fläche. Dâmigh beugte sich darüber und forschte nach seinen Augen. Da kam ihm ein kalter, grauer, harter Blick entgegen und drang so scharf in ihn ein, daß er zurückschreckte. Er kam sich ganz fremd vor, und doch war es nicht das erstemal, daß er sich im Wasser besah.

Wieder beugte er sich vor und schalt seine Augen und befahl ihnen, zu flackern und zu leuchten; sie aber blieben frostig und streng und glanzlos wie zuvor. Enttäuscht wandte er sich ab und ging den Weg zurück, den er gekommen war. Am Hügel, auf dem er die Liebesjagd der beiden Hirten bestaunt hatte, fand er die Schäferin allein. Sie saß auf dem Boden, streckte die Arme nach ihren leicht gebogenen Knien und den Kopf weit vor. So spähte sie in die Ferne. Sie schien traurig und ihr Auge, das tags zuvor so hell geglänzt hatte, war matt und wie von einem feuchten Schleier überwoben. Sie gewahrte Dâmigh erst, als er sie anredete: „Da bist du wieder, närrisches Kind! Aber wo sind deine Schafe?

Ich sehe keines, im Tal nicht und nicht an den Hängen, du siehst übel zu deinem Amt."

„Er ist heute nicht gekommen," erwiderte sie, in Schluchzen ausbrechend, und die Tränen quollen wie Silbertropfen aus ihren Augen. „Ich sterbe, wenn er mich verlassen hat. O Gott der Güte, lindere mein Elend!"

Dâmigh verzog die Lippen und schalt sich innerlich, daß er seine trockenen, immer gleichen Augen eben noch gering geschätzt hatte. „Die Menschen bleiben ihr Leben lang Kinder, ihr ganzes Tun und Treiben schaukelt zwischen Lachen und Weinen. Das Wichtigste, was sie tun können, ist ein Verziehen der Lippen, das eine Mal nach oben, das andere Mal nach unten."

Während er aber weiterschritt und sich über seine besondere Art freuen wollte, stieg in ihm der heimliche und unvernünftige Wunsch auf, auch einmal zu spüren, wie Tränen über die Wangen rieseln, und wie es einem zumute sein muß, bis man schreit: „O Gott der Güte, lindere mein Elend!" Er schalt sich. Aber der Wunsch blieb.

Von diesem Tag an beherrschte Dâmigh eine große Unruhe und wachsende Neugier nach dem Wesen der andern Menschen. Er hatte seine Selbstsicherheit verloren. „Wie kann ich die Menschen richten, wenn ich ihr Tun nicht verstehe?" fragte er sich. Ihm schien immer mehr, daß sich ihre ganze Art in den Augen offenbare. Die konnten sprechen und sich verschließen, lachen und traurig sein, sie konnten zürnen und freundlich tun, anlocken und abweisen, begehren und verschmähen, stechen und umfangen, frieren und brennen. Dâmigh forschte nach den Augen und ihrer Sprache, wo immer er auf Leute traf. Die ihm am nächsten war, Sukra,

beobachtete er nun auch genauer und sah, daß sie Augen mit dem nämlichen dunkeln Glanz hatte wie die junge Schäferin im Kreidegebirge. Wenn er von einem langen Gang oder Ritt nach Hause kehrte und sie vor ihm niederkniete, ihm die Füße zu waschen, sprangen ihre Blicke zuweilen wie Funken zu ihm empor, senkten sich aber erlöschend, sobald sie den seinigen begegneten, und sie tat hierauf ihre Arbeit wie zuvor, nur daß dann und wann ein leises Zittern ihre Hände erfaßte und den ganzen Körper durchfuhr. Und dieses Zittern, er fühlte es, bemühte sich, auch auf ihn überzuspringen, wie der Wind auf die Palmenkronen springt und sie drängt, bis der ganze Baum erzittert und sich beugt.

Das Menschenauge wurde für Dâmigh immer geheimnisvoller, je mehr er forschte. Er stand davor wie ein sinnendes Kind unter der Himmelsschale, das sich fragt, was wohl hinter oder über dem blauen Bogen sein möchte. Da ihn die Beobachtung nicht zur Klarheit führte, verlegte er sich aufs Fragen. Er fand eines Tages Sukra auf dem Boden kauernd und in Tränen. Sie hörte seinen Tritt nicht, bis er sich über sie beugte, um ihr ins Gesicht zu sehen. Da geschah in ihren Augen ein Wunder, wie eines entstünde, wenn plötzlich, ohne Dämmerung und Übergang, die Sonne aufginge und aus Dunkel und Trübe mit einem Schlag ihre strahlenden Glanzpfeile über die Welt schösse.

„Merkst du, daß deine Augen brennen, und daß ihr Feuer, eh' man's versah, das Wasser deiner Tränen aufgesogen hat?" redete er sie an.

Sie verstand ihn nicht und sah fragend mit ihren Kinderaugen zu ihm empor.

Er sprach sich deutlicher aus: „Weißt du nicht, daß du deinen Bruder mit anderen Augen ansiehst,

als du eben mich ansahst?" Sie erschauderte leis, und es entging ihm nicht, daß ihr das Blut in plötzlicher Wallung in die Wangen schoß. Er fuhr fort: „Brennt dich das Feuer in den Augen nicht?"

„Es brennt mir nicht in den Augen, es brennt mir da!" antwortete sie kindlich gehorsam und wies auf ihre Brust. Gleich aber schien sie Worte und Gebärde zu bereuen, sie sprang erschrocken in die Höhe und verschwand.

Also nicht in den Augen liegt es, es liegt in der Brust, sann Dâmigh vor sich hin. So wird es wohl sein! Das große Rätsel zieht sich aus den Augen ins Innere zurück, es verkriecht sich in seine Wurzel. Wie ist es da zu erjagen?

Dâmighs Unruhe war durch diesen Zwischenfall noch gewachsen und trieb ihn unstet im Lande herum. Tage und Nächte lang blieb er von Hause weg, immer von der Frage gehetzt, warum er nicht sei wie die andern — er allein.

Kehrte er müde nach Hause zurück, und war es auch tief in der Nacht, so fand er Sukra seiner wartend und wach. Sie hatte ihm immer eine Mundstärkung, ein Fußbad und dienstbare Hände bereit. Seinem Blick wich sie jetzt aus, aber das seltsame Zittern ihrer Hände und des ganzen Leibes war geblieben. Dâmigh schien, sie werde schlanker und ihr Gesicht durchsichtig und bleich, ihre Füße unsicher. Aber er machte sich darüber weiter keine Gedanken. Es ging ihm ja selber auch nicht besser.

Einmal dehnte er seinen unruhigen Ritt weiter aus als sonst und gelangte zu den Ruinen eines alten Tempels. Vor dem Tor standen mächtige Bilder aus Stein, Tierleiber mit menschlichem Antlitz, und schauten starr über den braunen Fluß weg ins weite Wüstenland. Sie warfen schwarze Schat-

ten unter sich, in denen sich ihre Gestalten auf dem gelben Sand ins Riesenhafte verzerrten.

Dâmigh fesselte seinem Pferde die Vorderfüße und streckte sich in dem Schatten aus, denn er war müde und von dem Ritt in Sonne und Staub erhitzt. Er hatte schon von den Steinbildern gehört, aber sie noch nie gesehen. Sein Blick stieg langsam an ihrer einem empor bis zum Gesicht und blieb darauf ruhen. Der Mund war geschlossen und streng, die Augen von Schatten überdunkelt und schwarz wie die Sukras und der Schäferin. Aber es fehlte der Glanz und das seltsame Leuchten, es fehlte der Wechsel von Frohsinn und Traurigkeit, es stieg nichts aus der steinernen Brust herauf. Dâmigh sah so lange zu dem Antlitz hinauf, bis es ihm lebendig wurde und Gewalt über ihn erlangte. Es schaute nicht mehr über den Strom, es senkte seine Augen auf ihn herab, kalt, regungslos, richtend und unnahbar. Diese Blicke trieben es so streng, daß er ihnen ausweichen mußte, wie ein Tier einem menschlichen Auge ausweicht.

Die Bilder sind mir verwandt, sagte er sich, aber sie sind stärker als ich, sie sind eine Vollkommenheit und ich ein Halbes. Ich stehe zwischen dem Steinbild und dem Menschen, zwischen Ruhe und Leidenschaft, zwischen Tod und Leben.

Er fragte sich, auf welche Seite es ihn mehr ziehe, und sein Begehren galt dem Bewegten, dem Unbeständigen und Unberechenbaren, dem sprechenden Auge und dem Feuer in der Brust. Zur Ruhe des Todes war später Zeit. Er wandte sich von den Steinbildern ab und trat voller Verwirrung die Heimreise an. Ich bin ein Ausgeschlossener, raunte es in ihm, ein Verbannter. Wer mich nach Hause wiese, mir die Tür aufschlösse!

In der Nacht, da er wieder unter seinem Dache schlief, hatte er eine Erscheinung, wie einst seine Mutter. Eine Fee schwebte zu ihm herein und neigte sich über sein Lager, es schien ihm in Sukras Gestalt.

„Dir bohrt ein Wunsch im Herzen," redete sie ihn an.

„Mich quält eine Unrast, unsagbar," erwiderte er, „ich möcht' mit den Menschen gemein werden. Ich bin von meiner Einsamkeit zerquält und der Ruhe der Steine nicht gewachsen."

„Du willst Freude und Lust und Liebe?"

„Ich glaube, das wird es sein."

„Du kannst sie nicht haben ohne Leiden."

„So will ich auch das Leiden auf mich nehmen."

Sie neigte sich tiefer zu ihm herab: „Ich habe dir einst Liebe und Haß aus dem Herzen gezogen, ich gebe sie dir zurück und durchbreche den Damm, der dich vom allgemeinen Menschenlos trennt."

So sprechend legte sie ihm die rechte Hand aufs Herz, und ihre Fülle floß wie ein Strom von Wohltat und Wärme auf ihn über. Dann tat sie gleicherweise mit der Linken, und es gesellte sich zu dem klaren Strom der Wonne ein anderer, trüber, wie ätzendes Wasser. So flossen die beiden nebeneinander dahin und vermischten sich allmählich.

Die Fee lächelte Dâmigh halb freundlich, halb boshaft zu und verschwand. Er schlief ruhig weiter und als er erwachte, war ihm von der Erscheinung nur ein schwacher Schimmer geblieben. Es war noch früh am Morgen. Vogelsang füllte seine Schlafkammer. Ein Schwalbenpaar hatte sich für die kühle Jahreszeit bei ihm angesiedelt, und das Männchen saß nun auf einem Mauervorsprung, blähte den Hals und zwitscherte und jubilierte, was die Kehle zu leisten vermochte. So hatte es seit Wochen jeden

Morgen gesungen, Dâmigh hatte kaum darauf geachtet. Jetzt aber ward ihm das Schwalbenlied zu einer großen Seltsamkeit und Verwunderung. Er erstaunte darüber, daß die wortlose Sprache eines Vogels so süß in einem Menschen widerklingen und darin ein farbiges Harfenspiel erwecken konnte. Ja, es erfaßte ihn auf einmal die Lust, auch zu singen, wie er es von andern Leuten täglich hören konnte. Ihre seltsamen Tongeflechte waren ihm immer wie gewaltsame Stimmverrenkungen vorgekommen, die dem, der sie erzeugte, gleich schmerzlich sein mußten, wie dem, der sie anhörte. Jetzt wünschte er, der Tontänzerei auch mächtig zu sein, und er wurde fast ärgerlich, weil ein erster Versuch nicht viel erfreulicher ausfiel als das widerwärtigste Gekrächze einer Krähe. Er sprang vom Lager auf und eilte ins Freie. Eben spritzten die ersten Sonnenstrahlen hinter dem Kreidegebirge hervor und schleuderten ihren Glanz auf die noch träumenden Kronen der Palmen und weithin über den braunen Sand des Wüstenlandes und das freudige Grün der Felder. Was war ihm bis jetzt die Sonne gewesen, die aufsteigende so gut wie die sinkende? Eine Sklavin, die das Land mit einer Fackel beleuchtet und erwärmt, manchmal mehr als gut und wünschbar ist, und die man für allfälliges Mißverhalten nicht einmal tadeln oder peitschen konnte. Jetzt fühlte er bei ihrem Anblick in der Brust sich etwas regen und erweichen, wie vorhin beim Gesang der Schwalbe, und er bot ihr, als sie herrlich und blendend groß über den Berggrat heraufrollte, mit Hand und Mund einen herzlichen Morgengruß.

Es fiel ihm auf, wie unvernünftig und lächerlich sein Gehaben sei, und er wollte sich selbst verspotten, als sein Blick auf drei Tauben fiel, die sich

unweit seines Hauses im geernteten Fruchtland niedergelassen hatten und seine Neugier erweckten. Es mußte eine Mutter mit ihren zwei Jungen sein. Die Alte trippelte her und hin, suchte Körner und Gesäm in munterer Emsigkeit zusammen und schob ihren Fund den beiden andern in die gierig geöffneten Schnäbel. Was war das? Eine von den unzähligen Alltäglichkeiten, die sich um den Menschen beachtet und unbeachtet abspielen. Und doch sah Dâmigh dem Treiben jetzt mit Teilnahme zu und ihm war, er empfinde die Süßigkeit mit, die in der kleinen Brust der Taubenmutter in heiligem Eifer werktätig war.

Während er der sorglichen Geschäftigkeit des Tierchens zusah und verwundert darüber nachsann, wie sich die ganze Welt seit dem letzten Abend für ihn umgekleidet hatte, hörte er behutsame Tritte um das Haus kommen. Es war Kaßlan, der Diener. Er hielt seine Schleuder in der Hand und spähte wie ein Falke zu den Tauben hinüber. Auf einmal schwang er Arm und Schleuder in weitem Kreis, der Stein surrte durch die Luft, die jungen Tauben schwirrten davon, ihre Mutter lag einen Augenblick am Boden, schwang sich dann mühsam auf und flatterte ihren Jungen nach. Ein paar Blutstropfen fielen zur Erde. Der Stein hatte ihr einen der Füße weggeschlagen. Kaßlan sah ihr lachend nach und wand sich vor Vergnügen.

In Dâmigh ging etwas Neues vor. Er fühlte den Schmerz des verwundeten Tieres mit, als hätte der Stein ihn selber getroffen. Die Weichheit, die ihm beim Anblick der Sonne und beim Gesang der Schwalbe die Brust gedehnt hatte, erhärtete sich. Er fühlte, wie sich ihm an der Stirn etwas schwellte, wie sein Blick sich verdunkelte und Arme und Füße

sich strafften. Schon stand er bei Kaßlan, und seine Faust fuhr wuchtig auf ihn nieder. Der Diener wußte so wenig, wie ihm geschah, wie sein Meister, was ihn bewegte. Es war das erstemal, daß Kaßlan von seinem Herrn geschlagen wurde; was hatte er denn begangen? Hatte er nicht schon hundertmal auf Tauben geschossen, ohne daß der Richter es ihm verwiesen hätte?

„Hebe dich hinweg aus meinem Hause, du Sohn des Hundes!" herrschte ihn Dâmigh an und griff zu einem Palmstock, der am Boden lag. Diese Bewegung erregte auch in Kaßlan jähen Zorn, er drang auf den Meister ein, um Hieb mit Hieb zu vergelten. Dâmigh aber schlug ihn mit dem Stock so hart über den Kopf, daß er zu Boden taumelte und ihm das Blut aus den Haaren rieselte. Heulend suchte der Knecht das Weite und rief nach feiger Sklavenart dem Meister zu: „Möge dich ein Unglück treffen, du Heuchler, du Wolf, du Steingesicht!"

Dâmigh empfand eine große Genugtuung, den Taugenichts für seine Grausamkeiten gezüchtigt zu haben. Denn jetzt erinnerte er sich auf einmal all der Tauben, die er wund hatte davonfliegen sehen oder die inmitten der andern mühselig auf einem Fuß ihrer Nahrung nachgehumpelt oder vor Hunger niedergefallen und verendet waren. Dâmigh war überzeugt, noch keine bessere Tat vollbracht zu haben, und er wiegte den Stock, mit dem er geschlagen hatte, selbstzufrieden in den Händen. Die Härte, die einen Augenblick seine Brust versteinert hatte, war besänftigt, sein Sinn und Gemüt heiter wie der Himmel nach einem Wüstensturm, wenn er seine Blitze im Zorn durch die Sand- und Dunstwolken geschleudert und Donnerwalzen über das Land gerollt hat.

Es zog Dâmigh in die Wüste hinaus. Die wun-

derbare Erweckung, die er erfahren, ließ ihm keine Ruhe. Wie ein flügge gewordener Vogel wollte er nun seine Schwingen versuchen, nach allen Richtungen, in allen Höhen und Tiefen. Er kam sich selber ganz fremd vor und meinte manchmal, was ihm widerfahren, sei nur ein Traum. Sein Auge und sein Ohr waren trunken, sein Innerstes in süßer Ergriffenheit, erlebte er doch zum erstenmal seine reiche, herrliche Seele, und zwar nicht mit dem dämmernden Verstand des Kindes, sondern mit der weiten Empfänglichkeit des Mannes.

Er stieß auf Kaßlan, der im Zorn auch in die Wüste gelaufen war. Er konnte ihm jetzt nicht mehr zürnen und bereute seinen raschen Schlag. Der Diener wollte weiter vor ihm fliehen, er rief ihn freundlich zu sich und warf ihm seinen Beutel zu. Dann suchte er sich einen Ruheplatz, und hier, zwischen Felstrümmern und Sandwehen, überließ er sich dem unübersehbaren Strom von Luft und Licht, der von Sonnenaufgang her sich in ihn ergoß und mächtig über ihn wegflutete, und er genoß schweigsam und andächtig die sanfte, tiefe, traumgleiche Stille, in der sich der betrachtende Mensch mit allem, was um ihn liegt, mit Stein und Staub, mit Stamm und Schaft, mit Blüte und Blatt eins und verbunden fühlt. Lange lag er so. Dann erfaßte ihn die Lust, sich Menschen zu offenbaren, ihnen das Weltwunder zu verkünden, das ihm geschehen war. Hätte er Kaßlan wieder getroffen, er würde ihn um Verzeihung gebeten und wie einen Bruder umarmt haben. Aber der Zufall wollte es, daß er auf dem Heimweg keinem Menschen begegnete. Zu Hause trat ihm Sukra entgegen. Sie hatte ihn kommen sehen und war mit einem Becken voll Wasser zur Hand.

„Sei mir willkommen!“ sagte sie, wie es ihre Gewohnheit war.

„Sei mir doppelt gegrüßt,“ erwiderte er.

Sie war von dem freundlichen, ungewohnten Gruß überrascht, das Wasser in dem Becken schwankte, und ein Guß floß über den Rand und ihre Hand auf den Boden. Das kleine Mißgeschick machte Sukra so verlegen, daß sie nicht zu Dâmigh aufzublicken wagte und rasch zu seinen Füßen niederkniete. Er setzte sich. Sein Blick senkte sich auf das Mädchen und blieb auf ihrem Nacken haften. Wie jugendlich und frisch war er noch, wie schlank und lieblich gebogen, demütig und doch nicht ohne Stolz. Es schien, als ob sie um seinen Blick wüßte, obschon ihr Gesicht über seine Füße geneigt war. Sie erhob mitten in der Arbeit eine der Hände und zog das Tuch, das sie um den Kopf gebunden hatte, über den bloßen Nacken. Aber ihre Hand war unsicher, und da sie das Tuch zu sehr lockerte, quoll ihr Haar darunter hervor und breitete sich schwer und dunkel wie ein Stück Nacht um sie aus. Dâmigh war ganz überrascht. Eine solche Fülle hatte er bei ihr nicht vermutet, er hatte ja bis jetzt nicht einmal beachtet, ob ihr Haar schwarz oder braun war. Das Sonnenlicht lag darauf und gab ihm einen Glanz, wie wenn der Schimmer aller Sterne ineinandergeflossen wäre und sich goldig und gleichmäßig über die Mitternacht ausgebreitet hätte.

Das Haar wallte auf Dâmighs Füße und auf den Boden. Sukra war in großer Verwirrung und richtete sich halb auf. Ihr ganzer Leib zitterte und ihr Atem ging schnell und schwer. Dâmigh griff mit den Händen in ihr Haar, um es vor der Berührung mit dem Boden zu bewahren, ihm schien, etwas so Herrliches dürfe nicht im Staube liegen.

Weich und belebt flossen die Strähnen durch seine Finger.

„Ich wußte nicht, daß du so schön bist, Sukra, ich war blind bis zu diesem wunderseligen Tag," preßte Dâmigh mit verhaltenem Jubel hervor.

Sie bebte noch mehr und schaute, wie zum Tode erschrocken, mit großen Augen zu ihm auf. Er sah in die Glut dieser Augen und wußte, daß die seinen ebenso hell flammten, denn das Feuer durchloderte seine Brust, heiß und ungestüm.

„Ist das nun euere Liebe?" stammelte er. „Ja, ich fühl's, es ist die Liebe, meine, deine, unsere. Sieh, Sukra, du Gute, Schöne, mein Herz war bis jetzt in einen Stein verschlossen, nun habe ich es aus dem Stein herausgeschlagen. Ich fühle, wie es mir an die Rippen hämmert."

Er umfaßte sie und riß sie wild zu sich herauf. „Weißt du auch, was Liebe ist? Liebst du mich auch?" bestürmte er sie.

Sie keuchte: „O du Böser, Guter, du tust mir weh, du zerreißest mich! Du erstickst mich!"

Sein Herz jubelte, er drückte sie heftig an sich. Er schloß ihr die Augen mit seinen Lippen und stieß heraus: „Wie selig ich bin, wie glückselig!"

Da fuhren ihre Hände krampfhaft gegen die Brust, sie wurde schwer und entglitt mit einem leisen Seufzer seinen Armen. Sie zuckte, auf dem Boden ausgestreckt, noch einmal, kaum merklich, und lag dann ruhig, mit halbgeschlossenen Augen da, das Gesicht fast ganz von den Haaren verhüllt. Er verstand nicht, er beugte sich über sie und ließ sein Herz auf sie hinabströmen.

„Schau mich wieder an mit deinen Feueraugen. Schau in die meinen und sag mir, ob sie auch fun-

keln wie die deinen. Laß dich wieder an meine Brust heben, so wirst du fühlen, wie das Glück in ihr wogt und drängt und pocht, alles dir entgegen!"

Er faßte sie und hob sie in die Höhe. Sie war schlaff wie welker Klee. Er schrie seine erwachende Angst auf sie hinab. Sie blieb regungslos und stumm. Und nun sah er, daß sich ihre Lippen entfärbt und die Augen verdreht hatten. Der Schreck lähmte ihn. Er ließ die Geliebte schwer auf den Boden fallen.

„Hab' ich dir weh getan?" schrie er, obschon er nun wußte, daß sie ihn nicht mehr hören konnte. Er kniete bei ihr nieder und starrte auf sie hin. Unter seinem Stirnbogen fing es an zu zucken und zu brennen, es war, wie wenn dort etwas schmölze und lebendig würde. Heiß ergoß es sich aus den Augen und über die Wangen. Dâmigh merkte erst, daß er weinte, als Sukras Gesicht von seinen Tränen ganz überströmt war.

Er kniete lange bei ihr und war keines Gedankens fähig. Der Abend nahte. Eine Schwalbe schwirrte herein, setzte sich auf den gewohnten Mauervorsprung und sang ihr kurzes Abendlied oder Abendgebet. Dâmigh sah zu ihr auf, ihre Töne taten ihm weh. Wie konnte sie da so überlaut singen, wo die tote Sukra lag? Wie anders hatte ihr Lied am Morgen geklungen! Und nun ging der wundersame Tag wieder an ihm vorüber. Strahlend hatte er begonnen, glanzlos war das Ende! Die Sonne ging über den Sandhügeln unter wie ein großes, verweintes Auge. „O Gott der Güte, lindere mein Elend!" flehte Dâmigh. Er hob Sukra auf, legte sie über seine Knie und umfaßte sie mit seinen Armen. So hielt er sie, bis sie starr und kalt war, die ganze Nacht hielt er sie auf den Knien.

Er kam sich wie ihr Mörder vor und klagte sich an und verwünschte seine Herzlosigkeit. Er sah jetzt das ganze Leiden der kleinen Sklavin vor sich, wie sie ihn jahrelang geliebt und sich nach einem guten Blick oder einem freundlichen Wort gesehnt und ihre ganze Kraft in dieser Sehnsucht aufgezehrt hatte, während er wie ein Blinder neben ihrer Schönheit und Güte und Hingebung gestanden hatte. Und jetzt, da ihm die Augen endlich aufgegangen waren, hatte er sie so plötzlich mit seinem Liebesrausch überfallen, daß sie vor Schreck zerbrach. Vor Schreck oder Glück oder vor beidem. „O Gott der Güte, lindere mein Elend!"

Am Morgen kam ein Mann mit einem Teil seiner Sippe vor sein Haus und rief ihn heraus: er möge auf den Richtplatz kommen, er habe zu klagen. Dämigh weigerte sich, und als die andern beharrlich blieben, öffnete er die Tür und zeigte ihnen die Leiche des Mädchens. „Ich kann sie nicht lassen," sagte er traurig, „seht, wie schön sie ist. Ich kann nicht fassen, daß ich sie verloren habe."

Die andern lachten verstohlen, und einer erwiderte: „Es hat schon mancher eine Sklavin verloren und zu kaufen sind noch schönere als die da. Komm und walte deines Amtes."

Sie wichen nicht, bis er ihnen folgte. Unterwegs unterrichteten ihn die Kläger von dem Fall. Der Sklave eines Nachbars hatte ihnen drei Ziegenfelle, von den schönsten und weichsten, gestohlen und damit seinem Weib ein Lager bereitet.

Auf dem Richtplatze war viel neugieriges Volk versammelt und umringte den Sklaven, der wie gebrochen am Boden kauerte. Auch sein Weib hatte die Sippe der Kläger herbeigeschleppt. Es lag auf dem Sand und hielt ein Kindlein an der Brust.

Die drei Felle waren neben ihm in der Sonne ausgebreitet wie stumme Zeugen.

Einer aus der Menge redete auf den Sklaven ein: „Schau deine rechte Hand noch einmal an, Hassan, bald wird sie abgehauen werden, denn der Richter ist streng und die Kläger sind hart und mächtig. Was bist du morgen deinem Meister noch wert? Schau deine rechte Hand an! Und Gott sei dir barmherzig!"

Dâmigh forderte den Angeklagten auf, sich zu verteidigen.

„Hier ist mein Weib," sagte der Sklave. „Sie hat gestern ein Kind geboren, das nämliche, das sie an der Brust hält. Unter großen Schmerzen hat sie es zur Welt gebracht, Gott weiß es. Ihr Lager war hart, sie schrie und wand sich darauf. Mich erbarmte ihrer. Ich bat meinen Meister um ein paar Felle, er hatte keine für mich, wie er sagte. Da verlockte mich der Teufel, und ich schlich mich hin zu den Nachbarn."

Dâmigh maß die Angeklagten und die Kläger und trat dann ganz nah an die Schuldigen heran. Früher hatte er sich ohne Zaudern immer hart an die Seite derer gestellt, die im Recht waren. Jetzt geschah ihm, daß nur sein Kopf dort war, während das Herz mit denen schlug, die zerknirscht und bebend am Boden lagen. Er fühlte, daß er seit dem Tode Sukras mit den Leidenden, den Unglücklichen und Schuldigen verbunden, ja elender war als sie alle und Mut und Willen nicht fand, sie mit seiner Härte zu drücken. Er blickte nach den Augen der Wöchnerin. Sie waren feucht und flehten ihn an und glitten dann zu dem Kindlein hinab, das als hilfloses Klümplein in ihren Armen lag. Er dachte an Sukra und sah in dem Weibe ihre Schwester.

Nach kurzem Sinnen wandte er sich an die Kläger: „Steht von eurem Begehren ab," sagte er langsam.

„Wie?" riefen die Kläger, „wir abstehen?"

Man verstand dergleichen von dem strengen Richter nicht. Er mußte seine Worte deuten: „Nehmt eure Felle und laßt das übrige gut sein!"

„Nein," gab ihm der Älteste der Sippe hart zurück, „wir stehen von unserem Rechte nicht ab. Du bist da, um Recht zu schaffen, so schaff es!"

„Wohlan, ich richte also: der Schuldige lege die drei Felle wieder dahin, wo er sie genommen hat und trage dem Kläger zur Strafe eine Woche lang jeden Morgen einen Schlauch Wasser zum Haus."

Bei diesen Worten entstand eine große Bewegung in der Menge. Der Sklave stand auf und wollte dem Richter die Hand küssen, sein Weib hatte sich halb aufgerichtet und machte eine Bewegung, als wollte sie ihn segnen. Das Haupt der Kläger aber knirschte: „Spottest du unser mit deinem Schlauch Wasser? Wir nehmen den Spruch nicht an! Er ist ein Beil ohne Schärfe! Wir schlagen den Dieb tot!"

„Wir schlagen den Dieb tot," wiederholte die ganze Sippschaft.

Da drängte sich der Meister des Sklaven, der für sein Eigentum fürchtete, vor und wandte sich an die Kläger: „Ich nehme meine Sklaven in meinen und meiner Sippe Schutz. Ich habe sie vor einem Jahr gekauft, viel zu teuer."

Die Kläger spotteten seiner, denn sein Ansehen war nicht groß im Stamm. Aber schon war den Sklaven ein neuer Helfer entstanden. Es war der alte Wâsin. Er trat zwischen die Kläger und die Angeklagten und rief: „Ich habe keinen Nutzen von ihnen, doch auch ich nehme sie in meinen Schutz."

Da jubelte die Menge ihm zu. Die Ankläger knurrten, aber sie fügten sich.

Die Leute wollten sich verlaufen, als Dâmigh nochmals zu reden begann: „Mein Spruch hat euch verwundert, ich habe es wohl gesehen. Hört mich an: Ich habe heute anders gerichtet als sonst, weil ich nicht mehr derselbe bin, den ihr einst zum Richter ernanntet. Ich lege mein Amt in eure Hände zurück. Wie soll ich fernerhin richten? Ich habe mich selber schuldig gemacht. Ich habe meinen Diener mit dem Stocke blutig geschlagen, und seine Schwester ist gestorben, ich fürchte durch meine Härte. Ich habe das Kleid der Gerechtigkeit abgetan und will nicht mehr zu den Gerechten gezählt werden. Nehmt euch einen andern Richter!"

Die Menge staunte, sie sah wohl, daß mit Dâmigh eine Wandlung vor sich gegangen war, aber sie konnte sie nicht deuten, und einige zweifelten schon an seinem Verstand, als der alte Wâsin Dâmigh so anredete: „Hör mich an. Früher, wenn du urteiltest, hat mich gefroren, dein heutiger Spruch hat mich erwärmt. Ging es euch nicht auch so, ihr Leute?"

Manche stimmten ihm bei.

„Richter Dâmigh," fuhr Wâsin fort, „du hast das Kleid der Gerechtigkeit nicht abgelegt, wie du meinst, du hast nur darüber den Mantel der Güte gezogen. Und so soll es sein. Du bist jetzt einer von uns, früher standest du abseits. Wir waren dir eine Herde von Böcken, die aus eitel Bosheit störrisch sind und die du mit deinen Sprüchen auf dem rechten Weg halten wolltest, wie der Hirt seine Tiere mit bösen Hunden. Jetzt weißt du, wie es in Wahrheit mit uns bestellt ist, von was wir getrieben und gezerrt und mißleitet werden, und du wirst uns nicht mehr mit bösen Hunden hüten. Vorgestern noch

warst du ein Richter nach unserem Verstand, heut bist du ein Richter nach unserem Herzen, und Gott möge dich behüten!"

Der Alte wandte sich zur Menge: „Habe ich aus eurem Sinn gesprochen?"

„Du hast aus unserem Gemüt gesprochen, o Wâsin," riefen sie ihm einmütig zu. „Er bleibe unser Richter!"

Dâmigh beugte sich ihrem Willen. Sie drängten sich um ihn und begleiteten ihn zu seinem Hause. Sie stimmten an Sukras Leiche Klagelieder an und begruben sie fast wie eine Heilige. Denn sie glaubten, das Mädchen habe in dem Richter durch das Opfer seines Lebens das Wunder der Wandlung vollbracht.

Die vier waren das Seltsamste und zugleich Lieblichste im ganzen Stamme. Es waren zwei Zwillingspaare, die im nämlichen Jahre, ja in demselben Monate zur Welt gekommen waren, die Knaben ein paar Wochen früher als die Mädchen. Ein Schimmer von Wunder umgab sie, denn die Mädchen glichen sich, wie die beiden Augen in einem Gesicht, und auch die Jünglinge waren kaum auseinanderzuhalten. Sie zählten nun sechzehn Jahre, und schlankere Gestalten und blankere Augen gab es im ganzen Lager nicht. Ihre Väter hatten die Zelte immer nebeneinander aufgeschlagen, und die vier Kinder waren miteinander aufgewachsen, fast wie die Küchlein aus dem nämlichen Neste. Da im Beduinenlager die jungen Leute sich nicht fremd bleiben und die Mädchen sich nicht verschleiern, wie in Dorf und Stadt, entbrennt die Liebe in der Wüste so heiß, wie sie in leidenschaftlichen Menschenherzen nur zu brennen vermag. Wer deshalb die schönen Menschenkinder beisammen sah, brauchte kein Seher zu sein, um ihr Herzensschicksal vorauszuschauen; ungewiß schien nur, wie die Wahl und Ausscheidung fallen würde.

Aber die vier bedurften fremden Rates nicht und nicht einmal eigener Überlegung. Sobald die rechte Stunde gekommen war, hatten sich die, die zusammen gehörten, in großer, blendender Verwunderung erkannt und gefunden. Die erstaunliche Ähnlichkeit

erstreckte sich nur auf das Äußere; in den gleichgestalteten Schalen staken verschiedene Kerne, und die Natur, die zuweilen ein launiges Spiel liebt, hatte sich darin gefallen, je einem Jüngling und einem Mädchen die gleiche oder doch eine ähnliche Seele zu schenken, dermaßen, daß ein Jüngling und ein Mädchen von kühner und heiterer, die zwei andern von schüchterner und dafür inniger Gemütsart waren.

Die Wahl aber vollzog sich so, daß sich der kühne der Jünglinge zu dem schüchternen Mädchen und der schüchterne zu dem kühnen Mädchen hingezogen fühlte. Und damit alles aufs schönste zusammenstimme, wie die Saiten einer Zither, fügte es sich, daß die Neigungen der jungen Männer vollkommen den Wünschen der Jungfrauen entsprachen.

So wurden aus den Zwillingspaaren zwei Liebespaare, die beide ein gleichartiges Büschel von löblichen Eigenschaften und sich ergänzenden Gegensätzen besaßen, nur in verschiedener Verteilung, und wer sich im Stamm auf menschliche Art verstand, weissagte ihnen in Gedanken ein glückliches Eheleben und wohlgeratene Kinder.

Nachdem die vier ihre Herzen entdeckt hatten, ward ihnen jeder Tag zu einem Fest, jede Nacht zu einem Hoffnungstraum und die Zukunft zu einer paradiesischen Verheißung. Und das Glück des einen Paares war auch das Glück des andern. Wie alle verliebten Kinder wähnten sie, die Welt wisse nichts von ihrer Herzenssache und sie trafen sich täglich ungescheut am Brunnen, schauten sich in die verwunderten Augen und lauschten auf das Geplauder der verliebten Lippen, die auch närrischen Worten einen köstlichen Sinn gaben. Nachts sangen die Jünglinge ihre Liebe und Sehnsucht in die Nacht

hinaus, und das ganze Lager lauschte mit Wohlgefallen ihren Liedern, denn so klare Stimmen und so schicklichen Ausdruck in Worten hatte man noch nie vernommen.

Als die vier einst wieder wie gewohnt am Brunnen saßen, bröckelte unter der Hand des schüchternen der Mädchen, Er-Rabab hieß es, ein Stein vom Rand ab und fiel in die Tiefe des Schachtes. Das Mädchen sah ihm nach und erschauderte. „Hier oben stehn wir in Sonne und Glanz," sprach es, „und da unten, ganz nah, ist Finsternis und Grausen." Dies sagend, fing es zu weinen an. Die andern begriffen nicht und fragten: „Was ist dir nur, Er-Rabab?"

„Wir sind jetzt glücklich, aber wir werden es nicht mehr lange bleiben. Heute morgen trat mir der Vetter Bachît über den Weg und verkündete mir seine Absicht, mich zu seinem Weibe zu machen."

Erst war große Bestürzung. Denn wenn Bachît sein Bäschen Er-Rabab heiraten wollte, war die Lage schlimm genug. Unter den Beduinen gilt ein Gesetz, daß der Vetter das erste Anrecht auf die Hand seiner Base hat und daß ihr Vater sie ihm nicht verweigern darf, wenn er einen angemessenen Preis anbietet.

Kedua, der kühnere der Jünglinge und Verehrer Er-Rababs, fand die Fassung zuerst wieder. Er griff nach seinem Gürtel, wo zwei Dolche glänzten, und rief: „Er-Rabab sei getrost, er soll dich nimmer besitzen! Eher durchschneide ich ihm die Kehle mit diesem Messer!"

Sein Bruder Hamud hielt ihm die Hand zurück, als wollte sie schon den verhängnisvollen Stich ausführen, und klagte schüchtern: „Bedenke die Blutrache, o Kedua, Bachîts Sippe ist mächtig!" Den

besten Trost fand Fatme, die entschlossenere der beiden Schwestern. Sie lachte: „Macht von unserem Vetter Bachît nicht zu großes Wesen! Gestern und vorgestern hat er auch um meine Neigung geworben, meinend, ich sei Er-Rabab! Der Dummkopf kennt uns zwei noch nicht einmal auseinander und will eine von uns freien!“

Nur Kedua lachte mit Fatme, die beiden Schüchternen sahen betrübt in das Dunkel des Brunnens hinab, voll trüber Ahnungen.

„Wir müssen handeln,“ brach Kedua die entstandene Stille. „Wir schicken unseren Freund Jußef zu eurem Vater Keleb, damit er für uns anhalte. In sechs Tagen ist Vollmond, das ist der schicklichste Tag dazu.“

Hamud senkte den Kopf tiefer. „Hätten wir nur den Reichtum unseres Vaters noch. Dann möchte es gehen! Oh, Fluch den Räubern, die uns alle unsere Kamele fortführten, und Fluch der Hand, die uns unseren Vater erschlug, als er die Räuber verfolgte!“

„Schickt immer euern Freund Jußef zu unserem Vater,“ riet Fatme. „Wir zwei Mädchen führen unterdessen unsern Vetter Bachît lustig an der Nase herum. Jede, die ihm begegnet, sagt ihm, sie sei Fatme, so daß er die geliebte Er-Rabab nirgends findet und, unseren bösen Willen erratend, von seinem Vorhaben absteht.“

Sie machten sich auf nach dem Lagerplatz. Fatme schied sich von den andern und schlug einen Umweg ein, auf dem sie hoffte, dem Vetter Bachît zu begegnen. Wirklich fand sie ihn, der seine Kamele tränkte, und wurde von ihm angeredet: „Oh, Er-Rabab, du Teufelsmädchen, hast du dein Herz nun beraten?“

„Wasche deine Augen aus, o Vetter Bachît," erwiderte sie. „Bin ich nicht Fatme? Wann wird dein Scharfsinn uns endlich auseinanderhalten können?" Sie ging, und er brummte ihr nach: „Der Teufel mag sie voneinander scheiden!"

Tags darauf stieß er auf Er-Rabab und rief sie schon von weitem an: „Da bist du endlich wieder, o Er-Rabab, du Teufelskind! Wie hast du nun deinen Sinn gerichtet?"

„Wie kannst du mich so anreden, Vetter Bachît, siehst du denn nicht, daß ich Fatme, deine unwürdige Base bin?"

„Ach ja," entgegnete er, „du hast recht. Der Wind hat meine Augen heut etwas trübe gemacht. Aber Teufelsmädchen seid ihr gleichwohl und voller Schalkheit dazu. Wenn ihr einander gleicht, wie ein Floh dem andern, warum kleidet ihr euch nicht verschieden?"

„Wir tragen die Kleider, die der Vater uns gibt!" hielt sie ihm entgegen.

„So unterscheidet euch doch wenigstens durch irgendeine Kleinigkeit, lege du dir ein gelbes Band um den Hals, so werde ich dich nicht mehr unnötigerweise anreden, du häßliche Hexe!"

Noch gleichen Tages trugen beide Mädchen gelbe Bänder um den Hals, und Bachît traf auch jetzt zu seiner Verwunderung immer nur mit Fatme zusammen. Da entschloß er sich anders und sagte: „Es ist Fügung, offenbare Fügung, daß ich immer dir begegne, o Bäschen Fatme, und da du, wie ich mich überzeuge, so schön bist wie deine Schwester, oder vielleicht noch ein Körnchen schöner, so will ich mein Herz wenden und dich heiraten. Ich habe Er-Rabab nur deshalb den Vorzug gegeben, weil mir ihr Name so ausnehmend wohl gefiel, aber

Fatme ist auch kein schlechter Anruf, Fatme stand dem Propheten nahe, und so soll auch mir Fatme billigerweise recht sein."

Von Stund an begegnete Bachît nur noch Er-Rabab, und zum zweitenmal wendete er sein Herz und sagte: „Man muß einen Mantel weggeworfen haben, ehe man weiß, wie warm er einem die Seele hielt. So ging es mir mit dir, o Er-Rabab! Ich habe mich einen Tag lang zu Fatme gekehrt, nun aber weiß ich, daß d u mein eigen sein mußt und keine andere. Heute abend, wenn wir hinter den Zelten singen und ihr uns entgegentanzet, will ich meinen Sinn vor allen offenbaren. Sei mir dann freundlich!"

„Du bist eine Palme im Wind, du neigst dich hin und wieder zurück, du bist eine Palme im Wind, o Vetter Bachît!" Damit lief das Mädchen davon.

Dies geschah an dem Tage, da Jußef, der Freund der Brüder, für sie freien sollte, denn der Mond war satt und rund geworden von den Sternen, die er auf seiner Reise verschlungen hatte, wie die Schwalbe die Mücken verschlingt. Jußef trat in das Zelt des Vaters Keleb und redete ihn an: „Friede sei mit dir, du Freund der Freunde und Liebling Allahs! Kedua und Hamud, die guten Jünglinge, haben mich zu dir gesandt, denn sie möchten deine Töchter, die herrlichen Blumen Er-Rabab und Fatme, heimführen."

Vater Keleb schlug die Hände über dem spitzen Kopf zusammen: „Meine Lippen sind traurig und mein Mund überfließt von Schmerz. Hör' mich an, o Jußef! Kedua und Hamud sind meine Nachbarn, ihr Vater und ich haben die Zelte immer nebeneinander aufgeschlagen, ich habe gegen sie nichts zu klagen, wie sollt' ich! Aber womit wollen sie den

Preis für so schöne Mädchen zahlen? Sie besitzen zusammen drei Kamele und dreimal so viel Schafe, damit erwirbt man meine zwei Töchter nicht. Und der Vater der Jünglinge, der ein kühner Räuber war, ist erschlagen. Und selbst wenn ich die Mädchen ihnen schenken wollte, was mir nicht einfällt, wie könnte ich es? Erst muß ich mit meinem Neffen Bachît sprechen. Sagt er dann zur einen wie zur andern: ‚Du warst mein Pantoffel, ich habe dich weggeworfen,' so können wir wieder reden." Damit entließ er Jußef.

Die Nacht kam. Der Mond stieg groß und golden aus der braunen Wüste empor. Im Kreis kauerten die Zelte, schwarz oder braun und weiß gestreift, und warfen schwere Schatten hinter sich, aus denen die Augen der Wachthunde glotzten. Die Pferde standen an ihren Pflöcken und klirrten leise mit den Ketten, die ihre Füße fesselten. Unbeweglich wie Erdhaufen lagen die Kamele in langen Reihen, weiterhin die Schafe, fest aneinander gedrängt.

Junge Männer in weißen Mänteln traten in das Licht heraus und stellten sich in eine Reihe. Unversehens stand ihnen eine Schar junger Mädchen gegenüber, sie schienen wie Geister oder Schatten aus dem Erdboden emporgetaucht zu sein. Sie waren völlig verschleiert, von den Schultern flossen ihnen blaue Mäntel leicht herab und regten sich im Winde. Einer der Männer begann mit heller Stimme zu singen, den gleichen Vers drei-, fünfmal nacheinander. Die andern fingen Wort und Weise auf und wiederholten sie fünf-, zehnmal, klatschten dabei in die Hände und wiegten den Körper vorwärts und rückwärts, nach links und nach rechts, oder sie ließen sich auf ein Knie sinken, immer im Takt mit dem Liede.

Aus der Schar der Jungfrauen lösten sich zwei los. Sie hoben die Arme in wagrechte Lage, und der blaue Mantel gab ihnen Schwingen. Sie gingen in kleinen, zierlichen Schritten sittsam und eher scheu als kühn den Jünglingen entgegen, erst langsam, dann rascher, wie der schneller und wärmer werdende Gesang es gebot. Je näher sie kamen, desto lebhafter wurden die Bewegungen der Männer, ihre Stimmen lauter und kecker. Sie unterbrachen auf Augenblicke ihren Gesang und ermunterten und priesen die Mädchen durch freudige Zurufe und schmeichlerische oder neckische Worte. Die Liebhaber der Tänzerinnen taten es allen zuvor, sie hatten ihre Erwählten längst an Wuchs und Haltung erkannt. Da die Sitte ihnen streng verbot, ihr Mädchen bei diesem Spiel zu nennen, riefen sie es mit dem Namen des gefälligsten ihrer Haustiere an: „Oh, du liebes Lamm, komm näher! Bist du müde? So komm und lege dich nieder und ruhe dich aus, du armes Lamm!“

Die Mädchen kamen bis auf zwei Schritte an die Männer heran, dann kehrten sie zurück, wie sie gekommen waren, und wurden von zwei andern abgelöst.

Dieses Tanz- und Liebesspiel mochte bald eine Stunde gedauert haben, als zwei Mädchen vortraten, die an Größe und Gestalt völlig gleich schienen und an Anmut und Leichtigkeit der Bewegung alle andern weit übertrafen. Als würden sie von ihren Mänteln in der Luft getragen, schwebten sie lieblich und voller Zierlichkeit heran, wie Bild und Spiegelbild, höchstens daß die Bewegungen des einen etwas entschlossener schienen, als die des andern. Aus der Reihe der Männer drängten sich zwei Jünglinge vor und streckten die Hände den

beiden Feengestalten in großer Erregung entgegen. Der eine rief mit weicher, schmelzender Stimme: „Oh, mein stolzes Lamm, komm nah, ganz nahe, denn du bist durstig, und siehe, hier ist der Brunnen! Sein Wasser ist klar und kühl und süß! Komm nah, komm näher und lösche deinen Durst!“ So sprechend, nahm er seinen Turban vom Scheitel und legte ihn vor sich auf den Boden, er sollte den Brunnen bedeuten.

Des andern Jünglings Stimme erschallte trotzig: „Oh, mein liebliches Lamm, was zitterst du? Du fürchtest das böse Raubtier, den Wolf, denn er lauert in den Felsen und möchte dich verschlingen! Aber sei starken Mutes! Hier ist mein Säbel und hier mein Dolch, die werden dich beschützen!“

Während die zwei so den Mädchen ihre Gefühle preisgaben, drängte sich ein Dritter zwischen sie, ein großer, stämmiger Bursche, und rief protzig: „Oh, ihr albernen Lämmer! Warum wollt ihr auf magerer Weide äsen? Kommt zu mir, ich führe euch zu fettem Kraut! So kommt doch, ihr einfältigen Schafe! Seht hier eure Weide! Wie reich sie ist!“ Und er warf seinen mit Gold gestickten Mantel auf den Boden. Die Mädchen achteten seiner nicht, sie schwebten ganz nah an die beiden Jünglinge heran, die voller Jubel ihre Arme weit nach ihnen öffneten, ohne sie jedoch zu berühren. Dann schwebten die Tänzerinnen zurück, anmutig, liebreizend, wie sie gekommen waren.

Dieses Betragen stachelte den Zorn des Dritten auf. Er erhob die Faust und schrie: „Nur Geduld, du Teufelin Er-Rabab! Eh' der Mond wieder voll ist, hol' ich dich in mein Zelt!“

Er hatte den Namen der von ihm Begehrten herausgeschrien und damit gegen Sitte und Höflich-

keit verstoßen. Alle Mädchen erhoben einen Lärm wie ein Wanderzug von Lerchen, auf den ein Falke stößt. Und gleich waren alle verschwunden, von den Schatten der Zelte verschlungen. Unter den Männern entstand Streit. Der große Prahler drang auf die zwei Jünglinge ein, und die Verwünschungen flogen her und hin:

„Blindheit auf deine Augen!" — „Oh, du Aussätziger!" — „Einen Dolch dir ins Herz!" — „Möge dich Siechtum und Pestilenz treffen!" — „Unheil deiner ganzen Sippe!" Schon blitzten die Dolche, da traten die anderen Jünglinge dazwischen und einer rief: „Wenn sich zwei Gläubige mit dem Schwert schlagen, wird der Schläger und der Erschlagene des höllischen Feuers sein." Der Koran wirkte, die drei ließen voneinander ab. Alle aber waren verdrießlich, daß das Tanz- und Liebesspiel ein so unerfreuliches Ende genommen hatte, und sie zürnten Bachît.

Bald lag das Schweigen des Schlafes über dem Lager, bis gen Mitternacht neuer schwermütiger Gesang und die Klänge eines Saitenspiels aus einem Zelte erschallten. Die beiden Jünglinge, von der Erregung des Abends wach gehalten, stimmten ihr Sehnsuchtslied mit wunderbarer Süßigkeit und Gewalt an und verstummten erst, als der Mond versank und der neue Tag emporstieg. Im Nachbarzelt saßen die beiden Mädchen aneinandergeschmiegt, lauschten dem Gesang und freuten sich im Herzen des Lobes, das ihnen in so sehnsüchtigen Tönen gespendet wurde.

Der folgende Tag wurde für sie ein Tag des Kummers. Die Sonne stand noch nicht um Handbreite über der Wüste, als Bachît bei Vater Keleb eintrat.

„Ich greife zu meinem Recht," platzte er gebieterisch heraus, „und begehre Er-Rabab von dir zum Weibe. Stelle den Preis."

„Ich kann dir dein Recht nicht zerreißen," erwiderte der alte Spitzkopf verbindlich. „Allah bewahre mich davor! Du wirst freilich Er-Rabab widerspenstig finden, denn du hast sie nächtens vor dem ganzen Lager bloßgestellt und außerdem fürchtet sie, dir stecke Fatme und nicht sie im Sinn. Gewiß sei, daß du immer die eine für die andere nehmest. Das könnte sich in der Ehe zu einem Dorn auswachsen."

„Laß sie beide kommen," fuhr Bachît auf, „ich will dir zeigen, daß ich Er-Rabab wohl kenne!" Heimlich zählte er auf ein glückliches Erraten.

Die Zwillingsschwestern, die gelauscht hatten, kamen sehr beklommen aus ihrem Gemach heraus; ihre einzige Hoffnung war, daß er falsch rate.

Bachît musterte sie aufmerksam und bemerkte, daß beide ein gelbes Bändchen um den Hals trugen. Er wußte nun, daß sie ihn genarrt hatten, und verfluchte heimlich die weibliche Falschheit. Aber die Keckheit verließ ihn nicht, und er zeigte aufs Geratewohl, aber entschlossen, auf Fatme: „Du bist Er-Rabab, oder ich will der Sohn eines Esels sein."

Die Mädchen lachten hell auf: „So bist du der Sohn eines Esels!" Er-Rabab hielt sich für gerettet; aber die Freude währte nicht lange.

Bachît, rot vor Zorn, wendete sich an den alten Keleb: „Mein Vater war dein Bruder. Ist es ziemlich, daß mich deine Töchter in deinem Zelte den Sohn eines Esels schelten? Doch ich will ihnen nicht zürnen, denn ihr Lachen hat mir die Augen geöffnet und mich auf den rechten Pfad gewiesen. Gewiß, es ist wahr, deine Töchter sind sich so gleich,

daß ich nicht die eine lieben kann, ohne auch die andere zu meinen. Hätte ich Er-Rabab in meinem Zelt, so möchte es leicht geschehen, daß mir der Sinn nach Fatme ginge, denn ich bin eine Palme im Wind, die hin und her neigt. Das gibt mir zu denken."

Er hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu belauern. Vater Keleb, der dem Neffen weniger seiner Tugenden als seines Reichtums wegen gewogen war und schon fürchtete, es möchte ihm ein hoher Preis für seine Töchter entgehen, verzog den Mund und fragte verdrießlich: „Soll das heißen, daß du auf Er-Rabab verzichtest?"

Er-Rabab konnte ihr Gefühl nicht zurückhalten und bat: „Ja, sag' so, Vetter Bachît! Ich will gerne der Pantoffel sein, den du wegwirfst."

Er aber lachte verschmitzt: „Deinen Rat befolge ich mitnichten, mein schönes Bäschen, ich weiß einen besseren. Bin ich nicht euer beider Vetter und habe das Recht auf die eine wie auf die andere?"

Und zu Vater Keleb gewendet: „Ich heirate alle beide, wenn du einen verständigen Preis verlangst. Schick' sie jetzt weg, damit wir darüber reden."

Fatme flüsterte ihrem Vater ins Ohr: „Vergiß nicht, daß wir schön und einen hohen Preis wert sind." Dann schlichen die Mädchen in das Frauengelaß, und Er-Rabab weinte trostlos, während nebenan verhandelt wurde. Fatme blieb gefaßt, sie spitzte die Ohren und horchte auf das harte Feilschen der beiden Männer. Sie merkte bald, daß sie einstweilen nicht einig würden, denn es waren zwei zähe Geizhälse aneinander geraten. Vater Keleb heischte mit gleichbleibender, milder Stimme für jedes Mädchen acht Kamele, während Bachît unerschütterlich die Meinung verfocht, zwölfe für beide zusammen seien genug, ja mehr, als man

billigerweise für zwei so unsäglich nichtsnutzige Wesen verlangen könne. Endlich ging der Werber davon. Unter dem Ausgang brummte er zurück: „Überleg's, lieber Oheim, ich komme in einigen Tagen wieder." Er konnte sich Zeit lassen, denn er wußte, wie wenig seine Nebenbuhler vermochten.

Vater Keleb brummte noch unwirscher: „Acht und acht, dabei bleibt's, sonst pfeife ich ein Liedchen und das heißt: Neffe hin, Neffe her! Und Allah wird mir verzeihen!"

An diesem Tage trafen sich die vier Verliebten nicht am Brunnen, sondern in einem verschwiegenen Tälchen. Sie hatten nun erkannt, daß die Heimlichkeit in Liebesdingen ein Zwang ist. Fatme berichtete, was sie erlauscht hatte, und verbreitete damit wieder etwas Zuversicht um sich. Denn, wann hat sich die Liebe für überwunden erklärt, solange die Hoffnung noch durch eine Ritze, und sei sie noch so schmal, ins Leben glänzt?

Kedua sagte: „Hamud und ich lassen euch für ein paar Tage allein. Seid ohne Sorgen und bleibt standhaft!"

Die Mädchen errieten seine Absicht. Er wollte hingehen und den Preis für sie irgendwo rauben. Sie wurden ganz stolz. Denn in Arabien ist die Räuberei ein ehrbares Gewerbe, und wer seine Kamele gestohlen, steht höher in der Achtung, als wer sie gekauft hat. Ja, der Zuname Harami, das heißt Räuber, ist ein Ehrentitel unter den Beduinen.

Kedua schlenderte am Nachmittag die Zelte entlang. Der älteste Mann des Stammes, der Harami El-Dscherba, saß bei seiner ebenfalls steinalten Stute und träumte ins Weite. Der Jüngling trat an ihn heran und grüßte: „Möge dein Tag weiß sein, o Harami!"

„Möge der deinige voller Glanz sein wie die Sonne," erwiderte der Alte, denn er gab alles, was er empfing, reichlich zurück.

Kedua setzte sich zu ihm und begann zu plaudern, vom Wind und den Weideplätzen, von den Heuschrecken und des Haramis Stute.

„Hast du sie gekauft oder geraubt?" fragte Kedua wie absichtslos.

„Allah hat mir dazu geholfen," lächelte mit einem Augenzwinkern der Alte.

„Du bist ein berühmter Mann, man wird von dir noch erzählen, wenn du längst tot bist. Wie alt warst du, als du zum erstenmal auf Raub gingest?"

Der Alte blinzelte ihn an: „Ich mochte ein paar Jahre jünger sein als du. Aber tröste dich, du hast ja noch ein langes Leben vor dir!"

„Erzähl', o Harami!"

Er erzählte: „Wir hatten durch eine Seuche fast alle Kamele verloren, wir waren arm wie ein Knochen in der Wüste. Da sannen wir auf Raub, mein Bruder und ich. Wir hätten andere mitnehmen können, aber wir wollten's allein vollbringen, es fällt nicht viel Ehre für einen ab, wenn zwölf sich darein teilen müssen. Fünf Tage mußten wir gehen, da kamen wir mitten in der Nacht zum andern Lager. Ich sagte zu meinem Bruder: ‚Du nimmst die Hunde auf dich und ich gehe an die Kamele.' Ich legte mich nieder, er ging nahe ans Lager heran und bellte wie ein Schakal. Das verstand er trefflich, der gute Bruder. Gleich wurden die Wachthunde laut, ich hörte, wie sie auf ihn losstürzten und er davoneilte. Und sie hinter ihm drein. Schon waren sie weit. Nun schlich auch ich zum Lager. Hunderte und Hunderte von Kamelen lagen bei den Zelten. Es war ein reicher Stamm. Ich

besann mich nicht lange. Ich kroch zum ersten hin und zerschnitt ihm den Strick, der die Hinterfüße fesselte. Es erhob sich, kaum knirschte der Sand. Ich kroch zum zweiten und machte den zweiten Schnitt, es erhob sich, und der Sand knirschte nicht einmal. So löste ich dreißigen die Stricke. Da hörte ich Geräusch in einem Zelt. Das Herz stockte mir. Ich hängte mich einem Kamel, das mir besonders flink schien, an den Schwanz, und es rannte mit mir wie vom Teufel geritten davon. Und alle neunundzwanzig hinter uns drein. Du kennst ja die Natur dieser guten Tiere, sie haben herrliche Tugenden, aber ihr Verstand hätte in einem Dattelkern Platz, und wenn eins davonläuft, laufen ihm alle andern kopflos nach. Ich brachte alle heim ins Lager, nicht eins ging mir verloren. Ich bin jetzt noch auf diesen Raub stolz."

„Gott möge deine Füße wieder jung werden lassen," sagte Kedua.

„Er möge die deinen in Ehren alt werden lassen," sprach ernst der Alte.

Der Jüngling erhob sich. Sein Herz pochte heftig. „Dreißig," sagte er leise, „dreißig!" Jetzt erst sah er, daß sich um den Erzähler Neugierige versammelt hatten, unter ihnen Bachît. Ihre Blicke trafen sich hart.

Kedua fand seinen Bruder Hamud im Zelt. „Dreißig! Denke dir, dreißig!" raunte er ihm zu. „Bist du bereit?"

„Ich bin's!"

„Und wenn du mit fünfzig Hunden gehetzt würdest?"

„Ich bin bereit."

Kedua sah ihn erstaunt an und gewahrte, wie entschlossen er auf einmal dastand. „Bist du der alte Hamud oder ein neuer?"

„Was soll aus mir werden, wenn Bachît mir Fatme stiehlt? Ich bin zu allem bereit."

Die beiden zogen ihre schlechtesten Kleider an, jeder versah sich mit etwas Mehl und Brot und mit einem kleinen Wasserschlauch. Kedua steckte sich ein Messer in den Gürtel, Hamud ergriff einen Knüttel, sonst trugen sie keine Waffen. Sobald der Tag völlig ausgelöscht war, und ehe der Mond sich erhob, schlichen sie davon.

Nach einer Stunde gelangten sie auf einen Hügel, und Hamud wandte sich um, in der Hoffnung, ein Licht vom Lager zu sehen, denn sein Herz drängte mit Gewalt zu Fatme zurück. Da war ihm, er sehe eine Mannsgestalt hinter Felsblöcken verschwinden. Sie gingen ein Stück Wegs zurück und suchten, fanden aber nichts. Sie eilten weiter, und wieder war Hamud, als er sich zurückwandte, er sehe, ziemlich fern, im Mondlicht einen Mann stehen und sich niederwerfen. Ein zweites Mal gingen sie zurück, wieder ohne etwas zu entdecken. Und so noch einmal. Immer machte Hamud die Wahrnehmung, wohl, weil er mit der Seele zurückstrebte, während Kedua mit Seele und Leib vorwärts drängte. Kedua dachte: Die Furcht läßt ihn Verfolger sehen, die Wandlung in ihm ist nicht so gründlich, wie er glaubt.

Sie schritten vorsichtig und in großen Zickzacklinien weiter, nichts war mehr zu sehen. Gegen Morgen ruhten sie, auf den Boden hingestreckt, aus. Auf einmal schossen beide in die Höhe. „War das nicht Hufschlag?" Das Pochen verlor sich, aber nun war auch Kedua argwöhnisch geworden. Er erinnerte sich des Blickes, den ihm Bachît beim Zelte des Harami zugeworfen hatte. Wenn er erraten hätte, warum er sich von dem Alten seinen

ersten Raubzug hatte erzählen lassen? Wenn er ihnen nachgeschlichen war, bis er über ihre Richtung außer Zweifel war und dann seine Stute geholt hatte, um ihnen vorauszueilen und sie zu verraten?

Einen Augenblick kam ihm der verzagte Gedanke, umzukehren, aber er mußte lachen. Zu einem solchen Streich war Bachît viel zu dumm und zu träge. Und ritt nicht mancher durch die Wüste im Dunkel der Nacht? Er dachte an Er-Rabab und Fatme und an das Glück des Haramis El-Dscherba, und er trieb seinen Bruder weiter.

In der dritten Nacht sahen sie von einem Felsen aus in der Tiefe ein Zeltlager. Nun war die entscheidende Stunde da. Kedua legte sich hin, während Hamud hinunterschritt. Wie tapfer er geworden ist! dachte Kedua. Jetzt versuchte Hamud zu bellen wie ein Schakal. Die Nachahmung der Tierstimme geriet ihm nicht zum besten, und sein Bruder mußte leise lachen über das neue Raubtier, das durch die Wüste schrie. Aber die erwartete Wirkung blieb nicht aus, ja, die Hunde gebärdeten sich wütender als sonst, weil ihnen der Laut neu und verdächtiger war als irgendein anderer. Das Geheul und Gekläff der Tiere entfernte sich rasch vom Lager und verzog sich in die Felstäler.

Kedua horchte. Im Lager blieb alles still, nur am äußersten Ende stieß ein Pferd sein Gewieher hervor, wie einen kurzen Trompetenstoß. Dann wieder Stille. Kedua stieg vorsichtig zu den Zelten hinab, das Hakenmesser in der Hand. Dort lagen die Kamele in lautloser Reihe. Er stand schon hinter dem ersten und schnitt ihm den Strick durch. Es erhob sich und kaum knirschte der Sand. Kedua fühlte bei diesem ersten Gelingen sein Herz pochen. „Dreißig!“ tönte es in seinem Innern. Er bückte

sich zum zweiten Kamel und machte den zweiten Schnitt, das Tier erhob sich, und der Sand knirschte kaum vernehmlich. Er führte, schon kecker geworden, den dritten Schnitt. Da, auf einmal, erscholl von allen Seiten ein furchtbarer Lärm, und ehe sich Kedua besinnen konnte, war er von zehn Fäusten gepackt und zu Boden geworfen. Die Dolche und die Säbel blitzten über ihm. Einer, der ihm die Finger um den Hals krallte, fragte: „Was treibst du hier?"

„Ich kam Raubes halber," erwiderte Kedua, „und Gott hat mich im Stich gelassen."

Sie schleppten ihn in das nächste Zelt, wo ein großes Freudengeheul über ihn erschallte. Der Besitzer des Zeltes, ein grimmiger Teufel, Haddal nannten sie ihn, befahl dem Gefangenen: „Verzichte auf Schutz!" und kitzelte ihn mit der Spitze des Dolches an der Kehle.

„Ich verzichte," würgte Kedua heraus. Man fesselte ihn an Händen und Füßen. Der grimmige Teufel trieb alle Zeugen hinaus und machte sich daran, in den Boden des Zeltes ein Grab zu höhlen, zwei Fuß tief und von Manneslänge. Er legte Kedua wie einen Toten hinein und deckte ihn mit Zeltpfählen, vollen Fruchtsäcken und Steinen bis auf das Gesicht zu. Ja, er schlug ihm zu Häupten Pfähle ein und knüpfte seine geflochtenen Haare daran fest. Der Gefangene meinte in seinem Grab zu ersticken vor Beklemmung und Scham und Zorn. Er dachte an Er-Rabab. Wie würde sie weinen, die Schüchterne, Waffenlose! Er dachte an Bachît, der ihn verraten hatte, und schwur ihm Rache. Die Stunden schlichen vorüber. Kedua hörte die Hunde zu ihren Zelten zurückkehren, das ganze Rudel. Was war aus Hamud geworden? Wußte er um sein

Unglück? Am Morgen trat Haddal zu ihm heran und fragte: „Wieviel Lösegeld bietest du?"

„Keines," trotzte Kedua. Er hoffte auf Befreiung, denn der Verzicht auf Schutz galt ja nur für einen Tag. Konnte er einen Bewohner eines andern Zeltes berühren oder auch nur anspucken, bevor er aufs neue Verzicht getan hatte, so stand er unter dessen Schutz und mußte freigelassen werden.

Hamud war von den Hunden übel zugerichtet worden, aber er hatte sich ihrer mit der Keule tapfer erwehrt und eilte nun zum heimischen Lager zurück, voller Hoffnung. Er sah im Geiste die Kamele, dreißig und mehr, vor dem Zelte stehen, von den Leuten begafft und abgeschätzt, und Kedua dabei, als Räuber gepriesen. Fatme und Er-Rabab guckten aus ihrem Zelte heraus und lachten, und selbst Vater Keleb war vergnügt, er zählte die Beute und überlegte ernstlich, wem er nun seine Töchter geben sollte.

Die Nacht verblaßte, als Hamud auf das Lager zuschritt. Er erschrak: um sein Zelt war es still und öde, weder Laut noch Regung. Kein Zweifel, der Streich war mißglückt, Kedua gefangen, er hätte sonst mit den schnellen Kamelen schon längst da sein müssen. Hamud verkroch sich.

Sobald die Sonne übers Land blitzte, erschienen Er-Rabab und Fatme vor dem Nachbarzelt und sahen sich erst neugierig, dann enttäuscht um. Sollte er zu ihnen hinaustreten? Ihnen den Kummer der Gewißheit bringen? Er hielt sich den ganzen Tag verborgen und überlegte seinen Plan. Sobald es dunkel war, ergriff er sein Saitenspiel und ging davon, auf den Pfaden, die er vor wenigen Tagen mit Kedua eingeschlagen hatte. Je weiter er schritt, desto zuversichtlicher ward er. Er fühlte Mut und Kraft in Seele und Arm. Die Liebe hatte an ihm,

dem Zaghaften, ein Wunder vollbracht, sie, durch deren Macht alles, was im Menschen Schlummer und Keim ist, erwacht und wächst, sie, die selbst aus dürrem Boden Halm und Blust und Korn zu treiben vermag und über deren Gewalt keine andere Gewalt geht.

Im fremden Lager angelangt, setzte er sich vor das erste Zelt rechter Hand, auf das er stieß. Ein hoher Mann mit ergrautem Bart trat auf ihn zu. Es war der Scheich des Stammes, allen durch seine Tapferkeit und Freigebigkeit ein Vorbild. Er führte Hamud in sein Zelt, breitete ihm einen Teppich aus und bewirtete ihn. Erst dann forschte er ihn aus.

„Ich bin ein Sänger," erklärte sich Hamud, mit einer sprechenden Gebärde nach seinem Saitenspiel, „ich ziehe von Stamm zu Stamm, und wer mich hören will, mag mich hören. Meine Lieblinge aber sind die Unglücklichen, denn meine Stimme ist heiter und meine Lieder erhöhen den Mut und richten die Gebeugten auf."

„Das möge dir Allah vergelten! An Gekrümmten und Niedergeschlagenen fehlt es hier nicht: wo sollte es daran fehlen?"

Am Abend setzte sich Hamud vor das Zelt und sang das Lied von Antar, dem Helden, so kräftig, als seine Stimme es vermochte, damit Kedua ihn höre und merke, daß Hilfe nahe sei. Er sang, daß die Augen der Männer flackerten und den Frauen das Herz zitterte. Er flocht in das Lied geschickt Anspielungen ein, die keinem verständlich waren, als Kedua.

„Der Bruder ist dem Bruder nah, ganz nah . . ."

„Das Mädchen wird nicht lang um den Geliebten weinen . . ."

Die Leute drängten sich um ihn, klatschten in die

Hände, als er geendigt hatte, und baten ihn, recht lange im Lager zu bleiben und die Stille ihrer Abende zu ergötzen. Manche luden ihn zu sich ein, und seine Lieder erschallten nun bald unter diesem, bald unter jenem Dach. Dazwischen schlenderte er durch das Lager und warf den Hunden die Knochen hin, die er im Zelte des Scheichs jeden Tag aufhob. Die Hunde wurden ihm nach ihrer Art bald gewogen und freund.

Einmal, als Hamud mit dem Scheich Datteln aß, redete er ihn schmeichlerisch an: „Du bist aller Güte Güte, und deine Hand ist die gesegnetste auf Erden, denn sie spendet wie keine zweite. Ich würde mich glücklich preisen, könnt' ich mit dir eine Dattel essen; wenn es dir gefällt, diese dunkle hier, die unter den andern so einzig ist, wie du unter den Männern."

Der Scheich teilte die Dattel, aß die eine Hälfte und reichte die andere seinem Gaste. Hamud genoß nur ganz wenig davon. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Scheichs auf eine große Ameise, die ihm über die Schulter kroch, und während der andere das Tier entfernte, steckte er seine Dattelhälfte unbeachtet in die Tasche.

Am Abend begab er sich mit seinem Saitenspiel in das Zelt Haddals. Kaum konnte er seine Ruhe bewahren; denn er hatte den Leuten schon lange entlockt, daß dort ein Gefangener lag. Haddal begrüßte ihn am Eingang und eilte dann in die Ecke, in der Kedua lag.

„Verzichte auf Schutz," brüllte er ihn an.

„Ich verzichte," erwiderte Kedua tonlos.

„Ei," sagte Hamud, sich erstaunt stellend, „du hast einen Gefangenen hier, o Haddal!" Und zu Kedua sich wendend: „Wie konntest du diesen gast-

freundlichen Mann bestehlen wollen? Wie töricht! Wärest du offen zu ihm getreten, er hätte dir ein Kamel oder zwei geschenkt, vielleicht noch mehr, falls du in Not bist. Aber du bist vermutlich reich, und der Geiz hat dich zum Raub getrieben, darum hat dich Allah geschlagen!"

Diese Worte gefielen Haddal wohl, und er faßte großes Zutrauen zu dem Sänger. Hamud setzte sich wie von ungefähr nicht weit von Kedua auf den Boden, stimmte sein Saitenspiel und sang sein erstes Stück. Andere Gäste traten ein, von dem Gesang angezogen, und jedesmal mußte Kedua versichern, daß er auf ihren Schutz verzichte. Das Zelt füllte sich. Hamud wich vor den Gästen bescheidentlich, wie es einem Fremden geziemt, immer mehr zurück und wußte die Gelegenheit so schicklich zu nützen, daß er dem Bruder ganz nahe kam. Nach einiger Zeit erschien die hohe Gestalt des Scheichs unter dem Eingang. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, man begrüßte ihn, jeder wollte ihm Platz machen. Diesen Augenblick benutzte Hamud rasch entschlossen. Er steckte dem Bruder die mitgebrachte Dattelhälfte in den Mund und flüsterte: „Iß ganz wenig davon und behalte das übrige unter der Zunge, der Scheich hat davon genossen." Dann strich er kräftig über die Saiten, zum Zeichen, daß er wieder singen werde.

„Halt noch ein!" rief Haddal, „erst soll der Gefangene auf den Schutz des Scheichs verzichten."

„Ich verzichte nicht," tönte es aus dem Grab. Haddal drängte sich durch die Leute zu Kedua hin und drohte ihm: „Verzichte, oder du bist des Todes, Unglücklicher!"

„Ich verzichte nicht," drang es mit gequetschter Stimme aus dem Grabe. „Ich habe mit dem Scheich gegessen, ich stehe unter seinem Schutz."

Haddal wurde wütend, er schnaubte und wollte Kedua schlagen. Der Scheich kam herbei und hielt ihn zurück: „Wie kannst du behaupten, du habest mit mir gegessen?“ fragte er Kedua rauh; denn er meinte es mit einem Betrüger zu tun zu haben. „Beweise deine Rede!“

„Schau her,“ sagte Kedua und zeigte ihm zwischen den Lippen den Rest der Dattel.

Der Scheich erkannte die Frucht an der Farbe, maß mit einem raschen Blick den Sänger, dessen Augen ihn siegreich anglänzten, und sagte zu Haddal: „Gib ihn frei, er steht wahrlich unter meinem Schutz.“

Haddal schäumte, aber der Scheich erzählte ihm den Hergang und hob mit eigenen Händen die Steine und Fruchtsäcke von Kedua weg. Alle lobten Hamuds gelungenen Streich, und auch der Überlistete machte endlich gute Miene zum frechen Spiel. Hamud sang mit jubelnder Stimme ein letztes Stück von Antar, dem Helden, und folgte dann dem Scheich, der seinen neuen Schützling mit Wohlwollen und unverhülltem Stolz in sein Zelt führte; denn sein Beduinenblut freute sich über das schelmische Abenteuer.

Am Morgen bewirtete er die Brüder aufs beste und ließ sie mit freundlichen Worten ziehen. Sie entfernten sich aber nicht allzuweit vom Lager, sondern versteckten sich in den Felsen und warteten die Nacht und ihre Stille ab. Nun strichen sie zum Lager zurück, Hamud voran, wegen der Hunde. Sie kamen ihm freundlich entgegen, und er warf ihnen die Knochen zu, die er vorsorglich am Morgen zu sich gesteckt hatte. Während sie sich über den Fraß hermachten, trat auch Kedua ganz hinzu. Die Brüder schlichen sich hin zu den Kamelen Haddals,

deren Lagerplatz sie nun wohl kannten, und lösten dreißigen die Fesseln. Jeder hängte sich an den Schwanz eines Tieres, und wie die Jagd ging's in die Wüste hinaus. Jetzt erst merkten die Hunde, daß sie geäfft worden waren. Sie stürzten den Flüchtigen nach, aber ihr Geheul trieb die Tiere nur zu noch eiligerem Lauf an, und ehe das Lager sich darauf besann, daß ein Raubstück verübt worden war, waren die Brüder mit ihrer Beute weit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Während Kedua und Hamud auf diese Weise leidend und tätig waren, hockte Bachît nicht müßig in seinem Zelte. Er trat eines Tages zu Vater Keleb, der bei seinem Vieh saß, und feilschte so lange und hartnäckig, bis sich der Alte mit einem Preis von sieben Kamelen für jedes der Mädchen zufrieden gab. Keleb bückte sich nach einem grünen Blatt und reichte es Bachît, der es auf seinen Turban steckte. Damit war der Vertrag geschlossen. Der Bräutigam trug das Blatt drei Tage zur Schau, vermied es aber, mit Er-Rabab oder Fatme zusammenzutreffen. Die Mädchen ahnten nicht einmal, daß der Handel nun abgemacht war.

Als sie am dritten Tag ahnungslos vom Brunnen heimkehrten, wo sie, von niemand belauscht, über das lange Fernbleiben der Geliebten gejammert und gezagt hatten, wurden sie plötzlich von ein paar jungen Männern, Freunden Bachîts, gefaßt und in das Zelt ihres Vaters Keleb geschleppt. Einer von ihnen warf einen Mannsmantel über Er-Rabab, verhüllte ihr den Kopf damit und rief: „Niemand soll dich bedecken als Bachît!" Das gleiche geschah mit Fatme. Die Mädchen wehrten sich und kratzten, es half ihnen nichts, sie waren der Gewalt der Männer nicht gewachsen.

Bald nachher trat Vater Keleb ins Zelt, mit dem unschuldigen Gesicht eines eben geworfenen Kamelkälbleins und mit ein paar freundlichen Worten, die ihm auf der Zunge wie Honig zerflossen.

Fatme aber fuhr ihn zornig an: „Du hast übel an uns gehandelt, weh uns, daß wir dich Vater nennen müssen!“ Er entgegnete geruhsam: „Alles ging nach Gesetz und Recht.“

Da richtete sich auch die schüchterne Er-Rabab in ihrer Not und Liebe auf und schrie: „Das ist mir ein herrliches Gesetz und Recht, wenn es uns unglücklich macht! Wir kennen dies Gesetz und Recht nicht und wollen es auch nicht kennen, und eher sterben wir, als daß wir in Bachîts Zelt gehen.“

„Eher sterben wir!“ beteuerte auch Fatme.

Der Vater erstaunte innerlich über die frechen Reden seiner Töchter, aber er dachte: Es hat sich im Stamm schon manches Mädchen gegen den Bräutigam aufgelehnt, aber sich schließlich doch ergeben. Wer weiß, wieviel von dem Gerede und Getue Ernst und wieviel Weibergefecht ist. Damit beruhigte er sich und ging lächelnd hinaus.

Eben war Bachît mit einigen Zeugen vor dem Zelt erschienen. Er trug ein Lamm in den Armen und schnitt ihm mit raschem Messergriff den Hals durch. Das Blut strömte plätschernd und rauchend auf die Erde. Die Mädchen in ihrem Gelaß schauderten; denn nun war die Ehe gültig vollzogen.

Bachît kehrte in sein Zelt zurück.

„Bald sinkt die Sonne unter,“ klagte Er-Rabab, „dann kommen die Weiber seiner Freundschaft und treiben uns hier aus und in sein Zelt, wie man ein Huhn ins Küchenmesser jagt.“

„Wir halten uns an den Zeltpfählen fest, wir wollen uns eher zerreißen lassen,“ zürnte Fatme.

Er-Rabab umfaßte ihre Schwester und wiederholte: „Eher wollen wir uns zerreißen lassen!“

Vater Keleb kam wieder und entledigte sich eines Auftrages: „Heute geht Er-Rabab, in drei Tagen Fatme, so will es euer Mann und Herr.“

Sobald die Sonne im Sand ertrunken war, erschienen alte Weiber vor dem Zelt und erhoben ein lautes Geschrei, als gelte es, ein wildes Tier zu verscheuchen. Die Mädchen blieben entschlossen in ihrem Gemach. Endlich drangen die Weiber ein und wollten die Widerspenstigen mit Handkraft hinauszerren. Sie aber umklammerten die Zeltpfähle und ließen nicht locker. Und als die Weiber immer lärmiger und ungebärdiger wurden, ergriff Fatme einen Stock und fing an, um sich zu schlagen, und Er-Rabab folgte ihrem Beispiel so wütend mit den Nägeln, daß die Weiber schließlich heulend abzogen. Vater Keleb, in seiner Ruhe unsicher geworden, trat drohend ein und wollte seinen Töchtern mit Schelten den Verstand zurechtrücken. Da faßte Fatme ihren Stock fester an und sagte langsam und vor Erregung zitternd: „Dies ist nun u n s e r Recht und Gesetz: Empörung! Nimm das Wort, wie du willst!“

Da verließ er sie kopfschüttelnd. Solches Betragen war seit Menschengedenken im Stamme nie erlebt worden.

Um Mitternacht zerschnitten die Mädchen die hintere Zeltwand und krochen ins Freie, ohne daß ihr Vater es merkte. Sie liefen die ganze Nacht, und als der Morgen emporglänzte, hatten sie ihr Ziel, einen hohen Felsberg, erreicht. Sie wollten nach Kedua und Hamud Ausschau halten, die Geliebten mußten doch endlich kommen und sie erlösen. In diesem Gedanken waren sie geflohen.

Die Sonne stieg höher und höher. Die Augen

der Mädchen brannten vom Spähen und vor Sehnsucht und Schmerz und Zorn und zurückgehaltenen Tränen. Traurige Überlegungen stellten sich ein.

„Sie kommen nicht," seufzte Er-Rabab, „sie sind beide gefangen und vielleicht tot."

„Und wenn sie kämen," klagte Fatme, „was hülfe es uns noch? Wir wurden mit dem Mantel verhüllt und das Blut des Lammes ist geflossen. Wir können nie mehr zu den Geliebten kommen. Fühlst du es nicht auch?"

Sie sannen lange. Endlich brach Fatme das Bangen: „Ich kenne ein Mittel."

„Ich auch," flüsterte Er-Rabab und rückte näher an die Schwester heran, als ob sie Schutz suchte.

„Wir müssen sterben."

„Ja, wir müssen uns von diesem Felsen in die Tiefe stürzen." Fatme sah Er-Rabab an: „Hast du den Mut dazu?"

„Ich weiß nicht, ob ich es mit Mut tue, aber ich tue es gewiß."

Sie umschlangen sich und weinten beide bitterlich, der Abschied vom Leben war so schwer.

„Und wenn ich es doch nicht vermöchte?" zagte Er-Rabab nach einer Weile.

„Wir binden die Zöpfe zusammen, Schwester."

Wieder ruhiger geworden, richtete sich Fatme halb auf und fing an zu singen, zuerst mit zitternder und dann mit immer fester werdender Stimme, und Er-Rabab fiel schüchtern ein.

Sie sangen ihre Sehnsucht, wie die Jünglinge in der Nacht des Tanzspiels in ihrem Zelt die ihre gesungen hatten. Sie sangen ihre Liebe dem Fels, auf dem sie saßen, dem Wind, der über sie wegfloß, und der Sonne, die über ihnen stand, heiß, liebesheiß, wie ihre Herzen. Sie sangen ihre Liebe der

Weite, wo ihre Geliebten waren, lebendig oder tot. Sie sangen ohne Unterlaß, um ihre Not fernzuhalten.

Der Tag verging in seinem Glanz und die Nacht kam mit ihrem Dunkel, und als der erste Stern aufglänzte, banden die Mädchen ihre Haarflechten fest zusammen, umschlangen sich und stürzten von dem Fels in die schwarze Tiefe.

Am Morgen fand sie ein Hirte zerschmettert im Abgrund. Der Berg aber wird bis zum heutigen Tag Hadschar el-Banat, der Fels der Jungfrauen, genannt, und wenn ein Mädchen Gewalt für seine Liebe fürchtet, ruft es diesen Namen. —

Wenige Tage nach dem Todessturz wurde Vater Keleb mitten in der Nacht aufgeweckt. Es waren die Brüder. Sie mochten nicht bis zum Morgen warten. Sie riefen ihn an: „Wir bringen den Preis für Er-Rabab und Fatme, verlange, soviel du willst, und freue dich!“ Sie riefen es laut, damit die Geliebten in ihrem Gelaß erwachten und die gute Botschaft vernähmen.

Der Alte streckte den spitzen Kopf heraus und stotterte mit weinerlicher Stimme: „Ihr kommt zu spät, sie sind beide tot. Der Hirt hat sie unten am Felsen gefunden ...“

Am Morgen standen dreißig herrenlose Kamele beim Zelte Bachits. Er selber lag mit durchschnittener Kehle mitten unter den Tieren.

Von Kedua und Hamud hat man im Lager nichts mehr erfahren.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Blutorangen 3

Der Richter Dâmigh 18

Hadschar el-Banat 49

Auf holzfreies Papier gedruckt.

Schimpanse einen Stock als Sprungstange benutzend

(Vergl. den Text Seite 143)

Aus Köhler, „Intelligenzprüfungen an Menschenaffen"

A. E. Brehm

Die Menschenaffen

Mit einer Bildtafel

Mit einem Anhang:
Neuere Beobachtungen an Menschenaffen
herausgegeben von
Carl W. Neumann

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Vorwort des Herausgebers

Wie die „Säugetiere“ (Univ.-Bibl. 6324), so ist auch der vorliegende Band dem berühmten „Tierleben“ Brehms entnommen, und zwar der zweiten, der letzten vom Verfasser herausgegebenen Auflage, deren Inhalt sich in allem wesentlichen noch mit dem der um die Jahrhundertwende erschienenen dritten Auflage deckt. Von Grund aus umgestaltet und größtenteils ganz neu geschrieben wurde erst die jetzt vorliegende vierte Auflage, die nicht mehr wie die früheren zehn, sondern dreizehn starke Bände umfaßt.

Abgesehen von einigen durch die gesonderte Herausgabe des Abschnitts „Menschenaffen“ bedingten Kürzungen ist auch in diesem Bande der Brehmsche Text wörtlich wiedergegeben, in der festen Überzeugung, daß dessen packende Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die den eigentlichen Reiz des ursprünglichen „Tierlebens“ ausmachte, auch heute durchaus noch imstande ist, den Leser zu fesseln und zu erfreuen, wie groß auch die Summe der neuen Beobachtungen und Erfahrungen sein mag, die seit seinem ersten Erscheinen gemacht worden sind. Über das Freileben der Menschenaffen wissen wir übrigens heute beinahe noch ebensowenig wie zu Lebzeiten Brehms. Das wichtigste Neue, das in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Menschenaffenkunde hinzugekommen ist: die Ergebnisse der Intelligenzprüfungen an Schimpansen, die in der mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften von 1912—1920 auf Teneriffa unterhaltenen Menschenaffenstation von ausgezeichneten Fachleuten vorgenommen wurden, hat der Her-

ausgeber geglaubt, in einem besonderen Anhang berücksichtigen zu sollen, sind sie doch gleichsam eine posthume Bestätigung dessen, was Alfred Edmund Brehm von der Tierseele sagte. Nicht weniger willkommen wird dem Leser die Schilderung des ersten lebend nach Europa gelangten Gorillas sein, des berühmten „Mpungu" der deutschen Loango-Expedition, zumal sich in den früheren Nachrichten über diese größte Menschenaffenart noch vielfach Dichtung und Wahrheit verquickten.

Leipzig, August 1921.

Carl W. Neumann.

Vor mehr als zweitausend Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte zu dem Zwecke aus, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf sechzig großen Schiffen zogen ungefähr dreißigtausend Männer und Frauen zu diesem Behufe von Karthago aus, versehen mit Nahrung und allen Gegenständen zur Ansässigmachung. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem kleinen, aber wohlbekannten Werke (dem „Periplus Hannonis") der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die kühnen Seefahrer die Sierra Leone bereits hinter sich, als dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mitteilung, welche auch für uns von Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen,

als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken verteidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir diese nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie töten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno unter den wilden behaarten Menschen nur einen Menschenaffen meinen kann, und wenn er auch vielleicht den Schimpansen vor Augen gehabt hat, sind wir doch berechtigt, den riesigsten aller Affen Gorilla zu nennen.

Der Gorilla (Gorilla gina), „Njina" oder „Ingiine" der Eingeborenen, Vertreter einer besonderen Gattung oder doch Untergattung, ist zwar etwas kleiner, aber bei weitem breitschulteriger als ein starker Mann. Laut Owen beträgt beim erwachsenen Männchen die Höhe von der Sohle bis zum Scheitel 1,65 m, die Breite von einer Schulter zur anderen 95 cm, die Länge des Kopfes und Rumpfes zusammengenommen 1,08 m, die der Vorderglieder 1,08 m, der Hinterglieder bis zur Ferse 75 cm, bis zur Spitze der Mittelzehe aber 1,5 m. Die Länge und Stärke des Rumpfes und der Vorderglieder, die unverhältnismäßige Größe der Hände und Füße sowie die durch Bindehaut größtenteils vereinigten mittleren Finger und Zehen sind die bezeichnendsten Merkmale. Der Umriß des Kopfes bildet von dem stark hervortretenden Augenbrauenbeine an nach dem Scheitel zu anfänglich eine etwas eingesenkte, später sanft gewölbte Linie, steigt am Scheitel auf und

fällt nach dem Nacken zu gerade ab. Der Brauenbogen wird durch die aufliegende dicke Haut und starke Behaarung noch weiter vorgerückt und läßt das kleine, braune Auge um so tiefer zurücktreten. Die Nase ist flachgedrückt, in der Mitte der Länge nach eingebuchtet und an ihren Flügeln sehr verbreitert, tritt aber, der weiten, schief nach vorn und oben geöffneten Nasenlöcher halber, an ihrer Spitze merklich hervor. Das breite Maul wird durch dicke Lippen geschlossen, welche kürzer und minder beweglich sind als bei anderen Menschenaffen und mehr mit denen des Menschen übereinstimmen. Das Kinn würde seiner Kürze halber zurücktreten, wäre nicht der ganze Unterteil des Gesichtes vorgeschoben. Das ziemlich weit nach hinten, in gleicher Höhe mit den Augen gelegene Ohr ist verhältnismäßig kleiner als das des Schimpansen, jedoch vergleichsweise größer als das des Menschen, diesem ähnlicher als das irgendeines anderen Affen; Leiste wie Gegenleiste, Ecke wie Gegenecke ist wohlentwickelt und selbst ein zwar kleines, aber entschieden hängendes Läppchen vorhanden. Der kurze Hals bildet hinten wegen der langen, mit mächtigen Muskeln überdeckten Wirbelfortsätze mit Hinterkopf und Rücken eine gerade Linie, trennt sich daher nur seitlich und vorn vom Rumpfe ab, so daß der Kopf unmittelbar auf letzterem zu sitzen scheint. Der Rumpf selbst fällt ebensowohl durch seine außerordentliche Stärke wie seine im Vergleiche zu dem des Menschen unverhältnismäßige Länge auf; der mächtige Brustkasten ist ungemein geräumig, die Schulterbreite fast unmäßig, der Rücken sanft gebogen, ohne daß die Schulterblätter hervortreten, der Bauch allseitig ge-

wölbt. Die Glieder unterscheiden sich wesentlich von denen des Menschen durch die gleichmäßige Stärke ihrer einzelnen Teile, indem dem Oberarme die Anschwellung, dem Schienbeine die Wade gänzlich fehlt. Verhältnismäßig ist der Oberarm länger, der ganze Arm aber kürzer als bei anderen Menschenaffen, unter Berücksichtigung der Rumpflänge vergleichsweise nicht viel länger als beim Menschen, obgleich dies der in der Entwicklung zurückgebliebenen Beine halber den Anschein hat. Der Unterarm geht ohne erhebliche Verschmächtigung in die ebenso kurze wie breite und dicke, wegen ihres langen Tellers ausgezeichnete Hand über, deren drei überaus dicke und kräftige, gleichsam geschwollene Mittelfinger bis zu dem dritten Gliede durch eine Bindehaut vereinigt sind, also höchstens zwei Glieder frei bewegen können, und Nägel tragen, welche zwar denen der Menschenhand an Größe gleichkommen, im Verhältnisse zu den Fingern aber klein erscheinen; der Daumen ist wie bei allen Menschenaffen schwach und kurz, kaum halb so lang wie jeder andere Finger. Mit denen der Verwandten verglichen, erscheinen der Oberschenkel stark, der Unterschenkel dagegen ebenso kurz wie schwach, der Fuß kurz und unförmlich breit, die an ihrer Spitze verbreiterte, sehr bewegliche Daumenzehe, welche unter einem Winkel von sechzig Graden zu den anderen steht, verhältnismäßig stark und lang, die übrigen Zehen, unter denen die dritte die längste, die letzte sehr verkürzt ist und deren zweite bis vierte unter sich ebenfalls größtenteils durch Haut verbunden sind, jener gegenüber kurz und schwach. Das gewellte, entfernt an Wolle erinnernde

Haar läßt das Vordergesicht nach oben bis zu den Augenbrauen, seitlich bis zur Mitte der Jochbogen, nach unten hin bis zum Kinne, das Ohr, die Hand und den Fuß seitlich und, soweit Finger und Zehen nicht vereinigt sind, auch unten gänzlich frei, bekleidet dagegen ziemlich regelmäßig den übrigen Leib, Oberkopf, Nacken, Schultern, Oberarme sowie Ober- und Unterschenkel am dichtesten, Brust und Bauch am spärlichsten, ist bei alten Tieren aber auch auf Mittel- und Unterrücken gewöhnlich abgerieben und hat, mit Ausnahme des Unterarmes, seinen Strich von vorn und oben nach hinten und unten, am Unterarme dagegen von unten nach oben. Alle nackten Teile haben graulich-schieferschwarze, die mit Haaren bekleideten Hautteile dunkellederbraune, die Haare dagegen verschiedene, schwer zu beschreibende Färbung. Ein düsteres Dunkelgrau, hervorgebracht durch wenige rötliche und viele graue Haare, herrscht vor; die Mischung beider Farben wird gleichmäßiger auf Oberkopf und Nacken, weshalb diese Teile deutlich graurot aussehen; auf dem Rücken kommt mehr das Grau, an den inneren Schenkelseiten das Braun zur Geltung. Einige wenige weiße Haare finden sich am Gesäße. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht in der Färbung, Alte und Junge anscheinend nicht wesentlich.

Die Zähne sind sehr kräftig, die Eck- oder Hundszähne kaum weniger als bei Raubtieren entwickelt; der hinterste untere Backenzahn zeigt drei kleine äußere und zwei innere Höcker nebst einem hinteren Anhange. Das Geripp entspricht hinsichtlich seiner Massigkeit der Größe des Tieres. Der ungeheure Schädel fällt besonders auf

durch die Länge und Schmalheit des seitlich sehr zusammengedrückten, hinten eckig vortretenden, innen kleinen, d. h. wenig geräumigen Hirnteiles, den mächtig entwickelten Scheitelkamm des Männchens, die weit vortretenden Brauen und Jochbogen und den riesigen Unterkiefer, das Arm- und Handgerüst durch seine gewaltige Stärke, der von dreizehn Rippenpaaren umschlossene Brustkasten durch seine Weite.

Bis jetzt ist es noch nicht möglich gewesen, den Verbreitungskreis des Gorilla genau abzugrenzen, insbesondere wissen wir nicht, wie weit er sich in das Innere Afrikas erstreckt. Einstweilen haben wir die zwischen dem Gleicher und dem fünften Grade südlicher Breite gelegenen Länder der Westküste Afrikas als seine Heimat, die von den Flüssen Gabun, Muni und Fernandovaz durchschnittenen Urwaldungen als seine Aufenthaltsorte anzusehen.

Abgesehen von Hanno, berichtet zuerst Andreas Battell über die großen Menschenaffen Westafrikas. Gelegentlich der Beschreibung von Mayumba und des an der Loangoküste mündenden Stromes, welchen er Banna nennt, sagt er: „Die Wälder sind derartig überfüllt mit Pavianen, Meerkatzen, Affen und Papageien, daß sich jedermann fürchtet, in denselben zu reisen. Namentlich gilt dies für zwei Ungeheuer, welche in diesen Waldungen leben und im höchsten Grade gefährlich sind. Das größte dieser Scheusale wird von den Eingeborenen ‚Pongo‘, das kleinere ‚Enjego‘ genannt. Der Pongo hat den Gliederbau eines Menschen, ähnelt aber eher einem Riesen als einem Manne; denn er ist sehr groß und besitzt zwar das Antlitz eines

Menschen, aber hohlliegende Augen, welche von langen Brauenhaaren überdeckt werden; Gesicht und Ohren sind haarlos, die Hände ebenfalls, der Leib dagegen ist, wenn auch nicht gerade dicht, mit Haaren bekleidet, welche eine düstere Färbung haben. Vom Menschen unterscheidet er sich nur durch seine Beine, welche keine Waden zeigen. Er geht stets auf seinen Füßen und hält, wenn er auf dem Boden läuft, seine Hände zusammengeklammert im Nacken. Er schläft auf Bäumen und baut sich Dächer gegen den Regen. Sein Futter besteht aus Früchten, welche er in den Wäldern findet, auch wohl aus Nüssen; Fleisch ißt er niemals. Sprechen kann er nicht, und sein Verständnis ist nicht größer als das eines Viehes. Haben die Eingeborenen, welche die Wälder durchreisen müssen, nachts ein Feuer angezündet, so erscheinen die Pongos am Morgen, sobald jene das Lager verlassen, und sitzen am Feuer, bis dieses ausgeht; denn sie verstehen nicht, daß man, um es zu erhalten, Holz zulegen muß. Oft vereinigen sie sich zu Gesellschaften und töten manchen Neger im Walde, oft auch überfallen sie Elefanten, welche weidend in ihre Nähe kommen, und schlagen sie so mit ihren mächtigen Fäusten, daß sie brüllend davonlaufen. Niemals kann man diese Pongos lebend bekommen, weil zehn Männer nicht imstande sind, sie festzuhalten; doch erlegt man viele ihrer Jungen mit vergifteten Pfeilen. Der junge Pongo klammert sich so fest an den Leib seiner Mutter, daß die Eingeborenen, wenn sie das Weibchen erlegen, auch das Junge erhalten, welches die Mutter nicht verläßt. Stirbt eines dieser Ungeheuer, so bedecken es die übrigen mit einem

großen Haufen von Zweigen und Holz; solche Haufen findet man viele in den Wäldern."

Später erwähnt ein Schiffsführer, welcher sich längere Zeit an der Westküste Afrikas aufgehalten hat, derselben Affen, führt aber drei Arten von ihnen auf und bemerkt, daß der größte „Impungu" heiße. „Dieses wundervolle und fürchterliche Erzeugnis der Natur", sagt er, „geht aufrecht wie ein Mann, ist erwachsen sieben bis neun Fuß hoch, verhältnismäßig dick und entsetzlich stark. Schwarzes Haar, welches sich auf dem Kopfe verlängert, bedeckt seinen Leib. Sein Gesicht ähnelt dem des Menschen mehr als das des Schimpansen, ist aber ebenfalls schwarz. Wenn dieses Tier einen Neger sieht, verfolgt und fängt es diesen; zuweilen tötet es ihn auch, und manchmal packt es ihn bei der Hand und nimmt ihn mit sich fort. Einige, welche so glücklich waren, dieser Gefangenschaft zu entrinnen, sagen, daß sich das Ungetüm, wenn es schlafen geht, nicht niederlegt, sondern gegen einen Baum lehnt; dann wartet der Gefangene, bis es eingeschlafen ist, löst vorsichtig seine Hand von sich ab und stiehlt sich still hinweg, erregt aber doch zuweilen die Aufmerksamkeit des Gegners und wird zurückgeholt. Das Tier lebt von den Früchten und Wurzeln dieses Landes und macht sich vornehmlich die Arbeit der Eingeborenen zunutze. Fehlt es ihm an Wasser, so sucht es sich einen Baum mit saftiger Rinde auf, reißt diese mit der Hand ab, zerquetscht sie und saugt den Saft aus; ja es nimmt zuweilen einen solchen Baum bei seinen Wanderungen mit, wenn es weiß, daß sich auf dem Wege kein Wasser findet. Ich habe gehört, daß

es imstande ist, einen Palmbaum abzubrechen, um zu dem Safte desselben zu gelangen. Niemals habe ich dieses Tier zu sehen bekommen; allein ein Junges von ihm wurde während der Zeit, als mein Sohn in Malemba war, von einem Lande des Inneren dem Könige geschenkt und die Leute, die es brachten, sagten, daß es seit der Zeit, in welcher sie es in Besitz hatten, ruhig und ernsthaft gewesen sei, seine Speisen widerstandlos genommen und verständig gegessen und getrunken habe. Man hatte ihm ein Joch um den Nacken gelegt und seine Hände gebunden wie die der Sklaven, welche mit ihm kamen, und so führte man es widerstandslos fort. Als es aber in der Königsstadt angelangt war und eine unschätzbare Menge von Leuten sich einfand, um es zu betrachten, wurde es traurig und mürrisch, wollte keine Nahrung mehr zu sich nehmen und starb nach vier oder fünf Tagen. Es war noch jung, aber doch über sechs Fuß hoch. Auch mein Sohn sah es nicht, wohl aber die Hand von ihm, welche man etwas über dem Gelenke abgehauen und getrocknet hatte; die Finger waren noch in diesem Zustande so dick wie drei von den seinigen, stärker fast als sein Handgelenk, im Verhältnisse zu den menschlichen länger, während der Armteil auch in getrocknetem Zustande noch dicker war als die dickste Stelle seines Armes. Der obere Teil der Finger und aller übrigen Handteile war mit schwarzem Haar bedeckt, der untere Teil der Hand ähnelte der eines Negers. Man sah, daß es das stärkste aller Tiere des Waldes sei, und begriff, daß die übrigen sich sämtlich vor ihm fürchten."

Erst im Jahre 1846 gelang es Wilson, einem amerikanischen Heidenprediger, den Schädel dieses Affen zu erhalten. Dieser ließ keinen Zweifel zu, daß er einer noch unbeschriebenen Art angehöre. Nach einigen Anstrengungen wurde ein zweiter Schädel erworben; andere Teile des Gerippes konnten später erlangt werden. Die Eingeborenen, vollständig vertraut mit Wesen und Sitten dieses Tieres, gaben die eingehendsten Berichte über seine Größe, seine Wildheit, die Beschaffenheit der Waldungen, welche es bewohnt, versprachen auch in kürzester Frist ein vollständiges Gerip zu beschaffen. Wilson selbst hat einen getöteten Gorilla gesehen. Nach seiner Versicherung ist es unmöglich, einen richtigen Begriff weder von der Scheußlichkeit seines Aussehens, noch von seiner außerordentlichen Muskelkraft zu geben. Sein tiefschwarzes Gesicht offenbart nicht allein verzerrte (der englische Text sagt „übertriebene") Züge, sondern die ganze Erscheinung ist nichts anderes als ein Ausdruck der rohesten Wildheit. Große Augäpfel, ein Schopf von langen Haaren, welcher in der Wut über den Vorderkopf fällt, ein riesenhaftes Maul, bewaffnet mit einer Reihe von gewaltigen Zähnen, abstehende Ohren: dies alles zusammen läßt den Affen als eines der fürchterlichsten Geschöpfe der Erde erscheinen. Es ist nicht überraschend, daß die Eingeborenen sogar bewaffnet mit ihm zusammenzutreffen fürchten. Sie sagen, daß er sehr wild sei und unabänderlich zum Angriff übergehe, wenn er mit einem einzelnen Manne zusammenkomme; „ich selbst", versichert Wilson, „habe einen Mann gesehen, welchem eins dieser Ungeheuer die Wade fast gänzlich weg-

gebissen hatte und welcher wahrscheinlich in Stücke zerrissen worden wäre, hätte er nicht rechtzeitig die Hilfe seiner Gefährten erhalten. Es wird versichert, daß sie dem bewaffneten Manne das Gewehr aus der Hand reißen und den Lauf zwischen ihren Kiefern zusammendrücken; und wenn man die ungeheure Muskelkraft der Kinnladen in Erwägung zieht, kann man nicht finden, daß dies unmöglich sei."

Ungefähr in derselben Zeit stellte Savage unter den Negern eingehende Nachforschungen über die Lebensweise des Affen an und veröffentlichte die Ergebnisse in der „Bostoner naturwissenschaftlichen Zeitung" vom Jahre 1847. Ihnen zufolge lebt der „Ingiine" im Inneren von Unterguinea, während der Verbreitungskreis des Schimpansen sich mehr längs der Küste erstreckt. Der Gang des ersteren ist wackelnd oder watschelnd, die Bewegung des Leibes, welcher immer nach vorn überhängt, etwas rollend oder von einer Seite zur anderen schwankend. Die Arme werden beim Gehen vorwärts geworfen und auf den Grund gestemmt. Man sagt, daß der Gorilla beim Gehen die Finger nicht beuge, sondern sie ausgestreckt als Stütze der Hand verwende. Wenn er sich aufrichtet und in dieser Stellung geht, hält er seinen mächtigen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß er seine Arme nach oben beugt. Er lebt in Banden, die jedoch nicht so zahlreich sind wie die der Schimpansen. In jeder solchen Bande befinden sich mehr Weibchen als Männchen, denn alle Nachrichten stimmen darin überein, daß sich nur ein altes Männchen bei solcher Gesellschaft befindet und daß, wenn junge Männchen ihre volle

Größe erreicht haben, zwischen ihnen und anderen ein Kampf um die Oberherrschaft stattfindet und der stärkste, nachdem er den Nebenbuhler getötet oder doch vertrieben hat, sich zum Haupte der Gesellschaft aufwirft. Seine Wohnungen, falls man sie so nennen darf, ähneln denen, welche der Schimpanse baut, und bestehen einfach aus wenigen Stecken und blätterigen Zweigen, welche von Astgabeln und Ästen der Bäume unterstützt werden, gewähren auch keinen Schutz gegen das Wetter und werden nur des Nachts benutzt. Gorillas sind außerordentlich wild und stets angriffslustig, flüchten auch niemals vor dem Menschen. Die Eingeborenen fürchten sie in hohem Grade und nehmen niemals den Kampf mit ihnen auf, es sei denn, um sich selbst zu verteidigen. Die wenigen Stücke, welche erbeutet wurden, fanden ihren Tod durch Elefantenjäger und Handelsleute, welche im Walde mit ihnen zusammentrafen. Angesichts eines Menschen soll der männliche Gorilla zuerst einen entsetzlichen Schrei ausstoßen, welcher auf weithin im Walde widerhallt und etwa wie ein langgezogenes und schrilles „Kheh, Kheh“ klingt, dabei die ungeheuren Kiefer zu voller Weite öffnen und mit über das Kinn herabhängender Unterlippe und über die Brauen herabfallendem Haarschopfe das Bild unbeschreiblicher Wildheit sein. Weibchen und Junge verschwinden bei dem ersten Schrei des Männchens, dieses aber nähert sich, in rascher Folge seinen entsetzlichen Schrei ausstoßend, dem Jäger. Letzterer erwartet seine Ankunft mit dem Gewehre an der Wange und verzögert, wenn er seines Schusses nicht ganz sicher ist, sein Feuer, bis das Tier den Gewehrlauf

ergriffen und, wie es zu tun pflegt, in das Maul gebracht hat. Sollte das Gewehr versagen, so zerquetscht der Gorilla den dünnen Lauf zwischen seinen Zähnen und das Zusammentreffen kann für den Jäger verhängnisvoll werden. Im übrigen ähneln die Sitten und Gewohnheiten des Gorilla denen des Schimpansen: er baut ähnliche Nester auf die Bäume, lebt von denselben oder ähnlichen Früchten und macht seinen Aufenthaltsort von den Umständen abhängig.

Im Jahre 1852 gibt Ford übereinstimmende Nachrichten. „Der Gorilla", sagt er, „erhebt sich zum Angriffe auf seine Füße, nähert sich jedoch seinem Gegner in gebeugter Haltung. Obgleich er niemals auf der Lauer liegt, stößt er doch, sobald er die Annäherung eines Menschen wahrnimmt, augenblicklich seinen bezeichnenden Schrei aus, bereitet sich zum Kampfe und geht zum Angriffe über. Der Schrei ist mehr ein Grunzen als ein Heulen, ähnelt dem des erregten Schimpansen, ist jedoch lauter und wird in weiter Entfernung vernommen. Zuerst nun begleitet er die Weibchen, von denen er regelmäßig umgeben wird, auf eine kurze Strecke bei ihrer Flucht, kehrt hierauf zurück, sträubt den Haarschopf, so daß er vorn überhängt, weitet seine Nüstern, zieht die Unterlippe herab, fletscht die Zähne und läßt nochmals jenen Schrei hören, wie es scheint in der Absicht, seinen Gegner zu erschrecken. Streckt ihn jetzt nicht eine wohlgezielte Kugel zu Boden, so nimmt er einen Anlauf, schlägt seinen Gegner mit der Hand nieder oder packt ihn mit einem Griffe, welcher kein Entrinnen ermöglicht, wirft ihn auf den Boden und zerfetzt ihn mit den Zähnen. Das wilde Wesen

dieses Geschöpfes konnte man deutlich sehen an einem kleinen Jungen, welches hierher gebracht wurde. Man hielt es mehrere Monate und gab sich die größte Mühe, um es zu zähmen; es war jedoch so unverbesserlich, daß es mich noch eine Stunde vor seinem Tode biß."

Der nächstfolgende Berichterstatter ist Du-Chaillu. Ich würde dessen Mitteilungen vorzugsweise benutzt haben, hätte die Darstellung nicht beim ersten Lesen ein unbesiegliches Mißtrauen in mir erweckt. Demungeachtet mag auch diese Schilderung hier eine Stelle finden, nur verwahre ich mich gegen die Annahme, als wolle ich sie in irgendeiner Weise bekräftigen. Ich bin vielmehr durchaus der Meinung Reades, daß Du-Chaillus Erzählung ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Erdichtung ist, und stimme dem letztgenannten bei, wenn er sagt, daß jener vieles über den Gorilla geschrieben hat, was wahr, aber nicht neu ist, und weniges, was neu, aber nicht wahr ist. Man urteile selbst, was wohl von einem Forscher zu halten ist, welcher sein erstes Zusammentreffen mit dem Gorilla wie folgt schildert:

„Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsche, und mit einem Male stand ein ungeheurer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen vieren gekrochen, als er uns aber erblickte, erhob er sich und sah uns kühn und mutig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheure, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die

großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft hölliſchen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht! Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwiſchen stieß er einmal nach dem anderen sein gräßliches Gebrüll aus — ein Gebrüll so grauenerregend, daß man es den eigentümlichſten und fürchterlichſten Laut der afrikaniſchen Wälder nennen muß. Es beginnt mit scharfem Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, und geht dann in tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht; habe ich doch mehr als einmal dieſes Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah. Wir blieben bewegungslos im Verteidigungszuſtande. Die Augen des Unholdes blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirn steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem hölliſchen Traumbilde, einem Weſen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Tier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wütend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: da feuerte ich und tötete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich Menſchliches

an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde alles ruhig: der Tod hatte seine Arbeit getan."

Zu vorstehender Stelle gehört ein kurzer Nachsatz von Reade: „In einem Vortrage, welchen ich in einer Sitzung der Londoner tierkundlichen Gesellschaft las und welcher in den Schriften der Gesellschaft veröffentlicht worden ist, habe ich die Gründe entwickelt, aus denen ich mit vollster Sicherheit schließen darf, daß Du-Chaillu niemals einen Gorilla erlegt hat." *)

Doch auch das Unwahrscheinliche, richtiger vielleicht die Lüge, mag hier Erwähnung finden, um so mehr als die Berichtigung auf dem Fuße folgen wird.

„Mein langer Aufenthalt in Afrika", erzählt Du-Chaillu, „erleichterte es mir, mit Eingeborenen zu verkehren, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennenzulernen, aufs höchste erregt worden war, beschloß ich, selbst auf dessen Jagd auszuziehen und es mit meinen Augen zu sehen. Ich war so glücklich, der erste zu sein, welcher nach eigener Bekanntschaft über den Gorilla sprechen darf, und während meine Erfahrungen und Beobachtungen zeigen, daß viele Erzählungen auf falschen und leeren Einbildungen unwissender Neger und leichtgläubiger Reisenden beruhen, kann ich anderseits bestätigen, daß keine Beschreibung die entsetzliche Erscheinung, die Wut des Angriffs und die wüste Bosheit eines Gorilla versinnlichen wird.

Es tut mir leid, daß ich der Zerstörer vieler an-

*) Derselben Ansicht sind auch spätere Reisende, die den Gorilla aus eigener Anschauung kennenlernten.

mutigen Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn nicht mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingeborenen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt nicht unter deren Dach; er ist nicht einmal ein geselliges Tier, und alle Berichte von gemeinschaftlichen Angriffen haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich.

Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Täler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit unermeßlichen Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich aufhält, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastloses Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Teil bedingt durch die Schwierigkeit, sein Lieblingsfutter zu finden. Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheuren Eckzähne ohne Mühe jedes andere Tier des Waldes zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe die Magen von allen untersucht, welche zu töten ich so glücklich war, und niemals etwas anderes gefunden als Beeren, Pisangblätter und sonstige Pflanzenstoffe. Der Gorilla ist ein arger Fresser, wel-

cher unzweifelhaft an einem Orte alles auffrißt und dann in beständigem Kampfe mit dem Hunger zum Wandern gezwungen wird. Sein großer Bauch, der sich, wenn er aufrecht dasteht, deutlich genug zeigt, beweist dies; und wahrlich, sein gewaltiger Leib und die mächtige Muskelentwicklung könnten bei weniger Nahrung nicht unterhalten werden.

Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um Beeren oder Nüsse zu pflücken; wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück. Nach meinen Erfahrungen über die Nahrung kann man behaupten, daß er es gar nicht nötig hat, die Bäume zu erklettern. Ihm behagen Zuckerrohr, die weißen Rippen der Pisangblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlage vermittels eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt er das ungeheure Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen.

Nur junge Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubtiere zu schützen. Ich habe mehrere Male die frische Spur eines Gorillabettes gefunden und konnte deutlich sehen, daß das Männchen, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder

unter Umständen auf der Erde schlafen. Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, haben an ihren vier Händen längere Finger als der Gorilla, dessen Hand mehr der menschlichen ähnelt. Infolge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe und deswegen zu dem Schlusse gekommen bin, er führe ein derartiges Gebäude überhaupt nicht auf.

Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, welcher nicht mit sich spaßen läßt. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stück an. Sie liefen stets auf allen vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern, denn sie hören außerordentlich scharf und verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr erschwert, ihnen zu folgen. Das alte Tier ist auch scheu; ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu stoßen, und mußte bemerken, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünstigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunststück auf seine Beute kommt, geht diese ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden habe ich nicht einen einzigen Gorilla gefunden, welcher mir den Rücken zugekehrt hätte. Überraschte ich ein Paar, so fand ich gewöhnlich das Männchen an einen Felsen oder Baum gelehnt im dunkelsten Dickichte des Wal-

des, wo die strahlende Sonne nur ein düsteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieses war es auch, welches zuerst unter lautem und heftigem Schreien und Kreischen davonrannte. Dann erhob sich langsam das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wütendem Blick dagesessen hatte, schaute mit glühenden Augen auf die Eindringlinge, schlug auf seine Brust, erhob sein gewaltiges Haupt und stieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich glaube, daß ich dieses Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen gehört habe.

Es ist Grundsatz eines geschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zum letzten Augenblick zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anpralle kann kein Mann widerstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und die Flucht vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und sich mit ihrem ungeladenen Gewehre verteidigen wollen, aber nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streiche gehabt: im nächsten Augenblicke erschien der lange Arm mit verhängnisvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendbare Angriffe auf den Menschen auszuführen versteht wie der Gorilla, und zwar aus dem Grunde, weil er sich Gesicht gegen

Gesicht dem Manne gegenüberstellt und seine Arme als Waffen zum Angriffe gebraucht, gerade wie ein Preisfechter tun würde, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltigste Faustkämpfer der Erde träumen läßt.

Da man sich in den dunkeln und undurchdringlichen Dickichten der vielen Ranken und Dornen halber kaum bewegen kann, bleibt der Jäger klugerweise stehen und erwartet die Ankunft des wütenden Tieres. Der Gorilla nähert sich mit kurzen Schritten, hält häufig an, stößt sein höllisches Gebrüll aus, schlägt ab und zu mit den Armen seine Brust, ruht auch wohl länger aus und setzt sich, blickt aber immer wütend auf seinen Gegner. Die sehr kurzen Hinterbeine genügen entschieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen; daher hält sich das Tier durch Schwingungen mit den Armen im Gleichgewichte. Aber der dicke Bauch, das runde, stierartige Haupt, welches rückwärts fast auf dem Nacken aufliegt, die großen, muskelkräftigen Arme und die weite Brust — alles dies läßt sein Schwanken unsäglich entsetzlich erscheinen und vermehrt noch das Furchtbare seiner Erscheinung. Zugleich blitzen die tiefliegenden grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wut verzerrt das Gesicht auf das abscheulichste; die dünnen, scharf geschnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, lassen die gewaltigen Eckzähne und die furchtbaren Kinnladen, in welchen ein Menschenglied zermalmt werden würde wie Zwieback, sichtbar werden. Der Jäger steht, mit ängstlicher Sorge seinen Feind bewachend, auf einer und derselben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange bange Minuten,

mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Schußweite beträgt zehn Schritte. Ich meinesteils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geschossen als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit. So schnell wie möglich wird das Gewehr erhoben — ein ängstlicher Augenblick, welcher die Brust zusammenschnürt, und dann — Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zusandte, geht er im Augenblicke auf seine Beute los — wenn er nach einem Gorilla schoß, steht er still; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für sein Leben, Gesicht gegen Gesicht, hoffend, daß irgendein unerwartetes Glück ihn von dem tödlichen Streich errettet und er davonkommt, wenn auch vielleicht gelähmt auf immer. Glücklicherweise stirbt der Gorilla ebenso leicht wie der Mensch: ein Schuß in die Brust bringt ihn sicher zu Falle. Er stürzt vorwärts auf sein Gesicht, die langen, gewaltigen Arme ausstreckend und mit dem letzten Atem ein Todesröcheln ausstoßend, halb Brüllen, halb Stöhnen, welches, obgleich es dem Jäger seine Rettung verkündet, dennoch sein Ohr peinigt wegen der Ähnlichkeit mit dem Seufzer eines sterbenden Menschen. Die Neger greifen den Gorilla nur mit Flinten an, niemals mit anderen Waffen, und da, wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht das Untier unbelästigt als alleiniger Herrscher den Wald. Einen Gorilla getötet zu haben, verschafft dem Jäger für sein Leben lang die größte Achtung selbst der mutigsten Neger, welche, wie ich hinzufügen muß, im allgemeinen durchaus nicht nach dieser Art des Ruhmes lüstern sind.

Der Gorilla gebraucht keine künstlichen Waffen zur Verteidigung, sondern wehrt sich mit seinen Armen und im weiteren Kampfe mit seinen Zähnen. Ich habe oft Gorillaschädel untersucht, in denen die gewaltigen Reißzähne losgebrochen waren, und von den Negern erfahren, daß ein derartiger Verlust während der Kämpfe entstand, welche zwei Gorillamännchen in Sachen der Liebe ausgefochten haben. Solch ein Streit muß ein in jeder Hinsicht gewaltiges, großartiges Schauspiel gewähren; ein Ringen zwischen zwei tüchtigen männlichen Gorillas würde alle Kampfspiele der Welt überbieten.

Der gewöhnliche Gang des Gorilla geschieht nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen vieren. Bei dieser Stellung wird das Haupt bedeutend erhöht, weil die Arme verhältnismäßig sehr lang sind. Wenn er schnell läuft, setzt er die Hinterbeine fast bis über den Leib vor, und immer bewegt er beide Glieder einer Seite zu gleicher Zeit, wodurch er eben einen so sonderbar wackelnden Gang erhält. Nicht zu bezweifeln steht, daß er auch in erhobener Stellung ziemlich schnell und viel länger als der Schimpanse oder andere Affen dahinwandeln kann. Wenn er aufrecht steht, biegt er seine Knie nach auswärts. Sonderbar ist seine Fährte. Die Hinterfüße hinterlassen keine Spur von ihren Zehen, nur der Fußballen und die große Zehe scheinen aufzutreten; die Finger der Hand sind undeutlich dem Boden aufgedrückt. Junge Gorillas klettern, verfolgt, nicht auf Bäume, sondern laufen auf dem Boden dahin.

Niemals habe ich gefunden, daß eine Gorillamutter an Verteidigung denkt, durch die Neger aber erfahren,

daß dies zuweilen wohl der Fall sein könne. Es ist ein hübscher Anblick, solch eine Mutter mit ihrem sie umspielenden Jungen! So begierig ich auch war, Gorillas zu erhalten, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, ein solches Verhältnis zu stören. Meine Neger waren weniger weichherzig und töteten ihren Erzfeind ohne Zeitverlust. Flüchtet die Mutter vor dem Jäger, so springt das Junge ihr sofort auf den Nacken und hängt sich zwischen ihren Brüsten an, mit den kleinen Gliedern ihren Leib umschlingend. Schon ein junger Gorilla ist außerordentlich stark. Einen, welcher nur zweiundeinhalb Jahr alt war, vermochten vier starke Männer nicht festzuhalten. Der Alte kann mit seinen Zähnen einen Gewehrlauf plattbeißen und mit seinen Armen Bäume umbrechen von 10—15 cm im Durchmesser (?). Das Fell des Tieres ist dick und fest wie eine Ochsenhaut, aber verhältnismäßig zarter als das anderer Affen.

Am 4. Mai lieferten einige Neger, welche in meinem Auftrage jagten, einen jungen lebenden Gorilla ein. Ich kann unmöglich die Aufregung beschreiben, welche mich erfaßte, als man das kleine Scheusal in das Dorf brachte. Alle die Beschwerden und Entbehrungen, welche ich in Afrika ausgehalten hatte, waren in einem Augenblicke vergessen. Der Affe war etwa zwei bis drei Jahre alt, $2^1/_2$ Fuß hoch, aber so wütend und halsstarrig, wie nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können. Meine Jäger, welche ich am liebsten an das Herz gedrückt hätte, fingen ihn in dem Lande zwischen dem Rembo und dem Vorgebirge St. Katharina. Nach ihrem Berichte gingen sie zu fünft nahe einer

Ortschaft an der Küste lautlos durch den Wald, hörten ein Geknurre, welches sie sofort als den Ruf eines jungen Gorilla nach seiner Mutter erkannten, und beschlossen, ohne Zögern dem Schrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand schlichen die Braven vorwärts, einem düsteren Dickicht des Waldes zu. Sie wußten, daß die Mutter in der Nähe sein würde, und erwarteten, daß auch das gefürchtete Männchen nicht weit sein möchte, beschlossen jedoch, alles aufs Spiel zu setzen, um womöglich das Junge lebend zu erhalten. Beim Näherkommen hatten sie einen selbst ihnen seltenen Anblick. Das Junge saß einige Schritte entfernt von seiner Mutter auf dem Boden und beschäftigte sich, Beeren zu pflücken. Die Alte schmauste von denselben Früchten. Meine Jäger machten sich augenblicklich zum Feuern fertig, und nicht zu spät; denn die Alte erblickte sie, als sie ihre Gewehre erhoben. Glücklicherweise töteten sie die besorgte Mutter mit dem ersten Schusse. Das Junge, erschreckt durch den Knall der Gewehre, rannte zu seiner Erzeugerin, hängte sich an sie, umarmte ihren Leib und versteckte sein Gesicht. Die Jäger eilten herbei; das hierdurch aufmerksam gewordene Junge verließ aber sofort seine Mutter, lief zu einem schmalen Baume und kletterte an ihm mit großer Behendigkeit empor, setzte sich hier nieder und brüllte wütend auf seine Verfolger herunter. Doch die Leute ließen sich nicht verblüffen. Nicht ein einziger fürchtete sich, von dem kleinen wütenden Vieh gebissen zu werden. Man hieb den Baum um, deckte, als er fiel, schnell ein Kleid über den Kopf des seltenen Wildes und konnte es nun, so geblendet,

leichter fesseln. Doch der kleine Gesell, seinem Alter nach nur ein unerwachsenes Kind, war bereits erstaunenswürdig kräftig und nichts weniger als gutartig, so daß die Leute nicht imstande waren, ihn zu führen, und sich genötigt sahen, seinen Hals in eine Holzgabel zu stecken, welche vorn verschlossen wurde und als Zwangsmittel dienen mußte. So kam der Gorilla in das Dorf. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Gemüter. Als der Gefangene aus dem Boote gehoben wurde, in welchem er einen Teil seines Weges zurückgelegt hatte, brüllte und bellte er und schaute aus seinen bösen Augen wild um sich, gleichsam versichernd, daß er sich gewiß rächen werde, sobald er könne. Ich sah, daß die Gabel seinen Nacken verwundet hatte, und ließ deshalb möglichst rasch einen Käfig für ihn anfertigen. Nach zwei Stunden hatten wir ein festes Bambushaus für ihn gebaut, durch dessen sichere Stäbe wir ihn nun beobachten konnten. Er war ein junges Männchen, erwachsen genug, um seinen Weg allein zu gehen, für sein Alter auch mit einer merkwürdigen Kraft ausgerüstet. Gesicht und Hände waren schwarz, die Augen jedoch noch nicht so tief eingesunken wie bei den alten, Brust und Bauch dünner, die Arme länger behaart. Das Haar der Brauen und des Armes, welches rötlichbraun aussah, begann sich eben zu erheben; die Oberlippe war mit kurzen Haaren bedeckt, die untere mit einem kleinen Barte, die Augenlider waren fein und dünn, die Augenbrauen etwa 2 cm lang; eisgraues Haar, welches in der Nähe der Arme dunkelte und am Steiße vollständig weiß erschien, bedeckte seinen Nacken.

Nachdem ich den kleinen Burschen glücklich in seinen Käfig gelockt hatte, nahete ich mich, um ihm einige ermunternde Worte zu sagen. Er stand in der fernsten Ecke; sowie ich mich aber näherte, bellte er und sprang wütend nach mir. Obgleich ich mich so schnell wie ich konnte zurückzog, erreichte er doch meine Beinkleider, zerriß sie und kehrte augenblicklich wieder nach seinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorsicht, doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erste Sorge war natürlich, Futter für ihn zu schaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und reichte ihm diese nebst Wasser; doch wollte er weder essen noch trinken, bevor ich mich ziemlich weit entfernt hatte. Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am ersten, fuhr auf jedermann zu, welcher nur einen Augenblick vor seinem Käfige stand, und schien bereit, uns alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Pisangblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Teile fraß. Er schien nicht eben wählerisch zu sein, obschon er jetzt und während seines kurzen Lebens mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte seiner heimischen Wälder alles Futter verschmähte. Am dritten Tage war er noch mürrischer und wütender, bellte jeden an und zog sich entweder nach seinem fernen Winkel zurück oder schoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusstäbe auseinander zu schieben und zu entfliehen. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettstelle hervorkam. Augenblicklich schloß ich die Fenster und rief meine Leute herbei, das Tor zu beaufsichtigen. Als Freund Joe dies sah, bekundete er

grenzenlose Wut. Seine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und rasend kam er unter dem Bette hervor. Wir schlossen das Tor und ließen ihm das Feld, indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu seiner sicheren Gefangennahme zu entwerfen, als uns seinen Zähnen auszusetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen; er war schon so stark und wütend, daß ich selbst einen Faustkampf mit ihm scheute, aus Furcht, von ihm gebissen zu werden. Mitten im Raume stand der biedere Gesell und schaute grimmig auf seinen Feind, prüfte dabei aber mit einiger Überraschung die Einrichtungsgegenstände. Ich besorgte, daß das Ticken meiner Uhr sein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriffe auf diesen unschätzbaren Gegenstand begeistern oder daß er vieles von dem, was ich gesammelt hatte, zerstören möchte. Endlich, als er sich etwas beruhigt hatte, schleuderten wir ihm glücklich ein Netz über den Kopf. Der junge Unhold brüllte fürchterlich und wütete und tobte unter seinen Fesseln. Ich warf mich schließlich auf seinen Nacken, zwei Mann faßten seine Arme, zwei andere die Beine, und dennoch machte er uns viel zu schaffen. So schnell wie möglich trugen wir ihn nach seinem inzwischen ausgebesserten Käfige zurück und bewachten ihn dort sorgfältiger.

Niemals sah ich ein so wütendes Vieh wie diesen Affen. Er fuhr auf jeden los, welcher ihm nahte, biß in die Bambusstäbe, schaute mit bösen Augen um sich und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüt hatte."

Im Verlaufe seiner Erzählung teilt Du-Chaillu mit, daß Joe weder durch Hunger noch durch „gesittete

Nahrung“ zu bändigen war, nach einiger Zeit, als er zum zweitenmal durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widersträubens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich starb, seinen Herrn zuletzt aber wohl kennengelernt hatte. Später will Du-Chaillu ein junges Gorillaweibchen erhalten haben, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche seiner Mutter hing und das ganze Dorf durch seine Betrübnis in Aufregung versetzte. Das Tierchen war noch ein kleiner Säugling und starb, weil Milch nicht zu bekommen war, schon am dritten Tage nach seinem Fange.

Die Eingeborenen des Inneren essen das Fleisch des Gorilla und anderer Affen sehr gern, obgleich es schwarz und hart ist; die Stämme nahe der See dagegen verschmähen es und fühlen sich beleidigt, wenn man es ihnen anbietet, weil sie sich einer gewissen Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind. Auch im Inneren weisen Negerfamilien Gorillafleisch zurück, weil sie wähnen, daß vorzeiten eine ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe.

Unter allen Berichterstattern macht Winwood Reade den Eindruck der größten Verläßlichkeit. „Als ich im Inneren der Gorillagegenden reiste,“ sagt er, „pflegte ich in jedem Dorfe, welches mir zur Nachtherberge wurde, nachzufragen, ob sich hier ein Neger befinde, welcher einen Gorilla getötet habe. Wollte das Glück, daß dies der Fall war, so ließ ich ihn zu mir bringen und befragte ihn mit Hilfe eines Dolmetschers über die Sitten und Gewohnheiten der Affen. Diesen Plan verfolgte ich unter den Belingi am Muni, unter den Schikeni am

Gabun und unter den Kommi am Fernandovaz. Ebenso befragte ich auch die aus dem Inneren stammenden Sklaven, welche von ihren Herren als Jäger verwendet wurden. Alle Nachrichten, welche ich empfing, habe ich verglichen und nur das behalten, welches durch das gleichlautende Zeugnis aller Jäger dieser drei verschiedenen Gegenden Innerafrikas bestätigt wurde.

In Bapuku ist der Gorilla unter den Küstenstämmen nicht bekannt. Der nördlichste Punkt, wo ich von seinem Vorhandensein Kunde erhielt, war das Ufer eines kleinen Flusses bei St. Jones. Am Muni findet er sich weniger häufig als um den Gabun, und in den Waldungen am Fernandovaz wiederum häufiger als dort. Glaubwürdige Berichte bestätigen, daß er in Majumba, von welchem Battell spricht, und nach Süden hin bis nach Loango vorkommt; ich bin jedoch geneigt zu glauben, daß er sich über ein weit größeres Gebiet verbreitet, als wir gegenwärtig annehmen. Der Schimpanse lebt nach Norden hin bis zur Sierra Leone, und ich nehme an, daß der Gorilla sich in demselben Gebiete wie jener findet. Der Schimpanse hält sich mehr an der Seeküste und in offneren Gegenden auf als der Gorilla, und darin liegt die Erklärung, daß man jenen besser kennt als diesen. Die Fens erzählten mir, der ‚Nji' sei sehr häufig in dem weiten Lande gegen Nordosten, von welchem sie ausgewandert wären, und man höre dort seinen Schrei in unmittelbarer Nähe der Stadt; und ebenso wurde mir in Ngumbi gesagt, daß der Gorillatanz — ein Tanz der Neger, welcher die bezeichnendsten Bewegungen des Gorilla nachzuahmen versucht —

in einem neunzig Tagereisen nach Osten hin gelegenen Lande seinen Ursprung habe.

Während der Schimpanse in der Nachbarschaft kleiner Steppen haust, scheint der Gorilla das düstere Zwielicht der dichtesten Wälder zu lieben. Er läuft auf allen vieren, und man sieht ihn zuweilen allein, zuweilen in Begleitung eines Weibchens und Jungen. Von den Bäumen bricht er sich Zweige und Blätter, welche sich in einer ihm erreichbaren Höhe über dem Boden befinden. Zuweilen erklettert er auch einen Baum, um dessen Früchte zu genießen. Eine Grasart, welche in kleinen Büschen wächst, liebt er so, daß man sein Vorkommen da, wo dieses Gras vorhanden, fast mit Sicherheit annehmen kann. Morgens und abends besucht er die Pflanzungen der Dörfer, frißt Pisang und Zuckerrohr und läßt seinen kläglichen Schrei vernehmen. Nachts erwählt er sich einen hohlen Baum, um auf ihm zu schlafen. Wenn das Weibchen trächtig ist, baut das Männchen, meist in einer Höhe von fünf bis acht Metern über dem Boden, ein Nest, d. h. ein bloßes Lager aus trockenen Stecken und Zweigen, welche es mit den Händen zusammenschleppt. Hier bringt das Weibchen sein Junges zur Welt und verläßt dann das Nest. Während der Brunstzeit (?) kämpfen die Männchen um ihre Weibchen. Ein glaubwürdiger Zeuge sah zwei von ihnen im Kampfe; einer war viel größer als der andere, und der kleinere wurde getötet. Aus dieser Tatsache scheint mir hervorzugehen, daß die Gorillas in Vielehigkeit leben wie andere Tiere, welche um die Weibchen kämpfen. Das gewöhnliche Geschrei des Gorilla ist kläglich, das Wutgeschrei dagegen ein

scharfes, rauhes Bellen, ähnlich dem Gebrülle eines Tigers.

Entsprechend der Neigung der Neger, alles zu übertreiben, hörte ich anfänglich die verschiedensten Geschichten bezüglich der Wildheit des Gorilla. Als ich aber die wirklichen Jäger befragte, fand ich sie, soweit ich zu urteilen vermochte, wie alle mutigen Leute bescheiden und eher schweigsam als geschwätzig. Ihre Mitteilungen über die Wildheit der Affen reichen kaum bis an die Erzählungen von Savage und Ford heran. Sie leugnen, daß der Gorilla, ohne gereizt zu sein, den Menschen stets angreife. Laßt ihn allein, sagen sie, und er läßt euch allein. Wenn er aber beim Fressen oder im Schlafe plötzlich überrascht wird, dreht er sich in einem Halbkreise herum, heftet seine Augen fest auf den Mann und stößt einen unwillig klagenden Schrei aus. Versagt das Gewehr des Jägers oder wird der Affe nur verwundet, so läuft er zuweilen davon; manchmal aber stürzt er sich mit wütendem Blicke, herunterhängender Lippe und nach vorn überfallendem Haarschopfe auf den Gegner. Es scheint nicht, daß er sehr behend sei; denn die Jäger entkommen ihm häufig. Er greift stets auf allen vieren an, packt den betreffenden Gegenstand, reißt ihn in seinen Mund und beißt ihn. Die Geschichte vom Zusammenbeißen des Gewehrlaufes wird allgemein erzählt, ist aber durchaus nicht wunderbar, weil die billigen Gewehre aus Birmigham von jedem starkkieferigen Tiere zusammengequetscht werden dürften. Von den verschiedensten Seiten her hörte ich erzählen, daß Leute durch den Gorilla getötet worden seien; immer aber

fand ich, daß sich solche Erzählungen auf Überlieferungen gründeten. Daß ein Mann von einem Gorilla umgebracht werden kann, möchte ich keinen Augenblick bezweifeln, daß aber kein Mann seit Menschengedenken umgebracht worden ist, kann ich mit Bestimmtheit versichern. Der Jäger, welcher mich in den Waldungen von Ngumbi führte, wurde einst von einem Gorilla verwundet. Seine Hand war vollständig verkrüppelt und die Narben der Zahnwunden am Gelenke noch sichtbar. Ihn forderte ich auf, mir genau die Art und Weise des Angriffes eines Gorilla zu zeigen. Ich stellte den Jäger vor, er den Gorilla. Er nahm eine gebückte Stellung an, und ich tat, als ob ich ihn schießen wollte. Nun kam er auf allen vieren auf mich zu, ergriff meine Hand am Gelenke, zog sie zu seinem Munde, biß hinein und lief davon. So, sagte er, hat der Gorilla mit mir getan. Durch solche einfache Zeugen gelangt man unter den Negern am ersten zur Wahrheit. Der Leopard gilt allgemein für ein wilderes und gefährlicheres Tier als der Gorilla. Auch der Schimpanse greift, wenn er angefallen wird, einen Menschen an; dasselbe tut der Orang-Utan, dasselbe tun in der Tat alle Tiere vom Elefanten bis zu den Kerbtieren herunter. Ich kann also keinen Grund zu der Annahme finden, daß der Gorilla wilder und mehr geneigt zum Angriffe auf einen Menschen sei als andere Tiere, welche, wie unser Affe, bedächtig und furchtsam sind, und welche ihre ausgezeichnete Befähigung im Riechen und Hören sich zunutze machen, um vor dem Menschen zu entfliehen.

In meiner bescheidenen Eigenschaft als ein bloßer Sammler von Tatsachen wünsche ich nichts weiter als zu der Wahrheit zu gelangen. Meine Angaben unterscheiden sich von denen meiner Vorgänger, und ich muß frei zugestehen, daß für die eine wie für die andere Seite gleiche Berechtigung vorliegt. Alle Neger sind geneigt, eher zu übertreiben als zu unterschätzen. Ich habe eine größere Anzahl von Zeugen befragt als vielleicht Wilson, Savage und Ford zusammen und, nachdem die Frage einmal wichtig geworden war, doppelte Vorsicht bei meinen Untersuchungen angewendet; aber jene hatten ihrerseits großen Vorteil über mich, weil sie die Sprache der Eingeborenen kannten und keiner Dolmetscher bedurften, auch besser mit dem Wesen der Eingeborenen vertraut waren als ich. Den bezüglichen Wert unserer Mitteilungen vermag ich also nicht bestimmt abzuschätzen, schon weil ich nicht weiß, von welchem Stamme jene ihre Nachrichten erhalten haben. Das, was ich aus persönlicher Anschauung versichern kann, ist folgendes: Ich habe die Nester des Gorilla gesehen und beschrieben, bin jedoch nicht imstande, bestimmt zu sagen, ob sie als Betten oder nur als zeitweilige Lager benutzt werden. Ich habe ebenso wiederholt die Fährte des Gorilla gefunden und darf deshalb behaupten, daß der Affe gewöhnlich auf allen vieren läuft. Niemals habe ich mehr Fährten gesehen als von zwei Gorillas zusammen. Auch habe ich einen jungen Gorilla und einen jungen Schimpansen in gefangenem Zustande beobachtet und darf versichern, daß beide gleich gelehrig sind. Endlich kann ich behaupten, daß der Gorilla wenigstens zuweilen vor dem

Menschen flüchtet; denn ich war nahe genug, um zu hören, daß einer von mir weglief.

Von den vielen Erzählungen über den Gorilla, welche mir mitgeteilt wurden, habe ich alle nicht genug beglaubigten weggelassen. Eine von diesen berichtet z. B., daß zuweilen eine Gorillafamilie einen Baum erklettere und sich an einer gewissen Frucht toll und voll fresse, während der alte Vater unten am Fuße des Baumes verbleibe. Kannst du, sagen die Eingeborenen, nahe genug herankommen, um ihn zu erlegen, so kannst du auch den Rest der Familie töten. Die zweite Geschichte ist die, welche von allen großen Affen berichtet wird, daß sie Frauen mit sich nehmen. In einem Dorfe am rechten Ufer des Fernandovaz wurde mir erzählt, daß die Frauen, während sie zum Brunnen gingen, sehr häufig von Gorillas gejagt werden; ja, man brachte mir sogar eine Frau, welche versicherte, selbst die Leidenschaft eines Gorilla erlitten zu haben und ihm kaum entkommen zu sein. In alledem kann ich nichts Wunderbares finden; denn wir wissen, daß die Affen höchst empfängliche Tiere sind. Demungeachtet wird man berechtigt sein Zweifel zu hegen, wenn erzählt wird, daß eine Frau in die Wälder geschleppt und halbwild unter den Affen gelebt habe."

Winwood Reade schließt seine Mitteilungen mit der Bemerkung, daß er nicht imstande gewesen sei, etwas zu erfahren, worin sich der Gorilla vom Schimpansen wesentlich unterscheide. Beide Tiere bauen Nester, beide gehen auf allen vieren, beide greifen in ähnlicher Weise an, beide vereinigen sich, obschon sie durchaus nicht gesellig sind, zuweilen in größerer Anzahl usw.

„Ein weißer Mann hat bis jetzt weder einen Gorilla noch einen Schimpansen erlegt. Die Vorsicht der Tiere, die Ungewißheit ihres Aufenthaltes, die Eifersucht der eingeborenen Jäger stempelt eine derartige Jagd zu einem sehr schwierigen Unternehmen."

Der mehrfach erwähnte Schimpanse (Simia troglodytes), Barris, Inschoko, Insiëgo, Soko, Nschiëgo, Baâm und wie er sonst noch bei den Eingeborenen heißen oder von Reisenden genannt worden sein mag, wird ebenfalls als Vertreter einer eigenen Gattung betrachtet. Er ist beträchtlich kleiner, im Rumpfe verhältnismäßig viel kürzer als der Gorilla, trotzdem er dieselbe Anzahl von rippentragenden und Lendenwirbeln (dreizehn und vier) besitzt wie dieser. Sein Kopf ist verhältnismäßig groß, die breite Schnauze wenig vorgezogen, der Vorderarm für Menschenaffen auffallend kurz, die Hand gestreckt und schmal, das Bein ebenfalls kurz, der Fuß der Hand entsprechend gebaut; auch zeigt der hinterste Backenzahn nur vier Höcker und einen hinteren Anhang. Sein Gesicht ist ziemlich breit und flach, die Stirn tritt namentlich bei alten merklich, jedoch weit weniger als beim Gorilla zurück und das Kinn in demselben Verhältnisse vor, so daß der Gesichtswinkel 55 Grad beträgt. Die Augenbrauenbogen stehen deutlich vor; die Nase ist klein und flach, der Mund übermäßig groß; die schmalen, weit vorstreckbaren Lippen sind im Leben vielfach gefaltet. Die Ohrmuschel ist viel größer, steht auch weiter vom Kopfe ab als bei dem Menschen und zeigt fast denselben Bau wie beim Gorilla. Die Knochen des Schimpansen sind, laut Hartmann, im

ganzen schlanker und zierlicher als diejenigen des Gorilla. Dem Schädel des männlichen Schimpansen fehlt der riesige Knochenkamm des ebengenannten Verwandten gänzlich; ebensowenig bemerkt man an ihm die beim männlichen Gorilla sehr mächtigen, beim weiblichen deutlich erkennbaren Knochenwülste über den Augen.

Um zu beweisen, daß die Alten den Schimpansen gekannt haben, führt man das berühmte Mosaikbild an, welches einstmals den Tempel der Fortuna in Präneste schmückte und unter vielen anderen Tieren der oberen Nilländer auch unseren Menschenaffen dargestellt haben soll. Erwähnt wird dieser von vielen Schriftstellern der letztvergangenen Jahrhunderte meist unter dem Namen Jnsiëgo oder Nschiëgo, welchen er in Mittelafrika noch heute führt. Ein junger Schimpanse wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebend nach Europa gebracht, von Tulpius und Tyson zergliedert und von Dapper beschrieben. Von dieser Zeit an gelangte das Tier wiederholt zu uns, und neuerlich trifft es sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf dem europäischen Tiermarkte ein.

Während man früher Ober- und Niederguinea für seine ausschließliche Heimat hielt, wissen wir durch Heuglin und Schweinfurth, daß er sich bis tief in das Innere von Afrika verbreitet. „Auf dem dichtbelaubten Hochholze längs der Flüsse im Lande der Niam-Niam", sagt Heuglin, „haust in Paaren und Familien der Mban (richtiger Baâm), ein Affe von der Größe eines Mannes und von wildem Wesen, welcher sich nicht scheut, den ihn verfolgenden Jäger anzugreifen. Er baut sich große Nester auf den Kronen der Bäume und

versieht sie mit einem dichten Schutzdache gegen den Regen. Er hat eine olivenschwärzliche, nicht dichte Behaarung, nacktes, fleischfarbenes Gesicht und weißliches Gesäß." Vorstehende Schilderung, welche durch Schweinfurths Angaben durchaus bestätigt wird, kann sich nur auf den Schimpansen beziehen, und diese Ansicht wird unterstützt durch die Berichte des Letztgenannten und Hartmanns über die wenigen Stücke dieses mittelafrikanischen Affen, welche in schlecht zubereiteten Bälgen nach Europa gelangt sind. Schweinfurth erfuhr, daß ein Krainer Jäger, Klancznik, im Jahre 1863 außer einer Ladung Sklaven auch einen lebenden Schimpansen vom oberen Weißen Flusse mitbrachte. Der Affe starb, noch ehe er Chartum erreichte, wurde dort abgehäutet und der Hochschule für Ärzte in Kairo überlassen. Hier sah Schweinfurth den Balg; auf der Pariser Ausstellung konnte Hartmann einen zweiten untersuchen. Beide Forscher sprechen sich dahin aus, daß man das Tier als Schimpansen bestimmen müsse. „Im Dezember 1868," schaltet Schweinfurth hier ein, „fand ich in Chartum einen dritten, schlecht ausgestopften, aber sehr großen Balg des betreffenden Affen, welcher sich gegenwärtig im Berliner Museum befindet und sich nach Hartmanns Überzeugung nicht von dem westafrikanischen Schimpansen unterscheidet. Unter den von mir bereisten Ländern des tiefsten Inneren von Afrika nenne ich als Heimat dieses Menschenaffen vor allen anderen das waldreiche Land des Königs Uando, weil das Tier hier besonders häufig auftreten muß. In einem Dorfe nahm ich zwölf vollständige Schädel von einem einzigen der hier gebräuchlichen

Merkpfähle, welche mit Beutezeichen der Jagd behangen zu werden pflegen. In dem bevölkerten Monbuttulande dagegen, welches weite, dem Bananenbau gewidmete Lichtungen in sich schließt, scheint das menschenscheue Tier nur ein ziemlich vereinzeltes Dasein zu führen. Auch wurde mir erzählt, daß er sich auf den von ihm bewohnten Bäumen Nester errichte." In Ober- und Niederguinea bewohnt der Schimpanse die großen Wälder in den Flußtälern und an der Küste, scheint jedoch trockene Gegenden feuchten vorzuziehen.

„Man kann nicht sagen," berichtet Savage, „daß die Schimpansen gesellig leben, da man selten mehr als ihrer fünf, höchstens ihrer zehn zusammen findet. Auf gute Gewähr mich stützend, darf ich behaupten, daß sie sich gelegentlich in größerer Anzahl versammeln, um zu spielen. Einer meiner Berichterstatter versichert, bei einer solchen Gelegenheit einmal nicht weniger als ihrer fünfzig gesehen zu haben, welche sich durch Jubeln, Schreien und Trommeln auf alten Stämmen erfreuten. Sie meiden die Aufenthaltsorte der Menschen soviel als möglich. Ihre Wohnungen, mehr Nester als Hütten, errichten sie auf Bäumen, im allgemeinen nicht hoch über dem Boden. Größere oder kleinere Zweige werden niedergebogen, abgeknickt, gekreuzt und durch einen Ast oder einen Gabelzweig gestützt. Zuweilen findet man ein Nest nahe dem Ende eines dicken blattreichen Astes, acht bis zwölf Meter über der Erde; doch habe ich auch eins gesehen, welches nicht niedriger als dreizehn Meter sein konnte. Einen festen Standort haben die Schimpansen nicht, wechseln ihren Platz vielmehr beim Aufsuchen der Nahrung oder aus sonstigen Grün-

den, je nach den Umständen. Wir sahen sie öfters auf hochgelegenen Stellen, wohl nur deshalb, weil die dem Reisbau der Eingeborenen günstigeren Niederungen öfters gelichtet werden und jenen dann passende Bäume zum Bau ihrer Nester mangeln. Selten sieht man mehr als ein oder zwei Nester auf einem und demselben Baume oder sogar in derselben Umgebung. Doch hat man einmal deren fünf gefunden." Nester, wie solche Du-Chaillu bespricht und abbildet, wahrhaft künstliche Flechtereien nämlich, beschreibt kein einziger der übrigen Berichterstatter.

In der Ruhe nimmt der freilebende Schimpanse gewöhnlich eine sitzende Stellung an. Man sieht ihn in der Regel stehen oder gehen; wird er dabei entdeckt, so fällt er unverzüglich auf alle viere und entfernt sich fliehend von dem Beobachter. Sein Bau ist derart, daß er nicht ganz aufrecht stehen kann, sondern stets nach vorn neigt; wenn er steht, sieht man ihn die Hände über dem Hinterhaupte zusammenschlagen oder über der Lendengegend kreuzen, was notwendig zu sein scheint, um sich im Gleichgewichte zu erhalten. Die Zehen sind beim Erwachsenen stark gebogen und nach innen gewendet, können auch nicht vollständig ausgestreckt werden. Beim Versuche hierzu erhebt sich die Haut des Fußrückens in dicken Falten, woraus hervorgeht, daß völlige Streckung des Fußes ihm unnatürlich ist. Die ihm bequemste Stellung ist die auf allen vieren, wobei der Leib auf den Knöcheln ruht. Infolge des Gebrauches sind letztere verbreitert und wie die Fußsohle mit schwieliger Haut bekleidet. Wie man schon aus dem Baue vermuten kann, ist der

Schimpanse ein geschickter Kletterer. Bei seinen Spielen schwingt er sich auf weite Entfernungen von einem Baume zum anderen und springt mit staunenerregender Behendigkeit. Nicht selten sieht man die „alten Leute", wie einer meiner Berichterstatter sich ausdrückt, unter einem Baume sitzen, mit Aufzehren von Früchten und freundschaftlichem Geschwätz sich unterhaltend, während ihre Kinder um sie herumspringen und ausgelassen von Baum zu Baume klettern. Die Nahrung besteht wahrscheinlich aus denselben Pflanzen und Früchten, welche der Gorilla verzehrt: Früchte, Nüsse, Blatt- und Blütenschößlinge, vielleicht auch Wurzeln bilden wohl die Hauptspeise. Nicht selten soll er Bananen und andere Fruchtbäume besuchen, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen, oder sich in verlassenen Negerdörfern, in denen die Papaya in großer Menge wächst, einfinden und dort so lange verweilen, als es Nahrung gibt, nach Aufzehrung derselben aber wieder Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung unternehmen.

Der Schimpanse bekundet scharfen Verstand und warme Liebe zu seinen Jungen. Ein Weibchen, welches sich mit seinem Manne und zwei Jungen auf einem Baume befand und von dem Jäger aufgefunden wurde, stieg zuerst mit großer Schnelligkeit herunter und versuchte mit dem Männchen und einem Jungen ins Dickicht zu entfliehen. Bald darauf aber kehrte es zur Rettung des zurückgebliebenen Jungen zurück, stieg wieder auf den Baum, nahm das Kind in seine Arme und erhielt in demselben Augenblicke die tödliche Kugel, welche auf dem Wege zum Herzen der Mutter

durch den Vorderarm des Jungen drang. In einem anderen Falle blieb die Mutter, nachdem sie entdeckt war, mit ihrem Jungen auf dem Baume und folgte aufmerksam dem Vorgehen des Jägers. Als er zielte, bewegte sie ihre Hand, genau in der Weise, wie ein Mensch tun würde, um den Gegner zum Abstehen und Fortgehen zu bewegen. Verwundete suchen das Blut durch Aufdrücken der Hand oder, wenn dies nicht ausreicht, durch Auflegen von Blättern und Gras zu stillen, schreien auch laut, „nicht unähnlich einem Menschen, welcher plötzlich in große Not gerät". Ferner wird erzählt, daß sich die Schimpansen in ihrer geschlechtlichen Liebe weit weniger abschreckend als andere Affen zeigen, sogar eine gewisse Sittsamkeit an den Tag legen sollen. Auch von ihnen geht überall, wo sie vorkommen, das Gerücht, daß die Männchen an weiblichen Menschen Gefallen finden, und diese Behauptung erscheint denjenigen, welche das Gebaren großer männlicher Affen beim Anblicke von Frauen aus eigener Erfahrung kennengelernt haben, durchaus nicht unwahrscheinlich.

Über Zeit und Umstände der Paarung, Schwangerschaft und Entwicklung der Jungen usw. sind mir keinerlei Angaben bekannt; ich weiß bloß aus Beobachtung an gefangenen Jungen, daß deren Wachstum weit langsamer vor sich geht, als man bisher angenommen zu haben scheint. Der Zahnwechsel beginnt nicht vor dem zurückgelegten vierten Lebensjahre, wahrscheinlich noch um ein Jahr später. Ein Schimpanse, welchen ich drei Jahre lang pflegte, war, als er in meinen Besitz kam, jedenfalls älter als zwei Jahre und wechselte erst kurz vor seinem Tode die unteren Schneide-

zähne; der Zahnwechsel würde also, die Richtigkeit meiner Annahme vorausgesetzt, erst im sechsten Lebensjahre stattgefunden haben. Wenn man, hierauf fußend, den Schimpansen bezüglich seines Wachstums und des zu erreichenden Alters dem Menschen annähernd gleichstellt, wird man sich schwerlich irren.

Unter den Eingeborenen Westafrikas geht eine Überlieferung, nach welcher die Schimpansen einmal Mitglieder ihres eigenen Stammes gewesen seien, wegen ihrer schlechten Gewohnheiten aber aus aller menschlichen Gesellschaft verstoßen und infolge ihres hartnäckigen Beharrens bei ihren gemeinen Neigungen allmählich auf den gegenwärtigen Zustand herabgesunken wären. Dies hindert die Eingeborenen übrigens nicht, die Herren Vettern zu essen; ja deren Leiber gelten, mit Palmöl gekocht, sogar für ein äußerst schmackhaftes Gericht.

Wie es scheint, kämpft der Schimpanse mit dem Menschen einzig und allein, um sich zu verteidigen. Fürchtet er gefangen zu werden, so leistet er dadurch Widerstand, daß er seine Arme um den Gegner schlingt, ihn zu sich heranzieht und zu beißen versucht. Savage hat einen Mann gesehen, welcher so an den Füßen bedeutend verwundet worden war. „Die starke Entwicklung der Eckzähne beim erwachsenen Schimpansen möchte Neigung zu Fleischnahrung andeuten. Solche zeigt sich jedoch nur, wenn er gezähmt wurde. Anfänglich weist er Fleisch zurück, nach und nach aber verzehrt er es mit einer gewissen Vorliebe. Die Eckzähne, welche sich frühzeitig entwickeln, spielen also nur eine Rolle bei der Verteidigung. Kommt ein Schim-

panse mit dem Menschen in Zwiespalt, so ist beinahe das erste, was er tun will, beißen."

„Leider", erzählt Schweinfurth, „war es mir noch nicht vergönnt, im Lande der Niam-Niam eine Jagd auf Schimpansen veranstalten zu sehen. Eine solche bereitet nämlich viele Schwierigkeiten. Nach Aussage der Niam-Niam selbst gehören dazu mindestens zwanzig bis dreißig entschlossene Jäger, denen die heikle Aufgabe zufällt, in den achtzig und mehr Fuß hohen Bäumen mit dem Schimpansen um die Wette umherzuklettern und dabei die gewandten und kräftigen Tiere in Fangnetze zu locken, in denen sie, einmal verwickelt, mit Lanzenwürfen leicht abgetan werden können. In solchen Fällen sollen sie sich grimmig und verzweifelt wehren, in die Enge getrieben, den Jägern sogar die Speere zu entreißen vermögen, mit welchen sie dann wütend um sich schlagen. Weit verderblicher aber noch soll den Angreifern der Biß ihrer gewaltigen Eckzähne und die erstaunliche Muskelstärke ihrer nervigen Arme werden."

Unter allen Menschenaffen gelangt gegenwärtig der Schimpanse am häufigsten lebend zu uns, hält hier aber leider nur ausnahmsweise zwei bis drei Jahre aus, während er, wie man versichert, in Westafrika bis zwanzig Jahre in Gefangenschaft gelebt haben und groß und stark geworden sein soll. Bis jetzt hat man stets beobachtet, daß die Gefangenen sanft, klug und liebenswürdig waren. Grandpret sah auf einem Schiffe ein Weibchen, welches man gelehrt hatte, den Backofen zu heizen. Es erfüllte sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab acht, daß keine Kohlen herausfielen,

wußte, wann der Ofen den nötigen Grad von Hitze erlangt hatte, ging hin und berichtete den Bäcker durch sehr ausdrucksvolle Gebärden davon(?). Derselbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matrosen mit ebensoviel Geschick wie Einsicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band sie fest und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matrosen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten(?). Brosse brachte ein Pärchen junger Schimpansen nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie setzten sich an den Tisch wie ein Mensch, aßen von allem und bedienten sich dabei des Messers, der Gabel und des Löffels, teilten auch alle Getränke, namentlich Wein und Branntwein mit den Menschen, riefen die Schiffsjungen, wenn sie etwas brauchten, und wurden böse, wenn diese es ihnen verweigerten, faßten die Knaben am Arme, bissen sie und warfen sie unter sich. Das Männchen wurde krank, und der Schiffsarzt ließ es deshalb zur Ader; so oft es sich unwohl fühlte, hielt es ihm stets den Arm hin. Buffon erzählt, daß sein Schimpanse traurig und ernsthaft aussah und sich abgemessen und verständig bewegte. Von den häßlichen Eigenschaften der Paviane zeigte er keine einzige, war aber auch nicht mutwillig wie die Meerkatzen, gehorchte aufs Wort oder auf ein Zeichen, bot den Leuten den Arm an und ging mit ihnen umher, setzte sich zu Tische, benutzte ein Vorsteckstuch und wischte sich, wenn er getrunken hatte, damit die Lippen; schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit anderen an, holte sich eine Tasse und Schale herbei, tat Zucker hinein, goß Tee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemand fügte er ein

Leid zu, sondern näherte sich jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde. Traills Schimpanse hielt man einen Spiegel vor: sogleich war seine Aufmerksamkeit gefesselt; auf die größte Beweglichkeit folgte die tiefste Ruhe. Neugierig untersuchte er das merkwürdige Ding und schien stumm vor Erstaunen, blickte sodann fragend seinen Freund an, hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück, betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor sich habe, ganz so wie es wilde Völker tun, wenn ihnen zum erstenmal ein Spiegel gereicht wird. Leutnant Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangenschaft an der Westküste Afrikas erhielt, daß es sehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundschaft aber mit einem Negerknaben schloß und im höchsten Zorne zu kreischen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlassen wollte. Sehr eingenommen war der Affe für Kleidungsstücke, und das erste beste, das ihm in den Weg kam, eignete er sich an, trug es sogleich auf den Platz und setzte sich unabänderlich, mit selbstzufriedenem Gurgeln, darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich diese Vorliebe bemerkte," fährt der Erzähler fort, „versah ich ihn mit einem Stück Baumwollenzeug, von dem er sich dann zur allgemeinen Belustigung nicht wieder trennen mochte und welches er überallhin mitschleppte, so daß keine Verlockung stark genug war, ihn auch nur für einen

Augenblick zum Aufgeben des Zeuges zu bewegen. Die Lebensweise der Tiere in der Wildnis war mir völlig unbekannt; ich versuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren, und hatte den besten Erfolg. Morgens um acht Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brot in Wasser oder in verdünnter Milch geweicht, gegen zwei Uhr ein paar Bananen oder Pisang, und ehe er sich niederlegte wieder eine Banane, eine Apfelsine oder ein Stück Ananas. Die Banane schien seine Lieblingsfrucht zu sein, für sie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er sie nicht bekam, war er höchst mürrisch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, bekundete er die heftigste Wut, stieß einen schrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel, stieg dann auf eine Kiste, streckte die Arme verzweiflungsvoll aus und stürzte sich herunter. Alles dies ließ mich so sehr für sein Leben fürchten, daß ich den Widerstand aufgab. Nun erfreute er sich seines Sieges auf das lebhafteste, indem er minutenlang ein höchst bedeutungsvolles Gurgeln hören ließ, kurz jedesmal, wenn man ihm seinen Willen nicht tun wollte, zeigte er sich wie ein verzogenes Kind. Aber so böse er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt gewesen wäre, seinen Wärter oder mich zu beißen oder sich sonstwie an uns zu vergreifen."

Ich kann diese Berichte nach eigener Erfahrung bestätigen und vervollständigen, da ich selbst mehrere Schimpansen jahrelang gepflegt und beobachtet habe. Einen solchen Affen kann man nicht wie ein Tier behandeln, sondern mit ihm nur wie mit einem Menschen verkehren. Ungeachtet aller Eigentümlichkeiten,

welche er bekundet, zeigt er in seinem Wesen und Gebaren so außerordentlich viel Menschliches, daß man das Tier beinahe vergißt. Sein Leib ist der eines Tieres, sein Verstand steht mit dem eines rohen Menschen fast auf einer und derselben Stufe. Es würde abgeschmackt sein, wollte man die Handlungen und Streiche eines so hoch stehenden Geschöpfes einzig und allein auf Rechnung einer urteilslosen Nachahmung stellen, wie man es hin und wieder getan hat. Allerdings ahmt der Schimpanse nach; es geschieht dies aber genau in derselben Weise, in welcher ein Menschenkind Erwachsenen etwas nachtut, also mit Verständnis und Urteil. Er läßt sich belehren und lernt. Wäre seine Hand ebenso willig oder gebrauchsfähig wie die Menschenhand, er würde noch ganz anderes nachahmen, noch ganz anderes lernen. Er tut eben, so viel er zu tun vermag, führt das aus, was er ausführen kann; jede seiner Handlungen aber geschieht mit Bewußtsein, mit entschiedener Überlegung. Er versteht, was ihm gesagt wird, und wir verstehen auch ihn, weil er zu sprechen weiß, nicht mit Worten allerdings, aber mit so ausdrucksvoll betonten Lauten und Silben, daß wir uns über sein Begehren nicht täuschen. Er erkennt sich und seine Umgebung und ist sich seiner Stellung bewußt. Im Umgange mit dem Menschen ordnet er sich höherer Begabung und Fähigkeit unter, im Umgange mit Tieren bekundet er ein ähnliches Selbstbewußtsein wie der Mensch. Er hält sich für besser, für höher stehend als andere Tiere, namentlich als andere Affen. Sehr wohl unterscheidet er zwischen erwachsenen Menschen und Kindern: erstere achtet,

letztere liebt er, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Knaben handelt, welche ihn necken oder sonstwie beunruhigen. Er hat witzige Einfälle und erlaubt sich Späße, nicht bloß Tieren, sondern auch Menschen gegenüber. Er zeigt Teilnahme für Gegenstände, welche mit seinen natürlichen Bedürfnissen keinen Zusammenhang haben, für Tiere, welche ihn sozusagen nichts angehen, mit denen er weder Freundschaft anknüpfen noch in irgend ein anderes Verhältnis treten kann. Er ist nicht bloß neugierig, sondern förmlich wißbegierig. Ein Gegenstand, welcher seine Aufmerksamkeit erregte, gewinnt an Wert für ihn, wenn er gelernt hat, ihn zu benutzen. Er versteht Schlüsse zu ziehen, von dem einen auf etwas anderes zu folgern, gewisse Erfahrungen zweckentsprechend auf ihm neue Verhältnisse zu übertragen. Er ist listig, sogar verschmitzt, eigenwillig, jedoch nicht störrisch; er verlangt, was ihm zukommt, ohne rechthaberisch zu sein, bekundet Launen und Stimmungen, ist heute lustig und aufgeräumt, morgen traurig und mürrisch. Er unterhält sich in dieser und langweilt sich in jener Gesellschaft, geht auf passende Scherze ein und weist unpassende von sich. Seine Gefühle drückt er aus wie der Mensch. In heiterer Stimmung lacht er freilich nicht, aber er schmunzelt doch wenigstens, d. h. verzieht sein Gesicht und nimmt den unverkennbaren Ausdruck der Heiterkeit an. Trübe Stimmungen dagegen verkündet er ganz in derselben Weise wie ein Mensch, nicht allein durch seine Mienen, sondern auch durch klägliche Laute, welche jedermann verstehen muß, weil sie menschlichen mindestens in demselben Grade ähneln wie tierischen. Wohlwollen er-

widert er durch die gleiche Gesinnung, Übelwollen womöglich in eben derselben Weise. Bei Kränkungen gebärdet er sich wie ein Verzweifelter, wirft sich mit dem Rücken auf den Boden, verzerrt sein Gesicht, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kreischt und rauft sich sein Haar. Andere Affen bekunden ähnliche Geistesfähigkeiten; beim Schimpansen aber erscheint jede Äußerung des Geistes klarer, verständlicher, weil sie dem, was wir beim Menschen sehen, entschieden ähnlicher ist als die Verstandesäußerung jener Tiere.

Der Schimpanse, welcher, während ich diese Zeilen in die schnelläufige Feder des Eilschreibers fließen lasse, in meinem Zimmer umhergeht und sich nach Herzenslust unterhält, langte in der traurigsten Verfassung an. Er war ermüdet und ermattet von der Reise, krank und leiblich und geistig herabgekommen. In dieser Lage verlangte er die sorgsamste Pflege, eine solche, wie man einem kranken Kinde angedeihen läßt, und erhielt diese und eine treffliche Erziehung durch einen der ausgezeichnetsten Tierpfleger, meinen alten Freund Seidel, in der freundlichsten Weise. Kein Wunder, daß er an diesem Manne hängt wie ein Kind an seiner Mutter, daß er sich seinen Wünschen fügt und in überraschend kurzer Zeit zu dem folgsamsten Pfleglinge unter der Sonne geworden ist. Namentlich seitdem er seine Krankheit vollständig überwunden hat, zeigt er sich als ganz anderes Geschöpf als vorher. Er ist rege und tätig ohne Unterlaß, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sucht sich ununterbrochen mit irgendetwas zu beschäftigen, und sollte er auch nur mit seinen Händen klatschend auf seine Fußsohlen klopfen, ganz so wie

Kinder es ebenfalls zu tun pflegen. So ungeschickt er zu sein scheint, wenn er geht, so gewandt und behend ist er wirklich, und zwar bei jeder Bewegung. In der Regel geht er in der sämtlichen Menschenaffen eigenen Weise auf allen vieren, und zwar mit schiefer Richtung seines Leibes, indem er sich mit den Händen auf die eingeschlagenen Knöchel stützt und entweder ein Hinterbein zwischen den Vorderarmen und eins außerhalb derselben setzt oder beide Hinterbeine zwischen die Vorderarme schiebt. Trägt er jedoch etwas, so richtet er sich fast zu voller Höhe auf, stützt sich nur mit einer Hand auf den Boden und bewegt sich dann eigentlich ebenso geschickt wie sonst. Wirklich aufrecht, also nur auf beiden Beinen allein, ohne sich mit einem Arme zu stützen, geht er bloß dann, wenn er in besondere Erregung gerät, beispielsweise wenn er glaubt, daß sich sein Pfleger von ihm entfernen wolle, ohne ihn mitzunehmen. Bei dieser Bewegung hält er die im Armgelenk gebogenen Hände seitlich vom Kopfe ab nach oben, um das Gleichgewicht herzustellen. Der Gang auf allen vieren sieht äußerst holperig aus, fördert aber verhältnismäßig rasch genug und jedenfalls mehr, als ein Mensch zu laufen imstande ist. Eigentliche Beweglichkeit und Behendigkeit entfaltet er aber doch nur im Klettern, und hierin unterscheidet er sich, wie wahrscheinlich alle übrigen Menschenaffen, wesentlich von seinen Ordnungsverwandten. Er klettert nach Art eines Menschen, nicht nach Art eines Tieres, und turnt in der ausgezeichnetsten Weise. Mit seinen Armen ergreift er einen Ast oder sonstigen Halt und schwingt sich nun mit überraschender Gewandtheit über

ziemlich weite Entfernungen weg, macht auch verhältnismäßig große Sätze, immer aber so, daß er mit einer Hand oder mit beiden einen neuen Halt ergreifen kann. Die Füße spielen beim Klettern und Turnen den Händen gegenüber eine untergeordnete Rolle, obgleich sie selbstverständlich ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen und die höchst beweglichen Zehen gebührend benutzt werden. Mit dem ihm gebotenen Turngeräte macht er sich vom Morgen bis zum Abend zu schaffen und weiß ihm fortwährend neue Seiten der Verwendung abzugewinnen. Er schaukelt sich minutenlang mit Behagen, klettert an seiner hängenden Leiter auf und ab, setzt diese in Bewegung, geht am Reck, mit den Händen festhängend, hin und her und führt andere Turnkünsteleien mit vollendeter Fertigkeit aus, ohne jemals im geringsten unterrichtet worden zu sein. So sicher er sich auf diesen ihm bekannten Turngeräten fühlt, so ängstlich gebärdet er sich, wenn er auf einen Gegenstand klettert, welcher ihm nicht fest genug zu sein scheint; ein wackeliger Stuhl z. B. erregt sein höchstes Bedenken. Den Händen fällt der größte Teil aller Arbeiten zu, welche er verrichtet. Mit ihnen untersucht und betastet, mit ihnen packt er Gegenstände, während der Fuß nur aushilfsweise als Greifwerkzeug benutzt wird. Er gebraucht seine Hände im wesentlichen ganz so wie ein Mensch und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich darin, daß er die einzelnen Finger der Hand unter sich weniger als der Mensch bewegt, d. h. gewöhnlich mit dem Daumen und der übrigen ganzen Hand zugreift; doch wendet er bei genaueren Untersuchungen sehr regelmäßig auch den Zeige- oder Mittelfinger an.

Winwood Reade erzählt, daß ihm auf die Frage, ob sich der Gorilla auf die Brust schlage und ein Geräusch wie das einer Trommel hervorbringe, erwidert worden sei, der Gorilla habe keine Trommel, wohl aber der Schimpanse; daß man ihn dann, als er die Trommel zu sehen gewünscht, zu einem hohlen Baume geführt und ihm gezeigt habe, wie der Schimpanse diesem durch Stampfen mit den Beinen einen trommelnden Ton zu entlocken wisse. Der Bericht der Neger ist gewiß vollständig richtig; denn auch der zahme Schimpanse tut dasselbe, indem er bei heiterer Stimmung, gleichsam um seinen Übermut auszulassen, nicht bloß mit den Händen den Boden schlägt, wie andere Affen es ebenfalls tun, sondern auch mit den Beinen auf- und niedertrampelt, besonders da, wo es tönt, und damit allerdings ein trommelndes Geräusch hervorbringt. Er zeigt sich wahrhaft entzückt, wenn sich ein Mensch herbeiläßt, in derselben Weise wie er zu klopfen, ja er fordert Bekannte geradezu auf, derartig mit ihm zu spielen.

Mein Schimpanse kennt seine Freunde genau und unterscheidet sie sehr wohl von Fremden, befreundet sich aber bald mit allen, welche ihm liebreich entgegenkommen. Am behaglichsten befindet er sich im Kreise einer Familie, namentlich wenn er aus einem Zimmer ins andere gehen, Türen öffnen und schließen und sich sonstwie zu unterhalten vermag. Man vermeint es ihm anzusehen, wie gehoben er sich fühlt, wenn er sich einmal frei unter ihm wohlwollenden Menschen bewegen und mit ihnen am Tische sitzen darf. Merkt er, daß man auf seine Scherze eingeht, so beginnt er mit

seinen Händen auf den Tisch zu klopfen und freut sich höchlich, wenn seine Gastgeber ihm folgen. Außerdem beschäftigt er sich mit genauer Untersuchung aller denkbaren Gegenstände, öffnet die Ofentüre, um sich das Feuer zu betrachten, zieht Kisten heraus, kramt sie aus und spielt mit dem, was er hier findet, vorausgesetzt, daß es nicht verdächtig erscheint; denn er ist im hohen Grade ängstlich und kann sich vor einem Gummiballe entsetzen. Sehr genau merkt er, ob er beobachtet wird oder nicht. Im ersteren Falle tut er nur das, was ihm erlaubt wird, im letzteren läßt er sich mancherlei Übergriffe zuschulden kommen, gehorcht aber, wenn sein Pfleger ihm etwas verbietet, auf das bloße Wort hin, obschon nicht immer sogleich. Lob feuert ihn an, namentlich wenn es sich um Schwingen und Turnen handelt. Beschenkt oder freudig überrascht, beweist er sich dankbar, indem er, ohne gerade hierzu abgerichtet oder gelehrt worden zu sein, seinen Arm zärtlich um die Schulter des Wohltäters legt und ihm eine Hand oder echt menschlich auch einen Kuß gibt. Genau dasselbe tut er, wenn er des Abends aus seinem Käfig genommen und auf das Zimmer gebracht wird. Er kennt die Zeit und zeigt sich schon eine Stunde, bevor er in sein Zimmer zurückgebracht wird, höchst unruhig. In dieser letzten Stunde darf sein Pfleger sich nicht entfernen, ohne daß er in ausdrucksvolles Klagen ausbricht oder sich auch wohl verzweifelnd gebärdet, indem er sich, wie beschrieben, auf den Boden wirft, mit Händen und Füßen strampelt und ein unerträgliches Kreischen ausstößt. Dabei beachtet er die Richtung, in welcher sich sein Pfleger bewegt, genau und bricht nur

dann in Klagen aus, wenn er meint, daß jener ihn verlassen wolle. Wird er getragen, so setzt er sich wie ein Kind auf den Arm seines Pflegers, schmiegt den Kopf an dessen Brust und scheint sich außerordentlich behaglich zu fühlen. Von nun an hat er anscheinend bloß den einen Gedanken, sobald als möglich auf sein Zimmer zu kommen, setzt sich hier auf das Sofa und betrachtet seinen Freund mit treuherzigem Blicke, gleichsam als wolle er in dessen Gesichte lesen, ob dieser ihm heute Abend wohl Gesellschaft leisten oder ihn allein lassen werde. Wenn er das erstere glaubt, fühlt er sich glücklich, wogegen er sich, wenn er das Gegenteil merkt, sehr unglücklich gebärdet, ein betrübtes Gesicht schneidet, die Lippen weit vorstößt, jammernd aufschreit, an dem Pfleger emporklettert und sich krampfhaft an ihm festhält. In solcher Stimmung hilft auch freundliches Zureden wenig, während dieses sonst die vollständigste Wirkung auf ihn äußert, ebenso wie er sich ergriffen zeigt, wenn er ausgescholten wurde. Man darf wohl sagen, daß er die an ihn gerichteten Worte vollständig versteht; denn er befolgt ohne Zögern die verschiedensten Befehle und beachtet alle ihm zukommenden Gebote; doch gehorcht er eigentlich nur seinem Pfleger, nicht aber Fremden, am wenigsten wenn diese sich herausnehmen, in Gegenwart seines Freundes etwas von ihm zu verlangen.

In hohem Grade anziehend benimmt er sich Kindern gegenüber. Er ist an und für sich durchaus nicht bösartig oder gar heimtückisch und behandelt eigentlich jedermann freundlich und zuvorkommend, Kinder aber mit besonderer Zärtlichkeit, und dies um so mehr, je

kleiner sie sind. Mädchen bevorzugt er Knaben, aus dem einfachen Grunde, weil letztere es selten unterlassen können, ihn zu necken; und wenn er auch auf solche Scherze gern eingeht, scheint es ihn doch zu ärgern, sich von so kleinen Persönlichkeiten gefoppt zu sehen. Als er zum erstenmale meinem sechswöchigen Töchterchen gezeigt wurde, betrachtete er zunächst das Kind mit sichtlichem Erstaunen, als ob er sich über dessen Menschentum vergewissern müsse, berührte hierauf das Gesicht überaus zart mit einem Finger und reichte schließlich freundlich die Hand hin. Dieser Charakterzug, welchen ich bei allen von mir gepflegten Schimpansen beobachtet habe, verdient besonders deshalb hervorgehoben zu werden, weil er zu beweisen scheint, daß unser Menschenaffe auch im kleinsten Kinde immer noch den höher stehenden Menschen sieht und anerkennt. Gegen seinesgleichen benimmt er sich keineswegs ebenso freundlich. Ein junges Schimpansenweibchen, welches ich früher pflegte, zeigte, als ich ihm ein junges Männchen seiner Art beigesellte, keine Teilnahme, kein Gefühl von Freude oder Freundschaft für dieses, behandelte das schwächere Männchen im Gegenteil mit entschiedener Roheit, versuchte es zu schlagen, zu kneipen, überhaupt zu mißhandeln, so daß beide getrennt werden mußten. Ein solches Betragen hat sich keiner der von mir gepflegten Schimpansen gegen Menschenkinder zuschulden kommen lassen.

Abweichend von anderen Affenarten ist er munter bis in die späte Nacht, mindestens so lange, als das Zimmer erleuchtet ist. Das Abendbrot schmeckt ihm am besten, und er kann deshalb nach seiner Ankunft

im Zimmer kaum erwarten, daß die Wirtschafterin ihm den Tee bringt. Erscheint sie nicht, so geht er zur Tür und klopft laut an diese an; kommt jene, so begrüßt er sie mit freudigem „Oh! oh!", bietet ihr auch wohl die Hand. Tee und Kaffee liebt er sehr, den ersteren stark versüßt und mit etwas Rum gewürzt, wie er überhaupt alles genießt, was auf den Tisch kommt, und sich auch an Getränken, namentlich an Bier, gütlich tut. Beim Essen stellt er sich auf das Sofa, stützt beide Hände auf den Tisch und legt sich mit dem einen Arme auf, nimmt mit der einen Hand die Obertasse von der unteren, schlürft mit Behagen den flüssigen Inhalt und geht dann erst zu den eingebrockten Brotstückchen über. So weit er diese erlangen kann, zieht er sie mit den Lippen an sich; geht es auf die Neige, so bedient er sich, da ihm untersagt ist, mit den Händen zuzulangen, des Löffels mit Geschick. Während des Essens zeigt er sich aufmerksam auf alles, was vorgeht, und seine Augen sind ununterbrochen nach allen Seiten gerichtet. Wie andere junge Tiere seiner Art hat er zuweilen natürlich zu erklärende Gelüste, ißt z. B. eine größere Menge Salz, ein Stück Kreide, eine Handvoll Erde; niemals aber habe ich an ihm die abscheuliche Unart, den eigenen Kot zu verschlingen, bemerkt, wie solches an Affen, einschließlich seiner Art- und Sippschaftsgenossen, und ebenso zuweilen an Menschenkindern beobachtet worden ist. Der innige Umgang mit ernst und verständig erziehenden Menschen hat seine Sitten auch in dieser Hinsicht veredelt und vielleicht vorhanden gewesene häßliche Gelüste im Keime erstickt.

Nachdem er gespeist, will er sich in seiner Häuslichkeit noch ein wenig vergnügen, jedenfalls noch nicht zu Bette gehen. Er holt sich ein Stück Holz vom Ofen oder zieht die Hausschuhe seines Pflegers über die Hände und rutscht so im Zimmer umher, nimmt ein Hand- oder Taschentuch, hängt sich dasselbe um oder wischt und scheuert das Zimmer damit. Scheuern, Putzen, Wischen sind Lieblingsbeschäftigungen von ihm, und wenn er einmal ein Tuch gepackt hat, läßt er es sich nur ungern wieder nehmen. Anfangs sehr unreinlich, hat er sich bald daran gewöhnt, seinen Käfig, das Zimmer und das Bett nicht mehr zu beschmutzen; und wenn er einmal das Mißgeschick hat, in Schmutz zu treten, zeigt er sich sehr verdrießlich, gebärdet sich genau wie ein Mensch in gleichem Falle, betrachtet mit entschiedenem Ekel den Fuß, hält ihn so weit als möglich von sich, schüttelt ihn ab und nimmt dann eine Handvoll Heu, um sich damit zu reinigen. Ja, es ist bemerkt worden, daß er letzteres, nachdem es Dienste getan, zur Tür seines Käfigs hinauswarf.

Sobald das Licht ausgelöscht wird, legt er sich zu Bette, weil er sich im Dunkeln fürchtet. Er schläft ruhig die Nacht hindurch, streckt und reckt sich aber mitunter, namentlich wenn es ihm zu kalt oder zu warm wird. In schwülen Sommernächten ruht er langgestreckt auf dem Rücken, beide Hände gleichseitig unter den Kopf gesteckt; im Winter hingegen liegt er mehr zusammengekauert. Mit Tageshelle ermuntert er sich und ist von nun an wieder so rege als tags vorher.

Mit anderen Tieren pflegt er wenig Umgang. Größere fürchtet er, kleine mißachtet er. Ein Kaninchen,

welches ihm zum Spielen beigegeben wurde, mißhandelte er ebenso wie das erwähnte Weibchen das zu ihm gesetzte Männchen der eigenen Art. Vögel lassen ihn gleichgültig, falls sie nicht in besonders naher Beziehung zu seinem Gebieter stehen und dadurch seine Teilnahme erregen. In seinem Zimmer befindet sich ein Graupapagei, mit welchem er sich stets zu schaffen macht. So furchtsam er selbst ist, so kann er es doch nicht unterlassen, diesen zu ängstigen. Leise schleicht er an das Bauer heran, hebt plötzlich eine Hand hoch und tut, als ob er seinen Gefährten erschrecken wolle. Dieser aber ist viel zu sehr an ihn gewöhnt, als daß er sich fürchten sollte, und hat für den Schimpansen ergötzlicherweise nur ein verbietendes „Pst! pst!" welches er seinem Herrn abgelauscht, zur Antwort. Vor Schlangen und anderen Kriechtieren sowie vor Lurchen hat er eine lächerliche Furcht und gebärdet sich ihnen gegenüber fast in derselben Weise wie nervenschwache Frauenzimmer oder verbildete Männer. Schon ihr Anblick verursacht ihm Entsetzen. Zeige ich ihm Krokodile, so ruft er halb ängstlich, halb ärgerlich „Oh! oh!" und sucht sich schleunigst zu entfernen; lasse ich ihn Schlangen durch eine Glasscheibe betrachten, so stößt er denselben Ruf aus, versucht sich aber nur ausnahmsweise zu entfernen, weil er die Bedeutung des trennenden Glases genau kennt; nehme ich aber eine Schildkröte, Eidechse oder Schlange in die Hand, so eilt er im schnellsten Laufe davon, um sich zu sichern. Alles schlangenähnliche Getier ist ihm unheimlich.

Heute, während ich diese Zeilen überlese, weilt das vortreffliche Tier nicht mehr unter den Lebenden. Eine

Lungenentzündung, welche auf eine Halsdrüsengeschwulst folgte, hat seinem Dasein ein Ende gemacht. Ich habe mehrere Schimpansen krank und einige von ihnen sterben sehen: keiner von allen hat sich in seinen letzten Lebenstagen so menschlich benommen wie dieser eine. Das mehrfach erwähnte Männchen kam ebenfalls krank in Europa an, war, wie ein leidendes Kind in gleicher Lage, eigensinnig, klammerte sich ängstlich an dem ihm zuerteilten Wärter fest oder ruhte bewegungslos auf seinem Lager, den schmerzenden Kopf mit einer oder beiden Händen haltend, verweigerte Arzneien zu nehmen, zeigte sich auch sonst oft unfolgsam und unartig; vorstehend beschriebener Schimpanse, der gesittetste, welchen ich jemals kennengelernt habe, verleugnete auch während seiner Krankheit die ihm gewordene Erziehung nicht. Er genoß die sorgsamste Pflege mehrerer Ärzte, welche dem Verlaufe der Krankheit mit um so größerer Teilnahme folgten, je mehr sie den Leidenden schätzen lernten, und ich kann deshalb wohl nichts besseres tun, als einen dieser Ärzte, Dr. Martini, anstatt meiner reden zu lassen.

„In meiner Eigenschaft als Arzt machte ich die Bekanntschaft des Schimpansen Ende Dezember bei trübem Winterwetter. Ich zögerte nicht, der auch an mich ergangenen Bitte, dieses Tier zu behandeln, Folge zu leisten; denn die vergleichende Anatomie sprach im vorliegenden Falle dem Menschenarzte größeres Recht als dem Tierarzte für die Behandlung zu. Ich hatte den Schimpansen vordem oft beobachtet und die Ausgelassenheit seines Wesens, das lebhafte Mienenspiel, die rastlose Beweglichkeit und die unbegrenzte Liebe zu

seinem Pfleger angestaunt. Um so mehr überraschte mich der Eindruck, welchen der kranke Affe auf mich machte. Bis auf den Kopf in sein Deckbett gehüllt, lag er ruhig und teilnahmlos gegen alles, was um ihn her vorging, auf seinem Lager, den Ausdruck schweren Leidens im Antlitze, von Hustenanfällen geplagt, in oberflächlicher, aber beschleunigter Atmung nach Luft haschend, nur zeitweise unter Schmerzensseufzern die Augen aufwärts schlagend. Wie ein Kind scheute er vor mir, dem ihm unbekannten Manne zurück und machte an diesem Tage eine genauere Untersuchung unmöglich. Letzere gelang erst, nachdem ich mir während der folgenden Besuche durch Beileidsbezeigungen und freundliches Nähertreten sein Vertrauen erworben hatte. Außer bedeutender Schwellung der Lymphdrüsen zu beiden Seiten des Halses ließen sich Veränderungen des Gewebes in beiden Lungenspitzen und eine neuerdings hinzugetretene Entzündung des linken unteren Lungenlappens feststellen. Hierzu kam noch eine eiternde Geschwulst vor und unterhalb des Kehlkopfes, welche nachweislich mit der Drüsenerkrankung im Zusammenhange stand und bereits Kehlkopf und Luftröhre zusammenpreßte, früher oder später also entweder zur Erstickung führen oder zum Durchbruche nach außen oder innen kommen oder, was wahrscheinlicher, ihren Inhalt in den Mittelfellraum senken und dadurch weitere Gefahren hervorrufen mußte. Das beklagenswerte Geschöpf schien sich dieser Geschwulst als Atmungshindernis bewußt zu sein; wie bräunekranke Kinder in ihrem Lufthunger nach dem Sitze des Leidens fassen, so führte der Schim-

panse meine untersuchende Hand, als erwarte er in dunkler Ahnung von dieser Hilfe, immer und immer wieder zur Halsgeschwulst zurück.

Nach vorgängiger Beratung mit einem Berufsgenossen wurde die Öffnung des Senkungsgeschwüres durch einen Schnitt in der Höhe des Kehlkopfes als dringend notwendig erkannt. Leicht gefunden war dieser Rat, schwierig die Art und Weise der Ausführung. Jede Bewegung des leidenden Tieres während der wundärztlichen Operation konnte dem Messer eine tödliche oder doch schwer verletzende Richtung geben. Betäubung durch Chloroform war infolge der schweren Erkrankung der Lunge untersagt; Chloralhydrat in einer Gabe von drei Gramm versuchsweise angewandt, bewirkte kaum einen Halbschlummer, nicht aber Bewußtlosigkeit. Nach dreistündigem erfolglosen Warten gingen wir endlich mit Gewalt ans Werk. Vier Männer sollten das Tier festhalten. Umsonst: mit Aufbietung all seiner Kräfte schleuderte der Schimpanse die Leute zur Seite und hörte nicht eher zu toben auf, bis wir die vermeintlichen Peiniger zur Türe hinausgewiesen hatten. Was durch Zwangsmittel nicht zu erreichen gewesen war, sollte jetzt zu unserem Erstaunen freiwillig gewährt werden. Wieder beruhigt durch gütliches Zureden und Liebkosungen, gestattete der Leidende ohne Widerstreben eine nochmalige Untersuchung der Halsgeschwulst und leitete auch diesmal bittenden Blickes meine Hand. Dies mußte uns ermutigen, die Operation ohne Hilfe betäubender Mittel und ohne jegliche Fessel zu wagen. Auf dem Schoße seines Pflegers sitzend, beugte der Affe den Kopf rückwärts

und ließ sich willig in dieser Stellung festhalten. Die erforderlichen Schnitte waren rasch geführt; das Tier zuckte weder, noch gab es einen Laut des Schmerzes von sich. Eine Menge dünnflüssigen Eiters quoll hervor, und mit seiner Entleerung schwand die Geschwulst. Jetzt trat freiere Atmung ein, obwohl die bestehende Lungenentzündung immer noch eine Vermehrung der Atemzüge bedingte. Ein unverkennbarer Ausdruck der Freude und des Besserbefindens prägte sich in den Zügen des Kranken aus, und dankbar reichte er, unaufgefordert, uns beiden die Hand, beglückt umarmte er seinen Wärter.

Leider genügte die Beseitigung dieses einen Leidens nicht zur Rettung des Lebens. Die Halswunde heilte, aber die Lungenentzündung griff weiter um sich. So heldenmütig und verständig das kranke Tier sich während der wundärztlichen Behandlung gezeigt, so willig und folgsam nahm er die ihm gereichten Arzneien, so sanft und geduldig erschien er in seinen letzten Stunden. Er starb, wie ein Mensch, nicht wie ein Tier stirbt."

Dies sind Beobachtungen, welche ich verbürge, und welche niemand bemäkeln soll. Möge man sich auch den Anschein eines „tiefernsten Denkens" zu geben suchen, um zu beweisen, daß das Tier keinen Verstand besitze: ein solcher Schimpanse wirft alle Ergebnisse jenes tiefernsten Denkens einfach über den Haufen. Nicht aller Mensch, aber sehr viel Mensch ist in ihm!

Von dem afrikanischen Menschaffen unterscheidet sich der asiatische, welcher gewöhnlich Orang-Utan, d. h. Waldmensch (Pithecus satyrus), fälschlich Orang-Utang, auf Borneo aber Meias oder Majas genannt

wird, durch die bedeutend längeren Arme, welche bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen, und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit weit vorstehender Schnauze, hat auch nur zwölf rippentragende Wirbel. Solange er jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das tierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Der größte männliche Orang-Utan, welchen Wallace erlegte, war im Stehen 1.35 m hoch, klafterte aber mit ausgestreckten Armen 2.4 m; das Gesicht war 35 cm breit; der Umfang des Leibes betrug 1.15 m. Der Leib, an welchem der Bauch stark hervortritt, ist an den Hüften breit, der Hals kurz und vorn faltig, weil das Tier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die platten Nägel fehlen häufig den Daumen der Hinterhände. Die Lippen sind unschön, weil nicht allein gerunzelt, sondern auch stark aufgeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flachgedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. In dem furchtbaren Gebisse treten die Eckzähne stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken und sehr dünn auf der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinne, am Schädel und auf den

Unterarmen ist sie aufwärts, im übrigen abwärts gerichtet. Gesicht und Handflächen sind nackt, Brust und Oberseiten der Finger fast gänzlich nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostrot, seltener ein Braunrot, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Barte aber heller wird. Die nackten Teile sehen bläulich- oder schiefergrau aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre bedeutende Größe, dichteres und längeres Haar, reichlicheren Bart und eigentümliche Schwielen oder Hautlappen an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Tiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Einige Naturforscher nehmen mit den Eingeborenen mehrere Arten Orang-Utans an; andere halten die Unterschiede für solche, welche durch das Alter der Tiere bedingt werden.

Der Orang-Utan ist seit alter Zeit bekannt. Schon Plinius gibt an, daß es auf den indischen Bergen Satyrn gäbe, „sehr bösartige Tiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien." Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt fast, daß man noch von Tieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Übertreibungen jeder Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, wel-

cher um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einigemal gesehen habe, und zwar ebensowohl Männer als Weiber. Sie gingen öfters aufrecht und gebärdeten sich ganz wie andere Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen. Es habe sich geschämt, wenn unbekannte Menschen es betrachtet hätten, und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geseufzt, Tränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Die Javaner behaupten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn sie nur wollten, es jedoch nicht täten, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen. Daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indianischen Weibern entständen, sei ganz sicher. Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen Waldmenschen der angreifende, malaiische Mädchen aber der leidende Teil sind. Es versteht sich fast von selbst, daß die Orang-Utans nach allen diesen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß sie auch auf allen vier Beinen laufen könnten". Eigentlich sind die Reisebeschreiber an den Übertreibungen, welche sie auftischen, unschuldig, denn sie geben bloß die Erzählungen der Eingeborenen wieder. Diese wußten sich natürlich die Teilnahme der Europäer für unsere Affen zunutze zu machen, weil sie ihnen solche verkaufen wollten und deshalb ihre Ware nach Kräften priesen — nicht mehr und nicht minder, als es Tierschausteller bei uns zulande auch heute noch tun.

Dank den trefflichen Forschungen Wallaces sind wir über das Freileben des Orang-Utan genauer unterrichtet als über das jedes anderen Menschenaffen. Der genannte Reisende hatte die beste Gelegenheit, das Tier kennen zu lernen und die Berichte der Eingeborenen mit seinen eigenen Beobachtungen zu vergleichen. Zur Ehre seiner Vorgänger, von denen mehrere, namentlich Owen, Kessel und Brooke bemüht waren, ihre Schilderungen von Fabeln und Irrtümern zu reinigen, muß ich sagen, daß unser Gewährsmann, obgleich er nur eigene Beobachtungen wiedergibt, die Angaben jener in allem wesentlichen bestätigt.

„Man weiß," sagt er, „daß der Orang-Utan Sumatra und Borneo bewohnt, und hat guten Grund zu glauben, daß er auf diese beiden großen Inseln beschränkt ist. Jedoch scheint er auf der ersteren viel seltener zu sein als auf der letzteren. Hier hat er eine weite Verbreitung. Er bewohnt ausgedehnte Gegenden der Südwest-, Südost-, Nordost- und Nordwestküsten, hält sich aber ausschließlich in niedrig gelegenen und sumpfigen Wäldern auf. In Sadong findet man ihn bloß in flachen, wasserreichen, mit hohem Urwalde bedeckten Gegenden. Über die Sümpfe erheben sich viele vereinzelt stehende Berge, welche zum Teil von Dajaken bewohnt werden und mit Fruchtbäumen bebaut worden sind. Sie bilden für den Meias einen Anziehungspunkt; denn er besucht sie ihrer Früchte halber, obwohl er sich des Nachts stets in den Sumpfwald zurückzieht. In allen Gegenden, wo sich der Boden etwas erhebt und trocken ist, wohnt der Orang-Utan nicht. So kommt er beispielsweise in den tieferen Tälern des

Sadonggebietes häufig vor, fehlt dagegen jenseits der Grenze, innerhalb welcher Ebbe und Flut bemerkbar sind. Der untere Teil des Saravaktales nun ist sumpfig, jedoch nicht überall mit hohem Walde bedeckt, sondern meist von der Ripapalme bestanden, und nahe der Stadt Saravak wird das Land trocken und hügelig und ist in Besitz genommen von kleinen Strecken Urwald mit Dschungeln. Eine große Fläche ununterbrochenen und gleichmäßig hohen Urwaldes ist für das Wohlbefinden unseres Affen Bedingung. Solche Wälder bilden für ihn ein offenes Land, in welchem er sich nach jeder Richtung hin bewegen kann, mit derselben Leichtigkeit wie der Indianer durch die Steppe und der Araber durch die Wüste zieht. Er geht von einem Baumwipfel zum anderen, ohne jemals auf den Boden hinabzusteigen. Die hohen und trockenen Gegenden, welche mehr durch Lichtungen und später auf diesen wachsendes niederes Dschungel bedeckt sind, eignen sich wohl für Menschen, nicht aber für die eigentümliche Art der Bewegung unseres Tieres, welches hier auch vielen Gefahren ausgesetzt sein würde. Wahrscheinlich finden sich außerdem in seinem Gebiete auch Früchte in größerer Mannigfaltigkeit, indem die kleinen inselartigen Berge als Gärten oder Anpflanzungen dienen, so daß inmitten der sumpfigen Ebene die Bäume des Hochlandes gedeihen können.

Es ist ein seltsamer und fesselnder Anblick, einen Meias gemächlich seinen Weg durch den Wald nehmen zu sehen. Er geht umsichtig einen der größeren Äste entlang in halb aufrechter Stellung, zu welcher ihn die bedeutende Länge seiner Arme und die verhältnis-

mäßige Kürze seiner Beine nötigen, und zwar bewegt er sich wie seine Verwandten, indem er auf den Knöcheln, nicht wie wir auf den Sohlen geht. Stets scheint er solche Bäume zu wählen, deren Äste mit denen des nächststehenden verflochten sind, streckt, wenn er nahe ist, seine langen Arme aus, faßt die betreffenden Zweige mit beiden Händen, scheint ihre Stärke zu prüfen und schwingt sich dann bedächtig hinüber auf den nächsten Ast, auf welchem er wie vorher weitergeht. Nie hüpft oder springt er, niemals scheint er auch nur zu eilen, und doch kommt er fast ebenso schnell fort, wie jemand unter ihm durch den Wald laufen kann." An einer anderen Stelle meint Wallace, daß er im Laufe einer Stunde bequem eine Entfernung von fünf bis sechs englischen Meilen zurücklegen könne. „Die langen mächtigen Arme sind für ihn von größtem Nutzen; sie befähigen ihn, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von dünnen Zweigen, welche sein Gewicht nicht aushalten würden, zu pflücken und Blätter und Äste zu sammeln, um sich ein Nest zu bauen." Ein von unserem Forscher verwundeter Orang-Utan zeigte seinem Verfolger, in welcher Weise der Bau solches Nestes geschieht. „Sobald ich geschossen hatte," erzählt Wallace, „kletterte der Meias höher in den Wipfel des Baumes hinauf und hatte bald die höchsten Spitzen erreicht. Hier begann er sofort rings herum Zweige abzubrechen und sie kreuz und quer zu legen. Der Ort war trefflich gewählt. Außerordentlich schnell griff er mit seinem einzigen noch unverwundeten Arme nach jeder Richtung hin, brach mit der größten Leichtigkeit starke Äste ab und legte sie rück-

wärts quer übereinander, so daß er in wenigen Minuten eine geschlossene Masse von Laubwerk gebildet hatte, welche ihn meinen Blicken gänzlich entzog. Ein ähnliches Nest benutzt der Meias auch fast jede Nacht zum Schlafen; doch wird dieses meist niedriger auf einem kleinen Baume angebracht, in der Regel nicht höher als acht bis fünfzehn Meter über dem Boden, wahrscheinlich weil es hier weniger den Winden ausgesetzt ist als oben. Der Meias soll sich in jeder Nacht ein neues machen; ich halte dies jedoch deshalb kaum für wahrscheinlich, weil man die Überreste häufiger finden würde, wenn das der Fall wäre. Die Dajaken sagen, daß sich der Affe, wenn es sehr naß ist, mit Pandanusblättern oder sehr großen Farnen bedeckt. Das hat vielleicht zu dem Glauben verleitet, daß er sich eine Hütte in den Bäumen erbaue.

Der Orang-Utan verläßt sein Lager erst, wenn die Sonne ziemlich hoch steht und den Tau auf den Blättern getrocknet hat. Er frißt die mittlere Zeit des Tages hindurch, kehrt jedoch selten während zweier Tage zu demselben Baume zurück. Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, nährt er sich fast ausschließlich von Obst, gelegentlich auch von Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Unreife Früchte zieht er den reifen anscheinend vor, ißt auch sehr sauere oder stark bittere. Insbesondere scheint ihm die große rote fleischige Samendecke einer Frucht vortrefflich zu schmecken. Manchmal genießt er nur den kleinen Samen einer großen Frucht und verwüstet und zerstört dann weit mehr als er ißt, so daß man unter den Bäumen, auf denen er gespeist hat, stets eine Menge Reste liegen

sieht. In hohem Grade liebt er die Durian und vernichtet eine Menge dieser köstlichen Früchte, kreuzt aber niemals Lichtungen, um sie zu holen." Die Durian wächst nach Wallace an einem großen und hohen Waldbaume, welcher in seinem Gesamtgepräge unserer Ulme ähnlich ist, aber eine glattere und mehr blätterige Rinde besitzt. „Die Frucht ist rund oder leicht eiförmig, hat die Größe einer Kokosnuß, grüne Färbung und ist mit kleinen, starken, scharfen Stacheln bedeckt, deren Ansätze sich gegenseitig berühren und infolgedessen sechseckig erscheinen. Sie bewaffnen die Frucht so vollständig, daß es bei abgebrochenem Stengel seine Schwierigkeit hat, eine Durian vom Boden aufzuheben. Die äußere Rinde ist so dick und zähe, daß die Frucht nie zerbricht, von welcher Höhe sie auch herabfallen möge. Von der Wurzel zur Spitze sieht man fünf sehr schwach gezeichnete Linien, über welche sich die Stacheln ein wenig wölben; sie zeigen die Nähte an, in denen die Frucht mit einem starken Messer und einer kräftigen Hand geteilt werden kann. Die fünf Zellen sind innen atlasartig weiß, und jede wird von einer Masse rosafarbenen Breies angefüllt, in welchem zwei oder drei Samen von der Größe einer Kastaniennuß liegen. Dieser Brei, das Eßbare, ist ebenso unbeschreiblich in seiner Zusammensetzung wie in seinem Wohlgeschmacke: ein würziger, butteriger, stark nach Mandeln schmeckender Eierrahm gibt die beste Vorstellung davon. Dazwischen aber machen sich Düfte bemerkbar, welche an Rahm, Käse, Zwiebelbrühe, Jerezwein und anderes Unvergleichbare erinnern. Auch hat der Brei eine würzige, kleberige Weichheit, welche sonst keinem Dinge

zukommt und ihn noch schmackhafter macht. Die Durian ist weder sauer noch süß noch saftig, und doch bemerkt man den Mangel einer dieser Eigenschaften nicht. Denn sie erscheint so, wie sie ist vollkommen; sie verursacht keine Übelkeit, bringt überhaupt keine schlechten Wirkungen hervor, und jemehr man von ihr ißt, desto weniger fühlt man sich geneigt aufzuhören. Durianessen ist in der Tat eine neue Art von Empfindung, welche eine Reise nach dem Osten lohnt." Es scheint wunderbar, wie der Meias imstande ist, diese Frucht zu öffnen. Wahrscheinlich beißt er zuerst einige Stacheln ab, macht dann ein kleineres Loch und sprengt die Schale mit seinen mächtigen Fingern.

Äußerst selten steigt der Orang-Utan auf die Erde herab, wahrscheinlich nur dann, wenn er, vom Hunger getrieben, saftige Schößlinge am Ufer sucht oder wenn er bei sehr trockenem Wetter nach Wasser geht, von welchem er für gewöhnlich genug in den Höhlungen der Blätter findet. Nur einmal sah ich zwei halberwachsene Orangs auf der Erde in einem trockenen Loche am Fuße der Siénunjohügel. Sie spielten zusammen, standen aufrecht und faßten sich gegenseitig an den Armen an. Niemals geht dieser Affe aufrecht, es sei denn, daß er sich mit den Händen an höheren Zweigen festhalte, oder aber, daß er angegriffen werde. Abbildungen, welche ihn darstellen, wie er mit einem Stocke geht, sind gänzlich aus der Luft gegriffen.

Vor dem Menschen scheint sich der Meias nicht sehr zu fürchten. Diejenigen, welche ich beobachtete, glotzten häufig einige Minuten lang auf mich herab und entfernten sich dann nur langsam bis zu einem

benachbarten Baume. Wenn ich einen gesehen hatte, mußte ich oft eine halbe Meile und weiter gehen, um mein Gewehr zu holen; trotzdem fand ich ihn nach meiner Rückkehr fast stets auf demselben Baume oder innerhalb eines Umkreises von ein paar hundert Fuß. Niemals sah ich zwei ganz erwachsene Tiere zusammen, wohl aber Männchen wie auch Weibchen, zuweilen begleitet von halberwachsenen Jungen.

Die Dajaken sagen, daß der Meias niemals von Tieren im Walde angefallen wird, mit zwei seltenen Ausnahmen. Alle Dajakenhäuptlinge, welche ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Tier häufig vorkommt, versicherten: kein Tier ist stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist das Krokodil. Wenn er kein Obst im Dschungel findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, welche dicht am Wasser wachsen, zu fressen. Dann versucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber springt auf dieses ein, schlägt es mit Händen und Füßen, zerfleischt und tötet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal solchem Kampfe zugeschaut habe, und versicherte, daß der Meias stets Sieger bleibe. Ein anderer Häuptling sagte mir folgendes: ‚Der Meias hat keine Feinde, denn kein Tier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange. Er tötet aber das Krokodil stets durch seine gewaltige Kraft, indem er sich auf den Gegner stellt, seine Kiefern aufreißt und ihm die Kehle aufschlitzt. Greift eine Tigerschlange den Meias an, so packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tötet

sie bald. Der Meias ist sehr stark, kein Tier im Dschungel ist so kräftig wie er.'

Ausnahmsweise geschieht es wohl auch, daß ein Orang-Utan mit Menschen kämpft. Eines Tages kamen einige Dajaken zu mir, um mir zu erzählen, daß ein Meias am gestrigen Tage einen ihrer Genossen beinahe getötet habe. Einige Meilen den Fluß hinab steht das Haus eines Dajak, und die Bewohner sahen einen großen Orang-Utan, welcher sich an den Schößlingen einer Palme am Ufer gütlich tat. Aufgeschreckt zog er sich in das Dschungel zurück, und eine Anzahl mit Speeren und Beilen bewaffneter Männer liefen hin, um ihm den Weg abzuschneiden. Der vorderste Mann versuchte seinen Speer durch den Körper des Tieres zu rennen; der Meias aber ergriff seinen Gegner mit den Händen, packte in demselben Augenblicke den Arm mit dem Maule und wühlte sich mit den Zähnen in die Muskeln über dem Ellenbogen ein, sie entsetzlich zerreißend und zerfetzend. Wären die anderen nicht zur Stelle gewesen, er würde den Mann noch weit ernstlicher verletzt, wenn nicht getötet haben. Die Gefährten aber machten das mutige Tier bald mit ihren Speeren und Beilen nieder. Der Verwundete blieb lange Zeit krank und erlangte den Gebrauch seines Armes niemals vollständig wieder." Von der Wahrheit dieser Erzählung konnte sich Wallace selbst überzeugen, weil er am nächsten Tage den Kampfplatz besuchte und dem getöteten Orang-Utan den Kopf abschnitt, um diesen seinen Sammlungen einzuverleiben.

Gelegentlich einer seiner Jagden erlangte unser Forscher auch einen jungen Orang-Utan. Von Dajaken

herbeigerufen, sah er einen großen Meias sehr hoch auf einem Baume sitzen und erlegte ihn mit drei Schüssen. Während die Leute ihn zurüsteten, um ihn nach Hause zu tragen, bemerkte man noch ein Junges, welches mit seinem Kopfe im Sumpfe lag. „Dieses kleine Geschöpf," berichtet Wallace, „war nur einen Fuß lang und hatte augenscheinlich am Halse der Mutter gehangen, als sie vom Baume herabfiel. Glücklicherweise schien es nicht verwundet zu sein, und nachdem der Mund vom Schlamme gesäubert worden war, fing es an zu schreien und schien kräftig und lebhaft. Als ich es nach Hause trug, geriet es mit seinen Händen in meinen Bart und faßte so fest hinein, daß ich große Mühe hatte, frei zu kommen; denn die Finger sind gewöhnlich am letzten Gelenke hakenartig nach innen gebogen. Es hatte noch keinen einzigen Zahn, doch kamen einige Tage darauf die beiden unteren Vorderzähne zum Vorschein. Unglücklicherweise konnte ich keine Milch schaffen, da weder Malaien noch Chinesen noch Dajaken dieses Nahrungsmittel verwenden, und vergeblich bemühte ich mich um ein weibliches Tier, welches mein Kleines säugen könnte. Ich sah mich daher genötigt, ihm Reiswasser aus der Saugflasche zu geben. Dies aber war doch eine zu magere Kost, und das kleine Geschöpf gedieh auch nicht gut dabei, obgleich ich gelegentlich Zucker und Kokosnußmilch hinzufügte, um die Atzung nahrhafter zu machen. Wenn ich meinen Finger in seinen Mund steckte, sog es mit großer Kraft, zog seine Backen mit aller Macht ein und strengte sich vergeblich an, etwas Milch herauszuziehen, und erst nachdem es das eine Zeitlang getrieben hatte, stand es mißmutig davon

ab und fing ganz wie ein Kind unter ähnlichen Umständen zu schreien an. Liebkoste und wartete man es, so war es ruhig und zufrieden; sowie man es aber ablegte, schrie es stets, namentlich in den ersten paar Nächten, welche es unter großer Unruhe verbrachte. Ich machte einen kleinen Kasten als Wiege zurecht und reichte ihm eine weiche Matte, welche täglich gewechselt und gereinigt wurde, fand es jedoch sehr bald nötig, auch den kleinen Meias zu waschen. Diese Behandlung gefiel ihm, nachdem er sie einige Male durchgemacht hatte, in so hohem Grade, daß er zu schreien begann, sobald er schmutzig war, und nicht eher aufhörte, als bis ich ihn herausnahm und nach dem Brunnen trug. Obwohl er beim ersten kalten Wasserstrahl etwas strampelte und sehr komische Grimassen schnitt, beruhigte er sich dann doch sofort, wenn das Wasser über seinen Kopf lief. Das Abwaschen und Trockenreiben liebte er außerordentlich, und vollkommen glücklich schien er zu sein, wenn ich sein Haar bürstete. Dann lag er ganz still und streckte Arme und Beine von sich, während ich das lange Haar auf Rücken und Armen strählte. In den ersten paar Tagen klammerte er sich mit allen vieren verzweifelt an alles, was er packen konnte, und ich mußte meinen Bart sorgfältigst vor ihm in acht nehmen, da seine Finger das Haar hartnäckiger als irgendetwas festhielten und ich mich ohne Hilfe unmöglich von ihm befreien konnte. Wenn er aber ruhig war, wirtschaftete er mit den Händen in der Luft umher und versuchte irgend etwas zu ergreifen. Gelang es ihm, einen Stock oder einen Lappen mit zwei Händen oder mit diesen und einem Fuße zu fassen, so schien

er ganz glücklich zu sein. In Ermangelung eines anderen ergriff er oft seine eigenen Füße, und nach einiger Zeit kreuzte er fast beständig seine Arme und packte mit jeder Hand das lange Haar unter der entgegengesetzten Schulter. Bald aber ließ seine Kraft nach, und ich mußte auf Mittel sinnen, ihn zu üben und seine Glieder zu stärken. Zu diesem Zwecke verfertigte ich ihm eine kurze Leiter mit drei oder vier Sprossen und hängte ihn eine Viertelstunde lang daran. Zuerst schien ihm dies zu gefallen; er konnte jedoch nicht mit Händen und Füßen in eine bequeme Lage kommen und ließ, nachdem er jene verschiedene Male geändert hatte, eine Hand nach der anderen los, bis er zuletzt auf den Boden herabfiel. Manchmal, wenn er nur an zwei Händen hing, ließ er eine los und kreuzte sie nach der gegenüberliegenden Schulter, um hier sein eigenes Haar zu packen, und da ihm dieses meist angenehmer als der Stock zu sein schien, ließ er auch die andere los, fiel herab, kreuzte die Arme und lag zufrieden auf dem Rücken. Da ich sah, daß er Haar so gern hatte, bemühte ich mich, ihm eine künstliche Mutter herzustellen, indem ich ein Stück Büffelhaut in einen Bündel zusammenschnürte und niedrig über dem Boden aufhängte. Zuerst schien ihm das ausgezeichnet zu gefallen, weil er mit seinen Beinen nach Belieben umherzappeln konnte und immer etwas Haar zum Festhalten fand. Meine Hoffnung, die kleine Waise glücklich gemacht zu haben, schien erfüllt. Bald aber erinnerte er sich seiner verlorenen Mutter und versuchte zu saugen. Dazwischen zog er sich soviel wie möglich in die Höhe und suchte nun überall nach der

Saugwarze, bekam aber nur den Mund voll Haare und Wolle, wurde verdrießlich, schrie heftig und ließ nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen gänzlich von seinem Vorhaben ab. Eines Tages war ihm etwas Wolle in die Kehle gekommen, und ich fürchtete schon, daß er ersticken würde; nach vielem Keuchen aber erholte er sich doch wieder. Somit mußte ich die nachgemachte Mutter zerreißen und den letzten Versuch, das kleine Geschöpf zu beschäftigen, aufgeben. Nach der ersten Woche fand ich, daß ich ihn besser mit einem Löffel füttern und ihm mehr abwechselnde und nahrhaftere Kost reichen könnte. Gut eingeweichter Zwieback mit etwas Ei und Zucker gemischt, manchmal süße Kartoffeln wurden gern gegessen, und ich bereitete mir ein nie fehlschlagendes Vergnügen dadurch, daß ich die drolligen Grimassen beobachtete, durch welche er seine Billigung oder sein Mißfallen über das, was ich ihm gegeben hatte, ausdrückte. Das arme kleine Geschöpf beleckte die Lippen, zog die Backen ein und verdrehte die Augen mit dem Ausdruck der höchsten Befriedigung, wenn er seinen Mund mit dem, was er besonders liebte, voll hatte, während er andererseits den Bissen eine kurze Zeit mit der Zunge im Munde herumdrehte, als ob er einen Wohlgeschmack daran suchen wolle, und wenn er ihn nicht süß oder schmackhaft genug fand, regelmäßig alles wieder ausspie. Gab man ihm dasselbe Essen fernerhin, so begann er zu schreien und schlug heftig um sich, genau wie ein kleines Kind im Zorne zu tun pflegt.

Als ich meinen jungen Meias ungefähr drei Wochen besaß, bekam ich glücklicherweise einen jungen Makaken,

welcher klein aber sehr lebhaft war und allein fressen konnte. Ich setzte ihn zu dem Meias, und sie wurden sogleich die besten Freunde. Keiner fürchtete sich im geringsten vor dem anderen. Der kleinere Makak setzte sich ohne die mindeste Rücksicht auf den Leib, ja selbst auf das Gesicht des Meias, und während ich diesen fütterte, pflegte jener dabei zu sitzen und alles auf zunaschen, was daneben fiel, gelegentlich auch mit seinen Händen den Löffel aufzufangen. War ich mit der Atzung fertig geworden, so leckte er das, was an den Lippen des Meias saß, begierig ab und riß diesem schließlich das Maul auf, um zu sehen, ob noch etwas darin sei. Den Leib seines Gefährten betrachtete er wie ein bequemes Kissen, indem er sich oft darauf niederlegte, und der hilflose Meias ertrug allen Übermut seines Gefährten mit der beispiellosesten Geduld; denn er schien froh zu sein, überhaupt etwas Warmes in seiner Nähe oder einen Gegenstand zur Verfügung zu haben, um den er zärtlich seine Arme schlingen konnte. Nur wenn sein Gefährte weggehen wollte, hielt er ihn, so lange er konnte, an der beweglichen Haut des Rückens oder Kopfes oder auch wohl am Schwanze fest, und der Makak vermochte sich nur nach vielen kräftigen Sprüngen los zu machen. Merkwürdig war das verschiedene Gebaren dieser zwei Tiere, welche im Alter nicht weit auseinander sein konnten. Der Meias benahm sich ganz wie ein kleines Kind, lag hilflos auf dem Rücken, rollte sich langsam hin und her, streckte alle viere in die Luft, in der Hoffnung, irgend etwas zu erhaschen, war aber noch kaum imstande, seine Finger nach einem bestimmten Gegen-

stande hinzubringen, öffnete, wenn er unzufrieden war, seinen fast zahnlosen Mund und drückte seine Wünsche durch ein sehr kindliches Schreien aus; der junge Makak dagegen war in beständiger Bewegung, lief und sprang umher, wann und wo es ihm Vergnügen machte, untersuchte alles, ergriff mit der größten Sicherheit die kleinsten Dinge, erhielt sich mühelos auf dem Rande des Kastens im Gleichgewichte, kletterte an einem Pfahle hinauf und setzte sich in den Besitz von allem Eßbaren, welches ihm in den Weg kam. Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken: der Meias erschien neben dem Makaken noch mehr denn als ein kleines Kind.

Nachdem ich meinen Gefangenen ungefähr einen Monat besessen hatte, zeigte sich, daß er wohl allein laufen lernen würde. Wenn man ihn auf die Erde legte, stieß er sich mit den Beinen weiter oder überstürzte sich und kam so schwerfällig vorwärts. Wenn er im Kasten lag, pflegte er sich am Rande gerade aufzurichten, und es gelang ihm auch ein- oder zweimal bei dieser Gelegenheit, sich herauszuhelfen. War er schmutzig oder hungrig oder fühlte er sich sonst vernachlässigt, so begann er heftig zu schreien, bis man ihn wartete. Wenn niemand im Hause war oder wenn man auf sein Schreien nicht kam, wurde er nach einiger Zeit von selbst ruhig. Sowie er aber dann einen Tritt hörte, fing er wieder um so ärger an.

Nach fünf Wochen kamen seine beiden oberen Vorderzähne zum Vorschein. In der letzten Zeit war er nicht im geringsten gewachsen, sondern an Größe und Gewicht derselbe geblieben wie anfangs. Das kam

zweifellos von dem Mangel an Milch und anderer ebenso nahrhafter Kost her. Reiswasser, Reis und Zwieback waren doch nur dürftige Ersatzmittel, und die ausgepreßte Milch der Kokosnuß, welche ich ihm manchmal gab, vertrug sich nicht mit seinem Magen. Dieser Nahrung hatte ich auch eine Erkrankung an Durchfall zuzuschreiben, unter welcher das arme kleine Geschöpf sehr litt; doch gelang es mir, ihn durch eine geringe Gabe Rizinusöl wieder herzustellen. Eine oder zwei Wochen später wurde er wieder krank und diesmal ernstlicher. Die Erscheinungen waren genau die des Wechselfiebers, auch von Anschwellungen der Füße und des Kopfes begleitet. Er verlor alle Eßlust und starb, nachdem er in einer Woche bis zu einem Jammerbilde abgezehrt war. Der Verlust meines kleinen Lieblings, den ich fast drei Monate besessen und großzuziehen gehofft hatte, tat mir außerordentlich leid. Monatelang hatte er mir durch sein drolliges Gebaren und seine unnachahmlichen Grimassen das größte Vergnügen bereitet."

Zur Vervollständigung des von Wallace so trefflich gezeichneten Lebensbildes eines jungen Orang-Utan will ich noch einige ältere Berichte folgen lassen. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Bosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Das Tier war gutmütig und erwies sich niemals als boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermütiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechtes, zog aber diejenigen Leute vor, die

sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung geriet; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Als es einmal frei gelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke der Decke umher und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu tun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbtieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht; doch biß es ihn endlich tot, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohlbehagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es die Lippen mit der Hand ab, bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise wie ein Mensch. Diebstahl übte es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann

zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebensowohl wenn es kühl war als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt diese fest und beroch sie sorgfältig. Als die Katze es in den Arm kratzte, warf es sie weg, besah sich die Wunde und wollte fortan nichts wieder mit Miez zu tun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes. Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Meias, von dem uns Jeffries erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden öfters mit einem Lappen und Wasser und

entfernte alle Überreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein anderer Orang-Utan zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Der Orang-Utan, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste usw. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußeren Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum anderen. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei; dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Äste. Wenn ihm jemand nachstieg, schüttelte er die Äste mit allen Kräften, als wenn er seinen Nachfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Auf

dem Schiffe hatte er sich oft im Takelwerke lustig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angst bereitet, und er war nie gegangen, ohne sich an Seilen und dergleichen festzuhalten. Beim Schlafen bedeckte er sich gern mit jedem Zeuge, welches er finden konnte, und die Matrosen durften sicher darauf zählen, daß sie ein ihnen fehlendes Kleidungsstück bei ihm finden würden. Die Essenszeit kannte er genau, kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab. Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich solange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei Bekannten tat er dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Pflegers setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich wie in Verzweiflung vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich; er konnte wie die Kinder zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Verteidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen starken Kehllaut hören. Denselben vernahm man gleichfalls, wenn er im Zorne war, doch wälzte er sich dann oft am Boden und

schmollte, falls man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders liebgewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Eine fernere Mitteilung rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utan drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Tier hauste, solange sich das Schiff in den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdecke, seinem beständigen Aufenthalte, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utan außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, welche sich an Bord befanden, und lustwandelte im Takelwerke umher. Das Turnen und Klettern schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen, denn er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswert. Kapitän Smitt, der Beobachter, hatte einige hundert Kokosnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt. Die äußerst zähe, zwei Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beile nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebiß sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzigen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furcht-

baren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuße und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit seinen Fingern einige der natürlichen Öffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstande und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor gedachter Waldmensch mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Er hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald er stille saß, vollständig in diese ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt er sich größtenteils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopfe regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete er sich ebenfalls mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände ausgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreise entschwunden war, also Punkt sechs Uhr abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging er zu Bette und um so

früher stand er auf, weil er eben auch nur seine zwölf Stunden schlief. Diese Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältnis; allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging er bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bette und stand um halb drei Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt er später bei, obwohl das Schiff im Verlaufe seiner Reise die Zeit noch um zwei Stunden veränderte.

Außer den Kokosnüssen liebte er Salz, Fleisch, Mehl, Sago usw. und wandte alle mögliche List an, um sich während der Mahlzeit eine gewisse Fleischmenge zu sichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleisch aß er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurückkam. Dienstags und Freitags, sobald acht Glas geschlagen (d. h. zum Essen geläutet) wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimt erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, um am Mahle teilzunehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und gegen die Gewohnheit der Affen reinlich; doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen

zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb mittags stets sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigentümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen drei Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn vorher herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vorteile von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Nur ein einziges Mal sah sein Besitzer, daß er sich an der Schiffswand aufrichtete und so einige Schritte weit ging. Dabei hielt er sich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen fest. Während der Reise kletterte er selten umher und dann stets langsam und bedächtig; gewöhnlich tat er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, sein Liebling, wegen einer Unart bestraft werden sollte. Dieser flüchtete dann regelmäßig an die Brust seines großen Freundes und klammerte sich dort fest, und Bobi, so hieß der Orang-Utan, spazierte mit seinem kleinen

Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verschwunden schien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen schwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemütsaufregung kennzeichnete, und ein schreckliches Gebrüll, welches etwa dem einer geängsteten Kuh ähnelte und Furcht ausdrückte. Diese wurden einmal durch eine Herde von Potfischen hervorgerufen, welche nahe am Schiffe vorüberschwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verschiedener Wasserschlangen, welche sein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge blieb sich immer gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des schönen Tieres ein Ende, noch ehe es Deutschland erreichte. Bobi hatte von seiner Lagerstätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieser Rumflaschen umpackte, und dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaschen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als er sich schon um zwei Uhr nachmittags zu Bett legte. In der Nacht vernahm sein Herr ein Geräusch in der Kajüte, als wenn jemand mit Flaschen klappere, und sah beim Schimmer der auf dem Tische brennenden Nachtlampe wirklich eine Gestalt an dem Weinlager beschäftigt. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in dieser seinen Orang-Utan. Bobi hatte eine bereits fast ganz geleerte Rumflasche vor dem Munde. Vor ihm lagen sämtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geschickte Weise entkorkt und seinem Verlangen nach geistigen Getränken völlig Genüge leisten können. Etwa zehn Minuten nach diesem Vorgange wurde Bobi

plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und gebärdete sich mit steigender Lebhaftigkeit, wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnsinniger Mensch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzneien zu sich, nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Tränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, und am vierzehnten Tage verschied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Ich habe mehrere lebende Orang-Utans beobachtet, keinen einzigen aber kennengelernt, welcher mit einem Schimpansen gleichen Alters hätte verglichen werden können. Allen fehlte die letzteren so auszeichnende neckische Munterkeit und die Lust zu scherzen; sie waren im Gegenteil ernsthaft bis zum äußersten, mehrere auch still und deshalb langweilig. Jede ihrer Bewegungen war langsam und gemessen, der Ausdruck ihrer braunen, gutmütigen Augen unendlich traurig. So stellten sie fast in jeder Hinsicht ein Gegenstück des Schimpansen dar.

Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwicklung der Vorderglieder in gleichem Grade wie bei den Gibbons oder Langarmaffen. Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte, denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, den Boden. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarmaffen von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die Gibbons bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erst sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien und seinen Inseln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über einen Meter hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend wie bei dem Windhunde verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend kürzer als die vorderen und ihre langen Hände bei einigen Arten noch durch die teilweise miteinander verwachsenen Zeige- und Mittelfinger ausgezeichnet. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben.

Der Siamang (Hylobates syndactylus), wegen der am Grunde verwachsenen Zeige- und Mittelzehe auch wohl als Vertreter einer besonderen Untergattung betrachtet, ist der größte aller Langarmaffen und auch da-

durch ausgezeichnet, daß seine Arme verhältnismäßig weniger lang als die der anderen Arten erscheinen. „Seine Gestalt nackt gedacht," sagt Duvaucel, „würde eine häßliche sein, besonders deshalb, weil die niedrige Stirn bis auf die Augenbrauenbogen verkümmert ist, die Augen tief in ihren Höhlen liegen, die Nase breit und platt erscheint, die seitlichen Nasenlöcher aber sehr groß sind und das Maul sich fast bis auf den Grund der Kinnladen öffnet. Gedenkt man sonst noch des großen nackten Kehlsackes, welcher schmierig und schlaff wie ein Kropf am Vorderhalse herabhängt und sich beim Schreien ausdehnt, der gekrümmten, einwärts gekehrten Gliedmaßen, welche stets gebogen getragen werden, der unter vorstehenden Höckern eingesenkten Wangen und des verkümmerten Kinnes, so wird man sich sagen müssen, daß unser Affe nicht zu den schönsten seiner Ordnung gehört. Ein dichter, aus langen, weichen und glänzenden Haaren gebildeter Pelz von tiefschwarzer Farbe deckt den Leib; nur die Augenbrauen sind rotbraun. Auf dem Hodensacke stehen lange Haare, welche, nach unten gekehrt, einen nicht selten bis zu den Knien herabreichenden Pinsel bilden. Die Haare richten sich am Vorderarme rückwärts, am Oberarme vorwärts, so daß am Ellenbogen ein Busch entsteht." Nach Versicherung von Raffles kommen auch Weißlinge vor. Ausgewachsene Männchen erreichen einen Meter Höhe, klaftern aber beinahe das Doppelte.

Der Siamang ist in den Waldungen von Sumatra gemein und wurde von tüchtigen Forschern in der Freiheit wie in Gefangenschaft beobachtet.

Mehr das allgemeine Gepräge der Gattung zeigt

der Hulock (H. hulock), ein Langarmaffe von etwa 90 cm Höhe, ohne Kehlkopf und mit freien Zehen. Sein Pelz ist bis auf eine weiße Stirnbinde kohlschwarz, der des Jungen schwarzbraun, an den Gliedmaßen längs der Mittellinie des Leibes und auf dem Rücken aschgrau. Die Gesäßschwielen sind deutlich. Der Hulock bewohnt Hinterindien und Bengalen, besonders häufig die Uferwaldungen am Burramputr in Assam.

Der Lar (H. lar) wird ungefähr ebenso groß wie der Hulock, hat schwarzgraue Färbung, lohfarbenes, rings von weißen Haaren umgebenes Gesäß und oberseits weißgraue, unterseits schwarze Hände und Füße. Das Vaterland ist Malakka und Siam.

Der Unko (H. Rafflesii) ähnelt dem Hulock in der Größe, unterscheidet sich aber durch die Färbung sowie anatomisch dadurch, daß er vierzehn Rippenpaare besitzt. Gesicht und Pelz sind schwarz, auf dem Rücken und an den Weichen rötlichbraun, Augenbrauen, Backen und Kinnbacken bei den Männchen weiß, bei dem bedeutend kleineren Weibchen schwarzgrau. Die Insel Sumatra ist das Vaterland des Unko; doch scheint er hier verhältnismäßig selten vorzukommen.

Der Wauwau (H. agilis) endlich, welcher demselben Vaterlande entstammt, hat ein nacktes blauschwarzes, beim Weibchen ins Bräunliche spielendes Gesicht und langen reichen Pelz, dessen Färbung am Kopfe, auf dem Bauche und den Innenseiten der Arme und Schenkel dunkelbraun ist, über den Schultern und nach dem Halse zu unmerklich heller wird und auf den Weichen ins Blaßbraune übergeht, während die

Aftergegend bis zu den Kniekehlen weiß und rötelfarbig gemischt erscheint. Hände und Füße sind dunkelbraun. Das Weibchen ist lichter, der Backenbart minder lang als bei dem Männchen, obschon immer noch groß genug, so daß der Kopf breiter als hoch erscheint. Die Jungen sind einfarbig gelblichweiß.

Ihre ganze Ausrüstung weist die Langarmaffen zum Klettern an. Sie besitzen jede Begabung, welche zu einer raschen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich ist. Die volle Brust gibt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienst versagen, wenn das Blut durch die rasche Bewegung in Wallung gerät. Die starken Hinterglieder verleihen die nötige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit beim Ergreifen eines Astes, welcher zu neuem Stützpunkte werden soll, mit kürzeren Armen aber leicht verfehlt werden könnte. Wie lang im Verhältnis diese Arme sind, wird am deutlichsten klar, wenn man vergleicht. Ein Mensch klaftert, wie bekannt, ebensoweit als er lang ist, der Gibbon aber klaftert fast das Doppelte seiner Leibeslänge; ein aufrecht stehender Mann berührt mit seinem schlaff herabhängenden Arm kaum sein Knie, der Gibbon hingegen seinen Knöchel. Daß solche Arme als Gehwerkzeuge fast unbrauchbar sind, ist erklärlich, sie eignen sich bloß zum Klettern. Deshalb ist der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein schwerfälliges Dahinschieben des Leibes, welcher nur durch die ausgestreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen der Tiere aber

ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenzen, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt, kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegenteil von alldem, ja wahre Vögel in Affengestalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen ist, sind sie der leichte Merkur, trägt doch einer von ihnen, Hylobates Lar, seinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des letzteren, an die schöne, aber schwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre rastlose Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glücke noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.

Am schwerfälligsten bewegt sich, seiner Gestalt entsprechend, der Siamang, da er nicht bloß langsam geht, sondern auch etwas unsicher klettert und nur im Springen seine Behendigkeit bekundet. Aber auch die übrigen vermögen auf dem Boden nur schwer fortzukommen. „Im Zimmer oder auf ebener Erde," sagt Harlan vom Hulock, „gehen sie aufrecht und halten das Gleichgewicht ziemlich gut, indem sie ihre Hände bis über den Kopf erheben, ihre Arme an dem Handgelenke und im Ellenbogen leise biegen und dann rechts und links wankend ziemlich schnell dahinlaufen. Treibt man sie zu größerer Eile an, so lassen sie ihre Hände auf den Boden reichen und helfen sich durch Unterstützung schneller fort. Sie hüpfen mehr als sie laufen, halten den Leib jedoch immer ziemlich aufrecht." Von den übrigen wird gesagt, daß es aussehe, als ob der Leib nicht allein zu lang, sondern auch viel zu schwer sei für die kurzen und dünnen Schenkel, sich deshalb

vorn überneige, und daß ihre beiden Arme beim Gehen gleichsam als Stelzen benutzt werden müßten. „So kommen sie ruckweise vorwärts, vergleichbar einem auf Krücken humpelnden Greise, welcher eine stärkere Anstrengung fürchtet." Ganz das Gegenteil findet statt, wenn sie sich kletternd bewegen. Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung der Fertigkeit und Geschicklichkeit, welche die Langarmaffen im Gezweige bekunden.

Mit unglaublicher Raschheit und Sicherheit erklettert laut Duvaucel der Wauwau einen Bambusrohrstengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, schwingt sich auf ihm einigemal auf und nieder oder hin und her und schnellt sich nun, durch den zurückprallenden Ast unterstützt, mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von zwölf bis dreizehn Meter hinüber, drei-, viermal nacheinander, daß es aussieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein schief abwärts stoßender Vogel. Man vermeint es ihm anzusehen, daß das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Er springt ohne Not über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte, ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könne: er lebt mehr in der Luft als in dem Gezweige. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde? Sie bleibt ihm fremd wie er ihr; sie bietet

ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er leben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Wauwau, welchen man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Aste zum anderen betrug nur sechs Meter — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überspringen kann, viel, sehr viel für ein Tier, welches seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mißlichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zu besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung geradezu außer sich waren".

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den anderen zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte das erstrebte Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununter-

brochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen ersichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nötigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Äste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher wie seine Bewegungen waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen; er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe wert zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß nun einen Augenblick später so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürften deshalb wohl auch allen Glauben verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Die Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben!

Die Beobachtung der Tiere im Freileben hat übrigens ihre Schwierigkeiten, weil fast alle Arten den Menschen meiden und nur selten an die Blößen in den Waldungen herankommen. „Meist leben sie," sagt Duvaucel vom Siamang, „in zahlreichen Herden, welche von einem Anführer geleitet werden, nach Versicherung der Malaien von einem Unverwundbaren ihres Ge-

schlechtes. Überrascht man sie auf dem Boden, so kann man sie auch gefangen nehmen; denn entweder hat der Schreck sie stutzig gemacht, oder sie fühlen selbst ihre Schwäche und erkennen die Unmöglichkeit zu entfliehen. Die Herde mag so zahlreich sein wie sie will, stets verläßt sie den verwundeten Gefährten, es sei denn, daß es sich um einen ganz jungen handelt. In solchem Falle ergreift die Mutter ihr Kind, versucht zu fliehen, fällt vielleicht mit ihm nieder, stößt dann ein heftiges Schmerzensgeschrei aus und stellt sich dem Feinde mit aufgeblasenem Kehlsacke und ausgebreiteten Armen drohend entgegen. Die Mutterliebe zeigt sich aber nicht bloß in Gefahren, sondern auch sonst bei jeder Gelegenheit. Es war ein überraschendes Schauspiel, wenn es manchmal bei äußerster Vorsicht gelang zu sehen, wie die Mütter ihre Kleinen an den Fluß trugen, sie ungeachtet ihres Geschreies abwuschen, darauf wieder abwischten und trockneten und überhaupt eine Mühe auf ihre Reinigung verwendeten, welche man manchen Menschenkindern wünschen möchte. Die Malaien erzählten Diard, und dieser fand es späterhin bestätigt, daß die noch nicht bewegungsfähigen Jungen immer von demjenigen Teile ihrer Eltern getragen und geleitet werden, welcher ihrem Geschlechte entspricht, und zwar die männlichen Kleinen vom Vater, die weiblichen von der Mutter. Ebenso berichten sie, daß die Siamangs öfters den Tigern zur Beute würden, und zwar durch dieselbe Veranlassung wie kleine Vögel oder Eichhörnchen Beute der Schlangen, nämlich durch Bezauberung, was, wenn die Geschichte überhaupt wahr ist, nichts anderes sagen will, als daß die

Todesangst gedachte Affen vollständig sinnlos gemacht hat.

Über die Hulocks liegen ebenfalls ziemlich ausführliche Berichte vor. Diese Affen halten sich, laut Harlan, vorzüglich auf niedrigen Bergen auf, da sie Kälte nicht ertragen können. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, welche in den Bambuswäldern dieser Gegend vorkommen, namentlich aus Früchten und Samen des heiligen Propulbaumes. Sie verzehren aber auch gewisse Gräser, zarte Baumzweige und dergleichen, kauen diese aus und verschlucken den Saft, während sie die ausgekaute Masse wegwerfen. Nach Owen, welcher fast zwei Jahre lang im Wohngebiete der Hulocks lebte, vereinigen sich diese in ihren Wäldern zu Gesellschaften von hundert bis hundertundfünfzig Stück. Gewöhnlich bemerkt man sie in den Wipfeln der höchsten Olung- und Makkoibäume, auf deren Früchte sie sehr erpicht sind; manchmal aber kommen sie auf Fußpfaden aus dem dichten Walde heraus in die offenen Lichtungen. Eines Tages begegnete Owen plötzlich einer Gesellschaft von ihnen, welche sich fröhlich belustigten, bei seiner Annäherung aber sogleich Lärm schlugen und in das Dickicht der Bambus entflohen; ein andermal hingegen sah er sich, während er auf einer neu angelegten Straße einsam einherschritt, unvermutet von einer großen Gesellschaft unserer Affen umgeben, welche zwar überrascht, noch mehr jedoch erzürnt schienen über das Eindringen eines fremdartig gekleideten Menschen in den Bereich ihrer Herrschaft. Die Bäume ringsum waren voll von ihnen, und sie drohten von oben hernieder mit Grimassen und wildem

Geschrei, als Owen vorüberging. Ja, einige von ihnen stiegen hinter ihm von den Bäumen herab und folgten ihm auf der Straße, so daß sie bei ihm die Meinung erweckten, sie wollten einen Anfall machen. Auf der ebenen Straße gelang es freilich bald, den Verfolgern zu entkommen. Bei seiner Rückkehr in die Behausung fragte unser Berichterstatter seinen Dolmetscher, ob es gewöhnlich sei, daß man von diesen Affen feindlich angegriffen werde, und erfuhr, daß vor wenigen Tagen eine Gesellschaft von Nagas, auf einem vielbogigen Pfade durch die Bambusgebüsche hintereinander gehend, von Hulocks angegriffen wurde, ja wahrscheinlich getötet worden wäre, hätten nicht die übrigen ihrem Vordermanne Hilfe leisten können. „In der Tat," bemerkt Owen, „kann ich versichern, daß sie kräftige Kämpfer sind, da auch ein gezähmtes Weibchen des Wauwau einmal plötzlich seinen Wärter ergriff, auf ihn sprang, mit allen vier Händen kratzte und ihn in die Brust biß, wobei es noch ein Glück für den Mann war, daß es seine Eckzähne verloren hatte." Ich muß bemerken, daß ich letztere Geschichte nicht glauben kann, denn alle übrigen Berichte widersprechen geradezu der Mitteilung Owens; namentlich wird hervorgehoben, daß Langarmaffen bei Annäherung des Menschen so eilig wie möglich fliehen, aus diesem Grunde auch nur äußerst selten einmal gesehen werden. Sie sind, wie mir Haßkarl mitteilt, ebenso vorsichtig wie neugierig und erscheinen deshalb nicht selten am Rande eines freien, zum Feldbau entholzten Platzes, namentlich da, wo sie noch nicht durch Jäger scheu gemacht worden sind, verschwinden aber im Augenblick, sobald sie be-

merken, daß man sie beobachtet oder sich ihnen nähert, und werden dann so leicht nicht mehr gesehen.

Um so öfter hört man sie. Bei Sonnenaufgang und Untergang pflegen sie ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah, und daß man wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die Brüllaffen der Alten Welt, die Wecker der malaiischen Bergbewohner und zugleich der Ärger der Städter, denen sie den Aufenthalt in ihren Landhäusern verbittern. Man soll ihr Geschrei auf eine englische Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmaffen hat man es auch oft vernommen, und zwar ebensogut von denen, welche Kehlsäcke besitzen, wie von denen, welchen diese Stimmverstärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, Bennett, besaß einen lebenden Siamang und bemerkte, daß dieser, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichtermäßig vorstreckte, dann Luft in die Kehlsäcke blies und nun lospolterte, fast wie ein Truthahn. Er schrie ebensowohl bei freudiger wie bei zorniger Aufregung. Auch das Unkoweibchen in London schrie zuweilen laut, und zwar in höchst eigentümlicher, tonverständiger Weise. Man konnte das Geschrei sehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundtone E und stieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatische Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb stets hörbar und diente als Vorschlag für jede folgende Note. Im Aufsteigen der Tonleiter folgten sich die einzelnen Töne immer langsamer, im Absteigen aber schneller und zuletzt außerordentlich

rasch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgestoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Tier die Tonleiter herschrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es schien, als ob die Äffin selbst davon im höchsten Grade aufgeregt werde, denn jede Muskel spannte sich an und der ganze Körper geriet in zitternde Bewegung. Ein Hulock, welchen ich vor geraumer Zeit lebend im Londoner Tiergarten sah, ließ ebenfalls sehr gern seine Stimme erschallen, und zwar zu jeder Tageszeit, sobald er von dem Wärter angesprochen oder von sonst jemand durch Nachahmung seiner Laute hierzu angereizt wurde. Ich darf behaupten, daß ich niemals die Stimme eines Säugetieres, den Menschen ausgenommen, gehört habe, welche mir volltönender und wohllautender in das Ohr geklungen hätte als die des genannten Langarmaffen. Zuerst war ich erstaunt, später entzückt von diesen aus tiefster Brust hervorkommenden, mit vollster Kraft ausgestoßenen und durchaus nicht unangenehmen Tönen, welche sich vielleicht durch die Silben hu, hu, hu einigermaßen wiedergeben lassen. Andere Arten sollen einen viel weniger angenehmen Ruf ausstoßen. So beginnt der Wauwau, wie mir Haßkarl mitteilt, mit einigen vereinzelt ausgestoßenen Lauten: ua, ua; hierauf folgt schneller: ua, ua, ua; dann: ua, uua, ua, ua und zuletzt wird der Ruf immer kläglicher und rascher, das u kürzer, so daß es fast wie w klingt, das a länger, und nunmehr fällt die ganze Gesellschaft mit gleichen Lauten in den Vortrag des Sängers ein.

Über die geistigen Fähigkeiten des Langarmaffen

sind die Meinungen der Beobachter geteilt. Duvaucel stellt dem Siamang ein sehr schlechtes Zeugnis aus. „Seine Langsamkeit, sein Mangel an Anstand und seine Dummheit," drückt er sich aus, „bleiben dieselben. Zwar wird er, unter Menschen gebracht, bald so sanft, wie er wild war, und so vertraulich, wie er vorher scheu war, bleibt aber immer furchtsamer als die anderen Arten, deren Anhänglichkeit er niemals erlangt, und seine Unterwürfigkeit ist mehr die Folge seiner unbeschreiblichen Gleichgültigkeit als des gewonnenen Zutrauens. Er bleibt derselbe bei guter und schlechter Behandlung; Dankbarkeit oder Haß scheinen fremdartige Gefühle für ihn zu sein. Seine Sinne sind stumpf. Besieht er etwas, so geschieht dies ohne Empfindung, berührt er etwas, so tut er es ohne Willen. So ist er ein Wesen ohne alle Fähigkeiten, und wollte man das Tierreich nach der Entwicklung seines Verstandes ordnen, so würde er eine der niedrigsten Stufen einnehmen müssen. Meistens sitzt er zusammengekauert, von seinen eigenen langen Armen umschlungen, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen, und ruht und schläft. Nur von Zeit zu Zeit unterbricht er diese Ruhe und sein langes Schweigen durch ein unangenehmes Geschrei, welches weder Empfindung noch Bedürfnisse ausdrückt, also ganz ohne Bedeutung ist. Selbst der Hunger scheint ihn nicht aus seiner natürlichen Schlaftrunkenheit zu erwecken. In der Gefangenschaft nimmt er seine Nahrung mit Gleichgültigkeit hin, führt sie ohne Begierde zum Munde und läßt sie sich auch ohne Unwillen entreißen. Seine Weise zu trinken stimmt ganz überein mit seinen übrigen Sitten. Er taucht seine Finger ins

Wasser und saugt dann die Tropfen von ihnen ab." Auch diese Schilderung halte ich nicht für richtig, weil die übrigen Beobachter, wenn auch nicht das gerade Gegenteil sagen, so doch weit günstiger über unseren Affen berichten. Bennett brachte einen Siamang mit sich fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerke umher und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Mit einem kleinen Papuamädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrot mit ihr kauend. Wie es schien, hätte er mit den übrigen Affen, welche sich an Bord befanden, auch gern Kameradschaft gehalten, doch diese zogen sich scheu vor ihm zurück und erwiesen sich ihm gegenüber als sehr ungesellig. Dafür rächte er sich aber. Sobald er nur immer konnte, fing er einen seiner mitgefangenen Affen und trieb mit dessen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Gesellen an dem ihm selbst fehlenden Anhängsel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Raa empor und ließ ihn von dort herunterfallen, kurz machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das so gepeinigte Tier jemals imstande gewesen wäre, sich von ihm zu befreien. Er war sehr neugierig, besah sich alles und stieg auch oft an dem Maste in die Höhe, um sich umzuschauen. Ein vorüberziehendes Schiff fesselte ihn immer so lange auf seinem erhabenen Sitze, bis es

aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Seine Gefühle wechselten sehr rasch. Er konnte leicht erzürnt werden und gebärdete sich dann wie ein unartiges Kind, wälzte sich mit Verrenkung der Glieder und Verzerrung des Gesichts auf dem Verdecke herum, stieß alles von sich, was ihm in den Weg kam, und schrie ohne Unterlaß „ra! ra! ra!“ — denn mit diesen Lauten drückte er stets seinen Ärger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte sich durch die geringste Handlung gegen seinen Willen sogleich im Tiefinnersten verletzt: seine Brust hob sich, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung rasch aufeinander, wie es schien, um den Beleidiger einzuschüchtern. Zum Bedauern der Mannschaft starb er, noch ehe er England erreichte.

Auch Wallace stellt den Siamang in günstigerem Lichte dar. „Ich kaufte,“ sagt er, „einen kleinen Langarmaffen dieser Art, welchen Eingeborene gefangen und so fest gebunden hatten, daß er dadurch verletzt worden war. Zuerst zeigte er sich ziemlich wild und wollte beißen; als wir ihn aber losgebunden, ihm zwei Stangen unter dem Vorbau unseres Hauses zum Turnen gegeben und ihn vermittels eines kurzen Taues mit lose über den Stangen liegendem Ringe befestigt hatten, so daß er sich leicht bewegen konnte, beruhigte er sich bald, wurde zufrieden und sprang mit großer Behendigkeit umher. Zuerst bekundete er gegen mich eine Abneigung, welche ich dadurch zu beseitigen suchte, daß ich ihn immer selbst fütterte. Eines Tages aber biß er mich beim Füttern so stark, daß ich die Geduld verlor und ihm einen tüchtigen Schlag versetzte. Dies mußte

ich bereuen, da er von nun an mich noch weniger leiden konnte. Meinem malaiischen Knaben erlaubte er, mit ihm zu spielen, und gewährte uns dadurch und durch seine eigene Beschäftigung, durch die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er sich hin und her schwang, eine stete Quelle der Unterhaltung. Als ich nach Singapore zurückkam, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er aß fast alle Früchte und Reis, und ich hatte gehofft, ihn mit nach England bringen zu können, allein er starb gerade, ehe ich abreiste." Dies lautet ganz anders als der Bericht von Duvaucel und steht auch mit dem, was wir von anderen Langarmaffen wissen, vollkommen im Einklange. Ein Hulock, welchen Harlan fünf Monate lebendig besaß, wurde in weniger als einem Monate so zahm, daß er sich an der Hand seines Gebieters festhielt und mit ihm umherging, wobei er sich mit der anderen Hand auf den Boden stützte. „Auf meinen Ruf," erzählt Harlan, „kam er herbei, setzte sich auf einen Stuhl zu mir, um mit mir das Frühstück einzunehmen, und langte sich ein Ei oder einen Hühnerflügel vom Teller, ohne das Gedeck zu verunreinigen. Er trank auch Kaffee, Schokolade, Milch, Tee usw., und obgleich er gewöhnlich beim Trinken nur die Hand in die Flüssigkeit tauchte, so nahm er doch darauf, wenn er durstig war, das Gefäß in beide Hände und trank nach menschlicher Weise daraus. Die liebsten Speisen waren ihm gekochter Reis, eingeweichtes Milchbrot, Bananen, Orangen, Zucker und dergleichen. Die Bananen liebte er sehr, fraß aber auch gern Kerbtiere, suchte im Hause nach Spinnen und fing die Fliegen, welche in seine Nähe kamen,

geschickt mit der rechten Hand. Wie die Inder, welche des Glaubens halber Fleischspeisen verweigern, so schien auch dieser Gibbon gegen die letzteren Widerwillen zu haben, verzehrte jedoch einmal einen gebratenen Fisch und ein wenig Hühnerfleisch.

Mein Gefangener war ein außerordentlich friedfertiges Geschöpf und gab seine Neigung zu mir und seine Anhänglichkeit an mich in jeder Weise zu erkennen. Wenn ich ihn früh besuchte, begrüßte er mich mit fröhlichem lautschallenden Wau! Wau! Wau! das er wohl fünf bis zehn Minuten lang wiederholte und nur unterbrach, um Atem zu holen. Erschöpft legte er sich nieder, ließ sich kämmen und bürsten und bekundete deutlich, wie angenehm ihm das war, indem er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte, bald diesen, bald jenen Arm hinhielt, und wenn ich mich stellte, als ob ich fortgehen wollte, mich am Arme oder Rocke festhielt und mich wieder an sich zog. Rief ich ihn aus einiger Entfernung und erkannte er mich an meiner Stimme, so begann er sogleich sein gewöhnliches Geschrei, bisweilen in klagender Weise, sobald er mich sah aber sogleich in gewöhnlicher Stärke und Heiterkeit. Obwohl männlichen Geschlechtes, zeigte er doch keine Spur von der Geilheit der Paviane. Leider ging er bald zugrunde, und zwar infolge eines Schlages in die Lendengegend, welchen er unversehens von einem meiner Diener in Kalkutta erlitten hatte. Ein junges Weibchen derselben Art, welches ich ebenfalls pflegte, starb auf dem Wege nach Kalkutta an einem Lungenleiden. Während der Krankheit litt es augenscheinlich große Schmerzen. Ein warmes Bad

schien ihm Erleichterung zu verschaffen und tat ihm so wohl, daß es, herausgenommen, sich von selbst wieder in das Wasser legte. Sein Benehmen war ungemein sanft, etwas schüchtern, Fremden gegenüber sogar scheu. An mich aber hatte es sich bereits nach einigen Tagen derartig gewöhnt, daß es schnell zu mir zurückgelaufen kam, wenn ich es an einen freien Platz gesetzt hatte, in meine Arme sprang und mich umhalste. Niemals zeigte es sich boshaft, niemals biß es, ja selbst gereizt verteidigte es sich nicht, sondern verkroch sich lieber in einen Winkel."

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Unko war sehr liebenswürdig in seinem Betragen und höchst freundlich gegen alle, denen es seine Zuneigung einmal geschenkt hatte. Es unterschied mit richtigem Gefühle zwischen Frauen und Männern. Zu ersteren kam es freiwillig herab, reichte ihnen die Hand und ließ sich streicheln; gegen letztere bewies es sich mißtrauisch, wohl infolge früherer Mißhandlungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn diese ihm dessen würdig zu sein schienen.

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen, und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

Anhang

Neuere Beobachtungen an Menschenaffen

Seit dem Erscheinen der zweiten, von Alfred Brehm noch selbst bearbeiteten Auflage des „Tierlebens", der das im vorstehenden Mitgeteilte entstammt, ist unsere Kenntnis der Menschenaffen in vieler Hinsicht erweitert worden. Der deutsche, inzwischen leider wieder verloren gegangene Kolonialbesitz im Verein mit den vor dem Kriege von Jahr zu Jahr bequemer und billiger werdenden Reisegelegenheiten brachte es mit sich, daß nicht nur die Zahl der nach Deutschland gelangenden Menschenaffen gewaltig anwuchs, sondern daß auch das Freileben der Tiere in ihren Heimatländern von Forschern und Jägern eingehender beobachtet wurde. Es liegt nicht im Plane dieses Büchleins, das Neue hier vollständig nachzutragen, zumal die von Brehm entworfenen Bilder im großen und ganzen auch heute noch als durchaus gelungen gelten können. Wie trefflich er zu beobachten wußte und wie genial er die Seele des Tieres auf Grund ihrer Äußerungen erkannte, dafür ist die Schilderung des Schimpansen auf Seite 51—67 geradezu ein Musterbeispiel. Nur zweierlei sei hier noch nachgetragen: erstens die fesselnde Schilderung des weltberühmten Gorillas „Mpungu", den um die Mitte der siebziger

Jahre die deutsche Loango-Expedition als ersten nach Europa brachte, und zweitens die wichtigen Forschungsergebnisse, die an gefangenen Schimpansen auf Teneriffa gemacht worden sind.

Die mancherlei menschenähnlichen Züge, die man bei den Affen seit langem kannte, vor allem die starke Ähnlichkeit, die ihr Großhirn verglichen mit unserem aufweist, legten nämlich die Frage nahe, ob wohl die großen Menschenaffen (und ganz besonders die Schimpansen) verständig und einsichtsvoll handeln könnten, sobald es die Umstände nötig machten, mit anderen Worten: ob diese Tiere ein wirkliches Denkvermögen besäßen. Der größte Teil der Tierpsychologen vertrat sehr hartnäckig die Behauptung, daß eigentliche Intelligenz, also Einsicht in ursächliche Zusammenhänge, ausschließlich beim Menschen zu finden sei; die Fähigkeit, durch Erfahrung zu lernen, gestand man den Tieren bereitwillig zu, Zweckbewußtsein und Schlußvermögen sprach man ihnen dagegen ab — im Gegensatz zu Alfred Brehm, der Zeit seines Lebens den Satz verfocht: „wer den Verstand der Tiere leugnet, ruft um den eigenen Sorge wach". Man scheute sich vor dem Zugeständnis, daß zwischen der Leistung des Menschengehirns und der Geistestätigkeit der Tiere zwar ein bedeutender Unterschied sei, daß aber der Unterschied nur den Grad und nicht das Wesen der Leistung betreffe. Das Material an Beobachtungstatsachen sei, wie man sagte, noch viel zu gering und lange nicht einwandfrei genug, als daß man die tierische Intelligenz bereits für erwiesen halten könne. Da setzte nun in dem letzten Jahrzehnt (1912—1920) die Teneriffa-Forschung ein, die

„Intelligenzprüfung" an Schimpansen, und zwar in einer Beobachtungsstation, für welche die Preußische Akademie der Wissenschaften die Mittel hergab. Neun Schimpansen aus Kamerun, von denen zwei leider frühzeitig starben, wurden dort von Berufspsychologen auf ihre Fähigkeiten examiniert, und das Ergebnis der sorgsamen Prüfung nach wissenschaftlichen Grundsätzen war, daß das Verhalten der Schimpansen unzweideutig Einsicht bewies und daß man ihnen das Ehrenzeugnis intelligenzbegabter Geschöpfe auf Grund ihrer Leistungen ausstellen mußte. Die größten Erfolge mit den Schimpansen erzielte Prof. Wolfgang Köhler, der jetzt den Lehrstuhl für Psychologie an der Göttinger Hochschule innehat. Auf seinen ausführlichen Berichten über die Teneriffa-Affen*) beruhen auch unsere Ausführungen.

Zunächst nun die Schilderung des Gorillas, den Stabsarzt Dr. J. Falkenstein von der Loango-Expedition mit Glück und Geschick nach Deutschland brachte.

„Wie so oft glückliche Ereignisse von kleinen Zufälligkeiten abhängen," erzählt der Genannte**), „so sollte auch uns durch die beschleunigte Reise noch am Schlusse ein Resultat zuteil werden, das mehr als alle glücklich überwundenen Schwierigkeiten, mehr als alle wissenschaftlichen Forschungen zusammengenommen die Expedition in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Als ich am zweiten Oktober (1875) Pontanegra erreichte und in das Magazin des Portugiesen Laurentino

*) Wolfgang Köhler, Intelligenzprüfungen an Menschenaffen. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin 1921.

**) Die Loango-Expedition. Zweite Abteilung. Von Dr. J. Falkenstein. Leipzig 1888.

Antonio dos Santos trat, um einige Zeuge und Rum zu entnehmen, fand ich einen jungen Gorilla, den wir leider vorher vergeblich im Walde zu erhalten gesucht hatten, an der Brückenwage gefesselt vor. Vor wenig Tagen hatte ihn ein Neger, der die Mutter geschossen hatte, aus dem Innern gebracht, und man suchte ihn nun, so gut es ging, so lange zu ernähren, bis der nächste vorbeipassierende Dampfer ihn für einen möglichst hohen Preis mit nach Europa nehmen konnte. Es war ein junges Männchen, das elend genug aussah, weil es bisher von den vorgesetzten Waldfrüchten wenig genossen hatte, und es wäre zweifellos zugrunde gegangen wie seine Vorgänger bei ähnlichen früheren Versuchen, wenn man es in diesem Zustande an Bord eines Schiffes gebracht hätte. Schon jetzt glaubte ich nicht, daß es möglich sein würde, das Tier am Leben zu erhalten, hoffte jedoch, es bis Tschintschotscho zu bringen, um wenigstens die erste Photographie eines lebenden Gorilla aufnehmen zu können, und bot daher jeden erschwingbaren Preis, wenn er mir überlassen würde. Herr Laurentino lehnte dies jedoch ab mit dem Bemerken, daß er sich freue, mir im Namen aller seiner Landsleute, die ich stets so uneigennützig behandelt und gepflegt hätte, eine Anerkennung zuteil werden zu lassen; er bäte mich herzlich, den Affen als Geschenk von ihm anzunehmen. Da ich den Wert des Gorillas kannte, im Fall es gelingen sollte, ihn lebend nach Europa zu führen, sträubte ich mich anfänglich, von der Liebenswürdigkeit Gebrauch zu machen, ließ jedoch bald dem wahrhaft herzlichen Anerbieten gegenüber und in der Erwägung, daß in anderen Händen

der Wert doch ein sehr fraglicher war, jedes Bedenken schwinden und verabschiedete mich mit ihm unter lebhaftem Danke, den ich hier, nachdem die damals bewiesene Uneigennützigkeit so herrliche Früchte für die afrikanische Gesellschaft getragen hat, noch einmal in wärmster Weise wiederhole.

Auf der Station angekommen, war es meine erste Sorge, alle erreichbaren Waldfrüchte holen zu lassen und eine Mutterziege zu erwerben, um die ziemlich gesunkenen Kräfte des jungen Anthropomorphen zu heben; selbstverständlich verfolgten wir seine Freßversuche mit großem Interesse und fühlten uns in hohem Grade erleichtert, als er nicht nur die Milch mit Behagen trank, sondern auch verschiedene Früchte, namentlich aber die walnußgroßen der knorrigen, in den Savannen wachsenden Anona senegalensis mit sichtlich erwachtem Appetite auswählte. Trotzdem blieb er noch längere Zeit so matt, daß er während des Fressens einschlief und den größten Teil des Tages in einer Ecke zusammengekauert schlafend verbrachte. Nach und nach gewöhnte er sich an die Kulturfrüchte wie Bananen, Guayaven, Orangen, Mango und begann, je kräftiger er wurde und je öfter er bei unseren Mahlzeiten zugegen war, alles, was er genießen sah, selbst gleichfalls zu versuchen. Indem er so allmählich dahin gebracht wurde, jegliche Nahrung anzunehmen und zu vertragen, wuchs die Aussicht, ihn glücklich nach Europa zu transportieren.

Dies ist gewiß der einzige Weg, später andere und vielleicht ältere Exemplare für die Überfahrt fähig zu machen; jeder Versuch, sie unmittelbar nach der Er-

langung, ohne vorherige Entwöhnung von der alten Lebensweise, ohne sie den veränderten Verhältnissen ganz langsam und planmäßig anzupassen, an Bord zu bringen, wird immer wieder von neuem ein mehr oder weniger schnelles Hinsiechen und den Tod zur Folge haben.

Man darf, in einem sehr verbreiteten Vorurteil befangen, durchaus nicht ängstlich sein, jeder Art von Affen Fleischnahrung in irgendeiner Form zu verabreichen; das lehren sie uns selbst, wenn wir sie im Freien zu beobachten Gelegenheit haben, indem sie mit wahrer Leidenschaft den Insekten, namentlich Spinnen und Heuschrecken nachstellen, aber auch Vögel und Eier eifrig zu erlangen streben. Für Schimpansen sind Ratten Leckerbissen, die sie gegen alle Gelüste der Genossen energisch verteidigen, und ebenso verlangt der Gorilla nach Fleisch, das er zum guten Gedeihen notwendig braucht. Im Walde wird er sich, wenn die Jagd ungünstig ist, vielleicht oft mit Früchten begnügen müssen, wenigstens fand ich bei zwei großen erlegten Schimpansen nur vegetabilische Reste im Magen, doch bin ich überzeugt, daß der Befund ein zufälliger war und daß man bei anderen Gelegenheiten den Nachweis der tierischen Kost leicht wird führen können.

Wenn in anderen Berichten die Wildheit auch junger Gorillas besonders betont und das Unwahrscheinliche ihrer Zähmbarkeit ausgesprochen worden ist, so waren wir bei dem unsrigen in der Lage, gerade entgegengesetzte Erfahrungen zu machen. Er gewöhnte sich in wenigen Wochen so sehr an seine Umgebung und die ihm bekannt gewordenen Personen, daß er frei herum-

laufen durfte, ohne daß man Fluchtversuche hätte zu befürchten brauchen. Niemals ist er angelegt oder eingesperrt worden, und er bedurfte keiner anderen Überwachung als einer ähnlichen, wie man kleinen umherspielenden Kindern angedeihen läßt. Er fühlte sich so hilflos, daß er ohne den Menschen nicht fertig werden konnte und in dieser Einsicht eine wunderbare Anhänglichkeit und Zutraulichkeit entwickelte. Von heimtückischen, bösen, wilden Eigenschaften war keine Spur vorhanden, zuweilen aber zeigte er sich recht eigensinnig. Er hatte verschiedene Töne, um den in ihm sich entwickelnden Ideen Ausdruck zu geben; davon waren die einen eigentümliche Laute des eindringlichsten Bittens, die anderen solche der Furcht und des Entsetzens. In selteneren Fällen wurde noch ein widerwilliges, abwehrendes Knurren vernommen.

Was Du-Chaillu über das eigentümliche Trommeln der Gorillas berichtet, fanden wir völlig bewahrheitet, da unser ‚Mpungu‘ zu verschiedenen Malen, augenscheinlich im Übermaß des Wohlbefindens und aus reiner Lust, die Brust mit beiden Fäusten bearbeitete, indem er sich dabei auf die Hinterbeine erhob. Außerdem gab er seiner Stimmung häufig in rein menschlicher Weise durch Zusammenschlagen der Hände, das ihn nicht gelehrt worden war, Ausdruck und vollführte zu Zeiten — sich überstürzend, hin und hertaumelnd, sich um sich selbst drehend — so ausgelassene Tänze, daß wir manchmal bestimmt glaubten, er müsse sich auf irgendeine Weise berauscht haben. Doch war er nur aus Vergnügen trunken; nur dies ließ ihn das Maß seiner Kräfte in den übermütigsten Sprüngen erproben.

Besonders auffällig war die Geschicklichkeit und Behutsamkeit, die er beim Fressen an den Tag legte. Kam zufällig einer der übrigen Affen ins Zimmer, so war nichts vor ihnen sicher, alles faßten sie neugierig an, um es dann mit einer gewissen Absichtlichkeit von sich zu werfen oder achtlos fallen zu lassen. Ganz anders der Gorilla: er nahm jede Tasse, jedes Glas mit einer natürlichen Sorgfalt auf, umklammerte das Gefäß mit beiden Händen, während er es zum Munde führte, und setzte es dann leise und vorsichtig wieder nieder, so daß ich mich nicht erinnere, ein Stück unserer Wirtschaft durch ihn verloren zu haben. Und doch haben wir das Tier niemals den Gebrauch der Geräte noch andere Kunststücke gelehrt, damit wir es möglichst naturwüchsig nach Europa brächten. Ebenso waren seine Bewegungen während des Fressens ruhig und manierlich; er nahm von allem nur so viel, als er zwischen dem Daumen, dem dritten und Zeigefinger fassen konnte, und schaute gleichgültig zu, wenn von den vor ihm aufgehäuften Futtermengen etwas weggenommen wurde. Hatte er aber noch nichts erhalten, so knurrte er ungeduldig, beobachtete von seinem Platze bei Tische aus sämtliche Schüsseln genau und begleitete jeden von den Negerjungen abgetragenen Teller mit ärgerlichem Brummen oder einem kurz hervorgestoßenen grollenden Husten, suchte auch wohl den Arm der Vorbeikommenden zu erwischen, um durch Beißen oder täppisches Schlagen sein Mißfallen noch nachdrücklicher kund zu tun. In der nächsten Minute spielte er wieder mit ihnen wie mit seinesgleichen und unterschied sich dadurch gänzlich von allen übrigen Affen, namentlich den Pavianen.

Er trank saugend, indem er sich zu dem Gefäß niederbückte, ohne je mit den Händen hineinzugreifen oder es umzustoßen, setzte kleinere jedoch auch an den Mund. Im Klettern war er ziemlich geschickt, doch ließ sein Übermut ihn hin und wieder die gebotene Vorsicht vergessen, so daß er einmal aus den Zweigen eines glücklicherweise nicht hohen Baumes auf die Erde herabfiel. Es scheint aber, als würden die Bäume nur von ihnen erstiegen, um Nahrung zu suchen, während der gewöhnliche Aufenthaltsort der Waldboden ist. Ebenso bleiben sie gewiß nachts auf der Erde und raffen sich von allen Seiten Blätter und Reisig zum Lager zusammen, wie wir es den unsrigen oft tun sahen. Bemerkenswert war dabei seine Reinlichkeit; denn wenn er zufällig in Spinngewebe oder Abfallstoffe gegriffen hatte, so suchte er sich mit einem komischen Abscheu davon zu befreien oder hielt beide Hände hin, um sich helfen zu lassen. Ebenso zeichnete er sich selbst durch völlige Geruchlosigkeit aus und liebte über alles, im Wasser zu spielen und herumzupatschen. Von all den seine Individualität scharf ausprägenden Eigenschaften verdient seine Gutmütigkeit und Schlauheit oder eigentlich Schalkhaftigkeit hervorgehoben zu werden: war er, wie dies wohl anfänglich geschah, gezüchtigt worden, so trug er die Strafe niemals nach, sondern kam bittend heran, umklammerte die Füße und sah mit so eigentümlichem Ausdruck empor, daß er jeden Groll entwaffnete; wollte er überhaupt etwas erreichen, so konnte kein Kind eindringlicher und einschmeichelnder seine Wünsche zu erkennen geben als er. Wurde ihm trotzdem nicht gewillfahrtet, so nahm er

seine Zuflucht zur List und spähte eifrig, ob er beobachtet würde. Gerade in solchen Fällen, in denen er mit Beharrlichkeit eine gefaßte Idee verfolgte, war ein vorgefaßter Plan und richtige Überlegung bei der Ausführung unverkennbar. Sollte er z. B. nicht aus dem Zimmer heraus oder umgekehrt nicht hinein und waren mehrere Versuche seinerseits, seinen Willen durchzusetzen, abgewiesen worden, so schien er sich in sein Schicksal zu fügen und legte sich unweit der betreffenden Tür mit erheuchelter Gleichgültigkeit nieder; bald aber richtete er den Kopf auf, um sich zu vergewissern, ob die Gelegenheit günstig sei, schob sich allmählich näher und näher, indem er, sorgfältig Umschau haltend, sich um sich selbst drehte, richtete sich an der Schwelle angekommen behutsam auf und galoppierte dann, mit einem Sprunge darüber setzend, so eilfertig davon, daß man Mühe hatte, ihm zu folgen. Mit ähnlicher Beharrlichkeit verfolgte er sein Ziel, wenn er Appetit nach Zucker oder Früchten, die in einem Schranke des Eßraumes aufbewahrt wurden, erwachen fühlte; dann verließ er plötzlich sein Spiel, schlug eine seiner Absicht entgegengesetzte Richtung ein, die er erst änderte, wenn er außer Sehweite gekommen zu sein glaubte. Dann aber eilte er direkt in das Zimmer und zu dem Schranke, öffnete ihn und tat einen behenden, sicheren Griff in die Zuckerbüchse oder die Fruchtschüssel (zuweilen zog er sogar die Schranktüre wieder hinter sich zu), um dann behaglich das Erbeutete zu verzehren oder schleunigst damit zu entfliehen, wenn er entdeckt war; in seinem ganzen Wesen verriet er dabei deutlich das Bewußtsein, auf unerlaubten Pfaden zu wandeln.

Ein eigentümliches, fast kindisch zu nennendes Vergnügen gewährte es ihm, durch Klopfen an hohle Gegenstände Töne hervorzurufen, und selten ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, ohne beim Passieren von Tonnen, Schüsseln oder Blechen dagegen zu trommeln; auch trieb er dieses übermütige Spiel sehr häufig während unserer Heimreise auf dem Dampfer, wo er sich ebenfalls frei bewegen durfte. Unbekannte Geräusche waren ihm aber in hohem Grade zuwider. So ängstigte ihn der Donner oder auf das Blätterdach prasselnder Regen, mehr aber noch der langgezogene Ton einer Trompete oder Pfeife so sehr, daß stets sympathisch eine beschleunigte Verdauung angeregt wurde, die es geraten erscheinen ließ, ihn in möglichster Entfernung von sich zu halten.

Unter fortgesetzter Pflege gedieh unser Schützling zusehends bis zu Anfang Februar 1876; zu dieser Zeit aber befiel ihn eine schwere, mit Konvulsionen verbundene Krankheit, die nur als eine eigentümliche heftige Malaria-Infektion gedeutet werden konnte. Vier Wochen lang fürchteten wir täglich ihn zu verlieren, bis seine außerordentlich kräftige Konstitution und vielleicht der konsequente Gebrauch von Chinin und Kalomel endlich den Sieg davontrug und ihn allmählich der Genesung entgegenführte. Die unendliche Mühe, die Mpungu allen Expeditionsmitgliedern gemacht hatte, wurde reichlich durch die Aufmerksamkeit, die ihm während seines ziemlich anderthalbjährigen Aufenthaltes in Berlin von allen Seiten gezollt wurde, aufgewogen; und wenn ihn auch schließlich die allen Menschenaffen Verderben drohende Lungenkrankheit

gleichfalls hinwegraffte, so war dann ein Verlust für die Wissenschaft wenigstens nicht mehr zu beklagen.

Tatsächlich erfolgte der Tod unter den Erscheinungen der galoppierenden Schwindsucht, der sich in den letzten Tagen ein heftiger Magendarmkatarrh hinzugesellt hatte. Die übrigens in Gegenwart der ersten pathologisch-anatomischen Autorität (Virchow) vorgenommene Obduktion ergab noch das überraschende Resultat, daß Mpungu mehrere sehr schwere Krankheiten in der kurzen Zeit seines Lebens, und zwar wahrscheinlich der letzten Periode, durch seine außerordentlich kräftige Konstitution überwunden hatte. Es zeigten sich nicht nur die Reste einer früheren Herzbeutel- und Brustfellentzündung, sondern auch einer sehr ausgedehnten Darmerkrankung. Diese alle hatte er glücklich durchgemacht, und wäre es nicht gerade dieses unheilbare Übel gewesen, dem er erlag, so wäre es der wahrhaft aufopfernden Pflege seines Besitzers und Wärters wohl gelungen, ihn noch jahrelang der Wissenschaft zu erhalten."

Über die Weiterentwicklung dieses Gorillas im alten Berliner Aquarium berichtete der damalige Direktor Hermes ausführlich in einem während der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg (1877) gehaltenen Vortrage. „Das Berliner Aquarium hat seit Jahren großen Wert auf den Besitz menschenähnlicher Affen gelegt. Innerhalb der letzten Jahre ist es in den Besitz aller vier Anthropomorphen gelangt: des Gibbons, des Orangs, des Schimpansen und des Gorillas. Ich hatte daher die beste Gelegenheit, über ihr Gefangenleben eingehende Studien zu machen und Vergleiche anzustellen.

Auf der niedrigsten Stufe stehend, ist der kleinste derselben, der Gibbon, zugleich der zarteste und geschickteste von allen. Das mit weißem Barte umrahmte Gesicht und die abenteuerlich langen Arme geben ihm ein merkwürdiges Aussehen. Er ist der einzige, welcher auf ebener Erde gehend stets einen aufrechten Gang besitzt. Freilich ist sein Gang mehr ein Balancieren, er erinnert an einen Seiltänzer, der mit seinem halb ausgestreckten Armen das Gleichgewicht zu halten sucht. Als Bewohner des Waldes klettert er vortrefflich und führt, von Ast zu Ast sich schwingend, die weitesten und elegantesten Sprünge aus.

Ihm gegenüber ist der Orang ein ungeschickter und phlegmatischer Geselle. Jung zutraulich und liebenswürdig, wird er mit zunehmendem Alter wild und ungebärdig. Es vergingen Monate und es bedurfte täglicher Leckerbissen, ehe ich wagen durfte, mich dem großen Orang, dem größten, der jemals in Gefangenschaft war, zu nähern. Seinem Aussehen nach war er ein wahres Scheusal. Die rote zottige Behaarung, die eng aneinandergerückten kleinen tückischen Augen in dem glatten Gesicht, die Abscheu erregenden Manieren, das furchtbare Gebiß ließen ihn als ein teuflisches Ungeheuer erscheinen, bei dessen Anblick man kaum glauben konnte, daß in ihm eine im ganzen gutmütige Natur steckte. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, ihn für einen wegelagernden Waldstrolch zu halten.

Im Gegensatze zu dem linkischen Orang bietet der Schimpanse ein Bild der ausgelassensten Munterkeit und Geschicklichkeit, an Intelligenz jenen weit überragend. Die liebenswürdigste aller Schimpansinnen, Tschego,

kannte ihre Umgebung genau und gehorchte aufs Wort. Als ein die Reinlichkeit über alles liebendes Fräulein putzte und polierte sie die Glasscheiben ihres Käfigs. Sie kannte und benutzte die zum allgemeinen Affenkäfig und zum Orang führenden Schlüssel, suchte sie sogar aus dem Bunde heraus. Unter den Affen hatte sie ihre ausgesprochenen Lieblinge, mehr noch liebte sie Kinder, und je kleiner diese waren, desto mehr beschützte sie diese. Größere behandelte sie mehr als ihresgleichen, scherzte mit ihnen, teilte Ohrfeigen aus und tat es ihnen im Purzelbaumschlagen zuvor. Als sie vor einiger Zeit einem Herzleiden erlag, war mir zumute, als ob ein alter Bekannter von mir geschieden wäre. Ein anderer Schimpanse, zwar schon zwei Jahre in Gefangenschaft, aber noch wild und ungezogen, ersetzt zwar die Art, nicht aber entfernt das Temperament, die Tugenden Tschegos.

Von allen Menschenaffen der vornehmste aber ist der Gorilla. Es ist, als habe er ein Adelspatent mit auf die Welt gebracht. Unser etwa zwei Jahre alter männlicher Gorilla hat eine Höhe von fast drei Fuß erreicht. Sein Körper ist bedeckt mit seidenweichem, graumeliertem, auf dem Kopfe rötlichem Haare. Seine derbe, gedrungene Gestalt, seine muskulösen Arme, sein glattes, glänzend schwarzes Gesicht mit den wohlgeformten Ohren, das große, kluge, neckische Auge geben ihm etwas frappant Menschenähnliches. Er würde einem Negerknaben gleichen, wenn die Nase förmlicher gestaltet wäre. Dieser Eindruck steigert sich durch die Unbeholfenheit seines ganzen Wesens; jede seiner Bewegungen läßt einen mehr tölpelhaften Buben als einen

Affen erkennen. Wenn er, dasitzend wie eine Pagode, seinen Blick über das ihn anstaunende Publikum schweifen läßt und dann mit nickendem Kopfe plötzlich in die Hände klatscht, hat er sich im Nu die Herzen aller erobert. Er verkehrt gern in großer Gesellschaft, unterscheidet jung von alt, männlich von weiblich. Gegen Kinder von zwei bis drei Jahren ist er liebenswürdig, er küßt sie gern und läßt sich alles gefallen, ohne jemals von seinen überlegenen Kräften Gebrauch zu machen. Ältere Kinder behandelt er schon schlechter; läßt er sich auch gern auf das Spielen mit ihnen ein, rennt mit ihnen um die Wette um den Tisch und Stühle, die er häufig umwirft, dabei in neckischer Weise bald diesem, bald jenem einen Schlag mit der Oberfläche seiner Hand versetzend, so geniert er sich auch nicht im mindesten, mitten im Spiele ein Bein zu erfassen und seine Zähne daran zu probieren. Auf dem Arme von Damen benimmt er sich höchst dankbar, er umarmt sie und bleibt, sich an ihre Schulter lehnend, gern längere Zeit auf ihrem Schoße. Im allgemeinen Affenkäfig spielt er gern, und hier ist er der unbedingte Beherrscher, selbst der Schimpanse ordnete sich ihm widerstandslos unter. Er behandelte diesen aber ebenbürtiger, indem er ihn fast ausschließlich als Spielgefährten erwählte und ihn, wenn auch manchmal etwas derb, liebkoste, während er mit dem gemeinen Affengesindel rücksichtslos verkehrte. Er packte den Schimpansen, und ihn festhaltend, wälzte er sich mit ihm auf der Erde. Entwischte er ihm, so fiel der Gorilla wie ein ungeschickter Knabe mit vorgestreckten Hände auf die Erde. Sein Gang hat mit dem des Schimpansen viel Ähnlichkeit,

er geht auf der Sohle des Fußes, indem er sich wie jener auf die Außenflächen der Hand stützt. Aber er setzt die Füße mehr auswärts und trägt den Kopf aufrecht mit einer Vornehmheit, die den Eindruck hinterläßt, als gehöre er den höheren Ständen an. In guter Laune, die ihn übrigens selten verläßt, steckt er die Spitze der roten Zunge aus dem glänzendschwarzen Gesichte, was den negerbubenhaften Eindruck noch erhöht.

Menschenähnlich wie sein ganzes Wesen ist auch die Weise, wie er lebt. Morgens um die achte Stunde erhebt er sich von seinem Lager, setzt sich aufrecht hin, gähnt, kratzt sich an einigen Stellen seines Körpers und bleibt schlaftrunken, teilnahmlos, bis er seine Morgenmilch eingenommen hat, die er aus einem Glase zu trinken pflegt. Nunmehr, ganz ermuntert, verläßt er sein Bett, sieht sich in der Stube um, ob er für seine Zerstörungslust einen Gegenstand findet, guckt zum Fenster hinaus, fängt zu klatschen und in Ermangelung passenderer Gesellschaft mit dem Wärter zu spielen an. Stets muß dieser bei ihm sein. Nicht einen Augenblick bleibt er ganz allein. Mit schrillen Tönen schreit er, wenn er sich von diesem verlassen findet. Um neun Uhr wird er gewaschen, was ihm wohlgefällt. Mit grunzendem Tone gibt er seiner Freude hierüber Ausdruck. Dem Zusammenleben mit dem Wärter entsprechend hält er seine Mahlzeiten wie dieser. Zum Frühstück erhält er ein Paar Wiener, Frankfurter oder Jauersche Würste oder ein mit Hamburger Rauchfleisch, Berliner Kuhkäse oder sonstwie belegtes Butterbrot. Dazu trinkt er am liebsten seine kühle Weiße; höchst originell sieht es aus, wenn er das umfangreiche Glas

mit seinen kurzen, dicken Fingern anfaßt, das ihm entfallen würde, wenn er nicht einen Fuß zu Hilfe nähme. Obst ißt er gern und viel, von Kirschen sondert er sorgfältig die Kerne. Um ein Uhr bringt die Frau des Wärters ihm sein Essen. Solange er während des heißen Sommers in meiner Wohnung lebte, erwartete er sehnsuchtsvoll diese Stunde. Er ließ es sich nicht nehmen, die Korridortür selbst zu öffnen, wenn es klingelte. Erscheint die Frau, so untersucht er die Speisen und nascht gern von dem, was ihm am besten schmeckt. Eine Ohrfeige ist die gewöhnliche Folge seiner Naschhaftigkeit, und artig erwartet er dann, nicht einen Blick von den Speisen wendend, den Beginn der Mahlzeit. Zuerst eine Tasse Bouillon. Im Nu ist diese bis auf die Nagelprobe geleert. Dann gibt es Reis oder Gemüse, vornehmlich Kartoffeln, Mohrrüben oder Kohlrabi mit Fleisch gekocht. Die Frau hält darauf, daß er sich anständig benimmt, und er gebraucht in der Tat den Löffel schon mit Geschick. Sobald er sich aber unbeobachtet glaubt, fährt er mit dem Munde in die Schüssel. Zum Schlusse ist ihm ein Stück eines gebratenen Huhnes am willkommensten. Er ist kein Kostverächter; was der Wärter ißt, ist auch seine Speise, und an Menge gibt er diesem nicht viel nach. Ist das Essen vorüber, so will er seine Ruhe haben. Ein ein- bis anderthalbstündiger Schlaf macht ihn wieder aufgelegt zu neuem Spiele. Nachmittags erhält er Obst, abends Milch oder Tee und Butterbrot. Um neun Uhr geht er zur Ruhe. Er liegt auf einer Matratze, in eine wollene Decke eingehüllt. Der Wärter bleibt bei ihm sitzen, bis er eingeschlafen ist, was bei seinem

großen Bedürfnisse nach Schlaf nicht allzu lange dauert. Lieber schläft er mit dem Wärter in einem Bette, wobei er ihn umfaßt und den Kopf auf eine Stelle seines Körpers legt. Er schläft fest die ganze Nacht hindurch und pflegt vor acht Uhr nicht zu erwachen.

Auf diese Weise hat der Gorilla gleichmäßig gelebt und sich so wohl dabei befunden, daß sein Gewicht sich von 31 auf 37 Pfund vermehrt hat. Da plötzlich, vor etwa vierzehn Tagen, erkrankte er an einer Luftröhrenentzündung, mit der ein starkes Fieber verbunden war. Der sonst so muntere Affe lag teilnahmlos im Bette, hustete und röchelte, daß es ein Jammer war. Dabei verhielt er sich höchst unliebenswürdig, so daß er biß, wenn man ihn berührte. Fast acht Tage dauerte dieser besorgniserregende Zustand; außer Tee und Wasser nahm er nichts zu sich. Mehrere Ärzte versammelten sich täglich mehrmals an seinem Bette, darunter sein treuer Pfleger aus Afrika; er wurde mit Chinin behandelt und mußte Emser Kränchen trinken. Nachdem er das Bittere des Chinins das erste Mal gekostet, zog er später bei jedesmaliger Annäherung des Teelöffels die Decke über den Kopf. In seinem großen Krankenzimmer wurde stets eine gleichmäßige, mit Wasserdunst geschwängerte Temperatur von 19 Grad erhalten. Er erholte sich schnell, und als ich ihn am Sonntag verließ, aß er wieder, zeigte die Zunge und klatschte in die Hände, untrügliche Zeichen seines Wohlbefindens. Vor wenigen Minuten noch brachte mir Professor Virchow die Nachricht, daß der Gorilla gestern auf ihn den Eindruck gemacht, als sei er ganz wieder der alte. Die Teilnahme des Publikums für den

Patienten war groß, mehr als hundert Anfragen nach seinem Befinden erfolgten täglich. In kürzester Zeit hat er es verstanden, der allgemeine Liebling zu werden, und unstreitig ist Mpungu einer der populärsten Bewohner der deutschen Reichshauptstadt.

Es ist ihm ein eigener Glaspalast, der mit einem kleinen Palmenhause in Verbindung steht, erbaut worden. Dieser soll ihm die feuchte Atmosphäre seiner tropischen Heimat ersetzen. So darf ich bei seiner sonst kräftigen Natur wohl hoffen, den Gorilla als höchste Zierde unseres Aquariums längere Zeit zu erhalten, Deutschland zur Ehre, der Menschheit zur Freude, der Wissenschaft zum Ruhme." Der Gorilla starb im November 1877, nachdem er neun Monate in Afrika und fünfzehn Monate in Berlin beobachtet worden war; auch eine kurze Gastspielreise nach London hatte er gesund überstanden.

Jetzt zu den Teneriffa-Schimpansen. Zunächst ein paar allgemeine Züge, die zwar mit der Intelligenzprüfung selbst in keinem direkten Zusammenhang stehen, die aber schon an und für sich betrachtet mit aller Deutlichkeit bekunden, wie treffend der Name „Menschenaffen" das Wesen der Tiere wiederspiegelt, und so die vielen Berichte ergänzen, die Brehm und andere lieferten. „Ergänzen" noch im besonderen Sinne. Den meisten gefangenen Schimpansen, vor allem auch jenen, die vor dem Kriege jahraus jahrein nach Deutschland kamen und dann in Zoologischen Gärten, im Zirkus oder im Varietee die Zuschauer lebhaft zu fesseln wußten, mangelte sehr begreiflicher Weise infolge des täglichen Umgangs mit Menschen, mit ihrem Wärter,

ihrem Lehrmeister, vor allem auch mit dem Publikum, das größtenteils aus Kindern bestand, sehr viel von ihrer Ursprünglichkeit. Soweit sie nicht regelrecht dressiert waren, ahmten sie dieses und jenes nach, was sie bei den Menschen beobachtet hatten, kurzum, es haftete diesen Affen schon allerlei „Nichtschimpansisches" an, was mehr oder minder ihr Wesensbild trübte. Anders bei den Stationsschimpansen. Die kamen von keiner Kultur beleckt aus ihren afrikanischen Wäldern und wurden aufs peinlichste davor bewahrt, sich Menschengewohnheiten anzueignen. Und siehe da, diese Kameruner benahmen sich auf dem Stationsspielplatz zum mindesten ebenso menschenähnlich wie ihre kulturübertünchten Kollegen. Sie gingen sogar über diese hinaus, insofern sie allerlei Gegenstände im Spiel als Werkzeug verwenden lernten und so die bis dahin herrschende Ansicht, daß Werkzeuggebrauch nur dem Menschen eigne, ein für allemal widerlegten.

Besonders beliebt und entsprechend vielseitig war die Verwendung des einfachen Stockes, der nach und nach für die Schimpansen eine Art Universalwerkzeug wurde. Sie brauchten ihn nicht nur, um Gegenstände, die jenseits des Maschengitters lagen und sich mit der Hand nicht erreichen ließen, bequem an sich heranzuziehen, sie lernten ihn auch als Hebel gebrauchen, um auf echt menschliche Art und Weise mit seiner Hilfe den festen Deckel einer Grube emporzuheben. Nicht minder beliebt war er ferner zum Graben nach allerlei Pflanzen und Pflanzenwurzeln, und das ist insofern bedeutungsvoll, als der „Grabstock" nach Ansicht der Urgeschichtsforscher auch bei den einfachen Menschen

der Vorzeit das erste, schlichteste Ackergerät, also gleichsam der Vorfahr des Spatens war, aus dem ja dann später der Pflug hervorging. Sogar die Zuhilfenahme des Fußes, der handmäßig auf den Stock gesetzt wurde, stand bei den Affen bereits in Brauch.

Ein seltsames Spiel, das sehr häufig geübt und schließlich förmlich zur Mode wurde, war bei den Schimpansen das „Hühnerstechen", ein Spiel, das an Max und Moritz erinnert und in seiner ganzen Eigenart so überaus menschlich anmutete, daß Köhler selbst, wie er mehrfach versichert, es nicht für möglich halten würde, wenn er es nicht tagaus tagein mit eigenen Augen beobachtet hätte. Wenn die Schimpansen am Gitter saßen und dort ihr Frühstücksbrot verzehrten, sammelten sich an der Außenseite gewöhnlich die Hühner des Nachbargrundstücks, um dort die Brosamen aufzulesen, die von der „Herren" Tische fielen. Das reizte die Aufmerksamkeit der Schimpansen und führte in weiterer Folge dazu, daß die Affen die Hühner fütterten. Sie drückten zwischen einem Biß und dem nächsten ihr Frühstück so fest an das Gitter, daß die Vögel bequem daran picken konnten, und warfen ihnen auch durch die Maschen häufig kleinere Brotstücke hin, worauf sie dann das Gebaren der Hühner mit lebhafter Anteilnahme verfolgten. Allmählich bekam diese Fütterung insofern einen spaßhaften Zug, als die Schimpansen ihren Köder, sobald die Hühner zufahren wollten, mit einem Ruck wieder an sich zogen, und schließlich entwickelte sich jenes Spiel, das ebensogut wie die Menschenaffen auch Max und Moritz erdacht haben könnten, um dadurch die Witwe Bolte zu ärgern. Das Huhn, so berichtet

Wolfgang Köhler, wird mit dem Brot an die Maschen gelockt, und just in demselben Augenblick, in dem es arglos zupicken will, stößt ihm die freie Hand des Schimpansen, zuweilen auch die eines Spießgesellen, der neben ihm am Gitter hockt, geschwind einen Stock oder — schlimmer noch — ein starkes Drahtende in den Leib. Das trieben die Affen wochenlang so, entweder jeder auf eigene Hand oder je zwei mit verteilten Rollen. Weshalb? fragt Köhler und fügt dann hinzu, daß Gassenjungen, die übermütig an fremden Häusern zu klingeln pflegen, um dann sofort Reißaus zu nehmen, die Frage vielleicht beantworten könnten.

Eine andere Lieblingsbeschäftigung war eine Zeitlang das „Ameisenangeln", das gleichfalls für die Erfindungsgabe der Affen sehr bezeichnend ist. Wo die Schimpansen auf ihrem Spielplatz Ameisenzügen begegneten, da steckten sie schleunigst nach Art der Spechte die Zunge in das Gewimmel hinein, um sich die Insekten so einzuverleiben, vermutlich der Ameisensäure wegen, die ihnen als Freunden von Säuerlichkeiten offenbar angenehm mundete. Es gab aber innerhalb der Umhegung zuletzt keine wandernden Ameisen mehr, wohl aber pilgerten die Insekten in langem, dichtbelebtem Zuge draußen am Maschengitter vorbei. Was taten nun die Stationsschimpansen? Sie holten sich Strohhalme oder Stäbchen und hielten sie durch die Maschen hindurch direkt in die Ameisenstraße hinein. Dann warteten sie ein paar Sekunden, bis es an den Stäbchen wimmelte, zogen die Beute dann eiligst herein und streiften sie mit dem Munde ab. Auch dieses Spiel wurde förmlich zur Mode, und zwar war,

wie der Beobachter meint, der sportliche Reiz daran ebenso groß wie der Appetit auf die Ameisensäure, blieb doch das Angeln auch dann noch beliebt, als sich in allerbequemster Nähe wieder Ameisenstraßen zeigten, die man nur abzulecken brauchte.

Fast menschenhaft war auch der Schmucktrieb der Affen, den sie bei jeder Gelegenheit mit sichtbarer Lust betätigten. Krautranken, Seile und allerhand Zeugfetzen wurden über die Schultern gehängt, Metallketten, die sie erreichen konnten, lagen sofort um den Hals der Tiere, und eine Schimpansin ließ mehrfach die Schnüre auch über beide Ohren laufen, so daß die Enden an beiden Gesichtsseiten lustig baumelnd herunterhingen. So aufgeputzt pflegten die Schimpansen häufig gemeinsam im Kreise zu trotten, immer einer hinter dem andern, und daß es sich wirklich dabei um ein Spiel, um eine Art Reigen handelte, das war umso weniger zu verkennen, als immer der Führer der Polonaise bei jedem zweiten Schritt heftig stampfte.

„Oft kommt es vor," schreibt Köhler, „daß sich ein Schimpanse mit Kot, dem eigenen oder dem der Kameraden, beschmutzt. Nun habe ich bisher einen einzigen Vertreter der Art gesehen, der nicht in der Gefangenschaft Koprophage (d. h. Kotfresser) war, und doch: tritt einer von ihnen in Kot, so kann häufig der Fuß nicht ordentlich auftreten, genau wie bei einem Menschen im gleichen Fall; das Tier humpelt davon, bis es eine Gelegenheit findet, sich zu reinigen; und nicht leicht wird es die Hand dazu benutzen, sondern mit einem Stäbchen (auch wohl Papierstücken oder Lappen) muß das geschehen, und das Gebaren dabei zeigt un-

verkennbar Unbehagen an. Kein Zweifel, daß das Tier sich eben von etwas ihm Unangenehmen befreit. Gießt man Wasser auf ein Tier oder ölt man seine Haut, so reibt es entweder die Flüssigkeit an einer Wand, einem Baumstamm ab, oder — und das ist sehr häufig — es rafft Stroh, einen Lappen, Papier auf und wischt sich damit ab. Blut wird bisweilen ebenso entfernt, das Betupfen von kleinen Wunden mit Spreu (auch Blättern), welche dabei mit Speichel befeuchtet zu werden pflegt, ihre Untersuchung mit Strohhalmen, kann man öfters sehen. Nachdem Tschego (der älteste Schimpanse, ein Weibchen) geschlechtsreif geworden war, wurde fast bei jeder Menstruation beobachtet, wie sie Papier, Lappen usw. benutzte, um das rinnende Blut abzutupfen. Wenn die Haut an der schwer erreichbaren Schulter juckt, wird ein Scherben, ein Stein und dergleichen genommen und die Stelle damit gekratzt.

Wie schnell die Einschaltung des Stabes auftritt in Fällen, wo der zu behandelnde Gegenstand nicht gut anzufassen ist, konnten wir vortrefflich beobachten, als die Schimpansen zum ersten Male mit Elektrizität hoher Spannung zu tun bekamen. Der eine Ableitungspol eines schwachen Induktoriums war mit einem Drahtkörbchen verbunden, das mit Früchten gefüllt vom Dach herabhing, der andere mit einem Drahtnetz auf dem Boden unter dem Korb. Nie habe ich in kürzester Zeit so viele vollkommen menschliche Reaktionen und Ausdrucksbewegungen an den Schimpansen gesehen wie in diesem Fall: das Zurückfahren beim ersten Schlag, der überraschte Schrei, das vorsichtige Vorstrecken der Hand beim zweitenmal, wobei diese fort-

während wie getroffen schon wieder zurückzuckt, ehe überhaupt die Möglichkeit eines Ladungsausgleichs durch den Körper besteht, das heftige Schütteln der Hand in der Luft nach einem ordentlichen Schlag insbesondere, welches genau so aussieht wie das Handschütteln eines Menschen, der versehentlich einen heißen Ofen angefaßt hat — alles geht seiner Form nach genau so vor sich wie bei uns, und man ist ganz überrascht zu sehen, wieviele unserer Reaktionen, weit entfernt menschliche Angewohnheiten zu sein, in der dunklen Vorzeit der Primaten ihre Wurzel haben müssen. Mit denselben Gebärden sind die Schimpansen sicherlich vor vielen Jahrtausenden schon von der unbeabsichtigten Berührung mit einem Stacheltier, von einem stechenden Insekt usw. zurückgefahren, mit denen wir von einer Starkstromleitung zurückprallen, und vielleicht ergibt die nähere Untersuchung der kleinen Affenarten auch bei ihnen bereits die gleichen Reaktionsformen. Was man aber vielleicht nicht bei diesen antreffen dürfte, das ist das Aufraffen eines Stockes auf die unangenehme Erfahrung hin, wie ein Schimpanse nach dem andern es in diesem Falle tat, um so in weniger direktem Kontakt mit dem gefährlichen Ding doch womöglich die Früchte zu erreichen. Mit hölzernen Stäben ging zunächst auch alles gut, nur bog der Korb an dem Kabel, an dem er aufgehängt war, fortwährend aus, und im Eifer nahmen die Tiere auch feste Drähte und Eisenstangen; als ihnen der Korb nun wieder Schlag auf Schlag versetzte, gerieten sie allmählich in Zorn, aber nur Tschego, die dauernd bei einem Holzknüppel geblieben war, nahm ernstlich den Kampf auf und

prügelte, aufrecht stehend, mit aller Macht gegen das Körbchen, daß es in der Luft herumfuhr und am Ende abriß. Hier ist zuletzt der Stock sehr deutlich Waffe; denn Tschego steht in großem Zorn da, während sie draufloshaut, und tut dies ganz blind, im Gegensatz zu den ersten Bemühungen, sorgfältig die Früchte aus dem Drahtnetz herauszuholen."

Aus all diesen einzelnen hübschen Zügen, die sich an Hand des Köhlerschen Buches noch ganz beträchtlich vermehren ließen, geht eigentlich schon klar hervor, daß das Verhalten der Schimpansen von dem der übrigen Säugetiere in sehr bedeutsamer Weise absticht und durchweg jene Formen aufweist, die als spezifisch menschlich gelten. Noch deutlicher wird das jedoch erkennbar, wenn wir die einzelnen Versuche zur Prüfung ihres Verstandes betrachten.

Die Art, wie diese Versuche erfolgten, war immer dieselbe und immer gleich einfach. Man stellte eine Lage her, die den direkten Weg zum Ziel für die Affen vollkommen ungangbar machte, jedoch einen indirekten freiließ. Und eben diesen sollten sie finden Sie fanden ihn auch in den meisten Fällen, doch war bei den einzelnen Gliedern der Gruppe die „Findigkeit" sehr verschieden groß. Es gab eben auch bei den Menschenaffen genau wie bei uns in geistiger Hinsicht alle möglichen Unterschiede, also begabte und unbegabte, gescheite und beschränkte Schimpansen, und zwar waren sehr bezeichnenderweise die Männer pfiffiger als die Weiber; bezeichnend insofern, als die Männchen auch bei den freien Waldschimpansen immer die Führer der Horden sind.

Daß die Schimpansen Stöcke benutzten, um allerlei lockende Gegenstände (meistenteils drehte es sich um Bananen), die mit der Hand nicht erreichbar waren, durchs Gitter an sich heranzuziehen, das ist bereits berichtet worden. Es handelt sich in diesem Falle also um wirklichen Werkzeuggebrauch, ebenso wie bei der Grabstockverwendung, wie bei dem „Ameisenangeln" und „Hühnerstechen". Und da man den Werkzeuggebrauch bei Tieren bis dahin bestreiten zu müssen glaubte (obgleich z. B. längst bekannt war, daß Paviane in ihrer Heimat den Angreifer heftig mit Steinen bewerfen), so war bereits diese erste Feststellung prinzipiell von besonderem Wert. Es blieb aber nicht bei der Werkzeug*benutzung*; die Affen gingen auch dazu über, sich selbständig Werkzeuge *herzustellen*, wo die verfügbaren nicht mehr genügten oder keine vorhanden waren. Fehlte ihnen zum Beispiel ein Stock, um die Banane heranzuholen, so suchten sie augenblicks nach Ersatz und bewiesen dabei beträchtliche Einsicht. Entweder versuchten sie die Bananen mit ihrer Decke heranzuziehen, die sie zu dem Zweck aus dem Schlafraume holten und durch das Maschengitter zwängten, oder sie brachen von einem Baume entschlossen schlanke Äste ab, um das gewünschte Ziel zu erlangen. Um solch einen Ast „von dem Baum als Ganzem gewissermaßen loszusehen", mit anderen Worten, um diesen Ast, obgleich er an seinem Baume festsitzt und einen Bestandteil des Baumes bildet, sofort als verwendbaren Stock zu erkennen, bedarf es schon einer Überlegung, wie man sie ohne die Versuche den Affen keinesfalls zugetraut hätte. Und doch gingen diese noch einen Schritt weiter: sie

trennten sogar mit Händen und Zähnen von Kisten und Brettern Holzsplitter ab, um diese als Stockersatz zu benutzen, betrieben also ganz unzweideutig die Herstellung eines brauchbaren Werkzeugs!

Aber auch damit noch nicht genug. Wiederum lockt die Banane vorm Gitter, aber kein Stock von genügender Länge, um damit das Ziel erreichen zu können, und kein gefälliger Baum ist vorhanden. Es stehen dem Prüfling allerdings zwei Stäbe für seinen Gebrauch zur Verfügung, zwei hohle feste Schilfrohrstengel, die ungleich lang und ungleich dick sind, indessen reicht keiner von diesen aus, um die Banane heranzubefördern. Was tut nun der Affe? Er führt zunächst das eine Rohr möglichst weit hinaus, nimmt darauf das andere zur Hand und schiebt mit ihm das erste Rohr immer weiter dem Ziele zu, bis es zuletzt die Banane berührt. Die Überlegung ist gut, aber — falsch. Gut insofern, als der Affe tatsächlich sein Ziel etwas in der Gewalt hat (er kann die Banane mit seinem Stock jetzt wenigstens anstoßen und bewegen), falsch insofern, als er die Frucht auf diese Weise nicht bekommt und obendrein einen Stock dabei einbüßt. Auf jeden Fall aber hat er „gedacht", wenn auch das Ergebnis ein Fehlschlag ist. Der Versuch wurde vorläufig abgebrochen, nach kurzer Zeit jedoch wiederholt, und diesmal mit dem erhofften Erfolg. Nach einigem Hin- und Herprobieren schob richtig der Affe das dünnere Rohr in die Öffnung des dickeren hinein und holte sich dann mit dem Doppelstock die ausgelegten Bananen heran. Nachdem er die Sache einmal begriffen, machte sie ihm ersichtlich Spaß und er betrieb das Zusammensetzen und

Wiedertrennen der beiden Rohre mit einer Selbstverständlichkeit, als hätte er das in den Heimatswäldern bereits von Jugend an geübt. Als man das Ziel später weiter entfernte und ihm drei Rohre übergab (ein dünneres, zwei von größerem Umfang), schob er sie alle drei zusammen, ohne auch nur ein einziges Mal den unfruchtbaren Versuch zu machen, die beiden dickeren, gleich starken Rohre irgendwie zusammenzubringen. Ja mehr noch: als man ihm späterhin ein Rohr und ein zugespitztes Brettstück, das ganz und gar nicht mehr stockähnlich aussah, für seinen Zweck zur Verfügung stellte, machte er sich sogleich an die Arbeit, auch diese zwei ineinander zu fügen, und als er das Brett als zu stark erkannte, um in die Öffnung des Rohres zu passen, biß er mit seinen kräftigen Zähnen solange am spitzen Ende herum, bis es die benötigte Dicke hatte und nun gemeinsam mit dem Schilfrohr wiederum einen Stock ergab. Ob wohl die kulturlosen Menschen der Urzeit bei ihrer ersten Werkzeugbereitung wesentlich anders zu Werke gingen?

Zum Schluß aus der Fülle des Materials, das Köhler in systematischer Weise seinen Prüflingen abgewann, noch etwas über die Art und Weise, wie die Schimpansen zum Ziele gelangten, wenn die Banane hoch angebracht war — wiederum so, daß sie Werkzeuge brauchten, um sich der Frucht zu bemächtigen. Ein Weibchen, das sich von Anfang an als gewandteste Turnerin erwies, erreichte die aufgehängte Banane durch einen Akrobatentrick: sie stellte einen langen Stock, den sie sich selber herbeigeholt hatte, senkrecht unter dem Ziel auf den Boden und turnte so rasch an ihm

empor, daß sie die Frucht zu erhaschen vermochte, bevor der Stock wieder umfallen konnte. (Siehe die beigegebene Tafel.) Die anderen suchten sich dadurch zu helfen, daß sie den Wärter oder Beobachter an der Hand nach der Stelle zogen, über der sich das lockende Ziel befand; dann kletterten sie ihm geschwind auf die Schultern und holten sich die Banane herab. In solchem Falle geschah es einmal, daß sich der Wärter absichtlich bückte, während der Affe die Schultern bestieg; das Tier rutschte darauf klagend herunter und tat etwas, was bei einem Affen immerhin überraschend war: es faßte den Wärter unters Gesäß und suchte ihn mit beiden Händen kräftig in die Höhe zu drücken. Es suchte, wie Köhler launig sagt, „das menschliche Werkzeug zu verbessern".

Man ließ es aber bei dieser Art des Bananenpflückens nicht bewenden. Man entzog der Akrobatin den Stock und den andern Schimpansen den menschlichen Stützpunkt und stellte statt dessen hier und dort eine Anzahl Kisten in den Versuchsraum. Und siehe da, das Erwartete geschah wie zumeist auch in diesem Falle: die Affen zerrten jetzt statt des Wärters die Kisten unter das winkende Ziel und türmten, je höher man letzteres aufhing, auch desto höhere Bauten empor. Der pfiffigste Affe der ganzen Gesellschaft brachte es schließlich zu einem Turm, der aus vier ungleichen Kisten bestand, und hatte sogar Verständnis dafür, daß es durchaus nicht dasselbe sei, ob er die Kisten flach oder steil (der Breite oder der Länge nach) zur Erlangung der Frucht aufeinander setzte. Es machte die Affen auch nicht verlegen, als man die Kisten durch

Steine oder Sand beschwerte; sie räumten den Inhalt einfach heraus und verfuhren dann in der gewohnten Weise.

Die Tatsachen, die wir hier wiedergaben, sind nur ein bescheidener Auszug dessen, was Köhler an Intelligenzbeweisen der Menschenaffen gesammelt hat — genug, wie mich dünkt, um die alte Fabel vom „unverständigen Tier" zu zerstören. Die Kluft, die den Menschen vom Tiere trennt, bleibt freilich nach wie vor bestehen, die Grenzmauer zwischen „Instinkt" und „Verstand" ist aber endgültig eingestürzt. „Die Schimpansen," sagt Köhler im Schlußwort seines anregenden Buches, „zeigen einsichtiges Verhalten von der Art des beim Menschen bekannten. Nicht immer ist, was sie Einsichtiges vornehmen, äußerlich Menschenhandlungen ähnlich, aber unter geeignet gewählten Prüfungsumständen ist der Typus einsichtigen Gebarens mit Sicherheit nachzuweisen. Das gilt, trotz der sehr bedeutenden Unterschiede von Tier zu Tier, selbst für die unbegabtesten Individuen der Art, die beobachtet wurden, und wird sich danach an jedem Exemplar der Art bestätigen lassen, sofern es nicht gerade schwachsinnig in pathologischer Wortbedeutung ist. Auf jeden Fall bleibt es dabei: dieser Menschenaffe tritt nicht allein mit allerhand morphologischen und im engeren Sinne physiologischen Momenten aus dem übrigen Tiersystem heraus und in die Nähe der Menschenrassen, er weist auch jene Verhaltensform auf, die als spezifisch menschlich gilt. Wir kennen die Systemnachbarn nach der andern Seite bisher nur wenig, aber nach dem Wenigen ist es nicht ganz unmöglich, daß auf dem Prüfungsgebiet

der Menschenaffe auch an Einsicht dem Menschen nähersteht als vielen Affenarten."

Der schlimme Währungssturz nach dem Kriege hat leider der Menschenaffenstation auf Teneriffa ein Ende bereitet; die Tiere sind nach Berlin überführt worden, um dort im Zoologischen Garten noch weiter der Wissenschaft zu dienen. Der Weg der systematischen Prüfung einzelner Menschenaffenarten wird sicherlich bald auch anderswo mit gleichem Erfolge beschritten werden (Amerika scheint schon damit zu beginnen), so daß wir die Hoffnung hegen dürfen, die heute noch sehr im Argen liegende wissenschaftliche Tierpsychologie in Kürze ersprießlich gedeihen zu sehen. Nicht aller Mensch, aber sehr viel Mensch steckt ohne Zweifel im höheren Tier, besonders in der bewährten Dreiheit Schimpanse, Gorilla und Orang-Utan.

Inhaltsübersicht

Seite

Vorwort des Herausgebers 3

Der Gorilla 5

Allgemeine Beschreibung des Tieres . . . 6
Andreas Battells Bericht 10
Ein Schiffsführer über den Gorilla . . . 12
Wilsons Mitteilungen 14
Savages Nachforschungen 15
Fords Schilderung 17
Du-Chaillus Schilderung 18
Winwood Reades Bericht 33

Der Schimpanse 40

Beschreibung des Affen 40
Wie lange der Schimpanse bekannt ist . . 41
Heimat des Schimpansen 41
Heuglins Schilderung 41
Schweinfurths Angaben 42
Savages Mitteilungen 43
Lebensweise des Schimpansen 45
Jagd auf Schimpansen 48
Betragen in der Gefangenschaft 48
A. E. Brehms eigene Beobachtungen . . . 51
Dr. Martinis Bericht über einen Schimpansen 64

Der Orang-Utan 67

Beschreibung des Affen 68
Plinius' Angaben 69
Erste Berichte 71

Seite

Wallace über den Orang-Utan 71
Gefangenleben 79
Ältere Berichte über den Orang-Utan . . 85
Jeffries Mitteilungen 87
Cuviers Beobachtungen 88
Kapitän Smitts Orang-Utan 91

Die Gibbons 96
Allgemeine Beschreibung 96
Der Siamang 96
Hulock, Lar, Unlo und Wauwau . . . 98
Ausrüstung und Bewegung 99
Klettern und Springen 101
Beobachtungen an Gefangenen 102
Freileben der Gibbons 103
Feindseligkeit gegen Menschen 106
Geschrei der Gibbons 107
Geistige Begabung 109
Wallace über den Siamang 111

Anhang. Neuere Beobachtungen an Menschenaffen 115
Der Gorilla „Mpungu" der Loango-Expedition 117
Mpungu im Berliner Aquarium . . . 126
Intelligenzprüfungen der Schimpansen . . 133

3

Das Ende der Marquise

und andere Novellen

von

A. De Nora

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Copyright 1919 by L. Staackmann, Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Das Ende der Marquise de St. Lucas

In den Kellergewölben der Rue Paroisse zu Paris standen und saßen am 12. Thermidor 1793 einige hundert Unglückliche beisammen, die man zur Verhandlung vor dem Tribunal des VII. Arrondissements hergeliefert hatte, und erwarteten ihr Urteil.

Wie im Leben, hatten sie sogar im Sterben nicht alle Standesunterschiede verwischen können und sich in Gruppen geteilt, deren Bildung ganz von selbst zuwege gekommen war.

In einer Ecke der großen Halle unterhielten sich zehn oder zwölf Herren in dunkelblauen, langen Schoßröcken und hohen Leinenwesten, unter denen die Hemdkragen und Jabots beinahe verschwanden, angelegentlichst über die letzten Nachrichten von der Gegenrevolution der Bretagne. Es waren Kaufleute, Lieferanten des Hofes, einst mächtige Bankiers und Pächter der Staatssteuern, und ein paar reiche Bürger, deren gutes Geld man zu konfiszieren wünschte. Sie hatten kaum einen Funken Hoffnung auf Entrinnen, denn ihre Existenz zählte nur nach Tagen. Aber sie erörterten doch, mit jenem schönen Optimismus, der auch am Grabe noch die grüne Fahne aufpflanzt, die Möglichkeit eines Sieges des Generals Wimpffen und einer Vernichtung des Konvents, bis der Sansculott, welcher die Wache hatte, einen von ihnen nach dem andern aufrief und wegführte, um ihn nie wiederzubringen.

In der zweiten Ecke standen Gelehrte und diskutierten die geplante Überführung der Gebeine Voltaires in das Pantheon, die, von der „Ligue des droits de l'homme“ soeben vorgeschlagen, zu einer großen Feier der Revolution ausgestaltet werden sollte. Lediglich der Umstand, daß die Girondisten zur Zeit ohnmächtig waren und selbst unter der Anklage des Volksverrates standen, verhinderte die Ausführung des Planes. Die Montagnards, der Jakobinerklub an der Spitze, verlangten diese Ehre vor allem für ihren Heiligen Jean Jacques Rousseau, und so bildete der Diskurs in jener Ecke des Gefängnisses zugleich ein lebhaftes Hin und Wider über die Verdienste und den Wert der beiden Enzyklopädisten.

Noch auffallender war der Gegensatz zwischen dem Ernst ihrer Lage und der Art ihrer Unterhaltung bei einer dritten Gruppe, welche die rechte Wand der Halle eingenommen hatte. Es waren etwa sechs oder sieben Männer und einige Frauen. Oder eigentlich: eine Frau. Denn die beiden Blondinen in den weiß und rot gestreiften Kattunröckchen, zarte Fichus um die Schultern, dienten nur als Folie für eine blendend schöne und elegante Dame, die da, inmitten der Herrenschar, kokett und zierlich auf dem einzigen, zerrissenen Sessel dieses Kellers saß.

Dieses schmutzigen, übelriechenden Gewölbes, das einem Grabe glich, und ein Grab für sie war, in dem die Worte wie hohles Taubengurren klangen und jeder starke Laut wie ein Rutenschlag; dieses häßlichen, armseligen und todtraurigen Raumes. Aber durch den Raum flatterte das sonnenhelle

Lachen der Marquise de Saint-Lucas wie ein goldgelber, trunkener Schmetterling, stieß an die Wände, prallte von ihnen zurück, flog über die Köpfe in Wellenschwingungen an der Decke hin und setzte sich endlich auf der Nase des Grafen von Retonville fest, der unwillkürlich hinaufgriff, um es zu verjagen. Aber andere Schmetterlinge flogen jetzt auf und umtanzten sein Haupt in gleicher Weise. Es war ein so leichtsinnig-lustiges Gelächter, daß alle Gefangenen ihre trüben oder ernsten, verzweifelten oder resignierten Gedankengänge unterbrachen und nach der Gruppe hinüberschauten.

Graf Retonville war ein älterer Herr mit langen, sehr mageren Beinen und einem Körper, der offenbar für diese Beine zu kurz und dick geraten war, denn es schien, als hätte man seine seidene Weste und das kleine, blau bestickte Röckchen zum Sonnen auf zwei Stangen gesteckt. Er wiegte sich beständig auf diesen Stangen, wie wenn er im Winde schwanke, und dabei machte sein Kopf die possierlichsten Bewegungen mit. Ein Kopf, welcher ohnedies schon zum Lachen reizte. Das Gesicht ganz klein, voller Runzeln und Furchen, wie ein Acker im Sommer und von ebensolcher Trockenheit. Der Graf hatte sich stets viel geschminkt und gepudert, aber in den drei Wochen der Einsperrung keine Quaste und kein Fettkügelchen mehr auf seine Haut gebracht. Sie sah daher rissig und ledern aus und hatte die Farbe eines verblichenen weißen Handschuhs. Nur die Nase blieb rot, gleich dem Kamm eines Truthahns, mit einem Stich ins Violette und leuchtete aus dem blassen Gesicht hervor. Sie war es denn auch, der das Bonmot der

Marquise gegolten hatte, als jenes Gelächter sich erhob.

„Ihre Nase geht bereits zur Revolution über, Herr Graf," hatte die Marquise gesagt und mit dem Fächer einen graziösen Kreis um sie beschrieben.

„— sie ist doch sansculotte," nahm der Graf den Witz auf und faßte sie leicht zwischen ein paar beringte Finger seiner Linken, wie um sie zu präsentieren.

„Tod der Verräterin!" witzelte die Marquise. „Sie wird nicht zufrieden sein, bis nicht Ihr ganzer Kopf auch der Revolution gehört . . ."

„Mein Kopf? Ja. Aber meine Gedanken gehören dem König!"

„Seine Majestät geruhen sich zu freuen auch über den geringsten seiner Anhänger. Nur schade, daß Seine Majestät Ihre Gedanken ohne Ihren Kopf empfangen müssen!"

„In dem Zustande, in dem Seine Majestät sich jetzt befinden, wird das keine Schwierigkeiten machen. Majestät haben ja Allerhöchsten Kopf auch abgelegt."

Der dies sagte, war der junge Sekretär des Hofes, Baron Condamour, zum Adjutanten des Dauphin bestimmt gewesen. Seine lustigen blauen Augen tranken gierig die Schönheit der Marquise, hinter deren Stuhl er stand.

Sie wußte es wohl und lehnte sich absichtlich zurück, damit er in den süßen Ausschnitt ihres Mieders sehen konnte.

„Ich fürchte," sagte die schöne Frau, indem sie spitzbübisch zu ihm hinaufblickte, „Sie verlieren den Ihrigen auch . . ."

„Ich habe ihn schon verloren, o teure Marquise! Und ich gäbe ihn gerne für die einzige Erlaubnis, ihn zwischen diesen Hügeln begraben zu dürfen."

Die Marquise bedeckte ihre Brüstchen einen Moment mit dem Fächer und lächelte: „Sie werden ihn billiger geben müssen! Wir Depossédés haben nicht einmal mehr die Verfügung über unsere Begräbnisplätze..."

„Mon Dieu!" jammerte nun der Graf. „Hören Sie auf, ich bitte! Diese Gespräche über Begräbnis und Tod machen mich nervös. Sehe ich nicht schon schlecht aus? Hat mich nicht schon alle Farbe verlassen?"

Ein gemütlicher, bisher ruhig gebliebener Herr von etwa den Fünfzigern, der eben bedächtig eine Prise zwischen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten in die Höhe führte, erwiderte ganz trocken statt der Angeredeten: „Ja, und aller Puder auch, bester Staatsrat!"

Wieder erscholl das Gelächter der Medisierenden durch die Halle, und die Marquise rief: „Niederträchtig von diesen Canaillen! Nicht nur unsere Verfassung haben sie zerschlagen, sondern auch unsere Schminktöpfe!"

„Man kann kaum mehr anständig aufs Schafott gehen," spaßte der trockene Herr und sog seine Prise ein.

Graf Retonville wischte sich mit einem schon sehr mitgenommenen Taschentuch von gelber Seide das Gesicht ab, als ob er schwitzte: „Spaßen Sie nicht, lieber Ambassadeur! Ich fürchte, daß die Geschichte ernst wird."

„Sie ist es schon," warf der Baron dazwischen, „glauben Sie, daß man uns zum Vergnügen in diese Räuberhöhle gebracht habe?"

„Oho!" wehrte nun ein vierter der Herren, der an der Mauer gelehnt hatte, die Hände auf dem Rücken, die Beine leicht gekreuzt, und jetzt in den Kreis trat. „Räuberhöhle? Ich bitte Sie! Hier hat Graf Artois seine besten Weine liegen gehabt . . ."

„Dann waren wohl", lachte die Marquise, „in dieser Ecke die besonders edlen Marken?"

„Die Flaschen mit den langen, goldenen Hälsen —"

„Deren Hälse man nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten brach."

„A l'honneur du Roy," spottete der Ambassadeur. „Wie seit zehn Wochen!"

Die Marquise lächelte mit bitterer Ironie: „Ja, man räumt auf unter den Cuvettierten! Ich denke, wir werden der letzte Rest sein."

„Immerhin! Ich wollte nur, ich könnte einigen der Schufte auch den Hals vorher brechen."

Condamour sagte es, grimmig und — verliebt. In einer erklärlichen Verbindung der Ideen neigte er sich herab und küßte ganz leise den Hals der Sprecherin.

Sie zuckte leicht mit den Schultern.

„Ich auch!" zischte sie. „Aber das Gesindel ist feige. Mir haben sie alles genommen, was einer Waffe gleichsah, sogar meine liebe, kleine Schere, die mir der König geschenkt hatte — — —"

„— — als sie ihm Toilette machen halfen? —" flüsterte Condamour.

Sie wippte ihm den Fächer auf den Mund.

„— denn, sie fürchten uns doch. Sie sind wie die Wölfe. Nur in Rudeln haben sie Courage. Wir aber wollen ihnen zeigen, daß wir auch im Sterben noch besser sind."

„Still, still," hauchte der Graf. „Die Wache ist aufmerksam geworden. Mäßigen wir uns!"

„Warum denn?" rief Madame de Saint-Lucas. „Mögen sie's doch hören, die Cochons! Je m'en fiche. Ich hasse sie und will's ihnen ins Gesicht sagen."

„Mein Gott, hüten Sie Ihre Zunge, teuerste Marquise! Sie wird uns alle verderben."

„Die einzige Waffe, die sie mir nicht nehmen konnten?" fragte die Marquise und erhob sich in einer leidenschaftlichen Bewegung. „Will sehen, was ich mit ihr auszurichten vermag!"

„Bravo! Bravo!" klatschten die Herren, bis auf den Grafen, dem der Angstschweiß auf der Nase perlte. Und sogar einige der Fernstehenden in anderen Gruppen, welche die Worte gehört hatten, spendeten Beifall wie im Theater.

Allgemeine Erregung hatte sich des Kellers bemächtigt, Gemurmel, Flüche mischten sich in das Weinen etlicher Frauen, die trostlos am Boden knieten, und die Männer nahmen drohende Stellungen ein.

Da ging die Türe auf. Knarrend, mit ihrer schweren, bandbeschlagenen Eichenlast in den Angeln. Und ein breitschultriger, großer Mann erschien in dem Lichtstrom ihrer Öffnung.

„Wieviel sind's noch, Bürger Bourreau?" fragte er mit einer harten, geschäftsmäßigen Sprache, wie wenn er nach Paketen oder Vieh fragen würde.

Der Wachtposten deutete mit dem Säbel in die Halle und sagte im nämlichen Tone:

„Weiß nicht genau, Bürger Maugard. Ich denke hundertzwanzig Stück."

„Oh, das ist zuviel für heute," meinte der Frager bedauernd und stieg die drei Stufen hinab, um sich selbst die Arbeit ein wenig anzusehen, die noch seiner harrte. Er ging mit einigen langen, strammen Schritten bis in die Mitte des Gewölbes und ließ seine Augen über die Gefangenen wandern, die plötzlich ganz still geworden waren.

Nur um die Marquise herrschte lebhafte Bewegung. Baron Condamour war vor ihr niedergekniet, als er den Stuhl aufrichtete, den sie bei ihrem heftigen Erheben umgeworfen, und küßte leidenschaftlich ihren Arm: „Heldin!" stieß er zwischen den Küssen hervor, „Jeanne d'Arc unsrer Zeit! Welches Glück, unter Ihrem Banner zu sterben!"

Die übrigen Herren haschten ebenfalls nach ihren Fingern und Händen, um sie mit den Lippen zu berühren und riefen Worte der Begeisterung. Die beiden Mädchen aber, Cousinen aus der Provinz, die in den Schreckenstagen nach Paris geflüchtet und nun erst recht ihrem blinden Schicksal in die Schlinge geraten waren, warfen sich plötzlich an die Brust ihrer Führerin, denn es sah mit einem Male aus wie eine rührende Schlußszene im Theater, und sie wußten nicht, wurde es nun Ernst oder war dies erst der Auftakt dazu.

Sie sollten es bald erfahren.

Als Jean Noisé Maugard die Gruppe erblickte, in der die schöne Frau den nicht zu übersehenden Mittelpunkt bildete, lächelte er spöttisch und wandte sich an den begleitenden Nationalgardisten zurück: „— belle chatte!" grunzte er und dann fiel ihm

ein, daß er sich das Vergnügen machen könnte, sie noch etwas zu quälen. Denn es schien ihm, daß das bißchen Guillotinieren für die Sippschaft eigentlich viel zu wenig Strafe sei. Er näherte sich also, ohne weiter ein Wort zu sagen, und trat plötzlich unter sie.

Die Marquise stand noch immer lächelnd und gnädig wie eine Triumphierende zwischen den Männern, die Mädchen waren vor ihr niedergesunken.

Da schob der Montagnard den gemütlichen Herrn Ambassadeur Marquis Bayard de Land'oc, der die Hand der Marquise in seinen dicken Fingern hielt, unsanft beiseite, trat dem Grafen Retonville derb auf die spitzen, etwas blind gewordenen Goldlackschuhe: „Ihr da! Was sollen diese Dummheiten, he?"

Condamour sprang vom Boden auf und stellte sich neben die Marquise, die dem Bürger Maugard einen kurzen, verwundert-hochmütigen Blick zuwarf und sich dann an den Baron wandte: „Was will der Bauer hier, Herr von Condamour?"

Jean Maugard wurde rot.

Er biß die Zähne zusammen, bleckte sie dann mit einem zynischen Lachen und sagte: „Der Bauer will sich sein Vieh ansehn. Es sollen gute Schlachtochsen und Kühe darunter sein."

Die Worte waren so laut gesprochen, daß man sie im ganzen Keller hören konnte, und der Sansculott Bourreau lachte vergnügt über den guten Witz des ehrenwerten Citoyen Maugard.

„Pardon, Monsieur, wir erkannten Sie nicht," suchte jetzt Graf Retonville zu vermitteln, der in

feiger Todesangst vor dem Jakobiner zitterte; „es versteht sich, daß Sie kein Bauer sind —"

„Ich denke auch," lächelte die Marquise spöttisch, „ein Bauer würde immer noch mehr Respekt vor einer Dame haben. Das Tier hier ist wahrscheinlich ein Fleischerhund —"

Das war nicht zart von der Marquise. Es war vielleicht sogar einer Dame unwürdig. Aber diese Worte sprachen wirklich nur aus, was sie fühlte. Sie verachtete den Pöbel seit ihrer frühesten Jugend und hatte ihn immer nur kennengelernt wie ein Tier an der Kette: hündisch-kriechend oder lauernd-feindselig — da gab ihr der bissige Ausdruck des Kerls und seine brutale Gewalt den Gedanken an einen Fleischerhund ein, den sie kaltblütig aussprach.

Nun war Jean Maugard zwar zeitlebens ein guter Fleischer gewesen, aber dieser Vergleich war ihm nichts weniger als sympathisch. Er errötete noch mehr vor Wut über die Frechheit und schrie der Marquise zu: „Was bin ich, Dirne?"

Dabei packte er sie an ihrer linken Hand, die sie unwillkürlich vorgestreckt hatte, um seinen Atem abzuwehren.

Da schlug sie ihm ihren Fächer klatschend ins Gesicht, mit der feingeschnittenen, zackigen Kante seiner beiden Elfenbeinschalen, so daß ein roter, blutiger Striemen über die breite, linke Wange des Jakobiners lief. Das ging so schnell, daß der Baron nicht einmal Zeit hatte, den Ritter seiner Dame zu spielen. Wie vom Blitz getroffen ließ Maugard die Hand der Marquise los und wurde blaß wie die Kalkwand des Kellers.

„Verfluchte Viper, das sollst du büßen!“ fauchte er zwischen den Zähnen hervor und fuhr mit der geballten Faust nach dem Säbelgriff herüber, der martialisch in seiner breiten, dreifarbigen Bauchschärpe stak . . .

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Baron seine Absicht ausgeführt hätte, sich auf den Feind zu stürzen! Durch den Widerstand gereizt, hätte Maugard ganz gewiß blind zugeschlagen und die Wehrlosen niedergemacht, wie ein Amokläufer, unterstützt von den Wächtern und anderen seiner Horde, die oben die Eingänge besetzt hielt.

Die Marquise aber legte ihre nun freigewordene Hand auf den Arm Condamours und, ohne den Griff des Kommunards nach seiner Waffe zu beachten, sprach sie, als ob nichts vorgefallen wäre: „Führen Sie mich auf meinen Platz, Baron, wenn's beliebt.“

Der Platz war kaum einen halben Schritt entfernt und ihre Freiheit erstreckte sich kaum weiter als ein paar Meter im Kreise, aber es lag doch eine bezwingende Größe wie Grazie in der Bewegung, mit der sie dem gezüchtigten Rohling den Rücken wandte und furchtlos zu ihrem Stuhle schritt.

Eine Größe, der sich auch Jean Maugard nicht entziehen konnte, denn er ließ seinen Säbel in der Scheide stecken, stampfte nur einen wilden Tritt in den Boden und ging schnell aus dem Keller hinaus — —. Nicht einmal seinen gewöhnlichen Fluch hörte man ihn zischen. Es wäre nahezu komisch gewesen, als er so, in der Tat einem gepeitschten Hunde gleichend, abzog, wenn nicht sein

häßliches Gesicht doch allzuviel Schreckliches, Drohendes enthüllt hätte.

Aber Claire de Saint-Lucas sah das nicht. Sie lächelte bereits wieder, als die Tür sich noch in den Angeln drehte und streichelte bedauernd ihren Fächer: „Oh, pauvre éventail! Ich habe dich entehrt! Der weiße Elefant, aus dessen Zähnen dich indische Künstler geschnitten, hat vielleicht einen Rajah getragen oder ist in goldenen Tempeln von einer Wolke in den Staub geworfener Priester verehrt worden oder hat Canaillen, wie jenen, zu Hunderten zertreten, um dem Mogul ein Schauspiel zu geben. Perlenfischer auf Ceylon haben deinen Schmuck aus den Tiefen uralter Meere heraufgetaucht, und mit Vasco de Gama sind deine Schalen über die Ozeane herübergekommen. Boucher hat dich mit seinem Pinsel verschönt, für die allmächtige Hand der Pompadour, und an den Festen des ‚Roy soleil' hast du die Luft der Throne geatmet. Und nun habe ich dich diesem Häßlichen ins Gesicht schlagen müssen. Die Haut eines Schweines hat deine Schwanenhaut berührt und an dem Perlmutterglanz deiner Intarsien klebt das ekelhafte Blut eines Reptils, einer Kröte . . ."

Sie schüttelte sich, wie vor Abscheu, und umwickelte den Fächer mit dem zarten Tüll des Fichus, das ihr von den Schultern gesunken.

Dann lachte sie hell: „Aber nicht wahr, mon ambassadeur, wir haben den Ambassadeur der neuen Republik ganz nach dem nouveau régime empfangen?"

Marquis Bayard, der mit seinem Phlegma die Ruhe am schnellsten wiedergewonnen oder vielleicht

gar nicht verloren hatte, lächelte zurück: „Allerdings. Nach dem Banditenregime: à un corsaire un corsaire et demi!"

„Ich bin unglücklich, daß ich Ihnen nicht zu Hilfe kommen konnte," nahm jetzt Condamour das Wort. „Ich würde den Kerl erdrosselt haben —"

„Wenn er einen Hals gehabt hätte. Haben Sie bemerkt, daß er eine Kröte ist? Er hat gar keinen Hals. Sein Kopf sitzt auf den Schultern . . . Gott, vielleicht ist er ein verzauberter Prinz, dieser Herr — Herr —, schade, daß ihn niemand von Ihnen vorstellte . . ."

Sie medisierte bereits wieder in der keckſten Laune.

„Saint Dieu de Nîmes!" seufzte jedoch der Graf, dem noch die Beine zitterten, „wie können Sie nur jetzt scherzen, teuerſte Marquise! — Uns wird der Kopf bald noch weniger auf den Schultern sitzen, uns! Es war Wahnsinn, den Kerl zu reizen!"

„Ah bah. Und wenn schon! Dann hat mich das Mittel gesund gemacht. Ich fühle mich wohl, lieber Comte. Aber Sie? Nicht einmal Ihre Nase ist mehr repräsentabel! . . ."

Ja, richtig! Sie war sonderbarerweise nun auch ganz weiß geworden und Schweißperlen standen auf ihren Poren. Alles ehrenwerte Blut des Herrn Grafen Retonville hatte sich empfohlen und war vor Schrecken dem Herzen zugeeilt, wie eine Herde Schafe ihrem Stall. Und dieſer Stall drohte, von den vielen, vielen Refugiés zu zerſpringen.

Die Nähe des Todes tötete nahezu den armen Schwächling.

Da erscholl von der Tür her sein Name und der Pickenmann trat auf ihn zu, um ihn wegzu-

führen. Er sah kläglich aus, wie er, gleich einem willenlosen Tier, sich mit gebrochenen Knien weiterschleppen ließ und nicht einmal umsah.

Aber, vor der ersten Stufe, über welche ihn der Kerl wie ein Bergführer hinaufzuziehen sich anschickte, schien ihm plötzlich etwas einzufallen, was, gleich einem elektrischen Schlag, sein ganzes Wesen verwandelte.

Er riß sich jählings los, kehrte um und eilte mit schnellen, putziglangen Schritten zu seinen Freunden zurück.

„Verzeihen Sie, meine gnädigsten Damen, daß ich die Taktlosigkeit beging, fortzugehen, ohne mich zu verabschieden," sprach er, und mit der tadellosesten Eleganz seiner Hofetikette verbeugte er sich vor der Marquise und den beiden jungen Mädchen und küßte ihnen die zarten Rosenblätter ihrer Finger, als ob er auf dem Parkett des Spiegelsaales von Versailles wäre.

Dann grüßte er auch die Herren und ging zierlich tänzelnd dem Kommunard voran, der wieder herbeigeeilt war und ihm den Kolben in den Rücken stieß. „Verdammter Hanswurst! Geck, alter! Elender Komödiant!" fluchte der Blusenmann. Ach, er begriff nicht, daß hier etwas ganz anderes vor sich gegangen war als Hanswurstiade, ein Akt, tiefer, bedeutender und stärker als jede Komödie: der Sieg einer Idee über den Körper. Einer vielleicht auf die Spitze getriebenen, vielleicht zum Brechen reifen Kultur über die gebrechliche Natur eines armen, zitternden Menschen! Mochte immerhin diese ganze Gesellschaft morsch sein bis auf die Knochen, wert vernichtet zu werden, unwert zu leben, — in der

Art, wie sie ihre Vernichtung trug und ihr Leben wertete, lag dennoch Hoheit.

Das fühlten alle Zurückgebliebenen, sogar diejenigen, von welchen eine Welt den Grafen und seine Art trennte.

Die Marquise aber sprach es aus. Für sie und ihre Kreise galt ja als Selbstverständlichkeit, was geschehen war, und durfte nur insofern betont werden, als es Anlaß zu einem geistreichen Aperçu geben konnte. Allein, daß es dazu Anlaß gab, war vielleicht die graziöseste Huldigung dieser Herren und Damen an den, der sie verlassen.

„Ich dachte mir," sagte die Marquise, „daß ein Kammerherr der Königin über diesem Straßenweib Guillotine nicht Damen der Gesellschaft vernachlässigen würde."

Dann küßte sie ihre Fingerspitzen und winkte damit nach jener Türe: „Sein größtes Unglück war, daß er nicht etwas rouge auflegen konnte. Denn nun werden die Kerle da draußen sicher glauben, er habe Angst gehabt."

Man lächelte bereits über die zarte Drolerie, mit der die Marquise dem Grafen einen „guten Abgang" zu kreiren suchte und begann, sich in kleine pikante Histörchen zu verlieren, bei denen er eine mehr oder minder rühmliche Rolle gespielt hatte.

Dann wurde ein zweiter der Gruppe abgerufen, der Ambassadeur; bald darauf die übrigen Herren, unter denen nur der junge Condamour sich den Abschied schwer machen wollte. Allein, die Marquise nahm seinen Kopf zwischen die kleinen Hände und küßte ihn auf den Mund: „Mein kleiner Freund,

gehen Sie! Wir werden heute nacht jenes große Bett miteinander teilen, und ich werde ‚ewig' die Ihrige sein! Unser lieber ‚Grandseigneur da oben', Sire Dieu, wird sich gegen Amouren nicht intoleranter benehmen, als sich jener hier unten benommen hat."

Damit drückte sie das Gesicht des Knienden an ihre Brust. Ihre Augen wurden seltsam groß und glänzend, als sie ihm nachsah, wie er in das Licht des Tages hinaustrat.

Es ging lange Zeit her, bis man auch die jungen Mädchen von der Seite der Marquise riß, und schließlich war sie ganz allein.

Sie erwartete jeden Augenblick geholt zu werden, aber einer um den andern erhielt den Befehl zu erscheinen, der wohl gleich einem Befehl zum ewigen Verschwinden war, ihrer wurde nicht mehr gedacht.

Sie saß einsam auf ihrem zerrissenen Sessel an der langen, kahlen Wand und betrachtete die hohen Stöckel ihrer Schuhe, als mäße sie, ob sie auch hoch genug seien, durch all das Blut zu waten, das da draußen fließen mochte. Sie sprang auf, ging mit raschen Schritten hin und her wie ein frierender Wachtposten, wie eine gefangene, schlanke, blonde Leopardin. Sie blieb stehen und horchte zu dem schrägen Fensterloch hin, das auf die Straße ging, hörte den Trott der Stiefel oben, das Klirren von Picken auf dem Pflaster, und von Zeit zu Zeit die Rufe „Vive la nation", mit denen die Menge Gleichgesinnte empfing. Zuweilen gellten auch Pfiffe und wildes Gebrüll, der Schrei: „à la lanterne!" und die Stiefel begannen zu rennen, daß nur mehr ein Ge-

flimmer von Schatten über den Fensterspalt flog wie ein Schwarm vieler, vieler Tauben.

Und der Tag begann sich seinem Ende zuzuneigen.

Was war geschehen? Wann kam die Reihe an sie? Hatte man sie vergessen?

So oft die Türe aufging, zuckte sie zusammen. Die Ungewißheit war quälend, schrecklicher als der Tod selber. Sie fühlte ihre Nerven zerrissen von diesem stundenlangen Warten auf eine drohende Katastrophe, die nicht hereinbrechen wollte. Wie sie müde und aufgeregt wurde! Wie ihre Sinne gereizt waren und dennoch begannen, sich abzustumpfen! So daß sie schon anfing, denen neidisch zu sein, die man zum Sterben abgerufen.

Aber etwas war, das ihr sagte: werde nicht mürb! das war ihr Haß. Ein Haß, nicht, wie man ihn ehrlichen Feinden gegenüber hegt, sondern ein mit Ekel und Abscheu gepaarter Haß, wie gegen schmieriges Gewürm, oder Schmutz, oder unbekannte, aus dem Dunkel angreifende Gegner. Ein Haß, fast leidenschaftslos, aber weit tiefer, weil er gleichsam Naturgefühl war.

Wie konnte dieser Pöbel, roh, ungebildet, niederträchtig, gemein, der aus Leuten bestand, die weder lesen, noch schreiben konnten, die ohne Gabel aßen und ohne Taschentuch schneuzten, die Hände mit ihrer Arbeit beschmutzten und die Seife nicht kannten — wie konnte er wagen, aus seiner Tiefe heraufzusteigen zu denen, deren Privileg seit Jahrhunderten gewesen: Mensch zu sein?

Solange sie denken konnte, die kleine Claire de Saint-Lucas, waren diese Individuen der Dünger

gewesen, auf dem der Adel als Blume wuchs, und nie war es jemand eingefallen zu sagen, daß der Dünger gleiche Bedeutung und Vorzüge haben sollte, als die Blume. Alles was schön, geistvoll, edel, tapfer, groß war, repräsentierte der Adel. Er regierte Frankreich, er hielt sogar den König in seiner Hand, er war der Erzeuger und Besitzer aller Werte, aller Rechte, aller Errungenschaften des Landes. Wie kamen die Knechte dazu, plötzlich die Herren zu spielen? Wie fand diese Niedrigkeit plötzlich die Kraft, sich aufzublähen?

Gleichheit mit denen? Sie betrachtete ihre Hände und die des Pickenträgers an der Kellertüre, ihre Atlasschuhe und seine Stiefel, ihre blonden Seidenhaare und seine oreilles de chien, ihre zarte, schneeige Hand und das rauhe Leder seines Gesichtes, ihre ganze zierliche, feine, elegante Gestalt und den plumpen, vierschrötigen, brutalen Typus seines Körpers — und mußte sich fragen, ob das überhaupt ein Mensch war wie sie. Nicht vielmehr ein Tier, einer jener Affen, von denen sie in einem Buche gelesen, daß sie zwar menschenähnlich, aber nie und nimmer eines Stammes mit dem Menschen seien.

Freiheit? Was wollten sie denn? Hatte man sie nicht in ihren Höhlen treiben lassen, was sie mochten, Zucht und Unzucht, Arbeit und Müßiggang, Gebet und Totschlag, ohne etwas anderes von ihnen zu wollen, als daß sie es für sich trieben und die Herren ungeschoren ließen? Und es war gut gegangen so, all die Jahrhunderte her. Welche Freiheit noch hätte man ihnen geben sollen?

Brüderlichkeit? O ja! Hatte der Adel nicht mehr als brüderlich, väterlich für sie gesorgt, so-

lange sie gehorcht hatten und sich ihrer Stellung im Staate bewußt geblieben waren? Wer gab dem Bauern um billigen Pacht seine Äcker und Wiesen, dem Handwerker Aufträge, den Lakaienseelen Ämter und Pfründen, dem ganzen Lande Verdienst, Futter, Gelegenheit zu arbeiten, Entwicklungsmöglichkeiten? Und das genügte nun nicht mehr?

Wie aus einer unendlichen Ferne sah Claire de Saint-Lucas dies „Volk", wie aus einer großen Höhe ein Falke, der wohl weiß, daß unten Schmutz liegt, aber nicht nötig hat, ihn zu fühlen, zu riechen, von ihm besudelt zu werden.

Jetzt aber schien es, als sollte der Schmutz den Falken verschlingen.

Ja, es schien nicht nur so! Doch der Raubvogel würde Raubvogel bleiben, trotz alledem...

So dachte die Marquise während ihres Rundganges in dem Kerker, und so hielt sie sich stark. Mit ungebrochenen Schwingen wollte sie zugrunde gehen, wenn sie nicht etwa — sich erheben würde. Jedenfalls, sie wollte Fänge und Schnabel zeigen!

Da zuckte ein Ruf zu ihr her: „Die Bürgerin Lukas!"

Der Kommunard mit seiner Picke stand gleich darauf neben ihr und wollte sie ergreifen, um sie wegzuführen.

Sie sah ihn nur mit einem Blicke an und machte nur eine Bewegung. Trotz des seltsamen Verhältnisses, in dem sie zueinander standen, diese Dame und dieser Stallknecht, dies blaue Blut und da dies rote, genügte es. Der Mensch empfand noch das Befehlerische, Überlegene, das in den Herrschaftsaugen der Marquise lag und in der unsagbar ver-

ächtlichen Abwehrgeste ihrer gezuckten Schulter, ihres im Gelenk sich wie eine Natter aufrichtenden Händchens. Er ließ sie unberührt und brummte nur: „Va t'en, ma petite! Man wird dir den Hochmut schon austreiben, dir!“

Sie raffte ihren gebauschten Seidenrock mit der Linken und schritt mit einem nicht zu schnellen und doch lebhaften Schritt voran zum Ausgang. Die zierlichen Knöchel ihrer Füße und der spannlange Teil ihres schlanken Beines, der in den silberfarbenen Strümpfen sichtbar war, glitzerten bei jedem Schritt im Spiele des fahlen Kellerlichtes wie Wellen eines Baches, der unter Buschwerk hinfließt und trugen ihre hübsche, kleine Gestalt gleich einem Schiffchen davon.

Die letzten der Gefangenen sahen ihr nach mit plötzlichem lächelnden Vergessen alles Elends, allen Schreckens, wie einer seligen Erscheinung. Es war, als ob da die Freude, das blanke Leben, das lachende Glück sorglos enteile.

Und hernach war es mit einem Male so dunkel im Kerker, daß man keine Hand vor den Augen sah.

Alexander hatte die Stute in den Stall führen lassen und nachgesehen, ob alles in Ordnung sei. Liebkosend strich er nochmals über ihr feines Fell und ließ ihre Mähne, die blond war wie Mädchenhaar, durch die Finger gleiten. Als er sich umwandte, um ins Schloß zu gehen, waren seine Züge, die sonst herben und harten, eigentümlich weich, gelöst, so wie der Schlaf oder das Glück sie lösen.

Am Fenster des großen Erkers stand Angelika und sah ihm zu. Nicht lange später — nachdem er sich umgekleidet hatte und in dem Lederstuhle saß, in dem er so gern seine Abendzigarre zu rauchen liebte — sprach sie zu ihm: „Sie sehen anders aus, wenn Sie vom Pferde steigen, Alexander. So froh, so begeistert — ich würde sagen, wie ein Dichter, wenn ich wüßte, daß Sie Verse machten . . ."

„Muß man Verse machen, um ein Dichter zu sein? Ich denke, man kann Poesie fühlen, in sich erleben und von ihr glücklich werden, ohne am Schreibtisch zu sitzen."

„Warum nicht!" erwiderte sie. „Die Perser sagen, das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde — weshalb nicht auch jenes, in das uns die Träume der Seele tragen? Ich kann mir vorstellen, daß, wer die Natur und die Tiere so liebt wie Sie, nicht ohne Gegengeschenk von ihnen bleiben werde."

„Wahrhaftig, Angelika! Die Natur und mein Tier geben mir das Beste, was ich zu empfinden fähig bin . . ."

Das Fenster stand offen und der laue Nachtwind schwebte in das Zimmer wie eine schöne Frau, Duft in allen Falten ihres Kleides. Jenen starken undefinierbaren Duft, den die Erde ausgießt, wenn die heiße verzehrende Hand der Sonne von ihr gewichen ist. Ein Stück tiefblauen Himmels sah herein, schräg über das Fensterkreuz leuchtete strahlend der Alphastern des Orion. Indem Alexander die Hand gegen dies Bild im Rahmen seines Ausblicks erhob, fuhr er — fast mit sich selber redend — fort: „—und am besten geben sie mir es in einer solchen Nacht! Wenn ich da die Stute satteln lasse und in die fahle Dunkelheit hinausreite, die das Schloß umbraut, erlebe ich wunderbare Dinge, jene rätselhaften, die Hamlet zwischen Himmel und Erde sah, die nur vor den Augen der Narren oder Dichter Gestalt annehmen. Wir sind von Dämonen und unergründeten Welten umgeben, die man nur nicht kennt, weil unsere Sinne für sie zu derb sind. Die schwielige Hand eines Bauern kann keinen Seidenfaden einfädeln, weil seine groben Finger die feine Nadel und den feinen Faden nicht fühlen, aber ich lache nicht darüber. Ich gebe mich dem Rausch dieser Phantasien hin und lasse mich von ihnen tragen ... Ja, manchmal weiß ich kaum, ob ich nicht in Wirklichkeit getragen werde von einer ganz andern Gewalt als der meines Willens — von der großen gewaltigen Kraft der Natur. Mich dünkt dann, daß gar nicht ich es bin, der all das Rätselhafte will, sondern daß Astarte es ist, das Tier, meine Stute,

die mich mitnimmt zu den phantastischen Ursprüngen der ewigen Quellen. Denn vielleicht sind wir beide ein Herz und eine Seele, ein wiedergeborenes Kentaurenwesen, durch dessen Doppelkörper ein einziges Geistesleben flutet.

Und wenn der Sattel unter mir sein Knistern beginnt, das wie das Geflüster eines kleinen Kobolds ist — wenn die Kinnkette dieses kluge lockende Klirren ertönen läßt, von dem man nicht weiß, aus welcher Richtung es kommt —, dann fängt schon leise der Geist an, in das Land der Wunder mit zu gehen, und fühlt, daß die Heimlichkeiten der Nacht ihm neue süße Dinge zu sagen haben. Anfangs tappt natürlich noch die Erdenschwere in ihren plumpen und brutalen Ackerstiefeln mit. Man fühlt, daß der Handschuh noch steif und ledern ist und sich wie Pappendeckel an die Haut legt; man sieht, daß irgendein Riemen nicht recht geschnallt ward oder daß der Steigbügel nicht bequem genug sitzt; man spürt selbst die Falten der Reithose, in der man sich erst zurechträckeln muß, um nicht mehr aus der Stimmung zu geraten; und anfangs gehen einem auch die Stöße des schlechten Dorfwegs wie plumpe Rippenstöße eines Kerls nahe, der, während er redet, dich immerfort vertraulich in die Seite pufft.

Allein bald beginnt man doch schon, durch die Mauern zu sehen und hellhörig zu werden ... Aus den Häusern, die vorüberziehen, während man im Schritt die Dorfstraße hinreitet, steigen bereits Bilder auf wie Szenen eines Theaters ...

Ich sehe den alten Hinnerz vorgebeugten Hauptes an dem braunen Eichentisch aus seinem Kalen-

der buchstabieren, während der junge auf der Ofenbank an einem Schenkstück für seinen Schatz schnitzelt. Einem stattlichen, runden Fichtenteller, in der Mitte ein Herz aus Kerbschnitt tragend und die Initialen des Mädchens, umgeben von einem Kranz keilförmiger Strahlen, über denen die Worte eingeschnitten werden: hastu mich lieb, so ißt es gut — magstu mich nit, so bin ich tot. Ich weiß auch, wer den Teller bekommt, um die Pfannen darauf zu stellen: die Mosacher Dirn, die junge braune, mit den Sommersprossen im Gesicht und den wildkecken Augen. Denn ich hab' die zwei schon mehr als einmal wie Hasen aus dem Feld aufgescheucht bei meinen nächtlichen Ritten, und nach den Küssen die Flüche gehört, mit denen der Bursch die Störung seiner Schäferstunden verwünschte. Ob die Pfanne, die auf diesem Holzteller stehen wird, ihren Schmarren nur für den Hinnerz-Hans duften läßt? ... Das Kammerfenster der Rosel hat schon manch andere Hand auf seiner Brüstung gespürt als nur die, welche jetzt emsig mit dem Messer hantiert — und ich möchte nicht gut stehn, daß dies Messer eines Tags nicht etwa zwischen Menschenrippen ebenso hineingleiten würde wie zwischen die des weichen Holzes. Denn hinter der Stirn des Buben kocht es heiß, und wenn er aufschaut und seine Augen denen der Schwester begegnen, die dem Vater zunächst am Tische sitzt, ist es gerade, wie wenn zwei große spanische Fliegen gegeneinander summen und sich in der Luft begrüßen. Die Hinnerz-Käte ist noch wilder als der Hans, noch hartköpfiger als sein Eisenschädel, und seit die Mutter tot ist, will sie schon gar kein gut mehr tun und macht dem Alten wie

dem Jungen die Hölle heiß. Denn sie möchte heiraten. — Und sie wüßt' auch schon, wen —. Durch alle Mauern hindurch seh' ich sie auf einmal lächeln in ihren blauen, groben Strumpf hinein, an dem sie just eben das Knie strickt . . .

Da bin ich an dem kleinen hellerleuchteten Fenster des Hinnerzhäuschens vorüber und reite schon an der hohen Weißdornhecke entlang, die den Randbauernhof umzieht. Der hat zehn Fenster in der Front und zwei Stockwerke übereinander, ist schon mehr ein Herrenhaus, und schreit es sogar in die Nacht hinein, daß er dem reichsten Bauern des Dorfs gehört. Denn sein Schatten steigt groß und massig in den Himmel auf und gegen die fahle Helle heben sich zwei hohe Hauskamine wie Schwurfinger . . . Daran muß man denken, wenn man sie sieht! Es ist, als stünde der riesige breitschultrige Bauer vor einem, den Rücken gegen die Zuhörer gewendet und das harte Gesicht gegen den Richtertisch, wie damals, als er den Eid schwur. Er hat die Hand kaum über den Kopf erheben können, sagen die Leute, als ob sie ihm der Tote herunterzöge. Trotzdem, er beschwor's: der Oheim habe ihm das ganze Erbe vermacht, nicht dem Hinnerz, der sein „lediges Kind" war. Der Hinnerz ist durchgefallen und hat nichts bekommen, als was der Randbauer schon bei Lebzeiten seiner Mutter geschenkt hat, das kleine Häusel nebenan, und die zwei Nachbarn sind Feinde geblieben, nun fünfzehn Jahre . . .

Doch die alten Geschichten stehen immer wieder auf. Während ich an der Hecke vorbeireite, sitzt auf einem Birnbaum drüben ein junger Mensch und schaut unverwandt nach dem kleinen Fenster des

kleinen Häuschens — des Randbauern Sohn. Sechs große Fenster sind hell in dem hochgegiebelten Bau hinter ihm, aber den da oben interessiert nur das eine winzige Guckerlein. Fünfzehn Jahre Feindschaft heißen die Dornen dieser Hecke, aber die zwei Menschen zu beiden Seiten werden durch sie gehen, und wenn ihr Leben in Fetzen an den alten Dornen hängen bleibt. — — Meine Stute aber wiehert leise, denn im Stall da drüben steht ein junger Hengst, und man hört sein Schnauben durch die Nacht und das schwere Stampfen seiner männlichen Hufe auf den strohbedeckten Bohlen. Plötzlich stutzt das Pferd. Über den Weg wechselt ein schneller schwarzer Schatten, und, hui, ein zweiter hinterdrein — — das ist des Hinnerz schwarze Katze und der graue Kater des Randhofbauern . . .

Da wachen wir beide auf aus unserm Geträum und gehen eine Weile vernünftig den Pfad dahin, bis die Hecke zu Ende ist und die Straße sich weitet ins blaue Feld hinaus . . .

Das Dorf verschwindet, die Welt beginnt. Beginnt wie das Leben mit Wiegen und Schaukeln, und einem sanften Lied in der Nacht. Denn Astarte trabt weich und hebt mich auf und ab in einem klingenden Rhythmus, der wie Musik ist . . . Wundervoll das, so als Kind in der Wiege zu liegen, in die Sterne zu schaun und gar nichts zu denken als wie fein ein Vogel singt und wie still eine Nacht ist . . . Die Kornfelder rechts und links rauschen nicht, sondern liegen unbewegt gleich einem dunklen Perserteppich und nur der Hufschlag des Pferdes hallt auf den Steinen der Straße wie der gleichmäßige Schlag silberner Hämmer gegen eine kri-

stallene Glocke. — Die kristallene Glocke ist die lasurblaue Kuppel des Himmels, wunderbar durchsichtig in der Höhe und Weite, während die Erde, schwarz wie ein Grab, den dunklen Samt ihrer Hügel in gezackten Säumen unter den Fuß der Glocke schiebt. Und die vier Hämmer rufen im Takte den unendlichen Widerhall wach, einen melodischen unaufhörlichen Rhythmus wie aus einer andern Welt. Jedes irdische Geräusch ist erloschen, selbst das Lied des einsamen Vogels ist verstummt, und nur dieser tanzende Tonfall geht mit uns fort in die Weite und wiegt uns mit der Melodie eines fremdartigen Gesanges . . .

Wo habe ich nur dies Perlen von Tönen schon gehört, wo schon die Musik dieser seltsamen Weise vernommen? Hat ein Brunnen sie geplätschert in einer altfränkischen Stadt? Ließ ein Venetianer Gondolier sie tropfen aus den Saiten einer Mandoline? Ich schließe die Augen — und auf einmal weiß ich, wo ich bin . . .

Ich reite auf engen staubgelben Gassen, über deren breite fensterarme Häuserfronten das Mondlicht fließt. Blaue Schatten liegen unter dem Huf meines arabischen Pferdes, und in ihrem tiefsten Dunkel lungern braune und schwarze, halbnackte Männer am Boden wie Molche . . . Ein Führer im weißen Burnus reitet neben mir, von Zeit zu Zeit heben Minarets ihre schlanken Giraffenhälse über die Mauer maurischer Paläste. Dann werden die Häuser niedriger und spärlich, aber die Straße wird weit, und der Mond, der groß und rot ist wie ein blutiger Königsschild, wirft die Figuren unserer Rosse und Körper in tollen Grotesken auf die schim-

mernde Erde . . . Vor uns aber dehnt sich grenzenlos und stumm die afrikanische Wüste. Wir reiten, ohne ein Wort zu sagen. Endlich, als aus dem Mondfeld der Ebene ein Maulwurfshügel auftaucht, — nein, ein Hundestall —, nein, eine Menschenhütte, ein einsames Haus, grau und düster wie ein erratischer Block, ganz hinausgeworfen, ganz allein am Ufer des Sandmeers —, öffnet mein Araber die Lippen: ‚Hier ist es, Herr!'

Wir steigen ab. Schon hängen die Zügel am Halse eines grauhaarigen Negers, der wie ein Pfahl vor der Tür steht — schon bücken wir uns unter Pfosten durch und stehen in dem ganz seltsamen Gelaß des Hauses. Beduinen in ihrer malerischen Tracht, schwarz mit Perlmutteraugen und Silbergebissen, schmutzige Fellachen, die Getränke und Zigaretten umherreichen — grün übergossen von dem Licht einer uralten Ampel, deren trübe Glaskugel von der Decke niederhängt. Ein paar Worte des Führers, und der Wirt, der alte dienstfertige Jude, breitet Decken und Kissen unter mich, die schweigsamen Männer ziehen in blauen Wolken den Rauch ihrer Pfeifen durch die dunkeln Bärte, und eine leise Musik ertönt . . . Eine Musik wie kristallne Glocken, die von silbernen Hämmern geschlagen werden, eine Musik, wie widerhallende Hufe auf deutschem Basalt, eine Musik, bald wie Mandolinenklänge über der Flut, bald wie der Fall eines Wasserstrahls in weite Brunnen aus hohen Röhren . . . Drei verschleierte Mädchen irgendwo, kauernd auf dem gestampften Lehm des Bodens, schlagen seltsame Harfen mit hölzernen Stäben, und auf einer rasch hingebreiteten Matte beginnt eine

goldbraune Jüdin einen noch seltsameren Tanz. Wie Schlangen winden sich ihre Arme, Mäusen gleich springen die Muskeln ihres hüftnackten Leibes, ihre kleinen Brüste hüpfen im Takt der zierlichen Füße, und, ein Wipfel im Winde, wiegt sich das haarumflossene Haupt . . . Ein Schreiten und Fliehen, Lauschen und Locken, ein Biegen und Erstarren, und die braunen Arme zischeln und züngeln immerfort einander entgegen, voneinander weg, fliehen und fangen, verschlingen und erwürgen sich, sterben und werden stets wieder lebendig . . . Und aus fallenden Gewändern schlüpft ein zweites Paar. Glatte, bronzene Schenkel und Beine, stärkere, wildere, glänzendere Schlangen, die das Spiel der anderen aufnehmen, weiterspielen auf dem Boden, sich ebenso drehen und biegen, auseinanderstreben, sich vereinen, und immer rasender werden, immer kühner, immer sinnlicher, schwüler, verheißender und enthüllender . . . Die Augen der Männer blitzen, Hände werden zu Instrumenten und schlagen befeuernd den Takt mit, und das silberne Klingen der Glockenharfen wird schneller . . . schneller . . . plötzlich mit lautem Schlußklang wirft die wirbelnde Musik das nackte Mädchen vor meine Füße, und weiche Sklavenhände erheben meinen Schuh und setzen ihn auf den noch zuckenden Nacken . . . Was willst du? — — was willst du? — — — den Kopf des Johannes? — — Ein blutiger Neger reicht mir ein Haupt . . . ich greife in strähniges dichtes Haar — — — und halte die Mähne meiner Stute . . .

Der Traum ist vorbei . . . und meine Seele kehrt aus dem fernen Tunis zurück auf die Straße der Heimat.

Der Hufschlag des Pferdes tönt noch immer fort, und am Horizont, auf der Höhe der Hügel, sehe ich — wie eine dunkelhäutige Schöne — eine junge Birke sich wiegen im Winde. Der eben aufgehende Mond hängt in den zwei hochgehobenen Armen ihrer Äste, und sein blasses Gesicht, das die langen, dünnen Zweige wie Haare umwirren, sieht aus wie das Haupt des Johannes . . .

Da lasse ich die Mähne meines Tieres aus der Rechten und ziehe den Zügel an. Ich kann den Klang dieser Hufe nicht mehr hören — ich reite pfadlos weiter auf dem Rasen neben dem Wege . . .

Es ist, als ob die Stute wüßte, daß ich aus düsteren Fieberphantasien hinaus will an das Herz der Nacht. Wie sie den weichen Boden unter ihren Füßen spürt, wird sie lang gleich einem Boote und greift aus wie mit Rudern —

Und ich gleite über die grüne See unendlicher Wiesen, so schnell, daß die Luft wie Wasser, vor mir sich rechts und links teilend, vorüberrauscht und daß ich den Kältestrom der abfließenden hinter mir spüre, einen Zaubermantel, der von meinen Schultern weht . . . Ist das schön! Ist das kühl! Den Hut in der Hand gebe ich mein Haar dem Winde! Bäume, die vorbeifliegen, fauchen mich wie wilde Katzen einen Augenblick an, Schatten sind wie Gräben, über die wir wegsetzen, und Gräben wie Schatten, an denen man nicht Hals und Beine brechen kann; die Wälder kommen und gehen, als wären es schwarze Kühe, die herantrotten, uns anglotzen und wieder weiterweiden; durch schlafende Dörfer sprengen wir wie durch Schafherden am Wege und hören kaum noch den Hund des Hirten hinter uns

herbellen; und an weißen Bächen entlang eilen wir selber als eine Schattenwelle, die mit den Lichtwellen des Wassers um die Wette läuft.

Wohl eine Stunde lang geht so der Flug, bis das Schnauben der Stute lauter wird und aus den trommelnden Nüstern weiße Vögel von Schaum aufflattern, die manchmal auf meinen Armen und Schultern sich niederlassen, um lautlos zu sterben. Da ziehe ich die Zügel langsam an, und der Sturm schläft ein — — das lebendige Boot laß ich treiben . . .

‚Astarte — meine Gefährtin — meine Freundin — — meine Dichterin! Bist du müd?' Ich tätschle mit der Hand, die den Schuh ausgezogen, ihren braunen Hals, sie sieht sich nach mir um und wiehert wie ein jodelnder Bub. Mit einem Katzenbuckel und einer langen Streckrumpfdehnung räckelt sie sich in dem feucht gewordenen Leder zurecht, und über ihre samtne Haut läuft eine Muskelwelle wie die Brise, die glattes Wasser kräuselt; dann schüttelt sie sich und prustet, wirft den Kopf ein paarmal auf und ab, daß ihr Nacken wie ihr Rücken so lang wird und es aussieht, als säße ich verkehrt im Sattel — — ‚und nun ist alles in Ordnung,' lacht sie, ‚meinetwegen mag wieder der Tanz beginnen!'

Allein ich bin nun der Stille froh geworden, und da alles Menschliche verschwunden ist, nur stumme Wälder uns umbauen und die Hufe kaum hörbar sind in dem weichen Moose, laß ich die Riemen auf den Widerrist des Pferdes fallen und zünde mir eine Zigarre an. Der Mond steht tief hinter den Tannen, die Bäume rücken heran, schwarz wie ein Heer, und der Forst nimmt uns auf.

Es ist reizvoll, nachts durch den Wald zu gehen, aber es ist toll, durch ihn zu reiten. Die Füße des Wandernden sind doch immer ein Lebendiges, eine Tat, Bewegung, Überwindung, und du fühlst, daß du den Wald bezwingst, indem du ihn durchschreitest. Du gehst auf Bäume los, und sie weichen vor dir zurück, und obwohl dein Haupt in die Nacht ragt, stehn doch deine Füße auf der Erde und wissen, daß du keine Beziehung zu ihr verlierst; und daß die Nacht dich nicht trinken wird, wie Tor, der Riese, eine Mücke mitschlürft im Trinkhorn des Meeres ...

Aber wenn du reitest, bist du wie einer, der auf einer Planke im Ozean treibt. Du hast keinen Boden unter den Sohlen und die großen schwarzen Wogen der Waldnacht rollen über dich her, ohne daß du weißt, wohin sie dich tragen ... Die Bäume gehen auf dich los und packen dich beim Haar; wie Kobolde lachen die knarrenden Zweige und kichern die knickenden Ästchen am Boden, und manchmal schlagen dir boshafte Finger klatschend ins Gesicht, als wollten sie dir zeigen, wie ausgeliefert du bist ihren Händen. Das Dunkel ist ein schwammiger dicker Riese, gegen den du vergeblich Hiebe führst, denn er ist immer dicht an dir, er liegt so auf dir droben, daß du nicht einmal die Faust heben kannst, um ihn wegzustoßen. Glaubst du jedoch, die Arme endlich frei zu haben und ihn fassen zu können, so siehst du nur, daß er entwichen ist, um bei der nächsten Wegbiegung von neuem zu erscheinen. Aber dieser schweigende Gespensterkampf ist schön, herrlich aufregend und doch harmlos, denn der Riese ist gutmütig wie du selbst, und was ihr treibt, ist

nur Neckerei zweier Jungen, die miteinander ‚Bangbüx' spielen.

Stundenlang schon bin ich durch die Wälder geritten, und Astarte liebt es, in dieser Märchenwelt zu weilen, die so selten eines Pferdes Fuß berührt. Sie fühlt, daß dies die Wildnis ist, die Urwelt, und daß sie zu diesem Chaos mehr Verwandtschaft besitzt als der hilflose Mensch auf ihrem Rücken mit seiner in einer Kapsel eingeschlossenen Klugheit, die er nicht verwerten kann. Sie riecht, sie sieht, sie wittert, und mit ihren langen Einzehen fühlt sie trotz der harten Schale mehr als ich mit meiner elektrischen Lampe erkennen würde . . . Pan ist in ihr lebendig, die Natur gibt ihr die entrissenen Rechte zurück, und so führt sie mich, wie ein wegkundiger Eingeborner einen verirrten Fremden führt, mit fabelhafter Sicherheit, mit einer königlichen Ruhe, mit dem Stolz eines Kindes, das der Begleiter eines Blinden ist. Oh, wie sie aufpaßt, daß ich nirgends anstoße und herabgestreift werde; wie sie sacht über die Wurzeln schreitet und den breitesten Pfad zwischen den Bäumen sucht; wie sie Fährten erkennt und nach den Wohnungen der Menschen wittert; wie sie im Dunkel sieht und die Ohren zurücklegt, um jede Bewegung meines Atems zu hören; und wie sie schnaubt, wenn sie meint, mich warnen zu müssen vor irgendeiner Gefahr! Aber es gibt hier keine, mein Tier, denn es gibt hier keine Menschen! Hier herrschen nur wir und die Stille — wir allein sind gefährlich — für die heilige Schönheit einer solchen Nacht . . .

Wenn ich mir dessen bewußt werde, drücke ich die Schenkel zusammen, und Astarte versteht mich

— wir bleiben stehn. Bleiben ganz steinern und lautlos stehn und lauschen auf die Stimme der Nacht wie auf die einer fernen Geliebten. Und erwarten das Singen der Stille.

Anfangs ist das Knarren des Leders und der leise Metallklang des Eisens der einzige Ton, den wir hören. Und der Rhythmus unserer Rippen, die wie Fächer auf und nieder gehen. Die Nacht selber aber bleibt noch stumm. Sie hält den Atem an, als ob sie sich fürchte. Sie steht hinter den Bäumen, starrt uns an, ohne daß wir sie sehen, und will erst wissen, wer wir sind. Ein Reh mit zwei Jungen steht neben ihr, halb unter den Mantel geduckt, aber den Kopf und die Vorderläufe steil vorgestreckt, und windet ebenfalls nach uns zwei Störenfrieden. Ein Finkenweibchen in einem Nest über uns hat das Köpfchen über die Brüstung erhoben und lugt mit zwei winzigen schwarzen Stecknadeläuglein auf uns nieder, während die Brustfedern sich noch weiter aufblähen, damit ja keines der fünf Jungen erwacht und erschrickt — —. So halten wir voreinander eine ganze Weile still und nur die Wellen unsrer Atemzüge fließen einander entgegen wie Ringe, wenn man Steine an verschiedenen Stellen eines Teiches ins Wasser wirft. Jetzt treffen sie sich! Mein Hauch erreicht die feinen Sinne des Wildes, sagt ihm, daß hier ein Mensch ist, das große Raubtier, und jagt es mit Furcht und Schrecken in jäher Kehrtwendung davon. Äste brechen, an Baumwurzeln prallt widerhallend die Schale von zwölf fliehenden flinken Hüflein, und oben im Nest duckt ein Vogelherz sich ängstlich und tief, aber todesbereit in sein Bettchen . . .

Ist die Nacht auch so scheu? Nein. Sie nicht. Sie hat uns erkannt, lächelt nun befreit und beginnt, ruhig zu atmen.

Und ich höre ihre gleichmäßigen tiefen Züge. Ich höre das lebendige Rauschen der Lungen des Waldes; höre das Blustern eines schlafenden Vogels im Geäst und manchmal ein abgerissenes Zwitschern seines Traums. Ich höre Nadeln und Blätter rieseln aus der Höhe, und das Rascheln des Laubes in der Tiefe, wenn ein Käfer drüber läuft. Ich höre, wie Zweige aneinanderschlagen in einem kaum fühlbaren Wind und irgendwo in der Nähe Wellen murmeln, vielleicht von unterirdischen Quellen. Ich höre ganz aus weiter Weite verlorenes Hundegebell und über alle Wipfel weg den Gesang einer Nachtigall, die hoch oben auf einer Buchenkuppe im Mondlicht schlägt. Ich höre das Flattern von Flügeln in der Finsternis und den Schrei eines Käuzchens, das zwischen den Tannen hin nach Nahrung sucht. — — — Oh, wie sie alle feiner geschaffen sind als wir! — Wie sie sehen und hören, wo wir Herren der Schöpfung mit plumpen Sinnen vor verschlossenen Türen stehen! Was alles geht mir verloren! Habe ich das Reh gewittert wie es mich? Hab' ich die Finkin gehört wie sie mich? Hab' ich das Käuzchen gesehen, wie es mich gesehen hat? Und weiß ich auch nur, was das Pferd unter mir sieht, hört, riecht und empfindet, das trotzdem so klug, so treu, so mutig und so ergeben ist? . . .

Die Nacht ist eine starke und gute Lehrerin für den Menschen. Die Stille ist ihre Sprache ... Aber wer nicht zu ihr kommt, zu dem spricht sie nicht ... Wer jedoch zu ihr kommt und zu wem sie spricht,

der empfindet seine eigene laute und reiche Sprache als etwas so Armseliges und lächerlich Eingebildetes, daß er sie ganz bescheiden in den Sack steckt und ängstlich hütet, um sie nicht hervorzulassen. Der weiß, daß Schweigen hier das einzige Verstehen bedeutet . . . und der reitet stumm durch die redende Nacht . . .

Und wie er reitet, fallen ihm nach und nach die Schuppen von den Augen, er beginnt im Dunkeln zu sehen und bekommt Fühlung mit der Natur, von der ihn die Kultur wie eine hochnäsige Geheimrätin die ganze Zeit ferngehalten hat. Ich sehe Stämme der dritten und vierten Reihe, die vorher in undurchdringliche Finsternis getaucht waren, und Zweige über mir, die früher im Nichts sich verloren hatten. Und ich sehe, wie die Halle sich nun weitet, die Stämme auseinanderrücken . . . wie Milch ergießt sich bläuliches Licht immer voller und voller herein, und plötzlich habe ich den Forst hinter mir und vor mir eine weite, mondbeschienene Lichtung, die ganz weiß ist gleich einem Schneefeld — —

Denn der Tau, der auf allen Halmen liegt, leuchtet hell im Scheine des großen Gestirns und bricht diese blauen und grünen Strahlen mit einem opaleszierenden Schimmer. Das Schneeartige dieser Fläche wird noch gehoben durch eine Herde schwarzer Vögel, die mitten in der Ebene lautlos, aber emsig am Boden sich um etwas mühen, das ich nicht erkennen kann. — Es sind Raben über einem Aas —.

Und nun erinnere ich mich, daß ich dieses Feld und dieses Bild und diese Nacht schon erlebt habe

— eine weite russische Steppe taucht vor mir auf, die ich vor Jahren durchritten mit Amalakoff, meinem Freunde von den Dygalsky-Dragonern in Petersburg . . .

O die schreckliche Nacht und die schreckliche Steppe! Zwei Monate war ich schon Gast bei dem Kameraden auf seinem riesigen Gut bei Nischni-Nowgorod, das er als Erbe besaß. Wir hatten gejagt, waren zu Bekannten in der Nachbarschaft geritten und führten ein tolles Leben. In jener Nacht kehrten wir von einem Besuch in Klasnolja zurück, einem Edelsitz des Grafen Rodomsk, der uns einige Tage bewirtet hatte. Viel Wein war geflossen und viel Blut von Silberfüchsen, Wölfen und Bären, und wie in den Bojarenzeiten hatte sich die Gastfreundschaft auch auf die Liebe erstreckt. Man stellte uns die ganze weibliche Bedienung des Schlosses zur Verfügung, und da jeder sein eigenes Stubenmädchen hatte, so läßt sich nicht sagen, daß von dem Anerbieten wenig Gebrauch gemacht worden wäre. Meine Kleine war Sonja, eine strohblonde Kossätin aus einem Dorfe, das zehn Werst von Klasnolja entfernt lag, und ich hatte mich wirklich in die Dirne verliebt. Man war jung, nicht wahr? von keinen Skrupeln beladen, ein Kind hatte sie auch schon zu Hause — ich brauchte mir also nichts vorzuwerfen, wenn ich nahm, was sie gerne zu geben schien. In dieser Nacht aber hatte sie sich versagen wollen. Sie müsse heim, sie wolle nicht mehr da bleiben . . . Verflucht! Gerade in dieser letzten Nacht! Warum? Sie wollte es nicht sagen. Schon am Abend wollte sie fort; aber ich ließ sie nicht. Und ich genoß sie noch vor dem Gelage, das

uns vor unserm Abschied gegeben wurde, denn sie war schön und lieb wie immer —. Aber um neun Uhr riß sie sich los und sagte mir Lebewohl . . . Und sagte mir, daß sie nur um meinetwillen geblieben wäre, denn sie hätte gehört, daß ihr Kind krank sei, schon gestern, schon zwei Tage, und sie hätte sehr gekämpft, wem sie mehr Liebe schulde, mir oder ihm; nun sie mir alles gegeben, müsse und wolle sie fort zu ihrem Kinde.

Da ließ ich sie gehen. Um vier oder fünf Uhr morgens danach brachen wir selber auf. Hatten viel getrunken und heiße Köpfe, da taten die eiskalte Nacht und der Ritt uns wohl. Wie die Pferde ausgriffen, wie der Schnee stob unter den Hufen, wie der Mond über die endlosen Flächen glitzerte und wie der Nachtwind unsere Bärte bereifte! Plötzlich stutzten die Gäule. Vor uns in der weißen Steppe wimmelte ein schwarzer Knäuel am Boden, den wir noch nicht erkennen konnten. Aber Amalakoff erriet ihn aus dem Benehmen der Pferde... Wölfe über einem Aas . . .

Es war ein Rudel von zehn bis zwölf Stück und wir hatten gute Gewehre und Revolver dabei. Mein Kamerad wollte vorüberreiten, doch mich interessierte, was sie fraßen, und ich bat ihn, mitzutun. Wir kamen näher, wir schossen auf die Meute und sie stob auseinander. Zwischen zwei oder drei im Blute sich wälzenden Wölfen lag der Körper eines Weibes — schon nackt, schon angefressen . . . Sonja!

Ich wurde weißer als der Schnee. Es war mir, als ob ich sie getötet hätte. Ich stürzte mich auf ihr Gesicht hinunter und küßte es, trotzdem

Raubtierbisse in seinen blassen Wangen saßen. Dann hob ich ihren Körper auf mein Pferd und ritt mit ihr im Schoße heim, nachdem ich noch in wilder Wut alle meine Kugeln auf die Bestien verschossen. . . . Nach Rußland bin ich nie mehr zurückgekommen.

So greift diese milde Nacht hier in die Finger jener wilden Nacht und sie umtanzen mich nun beide mit ihren phantastischen Tänzen . . . Die Wölfe und die Raben . . . Waldgras und Schnee . . . sie schmelzen zu einem einzigen Bilde zusammen, und wieder wie damals geb' ich dem Pferde die Fersen und sprenge auf das Rudel am Boden los. Es flattert krächzend auf, schwarze Flügel schwirren in der Luft und schwarze Schatten tanzen auf dem Boden, dessen blaues Grün rot ist vom Blute eines — Hasen. Trotzdem hebe ich drohend die Fäuste gegen die Räuber empor, die noch immer da oben ungehalten kreisen und krähen, und bis in meine Seele fallen die tanzenden Schatten . . . Der Mord, der Tod, die Bestie, die Leidenschaft — werfen ihre Düsterkeit hinein und verfinstern den reinen Glanz der vorhergegangenen Stille gleich Wolken . . .

Ich verlasse die Lichtung und biege in eine breite Holzfahrbahn ein, die dunkle Gleise im Wiesengrunde zieht, aber meine Idylle ist gestört, meine Ruhe zerrissen — —

Jetzt muß geritten werden! Das Bild der Wölfe verfolgt mich, und die Nacht wie eine Traummalerin wirft auf die weiße Himmelsfläche zum Takte meines Rittes die Bilder meiner Gedanken. Wolken stehen auf und ein unhörbarer Höhenwind beginnt sie hastig am Mond vorüberzutreiben.

Wie gespenstische Tiere jagen die finsteren Schatten auf dem Wege, den ich reite, vor mir, hinter mir her; bald sind es viele, bald nur einzelne; bald stürzen sie in den Wald zur Rechten und Linken zurück, bald springen sie über den Graben und werfen sich unter die Füße meines Pferdes . . . Es ist, als ob sie mich verfolgten, vorwärtstrieben, mir den Weg abschnitten . . . Wölfe . . . Wölfe hier unten — — und oben die Raben, die auf ihre Beute warten.

Aber ihr sollt mich nicht bekommen, Gesindel! Ho, Astarte, zeige, was du kannst! Zeige, daß du aus demselben Blute bist — Geisterroß gegen Geisterwölfe und Gespensterraben! Denn lautlos ist ihr Huf, wie sie nun dahinjagt! Diese Jagd ist toll, ist wie auf Leben und Tod — und wird immer toller und rasender — —

Die Wälder rauschen weg und Torfhütten watscheln wie dicke Enten in den Sumpf — Rehe springen entsetzt zur Seite . . . und ein Fuchs sichert erstaunt hintern Baumstamm hervor — Weidenbüsche ducken sich in den Bach und Kiesel rollen unter den Hufen weg wie Mäuse . . .

Kiesel? — Ich bin auf der harten Straße . . . ich sehe einen Kirchturm schwarz und groß aus der Begrenzung des Geländes in den Himmel ragen und eine Uhr schlägt eins . . .

Die Stute, noch im Rennen, reckt die Nase hoch und wiehert auf einmal; sie hat Heimatduft in den Wind bekommen . . .

Und sieh, da werden meine Nerven ruhig und das Herz wird warm — —

Wo war ich?

Fremd und fern und einsam im Land der Dämonen, losgerissen vom Urständigen, vom Umfriedeten und Beschirmenden, hinausgeworfen in den geheimnisvollen Kampf der Naturmächte, der ewigen und immer neuen, in dem wir nur armselige flüchtige Figuren sind, Erscheinungen, Bilder von Bildern, Schatten von Wolken, Silhouetten in der Hand der spielenden Nacht . . .

Aber dieses Wiehern des Tiers war der Schrei nach der Heimat! Und er hat plötzlich den Spuk gebannt, den Zauber gebrochen —

Heimat — warme, goldene, traumumsponnene Heimat! Alles liegt in deinem Worte, der Friede nach dem Kampf, Herd nach der Unrast, Ruhe und Sicherheit nach der Flucht vor dem Nichts . . .

Schon nahen die ersten Häuser des Dorfes . . . Ein aufgeschreckter Hahn kräht, ein Hund schlägt an, und aus einem kleinen Fenster leuchtet ein mattes Licht. Dort schlafen in niedrigen Kammern Menschen, schlummert zwischen Mann und Weib ein rosiges Kind, atmet der Friede.

Ein Tor nimmt mich auf wie die Arme einer Frau, und den Hof gürten die Mauern, die meine Heimat umschließen ... Ich sage Astarten adieu... ich bin zu Hause — — —."

Dreimal war die junge Hexe befragt worden mit Aufziehen und Schnellen, zwanzig Pfund Stein an den Füßen — aber die Foltern entquälten ihren schmalen Lippen kein Geständnis einer Schuld. Wohl schrie „der Teuffel auß ihr, wann daß er zehn Mäuler hätt' und insultieret denen Richtern, indem er der Malefica Zung wider sie blecket" — aber irgendein handsames Wörtlein, genügend ihre Buhlschaft mit ihm zu erweisen, ward nicht verlautbar.

Ungehalten und entrüstet beendete der „peynlich Rat" seine Sitzung. Ungehalten, denn seit Wochen harrte eine andere Hexe, die blonde Margaret, des Feuers, und hätte man die beiden morgen zusammen verbrennen können, welch eine Ersparnis für den Stadtsäckel! Entrüstet, denn was sollte die Hartnäckigkeit solchen Weibsbildes bedeuten? Bekannte sich am Ende nicht doch jede schuldig? Wozu also das Verfahren aufhalten durch Renitenz und Blindheit gegen den göttlichen Willen?

Doktor Jakobus Fliegenbart, des Rats Syndikus und Hexenrichter, klappte grämlich den „Hammer" zu und befahl, die Torquierte in den Turm zurückzuführen. Die Knechte des Meisters Mathias gehorchten, mit lüsternen Krallen um den feinen Körper des Weibes.

Der alte, riesige Turm, der die breite Quaderbrust gegen die aufgehende Sonne reckte, als wolle

er sie in alle Poren seines grauen Gesteins saugen, lag hoch über dem Ohr der Stadt, kein Schall drang von unten empor, keiner fiel von oben in die Tiefe. Die vier Fuß dicken Wände verschlangen jeden Laut, und wenn wirklich die Fetzen einer gellenden Stimme den Weg durch Eisenroste tiefer Fensternischen fanden, so flatterten sie stumm wie Spinngeweb hinaus ins windweite Land.

Trotzdem zerrissen die Weh- und Hilferufe der neuen Dulderin nicht ohne Widerhall den blauen Luftmantel des mörderischen Turms.

Um ein Stockwerk höher als sie bangte das andere arme Menschenkind dem Tode entgegen, die blonde Margaret. Sie lag mit dem Ohr auf dem Boden ihrer Zelle und hörte, durch Holz und Mauer hindurch, den fruchtlosen Kampf des frischen Opfers zu ihren Füßen. Dann fiel eine Eisentüre dröhnend ins Schloß und aus dem Schachte erscholl statt der Schreie nur noch entsetzliches, unaufhörliches Weinen. Das Weinen verrauschte langsam gleich schwerem Regen nach Sturm, Verzweiflung wimmerte noch stundenlang ein tierisches, hilfloses Gewinsel. Der Morgen wurde zum Tag und der Tag zum Abend, bis die Stimme da unten endlich schwieg.

Und aus dem Abend stieg eine wunderbare, stille und milde Nacht.

Die sengende Glut, die zwischen Auf- und Niedergang der Sonne über dem lechzenden Lande gebrütet, erlosch, als ob die Hände des Tages müde geworden nachzuschüren. In den engen, stickigen Gassen der Stadt mochte sie vielleicht noch glimmen gleich heißer Asche. Doch vor den Mauern und Toren wandelten die nackten Silberfüße der Mondfrau und traten den

letzten Funken aus. Die weite Ebene wurde blau wie Meer, dunkle Waldinseln schwammen darin mit scharfzackigen Küstenprofilen. Der Fluß streckte seinen grünschillernden Schlangenleib wohlig aus und folgte den Sohlen der Nacht in leise schmiegsamem Gleiten, wie jene heiligen Nattern, die den Füßen der Fakire folgen. Man hörte kaum das Rascheln seiner Schuppenhaut durch Gebüsch und Schilf. Fast zärtlich wie Katzenschnurren klang das Klappern seiner Kiefern, wenn er Mühlenräder biß.

In den Netzen der Weinberge hingen die Millionen grüner Traubenfischchen glitzernd gefangen, an den Fuß der Hügel brandete leichtbewegtes Gewoge der letzten herbstlichen Mahd.

Da sprang aus den fernen Waldbergen eine Brise auf, huschte über die halbdunkle Flut, kletterte in das Gezweig der Obstbäume und machte die zarten Gesichtchen der Pflaumen erschaudern. Sie netzte ihre Flügel im toten Wasser des Basteigrabens und schwang sich an den hartblättrigen Efeuketten empor, die weithin Mauer und Türme umschlangen. Der Hexenturm stand bis zum Dach grünversponnen. Wenn die Fledermäuse erwachten, zwischen den Ranken hervor aus ihren Ritzen brachen und ihn umflatterten, schien es, als wären die Blätter lebendig geworden und tanzten gespenstisch toll um ihr eigenes Grab. Dann begannen wohl die Unken im Graben die Musik zu dem Reigen der stummen Tänzerinnen zu quaken, seltsam rhythmisch und monoton, wie Negermusikanten, die auf fremdartig gebaute Trommeln schlagen . . .

Und die Tannen am Vorwall, über deren Spitzen

Turm und Zinne noch weit hinausragten, wiegten im Takte schwere Wipfel dazu.

Die blonde Margaret hatte kaum die Schritte des Kerkermeisters verhallen hören, der Brot und Wasser auf den nackten Steinboden gestellt und mit einigen rohen Späßen noch die Hungerbissen vergiftet hatte, als sie sich erhob und zum Fenster schleppte. Kriechen mußte sie fast, denn ihre Glieder waren von den Folterknechten aus- und eingerenkt, zerdrückt, zerschunden. Trotzdem war ihr das Werk gelungen, an dem sie nun seit Wochen arbeitete und zu dessen Vollendung ihre letzte Kraft sich heute stählte. Sie zog eine Feile aus dem Stroh des Lagers und begann in langsamen, aber unermüdlichen Zügen die letzten Stäbe am Gitter ihres Lichtschachtes zu durchsägen. Die Eisenspäne klirrten melodisch, fast wie winzig kleine Glocken unter den Zähnen der Feile, ihr Klingen wurde immer heller, jubelnder, plötzlich schwiegen sie, brachen mit einem Jauchzer ab — das Instrument sank auf den Steinsims. Die kleinen Fäuste der Gefangenen rüttelten so gut es ging ein-, zweimal am Gestänge. Dann hielten sie es losgelöst in der Luft und es glitt wuchtig an der Wand hernieder auf den Boden.

Frei! Frei! Ein Weg aus dem Elend, den Martern, der Angst, dem Dunkel! Aus diesem Dunkel in jenes Licht!

Es schien, als ergösse der Mond seinen Schein erst jetzt in die Zelle, seit die acht Stäbe weg waren und der Turm den offenen Mund ihm entgegenbot. Die blonde Margaret öffnete ebenso gierig ihre Lippen und trank berauscht diese kühle Luft und den wie Eis blinkenden Schimmer. Dann klomm sie

mühsam auf dem angelehnten Gitter in die Fensternische hinein, bis sie platt über den Gesimsequadern liegen und sich mit Kopf und Oberkörper aus der Lücke beugen konnte.

Wie wohl ihr war! Nichts mehr von Schmerzen fühlte sie — nur die lieben streichelnden Hände der Nacht über dem vollen Haar ihres Scheitels und den zarten flaumhaften Kuß des leichten Windes auf ihrem Gesicht.

Sie starrte erst eine geraume Weile in die große gelbe Mondscheibe, die gerade dem Fenster gegenüber im Lasurblau des Himmels hing. Doch der Nacken tat ihr weh und bald ließ sie Haupt und Blick zur Erde sinken.

Bergtief ging es hinab.

Der Turm, wohl zehn Stockwerke hoch, stand weit vorgeschoben am Rande eines hohen Walles. Felsstücke ragten hier zwischen Ginster- und Schlehdornbüschen und am Fuße der Umwallung schlief ein tiefes, breites, schwarzes Wasser. Jenseits klammerten sich junge Erlen- und Birkenstämmchen mit zähen Wurzeln in das Erdreich der Böschung und verhüllten einen zweiten Vorwerkgürtel, der im Kriege den ersten Ansturm von Feinden brechen sollte. In Friedenszeiten gingen dort an Sonntagen die Bürger und jungen Leute spazieren.

Wie oft war sie selber viele Stunden des letzten Frühlings hier glücklich gewesen. Junge, hübsche Dirne, die ihre Armut lustig trug, mit froher Hoffnung auf die Zukunft, verdiente sie ihr Brot als Nähterin bei den Hausfrauen der Stadt. Bald hier, bald dort schneiderte sie in den Hinterstuben alter Bürgerhäuser schöne Zwickelröcke,

bunte Joppen der Weiber, pludrige Mannshosen und Bubengewänder. Überall vieler Dinge kund, die in langen Tagen einer Schneiderstöhr an Ohr und Auge eines aufmerksamen Frauenzimmers vorüberziehen. Gab auch wohl dem und jenem ein weniges von ihren Kenntnissen zum besten; denn ihr einziger Fehler war, daß sie gerne plauderte.

Oh, recht beifällig aufgenommen wurde, was Frau Wittib Rempussin über des Hannes Grünberger Hausfrau wußte! Oder wie es bei Windtnagels in der Nußgassen zuging! Oder weshalben die Widmerin von ihrem Eheherrn beinahe aus dem Heimgart geprügelt worden!

Aber freilich: die sich dessen freuten, waren nie die Rempussin oder Grünbergerin selber, noch der ehrenwert' Schuster Windtnagel oder gar der hitzköpfige Widmer-Jürg —, sondern zumeist nur deren „gute Freund'" und neidische Sippen.

Kam es jedoch durch solcherlei Gerede zu Hader und Mißgunst, so blieb oft ein Teil der Schuld an der blonden Margaret kleben, die nur in aller Unschuld geplappert hatte. Manche Scheltrede, manch häßlich Hausverbot mußte sie dafür einstecken.

Mochten die Weiber immerhin böse auf sie sein, die Männer sahen ihr desto lieber in das hübsche Gesicht. Der eine und andere junge Bürgerssohn, ja sogar mancher der ehrsamen Zwölfer-Räte, verliebte sich in die blonde Schneiderin und begehrte ihrer um Tod und Teufels wegen zum Schatz. In ihren schwarzen Augen brannte ein spitzbübisch Feuerlein, dahinein die Mücken flogen — sie konnte nichts dafür, noch dagegen. Ließ auch keinem das Kränzlein, ja nicht einmal ihren lachenden Mund, gab

keinem ein Hoffnünglein mehr als dem anderen. Es freute sie nur — arm und nieder als sie war —, mit den Reichen, Großen spielen zu können gleich der Mauskatz. Je mehr sie spielte und je kühler sie blieb, desto tollere Sprünge taten die Buben. Mancher Mutter Sohn gab dadurch seinen Alten zu schaffen und der Stadt wochenlang einen Stoff, um zu klatschen. Bis die Blonde eines Tages zum Kirchherrn befohlen und auf Gewissen und Eid ob des richtigen Hergangs sotaner Liebeshändel zu Rede gestellt ward.

Sie lachte und sprach: „Liebeshändel? — Han ich nit. Die Buben seynd Hansnarren und findten an mir eyn Gefallen, dessen ich mich nit berühm'. Ich schaff ihnen nit, mich zu lieben, und als die Täuber mich mit Scherwenzeley und Complimenten zu umgurrn. Sollen ihrer Wege gahn und mich in Ruh' lassen! Wann ich einmal Eynen wöllt', tät ich's ihm sagen!"

Wohl ließ sich erweisen, daß sie wahr gesprochen, keinem zu Willen gewesen, allzeit eine unbescholtene Jungfer geblieben war. Allein mit der Weile wurde doch viel Zündstoff dadurch angehäuft, und als gar des Doktor Jakobus Fliegenbart einziger Sohn an ihren Funken Feuer gefangen, war das Maß voll. Der Alte müßte nicht Hexenrichter gewesen sein, wenn ihm der Gedanke ferngeblieben wäre, all dieser Zauber der Margaret rühre vom bösen Feinde her.

Eines Augustabends hatte man die gefährliche Nähterin aus ihrem Stüblein an der Vogelmauer als Hexe eingeholt und ihr mittels des „peynlichen Verfahrens" bald ein Geständnis der ganzen hölli-

schen Liebeskunst entlockt. Zwar auch jetzt noch versagte diese Kunst nicht ganz. Mancher der Hexengerichtsherren war nicht abgeneigt, sie trotz ihrer Aussagen recht hübsch und begehrenswert zu finden und bewies ihr das durch einen Besuch im Kerker, so oft er es für nötig hielt.

Der junge Heinz Fliegenbart aber, der geschworen hatte, die Hexe nun erst recht zu seinem Weibe zu machen, fand Mittel und Wege, ihr sogar Geld, Seil und Feile zuzustecken. Er wollte sie befreien und mit ihr fliehen, wohin sie gebot. Bis ans Ende der Welt!

— — — — — — — — — — —

Nun war es so weit.

Das blonde Gretlein hatte die Feile, Stricke genommen, das Gitter durchsägt.

Sie lag in der Fensteröffnung und sah hinunter in die tiefe Schlucht. Die Stricke würden reichen bis zum Boden, über den Wassergraben käme sie vielleicht und die jenseitige Böschung empor, kriechend, stöhnend. Und irgendwo würde wohl der Heinz stehen, sie mitzunehmen — — —

Aber das alles schwamm weit, weiter hinter ihren Gedanken.

Dem lustigen Vöglein waren die Schwingen gebrochen, es wollte gar nicht entfliegen. Nicht entfliegen wenigstens in ein Nest, wie der Heinz es sich dachte. Denn das Nest — wäre beschmutzt worden...

Margaret besaß eine Habe, so reich wie jeder Kaisertochter ihre: die Ehre. Daß sie schön war und geliebt — daß sie arm war und sich doch nicht wegzuwerfen brauchte —, das war ihr Stolz gewesen, ihre Macht, ihr ganzer „Zauber".

Jetzt aber, selbst wenn sie Freiheit erlangte, konnte sie nicht mehr sagen: „Mein Mann, ich gebe dir das eine, einzige, was keine besser dir zu schenken vermag, die Reichste, Schönste, Mächtigste nicht —: mich selbst!" Sie konnte nicht ihren größten Schatz, ihr Magdtum, in die andere Schale seines Reichtums oder Manntums legen . . . denn sie besaß es nun nicht mehr! Man hatte sie entkleidet, preisgegeben und entstellt, aus ihrem Reinsten und Edelsten hatten sie einen grauen Fetzen Tuch gemacht, an den jeder Henker seine Finger wischt — bevor man es verbrennt.

Es ekelte sie, wenn ihr Auge auf den eigenen halbnackten Körper fiel. Und dieser Ekel allein hatte dem armen Körper wochenlang die Kraft verliehen, mit zerschlagenen Armen immerdar zu feilen, bis ein Weg offen stand.

Der Weg hieß Sterben!

Doch um Gottes willen nicht auf dem Holzstoß! Entsetzen überrieselte den Rücken, wenn der Flammentod vor ihr auftauchte mit seinem rotroten Rachen, dem heißen Blecken seiner tausend Zungen und den glühenden Krallen, die Stück um Stück feiner Haut von ihrem Leibe reißen würden! Um aller Heiligen willen so nicht, so nicht hingehen!

Nicht einmal so zum Tode hingehen! Durch die kreischende Menge, im Hemde, angespien, angeschrien, mit Fingern gezeigt, an Häusern entlang, deren Stuben sie kannte, an Menschen vorbei, die ihr einst schöne Worte gegeben! Vor all diesen sterben? Niemals! Niemals!

Die blonde Margaret lag und schloß die Augen. Im Schlamme unten quarrten die Unken, rohrten,

lachten, hüpften, klatschten, gleich dem häßlichen Volk, vor dem sie solche Angst empfand.

Auf einmal aber entfaltete die Nacht eine wundervoll süße, selige Stimme. Ein Lied, aus langen glänzenden Goldfäden gewebt, schwebte herauf und übertönte das Rufen der Kröten, das Gurgeln der Schlammblasen und den dumpfen Fall der plumpen Tierkörper ins Wasser.

Die Nachtigall sang von drüben her, aus den Fichten und Erlen . . .

Das war so schön, so versöhnend liebreich, so unaufhaltsam beglückend, daß die Dulderin oben eine Weile ihres Weges vergaß. Die Töne dieses Liedes sangen bald eine volle und tiefe Melodie, wie alte fromme Kirchenlieder haben, und schluchzten bald wie die Seele ganz verlassener, verzweifelter Menschen. Sie klangen oft leise, gleich dem Hinüberweinen eines Kindes in den Schlummer, und wieder jubelnd hell wie Sennerinnenjodler über weite Bergtäler hin. Sie trugen so viel Süßigkeit auf ihrer endlosen Leiter zu der Hexe empor, daß die Bitterkeit ihres Innern schal wurde und Menschlich-Göttliches wach zu werden begann.

Bei diesem Liede der Nachtigall fiel der blonden Margaret mitten in ihrem eigenen Todeswehe ein, daß unter ihr eine Gefährtin des gleichen finsteren Schicksals harrte. Alle warme Gütigkeit ihres Herzens schlug aus zertretener Asche flammend auf und vor die Gedanken ihres eigenen Loses trat liebegegürtet der Gedanke an das Los der anderen.

Sie beugte Kopf und Körper noch weiter vor, um von der da unten verstanden zu werden und rief

in die Mondnacht hinaus, zu der finsteren Turmlücke hinab: „Du da unten! Kameradin! Wachst du? Hörst du mich? So antworte!"

Oh, wie jene wach war! Sie hätte nicht geschlafen, wenn aller Mohnsaft Indiens in ihren Krug geträufelt worden wäre! Auch sie war am Fenster gelehnt, ihr wehes Gesicht nach dem Monde wendend. Auch sie hörte den Gesang der kleinen Trösterin im Erlengrunde und wurde stiller davon. Nur daß in ihr jener Sturm noch frisch, neu, kaum erlebt war, der in der Oberen schon alles zerbrochen.

Als die Worte der menschlichen Stimme sich in die Noten der Vogelstimme flochten, horchte sie auf. War da noch eine? War dieser Bau wie mit Fledermäusen mit „Hexen" bevölkert?

Die Frage von oben ertönte nochmal: „Hörst du mich? Eine Freundin ruft! Helfen will ich dir, Schwester!"

Da wußte diese Schwester, daß Leid zu Leid wollte, und antwortete: „Ich höre dich. Wer bist du?"

„Eine Unglückliche wie du! Eine Gemarterte wie du! Eine Hexe — wie du . . ."

„Ich bin keine Hexe!"

„Auch ich nicht. Gerade deshalb tust du mir leid. Wir, die wir schuldlos geschändet, geschlachtet werden — hilflos! Was haben wir erduldet!"

„Gibt es keine Gerechtigkeit hier?"

„Keine! Wen der Turm fraß, der ist verloren!"

Ein Stöhnen aus dem vergitterten Fenster: „Ich bin es schon."

Das gitterlose erwiderte: „Mach' dich frei! So oder so!"

Stille. Dann die untere, herb: „Ich mag nit sterben. Erst mein Recht!"

„Eine Feile hab' ich hier, um Fesseln und Eisenstäbe zu durchschneiden. Will sie dir schenken. Vielleicht nützet sie, so oder so."

„Gib immerhin!"

„Hab acht!"

An einer Schnur klirrte langsam die Feile der blonden Gret zum Fenster der anderen hinab. Hände griffen durch das Gitter, zogen Werkzeug und Stricke herein, bargen den Schatz im Stroh und reckten sich dann dankend nach oben: „Vergelt dir Gott!"

Glockenklar sang die Nachtigall. Die Stimme oben bat: „Bitt ihn, daß er mir gnädig sei!"

„Gott seye dir gnädig, du!"

„In der Ewigkeit!"

„Amen! — Weshalb schweigst du?"

„Lebewohl!"

Schatten flogen am Mond vorbei, wie Flügel einer Fledermaus . . .

Die Nachtigall brach ihr Singen ab und floh mit sträubenden Federn aus dem Erlenholz, dessen Geäst splitterte und Blätter stob. In das schwarze Wasser plumpste ein verstümmelter Leib, die Unken schnellten unter Schreckenslauten ans Ufer. Aus dem Grunde des Tümpels gurgelten große Blasen und zirkelten grüne Ringe über die Oberfläche. In den grünen Ringen aber erschien nach einer Weile das lange Flachshaar der Margaret. Es breitete sich

rund und gitterig aus wie ein Bündel hellgoldener Strahlen. Als ob der Mond sich widerspiegle, der klar und friedvoll durch die Himmel ging, oder das Lied der Nachtigall darin ertrunken und erstarrt sei zu langen leuchtenden Fäden. Am Hexenturm stierte eine dunkle leere Fensterhöhle blind in die Nacht wie ein ausgestochenes Auge.

Der Sohn

Am Fenster ihres Hauses, das in Grün und Sonne schwamm, stand Frau Helge Thor und hielt den Brief des Sohnes in den Händen.

Er schrieb:

„— wenn Du mich nicht fortläßt, brenne ich durch! Glaubst Du, ich merke das nicht, wie Ihr mich hütet und zurückhaltet? Der General spielt fast Großmutter mit mir, und der Hauptmann würde mir am liebsten die Wange tätscheln wie einem Kinde. Aber ich bin kein Kind. Ich bin ein Mann. Und kann, was die andern können! Kann es nicht nur — muß! Wir sind dazu da, uns zu opfern, lehrte unser liebster Toter. Soll ich mich von denen beschämen lassen, die nicht seine Söhne sind?“ . . .

Zehn, zwölf Zeilen einer ungefügen Knabenhandschrift, die den Inhalt Lügen zu strafen schien. Aber sie schien es nur. Schreiben war niemals Eriks Stärke gewesen. Als kleiner Junge hatte er gesagt: „Wozu brauch ich schreiben zu lernen? Vater und Mutter können es ja . . .“

Wohl, seine Mutter, die berühmte große Tragödin, und sein Vater, der Denker und Dichter. So kam es, daß Eriks Krähenfüße immer in den Kinderschuhen steckten.

Doch der Mutter Hände um den Brief zitterten. Sie wußte, daß auf diesem siebzehnjährigen schlan-

ken Jünglingskörper der Schädel ihres Mannes saß. Dieselbe schöngeschnittene elfenbeinerne Stirn, deren Gedanken Weltsaat waren. Dieselbe blaue Güte der Augen, allem Menschenleide aufgetan.

Das war ja Knut Thors Weisheitslehre gewesen: Sich hingeben an die Gesamtheit, Aufgehen des Ich im All, des Menschen in der Menschheit. Darüber hatte er gedacht, gegrübelt und geschrieben. Sein Kopf hatte die Beweise für die Forderung seines Herzens gesucht. Den festgefügten, erdverankerten Turm für eine hohe, schöne, gottverkündende Glocke.

Die Glocke sang in des Sohnes Brief. Doch ihr Gewicht lag so schwer auf Frau Helges Händen, daß sie niedersanken.

* * *

Als man den sechsjährigen Erik fragte, was er werden wolle, sagte er: Ein Mann. Mit zehn Jahren hatte er zum ersten Male seine Mutter auf der Bühne gesehen und antwortete: Ein Held. Aber als er vierzehn war und die Bücher seines Vaters mühsam zu erkennen vermochte, brach es aus ihm hervor: Heiliger.

Damals fing seine Brust an, breiter zu werden und seine Stimme gewann eine andere Farbe. Verborgene Haare sproßten, wie Grün unterm Schnee, und der Nacken richtete sich auf. Seine Augen gingen manchmal ins Weite wie junge Schwalben, die sich zum Meerflug rüsten, und verloren sich im Himmel. Es war, als wollten sie Ausschau halten nach ihrem Ziele.

Irrtum! Man erblickt nicht viel mehr von der Erde, wenn man höher steigt; man verliert sie nur

aus dem Gesichte. Und schließlich muß jeder wieder hinunter, wo sein Nest ist.

Sein Nest war auf der Erde, wurzelte mit vielen Fäserchen in der Scholle, duftete nach ihr, nährte ihn mit ihrer Kraft und Liebe. Alles Wachsen und Flüggewerden kam von diesem Nest. Er nannte es Mutter.

Diese Mutter hatte ihn gehütet, gewärmt, vor Schmerz und Schmutz bewahrt und für seine Schwingen gesorgt, wenn er Freiheit suchte.

War sie ein Nest, dann ein Lerchennest! Von ihr seine Phantasie, sein Impuls, die Hemmungslosigkeit seiner Flüge. Von ihr aber auch seine Liebe zur Erde, zur Natur, der befreienden, der reinen.

Er schwamm in den Flüssen, kletterte über Berge, durchmaß auf Skiern und Schuhen das Land, segelte in weißen Booten auf blauen Seen. Mädchen und Knaben seine Weggenossen und Gespielen. Freundschaft allein verband ihn eigenem wie fremdem Geschlecht. Die Liebe schlief noch vor der Tür seiner Herzenskammer. Pochte sie auch nur leise daran, so lief er wie ein furchtsam Kind zur Mutter. Alle Rosen brachte er ihr, und auch die Dornen. Sie war sein Priester und sein Kamerad.

— — — — — — — — — — —

Als der Krieg ausbrach, ging Erik ins fünfzehnte Jahr. Ältere seiner Freunde mußten sofort mit, kehrten nie wieder — fielen. Die Zurückbleibenden sprachen von nichts als Schlachten, spielten Wehrkraft, waren ganz erfüllt, berauscht von der tragischen Romantik des Tötens und des Sterbens.

Dem Sohne Knut Thors erschienen sie unfaßbar. „— Jedes Wesen der Welt ist ein Teil von dir, denn du bist nur ein Teil des Wesens der Welt. Vernichte keines, denn du vernichtest deines . . .“ Hatten nicht so die Worte seines Vaters gelautet? Und nun ging man hin und vernichtete einander. Warum? Wozu? Mit welchem Rechte? Wieder antwortete jener Mund im Grabe: „Ein Recht, den Tod zu geben, besitzt nur, wer die Macht hat, das Leben zu geben . . .“ Wer hatte diese Macht? Die Menschen? Sie konnten sich wohl zu Millionen in den Orkus senden, zurückzurufen war nicht einer.

Eriks Herz graute vor Blut.

Aber als der Krieg immer länger währte mit seinem unaufhörlichen Verrieseln von Kräften; als der Hunger über dem Lande zusammenschlug, Not, Wucher, Armut, Klage; als Verstümmelte zum Alltagsbild der Straße wurden — wandte sich Eriks Herz von der Welt zur Heimat zurück.

* * *

Helge Thor, allen guten Wünschen ihres Sohnes offen, diesmal verschloß sie sich.

„Du bist zu jung.“

„Man ist so alt als man sich fühlt.“

„Sie nehmen dich nicht an.“

„Sie brauchen jeden. Sie können jeden gebrauchen.“

„Du Freigebliebener, du Vogel, willst dienen?“

„Wir dienen alle!“

„Einem Unteroffizier? Knopfgewordenem Gesetz?“

„Dem Vaterlande.“

„Deines Vaters Land war die Menschheit!"

„Ich bleibe ihr treu, indem ich ihm treu bleibe."

„Du wirst nicht treu bleiben dürfen. Sie werden dich zu Dingen zwingen, gegen die deine Seele sich sträubt."

„Meine Seele sträubt sich gegen diese Trägheit. Ich sitze hier und esse, während andere hungern, frieren. Ich schlafe, während sie wachen, lebe, indes sie sterben! Mutter, ich mag so nicht sein!"

Die Mutter, ernst: „Kannst du töten?"

Schweigen.

„Du kannst es nicht! Keinen Käfer am Wege zertrittst du, keine Mücke bringst du um. Und zehrst von Früchten! . . ."

Erik stutzt, überlegt. Nein, er kann nicht töten.

— — — — — — — —

Seine Gedanken aber und die Zeit blieben nicht stehen. Die Zeit drehte ihren Film weiter und täglich flimmerte an seinen Augen dies nervenaufpeitschende Stück vorüber.

Kinder klapperten auf Holzsohlen, weil es keine Schuhe gab. Menschenkolonnen harrten vor den Lebensmittelläden, um einen Bissen schlechter Nahrung zu ergattern. In der Tram, die halbdunkel wegen der Fliegergefahr, sah man hohle Wangen und tiefliegende Augen. Die Geschäfte waren leer, die Lazarette gefüllt. Ganz junge Krüppel saßen an den Parkwegen und scharrten mit ihren Krücken einen Namen in den Kies.

Welchen Namen?

Den Namen: Bruder!

Dein Bruder! Deine Brüder! . . .

Es war ihm, als ob all die unerhörten, ungehörten Stimmen der Nähe und Ferne, die Stimmen der Lebendigen und Toten, dieser Kämpfenden und Dulder, dieser Opfernden zu Hause und Geopferten im Felde nach ihm riefen! Nach ihm — dem jungen, großgewachsenen Sohne von Knut Thor!

Die Glocke in ihm wurde geläutet . . .

Die Glocke seines Vaters.

Tausend Hände zerrten an ihrem Strang . . .

— — — — — — — —

Endlich hatte er so viele Gründe beisammen, daß er den Sturm auf seine Mutter wieder wagen konnte.

Sie wehrte sich abermals, bat, zürnte — weinte. Er blieb fest. Und setzte es durch, irgendwo als Freiwilliger eintreten zu dürfen.

* * *

Erik Thor war ein guter Soldat. Das Körperliche dieses neuen Berufes bereitete ihm keine Mühe. Er turnte, sprang, marschierte besser als die alten. Schlimmer stand es um das Fechten und Schießen. Solange er vergaß, daß die Scheiben Menschen darstellten, traf er sie gut. Aber wehe, wenn sein Gewehr zur Erkenntnis kam! Dann gingen die Schüsse und die Bajonettstöße fehl und er wurde von den Flüchen des Feldwebels vernichtet. — Am schwierigsten fand er sich mit der Disziplin ab. Die Mütze, die Hosennaht und die Hände — ein Stern, kein Stern und ein Doppelstern —, welche Probleme! Doch er löste sie.

Trotz alledem — es wollte nicht weitergehen. Seit einem halben Jahre war er ausgebildet, allein

nie erfolgte der Befehl zum Abmarsch. Man hatte immer eine Verwendung für ihn, nur nicht im Felde . . . Der Hauptmann behandelte ihn rücksichtsvoll, der General — ein alter Freund seines Vaters — geradezu mit Liebe . . .

— Das Blut stieg ihm zu Kopfe. Er merkte, daß er geschont wurde, aufbewahrt — und er wußte, wer hinter dieser Milde stand.

Da schrieb er den Brief.

Wie ein ertappter Dieb fühlte sich Frau Helge.

Ja, sie hatte für ihn gebeten, für ihren unverlierbaren Sohn. Ja, sie hatte ihn schützen gewollt, nicht nur vor dem Sterben da draußen, sondern auch vor jenem Leben. Ihre Reinlichkeit — und ihre Reinheit — schreckte davor zurück, in Erdhöhlen ihn zu wissen, bei Unrat und Ungeziefer, unter den rohen Späßen der Soldaten und der Verwilderung eines Daseins ohne Frauen!

Nun aber versagte ihre Sorgfalt. Sie hörte den unbeugsamen Entschluß aus den Worten ihres Sohnes und erkannte, um was es ging. Er war imstande, einen tollen Streich zu begehen.

Wenn er das Regiment verließ . . . „desertierte?"

Wer würde ihm glauben, daß er „an die Front" desertiere?

Krieg . . . Man machte kurzen Prozeß . . . Man würde ihn erschießen . . .

* * *

Das Regiment lag irgendwo auf Übung. Sie fuhr einen halben Tag mit der Bahn und zwei Stunden auf einem Leiterwagen. Wie einer zur

Hinrichtung fährt. Dann hatte sie eine kurze Unterredung mit dem Kommandeur.

— — In der nächsten Woche nahm Erik von ihr Abschied.

Sie war ganz ruhig, heftete ihm Rosen an Brust und Helm und küßte ihn lange. Ihre Küsse waren nichts als stumme Muttersegenswünsche: „Du weiße Stirn meines Jungen, bleibe rein! Bleibe rein und klug, laß dich lieber zerspalten, ehe du denkst, was deiner unwert ist!"

„Ihr lieben Augen, bleibt klar und gütig! Seid blind gegen das Häßliche und Sonnen für alles Schöne! Nehmt nichts Schmutziges in euch auf — schaut in die Weite! Sucht den Himmel, wenn die Erde schrecklich ist!"

„Ihr Kindeswangen, von zartem Flaum bedeckt, liegt weich, wenn ihr auch auf Steinen schlummert! Über alle Fernen bett' ich euch in meine hohlen Hände. Verliert eure Frische nicht! Verlernt nie euer Lachen!"

„Du keuscher Knabenmund, den noch kein anderer berührte, behalte den Namen ‚Mutter' auf den Lippen — bis in den Tod!"

„Ihr blanken jungen Hände! Besudelt euch nicht! Weder mit Blut, noch mit Eiden! Legt euch fleckenlos auf meine Lider, wenn ich sterbe!"

Auch Erik war ernst und still. Von einer feierlichen Erfülltheit.

„Weißt du, Mutter, ich gehe in den Krieg nicht als Soldat. Ich gehe als Knappe. Meine Brüder sind in dem brennenden Berg. Ich muß hinein, retten zu helfen. Ich kann mich nicht damit begnügen,

davor zu stehen und zu warten, wer herauskommt, wer nicht.

Vielleicht hat einer von ihnen den Brand verursacht, aus Ungeschick oder Leichtsinn oder Bosheit. Ich kann nicht fragen danach.

Vielleicht ist nichts zu retten, vielleicht sind wir schon geborgen oder verloren . . . mich darf das nicht irremachen.

Ich gehe, dem Gesetze zu gehorchen, das in meiner Seele steht. Es muß ein gutes Gesetz sein, denn du hast es mir ausgelegt und mein Vater ist darin gestorben . . ."

„Geh!" lächelte sie.

* * *

In den Gräben der Somme stand Erik. Seit Wochen währte das rasende Feuer. Nun wurde Nacht, und zum ersten Male schwieg es.

„Heute stürmen sie . . ."

Um Mitternacht kroch es, lief, wimmelte es heran. Katzenartige Leiber. Gespenster mit Menschenlarven.

Vor Knut Thors Sohne erhob sich ein athletischer Schwarzer. Die großen Zähne blinkten — und ein Kris . . . Erik fing den Hieb mit dem Bajonette auf und stieß zu. Der Neger fiel um, gleich einer Puppe. Lautlos, wie wenn ein schwarzes Tuch, das einer hochhielt, niederfällt. Er war einfach fort, weggewischt. Doch ein neuer Feind sprang vor, mitten in Eriks Waffe hinein.

Diesmal gellte ein Schrei . . . Weißes Knabengesicht im Leuchtkugelschein . . . weitaufgerissene Augen . . . ein Körper rollte vor seine Füße. Rollte,

schrie, griff an den Bauch, schrie, wälzte sich im Kot, schrie, schrie, schrie . . . „Mama, Mama!“

Entsetzen erfaßte den Sieger. Er warf sich über den Sterbenden, rief ihn an, küßte ihn, weinte. —

Die Schlacht stürmte über beide hinweg. Am Morgen lag Erik bewußtlos neben der Leiche des jungen Franzosen.

„Keine Verletzung“ — erklärten die Ärzte, als sie den bloßen Körper untersucht hatten, der auf den Altar einer Kirche hingestreckt war wie ein Opferlamm.

* * *

Frau Helge pflegte ihren Sohn. Sie saß an seinem Bette, bis die wochenlange Nacht von seiner Seele wich. Sie küßte seine Stirn, seine Augen und Wangen, den Mund und seine makellosen Hände . . .

Die Stunden

Man hatte ihn aufgerafft und ins Krankenhaus gebracht, als er auf der Straße zusammengebrochen war, und nun lag er da und zählte die Stunden. Nicht mit der Uhr, sondern mit seinem Herzen, dessen Ticken er hören konnte und das allein nicht stille stand in dieser still für ihn stehengebliebenen Welt. Denn seine Uhr war bei dem Sturz in Trümmer gegangen, und in dem weißen, kleinen Zimmer des Pavillons herrschte zeitlose Ruhe. Die Türme der großen Stadt mußten weit, weit weg sein, da der Ruf ihrer vollen Glocken niemals zu ihm herabdrang, und in den langen Gängen des weiten Hauses gingen wohl Uhren hier und dort, aber sie schlugen nicht.

So lag er denn und begann mit den verschleierten und unbekannten Stunden ein wunderlich märchenhaftes Leben, das viel schöner wurde als jenes starre, über Räder und Rädchen laufende Alltagsleben seiner gesunden Zeit.

Ihre Schleier öffneten sich ihm, und schließlich kannte er diese Stunden besser, als er jemals jene andern gekannt, die wie Sträflinge nur Nummern trugen und in einem goldenen Gefängnis in seiner Tasche eingesperrt waren.

Schon die erste hatte er unendlich lieb und freute sich ihrer wie ein Vater seines Kindes. Sie war ganz jung, mit langen blonden Zöpfen und einem

hurtigen, kurzen Sommerkleid. Wenn sie ins Zimmer kam, schlief er gewöhnlich noch oder erwachte erst von dem kühlen Hauch ihres taufrischen Kusses auf seine Stirne. Sie wurde rot, sie schämte sich wohl, an das Bett eines schlafenden Mannes zu treten und ihn wach zu küssen, ob er gleich ihr Vater sein konnte. Aber dies Erröten machte sie doppelt lieblich, er sagte ihr viel gute dankbare Worte dafür und gab ihr hundert heiße Grüße mit an ihre Mutter, die Sonne.

Sie hielt sich nie lange auf und schwirrte aus dem Zimmer wie Vogelgezwitscher aus dem Laubwerk eines Apfelbaumes, wenn es einer verscheucht.

Das taten die Stunden, die nachher kamen, und weit weniger schüchtern oder zart waren als sie. Stunden wie Bauerndirnen mit festen Füßen und Armen, breiten, starken Hüften und glattgescheiteltem Haar. Sie hatten immer etwas zu putzen oder zu scheuern, gossen Wasser umher und fegten mit Wischbesen in alle Ecken. Sie erröteten nicht, wenn sie ihn erblickten — denn ihre Wangen waren ohnedies rot und prall —, sondern sahen ihn fest an mit derben, lustigen Gesichtern. Manchmal sangen sie und lachten hellauf über Dinge, die er nie begriff, aber immer taten sie, als ob sie hier zu Hause wären und alles — selbst er in seinem Bette — ihnen ausgeliefert sei zum Hin- und Herrücken, Abklopfen, Aufstellen und Reinemachen. Es war sicher, daß sie hier im Dienste standen und alle Tage dies gleiche wirkten, wenig bekümmert, ob ein Minister oder ein Schneider in den blanken Betten lag.

Wenn sie weg waren, erschienen aber liebe, sorgsame Stunden, welche Fenster öffneten, um Duft

und Sonne ins Zimmer zu lassen und ganz anders aussahen. Weite Gewänder fielen sanft um ihre Schultern und sonnige Kräuselocken schimmerten ihnen um Schläfen und Hals. Sie hatten ein frohes, gläubiges Hoffen um den lächelnden Mund und weiße Stirnen, über welche die Schatten der fliegenden Wolken huschten wie Gedanken. Vielleicht waren es auch die Schatten ihrer Gedanken. Denn wenn er diese schönen, freundlichen Stunden bat, ihm zu erzählen, kamen sie leise an sein Bett geschritten, legten weiche Hände auf sein Haupt und gaben ihm ihre Gedanken. Er sah ja nichts von der Welt draußen, er lag ja in seinen Kissen auf dem Rücken und sah nur hellgrüne Wände, mit Streifen gemustert, eine weiße Zimmerdecke und die tanzenden Fliegen um die Ampel, die von ihr niederhing. Aber wenn jene Hände auf ihm ruhten, wußte er auf einmal alles: daß draußen Frühling blaute und der Fliederbaum dicht unter seinem Fenster in hellen Blüten brannte. Daß über ihn weg ein weiter, grüner Garten zu sehen war mit Ruhebänken, auf denen alte Männer in der Sonne warm wurden. Alte Männer, vornübergebeugt sitzend, mit drehenden Daumen, wie kleine Windmühlenflügel, Finken kuscheln auf den Banklehnen und sehen ihnen neugierig zu. Über die Kieswege laufen Amseln geschäftig ihrem Schnabel nach, der wie ein goldgelber Mandelkern immer vor ihnen herspringt. Und ein weißes Kätzchen sitzt auf der Gartenmauer und blinzelt nach den Finken und Amseln. Es ist unentschlossen, welche von ihnen es fangen soll.

Jenseits der Gartenmauer, das mußte wohl sein, war die große Stadt. Man sah sie nicht, aber man

fühlte sie. Und man fühlte sie nicht nur, man mußte sie manchmal sogar ertragen. Es gab Stunden, die gerade mitten aus der Stadt herkamen. Die Tür flog auf und sie brausten herein. Sie hatten Seidenröcke, rauschend wie Volksgewühl, und ihre Gesichter waren erhitzt von der strahlenden Glut der Häuser und dem Gehen auf den glühenden Klinkerplatten der Bürgersteige. Sie brachten einen Schwall von Hitze und Hetze mit. Die frohen, stillen Erzählerinnen an seinem Bett standen auf und gingen leise fort, als diese lauten, anspruchsvollen Damen gekommen waren, und nun nahmen sie den leeren Platz ein, lärmten und lachten. Was für Düfte hatten sie mitgebracht! Nach Eau de Cologne und Benzin, Staub und Zigaretten. Und was wußten sie nicht alles! Es ging bunt zu da außen, wo er nicht war. Sie haben Freunde getroffen, die sich nach ihm erkundigten und in Häusern diniert, in denen er zu Gaste geladen. Sie sind mit Redakteuren, Künstlern und Politikern zusammengewesen und haben das Neueste vom Neuen erfahren. Sie sind unruhig und sprunghaft, und sein Bett ist wie die Kammer einer Mühle. Immerfort hört er das Klappern des Werkes und ein Lachen, wie scharfes Klingeln, wenn die Gänge einmal leer gehen.

Das macht ihn müde und schläfrig. Es ist kein Wunder, wenn plötzlich eine Stunde eintritt, eine fast dunkle, ganz schweigsame, mit schwarzem Gewand und weißer Haube, die, ohne die andern anzusehen, sich an sein Bett setzt und seine Hände nimmt wie eine Mutter. Die lauten Stunden können das nicht ertragen, sie fragen und rumoren wohl noch eine Weile, aber da sie keine Antwort

bekommen, ziehen sie die Näschen hoch und empfehlen sich beleidigt. Geräuschloser als sie gekommen sind. Wenigstens hört er kaum das Rauschen ihrer Schleppen, er hält nur eine gute, heilsame Hand fest, die ihn alles vergessen läßt und ihm traumlose Ruhe schenken will. Und dann schlummert er ein.

Als er erwacht, ist die Stunde seiner Ermüdung längst von ihm fortgeglitten und er sieht eine andere am Fenster stehen, die ihn gar nicht zu beachten scheint. Sie träumt in die Ferne hinaus und hat wohl kaum bemerkt, daß er sie ansieht. Sie ist schlank und hoch, und ganz in tiefes und doch zartes Blau gekleidet, das an ihr niederfließt wie Glyzinienblühen an einem friedlichen, weißen Hause. Sie beschattet mit ihrer Hand die Augen, so daß er ihre Farbe nicht erkennen kann, aber er weiß, daß sie dunkelblau sein müssen wie See im Süden. Nur über ihrem violenschwarzen Haare glimmt roter Schimmer letzten Sonnenlichtes gleich Fäden eines goldenen Netzes. In dieser ganzen Gestalt und Tracht liegt etwas seltsam Fremdes, Fernes, Erinnerung einer anderen Zeit, und ihm ist, als wüßte er plötzlich ihren Namen, ihre Art, ihr letztes, tiefes Wesen. Er flüstert: „Leonore!" Da wendet sie langsam und liebreich das Haupt ihm zu, in den großen Augen leuchtende Abendschönheit. Er schaut in diese Augen und fühlt, daß er sie längst gekannt hat. Sie hegen keine Scheu voreinander, von ihrer Heimat will sie ihm erzählen. Sie zaubert Pinien und Zypressen vor ihm auf, sie läßt auf saphirnen Seen bunte Segel flammen und über bunten Häusern Efeu dunkeln, sie spricht in einer wundervollen glockentönigen Sprache über Dinge und Menschen wie in

Liedern. Sie braucht nur die Hände in einem sanften Bogen zu bewegen, so wogt um sein Bett der verlorene Süden, und er liegt in einer Barke auf meerblauer Flut. Er spürt das Zittern der Bootwände, wenn die Ruder in den Ringen seufzen, und schaut verwundert, ob dies alles ein Traum ist ...

Da sieht er, daß die Stunde verschwand wie ein Seufzer der Sehnsucht im Wind, und daß es Abend wurde. Lange Schatten schauen durchs Fenster, gleich den Schatten der Zypressen vor einem Hause in Gardone, und ein kühler Luftzug rieselt durch den Raum, als käme die Ora vom See her.

Aber es war die Luft, die durch das Öffnen der Tür entstand, und er sieht eine andere Stunde auf der Schwelle stehn, die gar nichts mehr mit jener wunderbaren blauen Stunde zu tun hat. Eine Schwesterntracht tragende junge Frau von wirkendem Wesen und zielbewußter Geschäftigkeit, die schnell alles Träumen aufhebt und ihn erinnert, wo er weilt. Sie nimmt ihn wie ein Kind aus dem unwirtlich gewordenen Bette und trägt ihn zu dem prächtigen alten Großvaterstuhl am Fenster. Schon oft hatte er diesen Stuhl ehrfurchtsvoll angeblickt, der mit seinem hohen grauen Rücken und breiten Ohrenlehnen dastand, ein gutmütiger Elefant, bereit, ihn gottweißwohin zu tragen. Nun sitzt er auf ihm wie ein Junge auf Großvaters Knien und läßt die Beine behaglich herunterbaumeln. Er spürt, hier ist man geborgen vor den Stürmen des Tages. Wie ein Rajah thront er hier auf dem Rücken seines Elefanten und schaut gelassen das Volk zu seinen Füßen. Das Volk zu seinen Füßen sind Fliederbüsche mit wallendem lila Burnus und Kirschbäume

mit riesigen weißen Turbanen. Rostfarbige, nackte Föhren wie Inder und Fichten in dunkelgrünen Betermänteln. Hunderte von Rosenjungfrauen mit Knospen im Haar und kleine Tulpenkinder in roten, gelben und weißen Schuhen. Und rings um die Menge ein dichtes Gitter hoher Eisenlanzen mit goldenen Spitzen. Das sind seine Truppen, die da Spalier stehen, und er freut sich fürstlich, wie stramm sie in Reih und Glied bleiben, ohne auch nur eine Sekunde lang zu wanken. Er ist zufrieden mit ihnen, er winkt ihnen gnädig zu. Dem Kommandeur wird er morgen seinen Hausorden vom grünen Elefanten verleihen und eine Reiheragraffe, gehalten von einem Stern aus lauter erbsengroßen Diamanten...

Während er dies überlegt, waltet die schwesterliche Stunde geräuschlos in dem dämmrigen Zimmer. Schüttelt die Kissen auf und gibt ihnen den kühlen Hauch ihrer Leinenschürze, der das ganze Gelaß durchweht wie Gedächtnis an Mutters Wäscheschrank. Bringt Wasser in Krügen und Gläsern und stellt auf kleinen Tischen Lampen zurecht. Glättet Falten und Ecken und streicht zuweilen über sein Haar, wie der Wind eines Sommerabends über ein heißes Kornfeld. Alles wird kühl und ruhig unter ihren Händen, obwohl sie selbst eine rastlose Stunde ist, und alles wird friedevoll und süß, obwohl sie kein einziges Wort vom Süden spricht. Sondern von lauter praktischen und derben Dingen. Vom Thermometer und der Medizin, von der Schleimsuppe auf dem Tisch und der Wärmflasche zu Füßen. Von Pflichten, die er hat, und von Wünschen, die er nicht haben darf. Von dem Tag, der vorüber und den Tagen, die kommen werden . . .

Sie sagt alles mit einer milden, warmen Stimme, sie ist robust wie eine Mutter und doch zart wie eine Tochter. Sie ist offen wie die Natur und doch ganz in undurchdringlichen Schleier gehüllt wie ein Geheimnis. Sie ist jene liebe, freundliche Stunde, die zwischen dem Abend und der Nacht gleich einem weißen Vorhang steht, durch den man gerne hindurchschlüpft, weil er so weich und rein ist, gewaschen, geplättet, zierlich geordnet, und weil man nicht denken kann, daß irgend etwas Häßliches oder Schlimmes hinter ihm verborgen wäre.

So ist er durch sie hindurchgegangen, er fühlt kaum wie, liegt jenseits von ihr wieder in seinem Nest und eine andere Stunde steht plötzlich da, die er verwundert anblickt, weil er gar nicht weiß, woher sie gekommen. Eine Stunde gleich einem liebsten Weibe. Um ihre fraulichen Hüften wallt seidig und wellenhaft ein goldgelber Kimono mit großen japanischen Blumen und das blauschwarze gelöste Haar, das nur leicht wieder aufgesteckt ist, umgibt ihr Mandelgesicht wie ein erhobener Fächer. Ihre klugen gütigen Augen sind erleuchtet vom Glück der Liebe und doch ernst von vielem mitgetragenen Leid, gehn ganz tief in seine Seele hinunter, wo die letzten Lichter der Sehnsucht brennen, und wissen alles . . .

Sie schreitet leicht und schwebend. Man hört ihre Schritte nicht, aber man sieht am Falle der Falten ihres Nachtkleides die wundervolle Bewegung ihrer zierlichen Füße und versteht, daß diese Füßchen trotzdem fest und sicher stehen, wohin immer sie treten. Ebenso sicher und fest sind ihre kleinen bräunlichen Hände. Sie tun alles und tun

alles recht. Sie steckt das Licht an seinem Bettisch an und ordnet die Kissen, auf denen er liegt. Nun erst liegt er gut und ruhesam. Sie streicht die Decke zurecht und nun erst kommt Wärme und Wohligkeit in seine Glieder. Sie gibt ihm Arznei, aber der Trank schmeckt nicht bitter wie den ganzen Tag über, sondern seltsam durchwürzt von einem fremden, trunkenmachenden Aroma. Sie rückt einen Stuhl an sein Bett und liest ihm vor aus Büchern, die er ehrt, Gedanken und Verse, die ihm teuer, mit einer Stimme, die er lieb hat, und all das umwiegt ihn wie eine einzige schöne Melodie. Er ist wie zu Hause. Er sieht im Licht der Lampe einen trauten, dämmerigen Raum von der bestrickenden Heimeligkeit des eigenen Hauses, er hört einen Teekessel summen und eine alte Uhr ticken, er riecht in der Luft den Hauch der indischen Blätter und den süßen Duft des Leibes einer köstlichen Frau. Er ist wie der Mann, den eine solche Frau an ihren Brüsten liegen hat, und ist wieder wie ein Kind, das in ihren Mutterarmen ruht. Er schaut die Stunde an und sagt „Liebste" zu ihr, öffnet die Lippen, daß sie ihn küsse, und weiß schon nicht mehr bei ihrem Kusse, ob er nicht sagen muß: Gute Nacht, Mama . . .

So eine wunderbare zärtliche Stunde ist diese, die ihn der Nacht an die Schulter legt. Und er schlummert ein, als läge er nicht im Krankenhause, sondern im Paradiese.

Es ist süß, keine andere Uhr mehr zu haben, als sein eigenes Herz.

Das Begräbnis

Sie hatten ihre Mutter verloren. Eine von den weißhaarigen, silbernen Müttern, die wie heimliches Glockenläuten durch das Leben gehen. Wie fernher aus vergangenen Zeiten Abendglocken weit über einen See herüber, leise, leise geläutet von zitternden Händen eines müden uralten Küsters. Eine von den Müttern, die gar keinen Lärm machen, die kommen, man weiß nicht wann, und gehen, man weiß nicht wie. Schneeflockenmütterchen. Eine von den Müttern, die schon wieder Kinder geworden sind. Die Kinder ihrer Kinder. In einem schönen und bedeutungsvollen Ringe, der sich zärtlich schließt, bis der Tod ihn bricht. Vor langen Jahren haben sie ihren ersten Buben, ihr erstes flachshaariges Mädchen zur Welt gebracht, haben es auf den Knien gewiegt und seine weichen dünnen Härchen gesträhnt, ihm trockene Linnen untergelegt und es von Kissen zu Kissen gehoben. Sie haben ihm mit silbernem Löffel Brei in das zahnlose Mäulchen gestopft und den Brei geblasen, wenn er heiß war. Und sie haben ihm viel liebe gute Dinge gesagt, bis er einschlief. Und nun ist der Bub ein Mann und das kleine Mädel eine Frau geworden, und die Welt hat sich gedreht. Nun tun sie dem alten Mütterlein Mutterdienste, nun betten sie es und halten es auf ihren Knien, strähnen ihm die dünnen Seidenhaare und blasen ihm den Brei, den der zahnlose

Mund empfängt — — und nun sagten sie ihm viel liebe gute Worte, bis es für immer einschlief.

Sie hatten ihre Mutter verloren. Sie waren aber selber schon alt und groß, hatten selber schon weiß werdende Haare und groß werdende Kinder, und wußten, daß es sein mußte. Daß es einen Weg gibt, den alle gehen müssen, und daß dieser Weg im Kreise führt. Aus Dunkel hervor in Dunkel zurück. Aus dem Einst in das Einst. Viele Brücken und Stege hatten sie überschritten und waren vorwärts gegangen, viele versanken hinter ihnen, während sie vorwärts gingen. Nur eine hatte noch immer aus der Tiefe der Vergangenheit geleuchtet, wenn sie umsahen: — ihre Mutter. Jetzt war auch diese letzte Brücke zerbrochen, das letzte Band, das sie an die Kindheit knüpfte, zerriß und flatterte weg . . . es wurde einsam.

Sie hatten ein Stück Leben verloren. Ihre Kinder ein Stück Märchen. Das süße, trauliche Märchen von der Großmutter. Die nie schilt, nie Schläge austeilt, sondern Äpfel, Nüsse, Kuchen, Spielsachen — immer irgend etwas Gutes. Wer weiß, welchen Raum so ein Großmütterchen in den Seelen der Enkel einnimmt? Einen Raum von unsagbarer Wärme, wie die kuscheligste Ecke der Bank hinter dem großen Ofen, und von ebenso geheimnisvoller Dämmrigkeit! Unverlierbar, und doch traumverloren, feierlich und heiligmäßig, wie die Erinnerung an den Weihnachtsbaum und die erste Liebe. Wenn du längst erwachsen bist und die Pflüge des Schicksals tiefe Furchen in den Acker deines Lebens gezogen haben, steht da immer noch ein kleiner, grüner Tannenbaum in irgendeinem letzten Winkel dei-

nes umgebrochenen Feldes. Steht wunderbarerweise immer noch da wie am ersten Tage, als dein Acker noch bunte, lachende Spielwiese war, und wird nie größer oder kleiner. Nie welker und nie grüner, nur daß er einmal alle Jahre von Lichtern, Nüssen, Goldflitter und Silberfäden prangt. — — Und so bleibt durch alle Tage deines Lebens eine alte, weißscheitelige Frau in deiner Seele, die seltsamerweise nie anders wird, wie lange du auch zurückdenkst. Immer war sie alt und schneeweiß, immer breitete dir ihre Stimme unsichtbare Arme entgegen, wenn du in die Tür tratest, immer hatten ihre Augen die gleiche zärtliche Liebkosung streichelnder Blicke für dich. Du kannst dir nicht vorstellen, daß sie jemals anders ausgesehen hat. Ist sie schön gewesen? Hatte sie schwarzes Haar oder blondes? Konnte sie tanzen, bergsteigen, rodeln wie du, ist sie küssend am Halse eines Geliebten gehangen? Es mag sein. Oh, es mag bei allen andern Großmüttern so gewesen sein, aber die deinige hatte das alles nicht nötig. Sie war immer schön, ob sie auch tausend Runzeln und Falten trug, denn sie war ja das Märchen, das deine Kindheit erfüllte! Wer wird einem Märchen nachfragen, ob es möglich ist! Nur — nachweinen wirst du ihm, wenn es zu Ende. Und dieses Märchen war zu Ende . . .

Allein viele Tränen sind so leicht, daß die Sonne durch sie hindurchfällt und niemand sie sieht. Oder so schwer, daß die Augen brechen müßten, wenn sie diese Tränen weinen wollten. Tränen des Herzens, die da fließen, ohne daß eine Wimper glänzt...

Solche ungeweinte Tränen waren in ihren Herzen, als sie am Tage des Begräbnisses den Fried-

hof betraten. Tränen wie Schulkinder, wenn die Stunde zum Schlusse eilt: schon des Glockenschlags harrend, der ihnen die Freiheit künden wird, schon bereit, hervorzustürzen, einzeln und in Rudeln, sich übersprudelnd und drängend, stoßweise und im Strome — aber die Minute ihrer Freiheit ist noch nicht gekommen.

Es wehte ein kühler, herzhafter Wind von den Bergen, fast wie Frühlingswind, und frühlinghaft war auch das Stück Himmel drüberher. Edelsteinblau mit weißem Gewölk gesprenkelt, als hätte man's aus einer Lapislazulivase gebrochen. Die Erde roch frisch, gar nicht wie von Gräbern, sondern wie von eben aus ihrem Winterschlaf erwachenden Gärten. Vögel flatterten aus den Kronen grüner Bäume auf die Mauer, und ob die Vögel gleich nur ein paar Großstadtspatzen waren und die Bäume ein paar Sadebäume, die immer langweilig grün bleiben, so hatte man doch das Gefühl, daß es ein Tag sei, näher dem Auferstehungs- als dem Allerseelenfeste.

Die Leute auf dem Friedhofe waren ernst; schwarze Mäntel, düstere Schleier wehten wie Rauch durch das Himmelblau und Goldgrün der Stunde. Trotzdem war keine rechte Traurigkeit in ihnen. Denn es waren lauter alte, reife, kluge Menschen, die den Tod einer Achtzigjährigen nicht als ein Geschick ansahen, sondern als ein Gesetz. Sie boten wohl in Trauer gehüllte Hände dar, und Worte, die ebenso in schwarzes Leder gepreßt schienen, aber sie blieben kühl und gelassen und weinten nicht.

Die Leichenträger erschienen, der Priester im weißen Spitzenhemd, ein Samtkäppchen auf der

runden, schwitzenden Stirn, und vier Männer hoben den Sarg auf die Schultern.

Die Herzen der Enkelkinder zitterten halb vor Angst, halb vor Erstaunen, als sie Großmutter plötzlich in die Luft steigen sahen, denn sie hatte sich vor Schaukeln und Luftballonen immer entsetzlich gefürchtet. Doch als der Sarg auf den vier Nacken zur Ruhe gekommen war und jetzt im Zuge nur mehr leise vor ihnen her schwankte wie ein Boot, das über Wellen zieht, dachten sie schon an das Boot und den See bei Großmutters Gute, über den sie so oft gerudert, und machten sich keine Gedanken mehr um anderes. Vielleicht wären sie sogar mit dem Boot und den Gedanken immer weiter geraten, bis zu irgendeinem tollen Streich und einem höchst unheiligen Lachen, wenn nicht bald das Rasseln der Stricke ertönt wäre, womit man den Sarg in die Grube senkt und das Kollern der Erdschollen auf den hohlen Deckel der Truhe.

Seltsam, dieses Kollern der Erde auf das Holz der Särge. Es ist, als polterte da drinnen nochmal der Tote mit allen Fäusten an die Wände seines Kerkers und bäte: Laßt mich frei! Es ist, als bellte das hinausgesperrte Leben noch einmal hilflos und heiser an die Tür des Todes und bisse wütend in die zusammengeschraubten Bretter. Es ist, als liefe ein klappernder Knochenfuß hastig die Stiege der Unterwelt hinab und aus der zerschlagenen Sanduhr rieselten hinter ihm her die letzten Körner. Es ist wie das Hämmern eines uralten, versunkenen Uhrwerkes, das keinen Ton mehr hat und dennoch seine Stunden zu Ende schlagen will . . .

Und doch war dieser Stundenschlag nicht der,

auf dessen Ruf die Tränen von Großmutters Kindern und Enkeln harrten.

Denn als seine dumpfe Hammerstimme verklungen war, begann eine andere Stimme, die all das Feierliche, Große und Schreckliche auslöschte wie ein Schwamm — die Stimme des Redners am Grabe. Eine schwammige, geschäftsmäßige, nüchterne Stimme, kurz wie der Atem eines Erstickenden und erstickend wie die Luft eines niedrigen Zimmers. Die Vögel und Bäume hatten zu schwatzen aufgehört und Großmütterchen hatte gleich bei den ersten Silben das Pochen vergessen und sich nach der Seite gedreht, auf der sie nichts mehr hören konnte.

Wie gut und klug du das gemacht hast! Die Deinen hätten dir's am liebsten gleich getan, allein da sie sich nicht die Ohren verschließen durften, verschlossen sie wenigstens ihre Herzen. So konnten wohl die albernen Worte nicht herein, doch auch die Tränen nicht heraus, und es war nur gut, daß selbst die übelste Grabrede einmal ihr Ende hat. Dann traten die Trauergäste an das Grab und schütteten, einer nach dem andern, ihre drei Schäuflein Erde hinunter, und als sie, einer nach dem andern, den Leidtragenden die Hand geschüttelt hatten und von dannen gingen, war es ganz leer geworden um die offene Grube. Ganz, ganz leer und stille.

Da trippelte zu allerletzt noch ein winziges, vertrocknetes und aschhaariges Weiblein heran, goß ihre drei Güsse Erdstaub hinab, mit zitternden Händen, wie wenn einer Wein aus einem Becher vergießt, und wandte sich dem Sohne der toten Großmutter zu. Der stand groß und bärtig vor ihr, sie mußte das gebeugte Haupt mühselig erheben, um

ihm in die Augen zu sehen, und der kleine, lippenlose Mund lächelte verlegen, als sie sprach: „Sie kenne mich nit meh? Es isch auch schon so lang her! Vor sechzig Jahr han ich Sie auf'm Arm getrage. Ich war Kindsmädche bei Ihrer Mutter selich, und wie ich gelese hab', daß sie tot ischt, hab' ich ihr die letschte Ehr doch gebe gemüßt. Ach, war se gut zu mir! Ach, war se e gute Frau! . ."

So sprach die kleine, verrunzelte Greisin, mit einem scheuen, bebenden Stimmchen, das sonderbar flimmrig und doch warm war wie Kaminfeuer, und hatte eine ganz kleine, tautropfige Träne am geröteten Lide.

Sieh, da wußten die Tränen der andern auf einmal, daß eine Schwester rief und daß sie strömen durften, frei, rein, erlöst und unaufhaltsam. Sie hatten den richtigen Stundenschlag vernommen, den Schlag eines Herzens von so rührender Zartheit und Liebe, daß es den Trauernden fast wie ein Wiederfinden des verlorenen schien. Wie ein neues und noch wunderlicheres Märchen, das Märchen von der winzigen, alten Dienerin, die den großen alten Vater auf ihren Armen getragen haben wollte!

Und so hat Großmutter noch die schönste Grabrede bekommen, die einer sich denken kann, und es ist sicher, daß sie sich in ihrem dunklen Bette nun wieder umgedreht hat und froh geworden ist. Denn als nachher die Männer das Grab zuschütteten, soll es geklungen haben wie ein lustiger Reitermarsch, den eine Mutter mit Knöcheln und Fingern ans Fenster trommelt, indessen ihr Bub auf dem Arme hüpft.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Das Ende der Marquise de Saint-Lucas . . . 3
Der Ritt 23
Der Turm 44
Der Sohn 57
Die Stunden 67
Das Begräbnis 76

Die vorstehenden Novellen sind entnommen den Bänden: **„Die Rächer“, „Liftboy“** u. **„Stunden“** (Staackmanns Verlag, Leipzig).

Auf holzfreies Papier gedruckt.

Verfassung des Freistaats Preußen

vom 30. November 1920 nebst

Wahlgesetz, Wahlordnung und Ergänzungsgesetzen

Textausgabe

mit ausführlichem Sachregister

Herausgegeben

von Karl Pannier

Landgerichtspräsident a. D.

Zweite Auflage

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

1.

Verfassung des Freistaats Preußen

vom 30. November 1920.

[Ausgegeben am 30. Dezember 1920. Inkrafttreten: Art. 88.]

Das preußische Volk hat sich durch die verfassunggebende Landesversammlung folgende Verfassung gegeben, die hiermit verkündet wird.

Abschnitt I

Der Staat

Artikel 1.

(1) Preußen ist eine Republik und Glied des Deutschen Reichs.

(2) Die nach der Reichsverfassung erforderliche Zustimmung Preußens zu Gebietsänderungen erfolgt durch Gesetz.

(3) Die Landesfarben sind schwarz-weiß.

(4) Die Geschäfts- und Verhandlungssprache im öffentlichen Dienste ist die deutsche Sprache.

Absatz 2. Vgl. preuß. Gesetz über die Vereinigung des zu Waldeck-Pyrmont gehörigen Gebietsteils Pyrmont mit dem Freistaate Preußen vom 22. Februar 1922.

Abschnitt II

Die Staatsgewalt

Artikel 2.

Träger der Staatsgewalt ist die Gesamtheit des Volkes.

Artikel 3.

Das Volk äußert seinen Willen nach den Bestimmungen dieser Verfassung und der Reichsverfassung unmittelbar durch die Volksabstimmung (Volksbegehren, Volksentscheid und Volkswahl), mittelbar durch die verfassungsmäßig bestellten Organe.

Artikel 4.

(1) Stimmberechtigt sind alle über zwanzig Jahre alten reichsdeutschen Männer und Frauen, die in Preußen ihren Wohnsitz haben.

(2) Das Stimmrecht ist allgemein und gleich und wird geheim und unmittelbar ausgeübt. Der Tag der Stimmabgabe muß ein Sonntag oder ein allgemeiner Feiertag sein.

(3) Das Nähere wird durch Gesetz bestimmt.

Absatz 3. Vgl. Gesetz vom 3. Dezember 1920, Fassung vom 28. Oktober 1924 (unten Nr. 2).

Artikel 5.

Von der Ausübung des Stimmrechts ist ausgeschlossen:

1. wer entmündigt ist oder unter vorläufiger Vormundschaft oder wegen geistiger Gebrechen unter Pflegschaft steht;
2. wer die bürgerlichen Ehrenrechte nicht besitzt.

Artikel 6.

(1) Volksbegehren können darauf gerichtet werden:

1. die Verfassung zu ändern;
2. Gesetze zu erlassen, zu ändern oder aufzuheben;
3. den Landtag aufzulösen.

(2) Volksbegehren sind an das Staatsministerium zu richten und von diesem unter Darlegung seiner Stellungnahme unverzüglich dem Landtage zu unterbreiten. Dem Volksbegehren muß in den Fällen zu 1 und 2 ein ausgearbeiteter Gesetzentwurf zugrunde liegen. Volksbegehren sind nur rechtswirksam, wenn sie von einem Zwanzigstel, in den Fällen 1 und 3, wenn sie von einem Fünftel der Stimmberechtigten gestellt werden.

(3) Über Finanzfragen, Abgabengesetze und Besoldungsordnungen ist ein Volksbegehren nicht zulässig.

(4) Volksentscheide finden auf Volksbegehren und in den sonst in der Verfassung vorgesehenen Fällen statt; sie sind nur rechtswirksam, wenn die Mehrheit der Stimmberechtigten daran teilgenommen hat.

(5) Ein Volksentscheid findet nicht statt, wenn der Landtag dem Volksbegehren entsprochen hat.

(6) Anträge, die Verfassung zu ändern oder den Landtag aufzulösen, bedürfen zu ihrer Annahme der Zustimmung der Mehrheit der Stimmberechtigten. Sonst entscheidet die einfache Mehr-

heit der abgegebenen gültigen Stimmen. Die Abstimmung kann nur bejahend oder verneinend sein.

(7) Das Verfahren bei Volksbegehren und Volksentscheiden wird durch Gesetz geregelt.

Artikel 7.

Das Staatsministerium ist die oberste vollziehende und leitende Behörde des Staates.

Artikel 8.

(1) Die Rechtspflege wird durch unabhängige, nur den Gesetzen unterworfene Gerichte ausgeübt.

(2) Die Urteile werden im Namen des Volkes verkündet und vollstreckt.

Abschnitt III

Der Landtag

Artikel 9.

(1) Der Landtag besteht aus den Abgeordneten des preußischen Volkes. Die Abgeordneten sind Vertreter des gesamten Volkes und werden von ihm nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt.

(2) Wählbar sind die Stimmberechtigten, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben.

Artikel 10.

Die Abgeordneten stimmen nach ihrer freien, nur durch die Rücksicht auf das Volkswohl bestimmten Überzeugung; an Aufträge und Weisungen sind sie nicht gebunden.

Artikel 11.

(1) Beamte, Angestellte und Arbeiter des Staates und der Körperschaften des öffentlichen Rechtes bedürfen zur Ausübung der Tätigkeit als Abgeordnete keines Urlaubs.

(2) Bewerben sie sich um einen Sitz im Landtag, so ist ihnen der zur Vorbereitung ihrer Wahl erforderliche Urlaub zu gewähren.

(3) Gehalt und Lohn sind weiterzuzahlen.

(4) Die den Religionsgesellschaften auf Grund des Artikel 137 der Reichsverfassung zustehenden Rechte werden durch die vorstehenden Bestimmungen nicht berührt.

Artikel 12.

(1) Die Gültigkeit der Wahlen prüft ein beim Landtage gebildetes Wahlprüfungsgericht. Dieses entscheidet auch über die Frage, ob ein Abgeordneter die Mitgliedschaft verloren hat.

(2) Das Wahlprüfungsgericht besteht aus Mitgliedern des Landtags, die dieser für die Wahlperiode wählt, und aus Mitgliedern des Oberverwaltungsgerichts, die das Präsidium dieses Gerichts für dieselbe Zeit bestellt.

(3) Das Wahlprüfungsgericht erkennt auf Grund öffentlicher mündlicher Verhandlungen durch drei Mitglieder des Landtags und zwei richterliche Mitglieder.

(4) Außerhalb der Verhandlungen vor dem Wahlprüfungsgerichte wird das Verfahren von einem der bestellten Mitglieder des Oberverwaltungsgerichtes geführt.

(5) Das Nähere wird durch Gesetz geregelt.

Absatz 4. Durch Gesetz vom 27. Oktober 1924 sind die Worte „das dem demnächst erkennenden Gerichte nicht angehören darf" gestrichen.
Absatz 5. Vgl. unten Nr. 6.

Artikel 13.

Der Landtag wird auf vier Jahre gewählt. Die Neuwahl muß vor dem Ablaufe dieser Zeit erfolgen.

Artikel 14.

(1) Die Auflösung des Landtags erfolgt durch eigenen Beschluß oder durch den Beschluß eines aus dem Ministerpräsidenten und den Präsidenten des Landtags und des Staatsrats bestehenden Ausschusses oder durch Volksentscheid. Der Volksentscheid kann auch durch Beschluß des Staatsrats herbeigeführt werden.

(2) Die Auflösung des Landtags durch eigenen Beschluß bedarf der Zustimmung von mehr als der Hälfte der gesetzlichen Mitgliederzahl.

Artikel 15.

Nach Auflösung des Landtags muß die Neuwahl binnen sechzig Tagen stattfinden.

Artikel 16.

Die Wahlperiode des neuen Landtags beginnt, falls der alte Landtag aufgelöst worden ist, mit dem Tage der Neuwahl, im übrigen mit dem Ablaufe der Wahlperiode des alten Landtags.

Artikel 17.

(1) Der Landtag versammelt sich am Sitze des Staatsministeriums.

(2) Zur ersten Tagung nach jeder Neuwahl tritt er zusammen am dreißigsten Tage nach Beginn der Wahlperiode, falls ihn nicht das Staatsministerium früher beruft.

(3) Im übrigen versammelt sich der Landtag in jedem Jahre am zweiten Dienstag des November. Der Präsident des Landtags muß ihn früher berufen, wenn es das Staatsministerium oder mindestens ein Fünftel der Mitglieder des Landtags verlangt.

(4) Der Landtag bestimmt den Schluß der Tagung und den Tag des Wiederzusammentritts.

Artikel 18.

Der Landtag wählt seinen Präsidenten, dessen Stellvertreter und die übrigen Mitglieder seines Vorstandes.

Artikel 19.

Zwischen zwei Tagungen sowie bis zum Zusammentritt eines neugewählten Landtags führen der Präsident und die stellvertretenden Präsidenten der letzten Tagung ihre Geschäfte fort.

Artikel 20.

Der Präsident verwaltet die gesamten wirtschaftlichen Angelegenheiten des Landtags nach Maßgabe des Staatshaushaltsgesetzes mit den Befugnissen eines Staatsministers. Ihm steht die Dienstaufsicht über sämtliche Beamten und Angestellten des Landtags, die Annahme und Entlassung der Lohnangestellten sowie im Benehmen mit dem Vorstande des Landtags die Ernennung und Entlassung der planmäßigen Beamten des Landtags zu. Er vertritt den Staat in allen Rechtsgeschäften und Rechtsstreitigkeiten seiner Verwaltung. Er übt das Hausrecht und die Polizeigewalt im Landtagsgebäude aus.

Artikel 21.

(1) Der Landtag ist beschlußfähig, wenn mehr als die Hälfte der gesetzlichen Mitgliederzahl anwesend ist.

(2) Für die vom Landtage vorzunehmenden Wahlen kann seine Geschäftsordnung Ausnahmen zulassen.

Artikel 22.

(1) Der Landtag faßt seine Beschlüsse mit einfacher Stimmenmehrheit.

(2) Ausnahmen kann das Gesetz und für Wahlen die Geschäftsordnung vorschreiben.

Artikel 23.

Die Vollsitzungen des Landtags sind öffentlich. Auf Antrag von fünfzig Abgeordneten kann der Landtag mit Zweidrittelmehrheit die Öffentlichkeit für einzelne Gegenstände der Tagesordnung ausschließen. Über den Antrag wird in geheimer Sitzung verhandelt.

Artikel 24.

Der Landtag und jeder seiner Ausschüsse können die Anwesenheit jedes Ministers verlangen. Die Minister und die von ihnen bestellten Beauftragten haben zu den Sitzungen des Landtags und seiner Ausschüsse Zutritt. Sie können jederzeit, auch außerhalb der Tagesordnung, das Wort ergreifen. Sie unterstehen der Ordnungsgewalt des Vorsitzenden.

Artikel 25.

(1) Der Landtag hat das Recht und auf Antrag von einem Fünftel der gesetzlichen Zahl seiner Mitglieder die Pflicht, Untersuchungsausschüsse einzusetzen. Diese Ausschüsse erheben in öffentlicher Verhandlung die Beweise, die sie oder die Antragsteller für erforderlich erachten. Sie können mit Zweidrittelmehrheit die Öffentlichkeit ausschließen. Die Geschäftsordnung regelt ihr Verfahren und bestimmt die Zahl ihrer Mitglieder.

(2) Die Gerichte und Verwaltungsbehörden sind verpflichtet, dem Ersuchen dieser Ausschüsse um Beweiserhebungen nachzukommen; die Akten der Behörden sind ihnen auf Verlangen vorzulegen.

(3) Für die Beweiserhebungen der Ausschüsse und der von ihnen ersuchten Behörden gelten die Vorschriften der Straf-

prozeßordnung sinngemäß, doch bleibt das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis unberührt.

Artikel 26.

Der Landtag bestellt einen ständigen Ausschuß zur Wahrung der Rechte der Volksvertretung gegenüber dem Staatsministerium für die Zeit außerhalb der Tagung und zwischen der Beendigung einer Wahlperiode oder der Auflösung des Landtags und dem Zusammentritte des neuen Landtags. Dieser Ausschuß hat auch die Rechte eines Untersuchungsausschusses. Seine Zusammensetzung wird durch die Geschäftsordnung geregelt.

Artikel 27.

Der Landtag kann an ihn gerichtete Eingaben dem Staatsministerium überweisen und von diesem Auskunft über eingegangene Bitten und Beschwerden verlangen.

Artikel 28.

(1) Die Mitglieder des Landtags erhalten das Recht zur freien Fahrt auf allen im Bereiche der ehemals preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft belegenen deutschen Eisenbahnen und eine Entschädigung. Außerdem erhält der Präsident für die Dauer seines Amtes eine Aufwandsentschädigung.

(2) Ein Verzicht auf diese Entschädigungen ist unstatthaft.

(3) Das Nähere regelt das Gesetz.

Absatz 3. Vgl. unten Nr. 5.

Artikel 29.

(1) Der Landtag beschließt über die Gesetze nach Maßgabe dieser Verfassung; er genehmigt den Haushalt in Einnahme und Ausgabe; er stellt die Grundsätze für die Verwaltung der Staatsangelegenheiten auf und überwacht ihre Ausführung. Staatsverträge bedürfen seiner Genehmigung, wenn sie sich auf Gegenstände der Gesetzgebung beziehen.

(2) Der Landtag gibt sich seine Geschäftsordnung im Rahmen dieser Verfassung.

Artikel 30.

Ein Beschluß des Landtags, die Verfassung zu ändern, ist nur gültig, wenn mindestens zwei Drittel der gesetzlichen Mitgliederzahl anwesend sind und mindestens zwei Drittel der Anwesenden zustimmen.

Abschnitt IV

Der Staatsrat

Artikel 31.

Zur Vertretung der Provinzen bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Staates wird ein Staatsrat gebildet.

Artikel 32.

(1) Der Staatsrat besteht aus Vertretern der Provinzen. Als Provinzen gelten hierbei Ostpreußen, Brandenburg, Stadt Berlin, Pommern, Grenzmark Posen-Westpreußen, Niederschlesien, Oberschlesien, Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Rheinprovinz und Hessen-Nassau.

(2) Auf je 500000 Einwohner einer Provinz entfällt ein Vertreter, jedoch entsendet jede Provinz drei Vertreter in den Staatsrat. Ein Rest von mehr als 250000 Einwohnern wird vollen 500000 gleich gerechnet.

(3) Außerdem entsenden die Hohenzollernschen Lande einen Vertreter.

(4) Die Zahl der Vertreter der Provinzen wird durch das Staatsministerium nach jeder allgemeinen Volkszählung und bei Veränderungen des Gebiets der Provinzen neu festgesetzt.

Absatz 4. Durch Verordnung, betr. Festsetzung der Zahl der von den Provinzen usw. in den Staatsrat zu entsendenden Vertreter, vom 28. Februar 1921 ist die Zahl der als Mitglieder des Staatsrats zu entsendenden Vertreter folgendermaßen festgesetzt:

1.	für die Provinz Ostpreußen	auf 4,
2.	„ „ „ Brandenburg . . .	„ 5,
3.	„ „ Stadt Berlin	„ 8,
4.	„ „ Provinz Pommern	„ 4,
5.	„ „ Grenzmark Posen-Westpreußen	„ 3,
6.	„ „ Provinz Niederschlesien . . .	„ 6,
7.	„ „ „ Oberschlesien . . .	„ 5,
8.	„ „ „ Sachsen	„ 6,
9.	„ „ „ Schleswig-Holstein .	„ 3,
10.	„ „ „ Hannover	„ 6,
11.	„ „ „ Westfalen	„ 9,
12	„ „ „ Rheinprovinz . . .	„ 14,
13.	„ „ Provinz Hessen-Nassau . . .	„ 5.

Außerdem entsenden die Hohenzollernschen Lande gemäß Art. 32 Abs. 3 1 Vertreter in den Staatsrat.

Für Oberschlesien ist die Zahl der Vertreter auf 3 herabgesetzt: Verordnung vom 5. Dezember 1922.

Artikel 33.

(1) Die Mitglieder des Staatsrats und ihre Stellvertreter werden von den Provinziallandtagen (in Berlin von der Stadtverordnetenversammlung, in den Hohenzollernschen Landen und in der Grenzmark Posen-Westpreußen von den Kommunallandtagen) gewählt. In den Hohenzollernschen Landen wird nach den Grundsätzen der Mehrheitswahl, im übrigen nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt. Wählbar ist jeder Stimmberechtigte, der das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet und seinen Wohnsitz ein Jahr in der Provinz hat.

(2) Niemand darf gleichzeitig Mitglied des Landtags und des Staatsrats sein. Landtagsabgeordnete scheiden mit Annahme der Wahl in den Staatsrat aus dem Landtag aus. Mitglieder des Staatsrats scheiden mit Annahme der Wahl in den Landtag aus dem Staatsrat aus.

(3) Die Mitglieder des Staatsrats üben ihr Amt bis zum Eintritt ihrer Nachfolger aus.

(4) Die Mitglieder des Staatsrats werden unmittelbar nach der Neuwahl der einzelnen Provinziallandtage (Stadtverordnetenversammlung, Kommunallandtage) neu gewählt.

Absatz 1. Vgl. Gesetz vom 16. Dezember 1920 (unten Nr. 4).

Artikel 34.

Die Mitglieder des Staatsrats stimmen nach ihrer freien, nur durch die Rücksicht auf das Volkswohl bestimmten Überzeugung; an Aufträge und Weisungen sind sie nicht gebunden.

Artikel 35.

Kein Mitglied des Staatsrats darf zu irgendeiner Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Amtes getanen Äußerungen gerichtlich oder dienstlich verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden.

Artikel 36.

(1) Beamte, Angestellte und Arbeiter des Staates und der Körperschaften des öffentlichen Rechtes bedürfen zur Ausübung des Amtes als Mitglieder des Staatsrats keines Urlaubs.

(2) Gehalt und Lohn sind weiterzuzahlen.

Artikel 37.

Der Staatsrat wählt seinen Vorsitzenden und seine Schriftführer sowie deren Stellvertreter und regelt seinen Geschäftsgang durch eine Geschäftsordnung.

Artikel 38.

(1) Zum ersten Male wird der Staatsrat vom Staatsministerium einberufen. Im übrigen versammelt er sich auf Einladung seines Vorsitzenden, so oft die Geschäfte es erfordern. Der Vorsitzende hat den Staatsrat einzuberufen, wenn ein Fünftel seiner Mitglieder, die sämtlichen Vertreter einer Provinz oder das Staatsministerium es verlangen.

(2) Der Staatsrat ist beschlußfähig, wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder anwesend ist. Bei Abstimmungen entscheidet die einfache Mehrheit der Abstimmenden.

(3) Bei Beschlüssen des Staatsrats nach Artikel 14 und Artikel 42 Abs. 1 muß die Abstimmung namentlich sein.

Artikel 39.

(1) Die Vollsitzungen des Staatsrats sind öffentlich. Der Staatsrat kann mit Zweidrittelmehrheit die Öffentlichkeit für einzelne Gegenstände der Tagesordnung ausschließen. Über einen Antrag, die Öffentlichkeit auszuschließen, wird in geheimer Sitzung verhandelt.

(2) Artikel 24 gilt entsprechend.

Artikel 40.

(1) Der Staatsrat ist vom Staatsministerium über die Führung der Staatsgeschäfte auf dem Laufenden zu halten.

(2) Vor Einbringung von Gesetzesvorlagen hat das Staatsministerium dem Staatsrate Gelegenheit zur gutachtlichen Äußerung zu geben. Der Staatsrat kann seine abweichende Ansicht dem Landtage schriftlich vorlegen.

(3) Der Staatsrat ist berechtigt, Gesetzesvorlagen durch das Staatsministerium an den Landtag zu bringen.

(4) Vor Erlaß von Ausführungsvorschriften zu Reichs- und Staatsgesetzen sowie vor Erlaß allgemeiner organisatorischer Anordnungen des Staatsministeriums ist der Staatsrat oder dessen zuständiger Ausschuß zu hören.

Artikel 41.

Die Mitglieder des Staatsrats erhalten Reisekosten und Aufwandsentschädigung nach Maßgabe des Gesetzes. Ein Verzicht hierauf ist unstatthaft.

Artikel 42.

(1) Gegen die vom Landtage beschlossenen Gesetze steht dem Staatsrate der Einspruch zu.

(2) Der Einspruch muß innerhalb zweier Wochen nach der Schlußabstimmung im Landtage beim Staatsministerium eingebracht und spätestens binnen zwei weiteren Wochen mit Gründen versehen sein.

(3) Im Falle des Einspruchs wird das Gesetz dem Landtage zur nochmaligen Beschlußfassung vorgelegt. Wenn der Landtag seinen früheren Beschluß mit Zweidrittelmehrheit erneuert, so bleibt es bei seinem Beschlusse. Wird bei der erneuten Beschlußfassung des Landtags für den früheren Beschluß nur eine einfache Mehrheit erreicht, so ist der Beschluß hinfällig, falls er nicht durch einen vom Landtage herbeigeführten Volksentscheid bestätigt wird.

(4) Die Zustimmung des Staatsrats ist erforderlich, wenn der Landtag Ausgaben beschließen will, die über den vom Staatsministerium vorgeschlagenen oder bewilligten Betrag hinausgehen. Stimmt der Staatsrat nicht zu, so ist der Beschluß des Landtags nur wirksam, soweit er mit dem Vorschlag oder der Bewilligung des Staatsministeriums übereinstimmt. Ein Volksentscheid ist in diesem Falle nicht zulässig.

Artikel 43.

Das Nähere wird durch Gesetz geregelt.

Abschnitt V

Das Staatsministerium

Artikel 44.

Das Staatsministerium besteht aus dem Ministerpräsidenten und den Staatsministern.

Artikel 45.

Der Landtag wählt ohne Aussprache den Ministerpräsidenten. Der Ministerpräsident ernennt die übrigen Staatsminister.

Artikel 46.

Der Ministerpräsident bestimmt die Richtlinien der Regierungspolitik und ist dafür dem Landtage verantwortlich; innerhalb dieser Richtlinien leitet jeder Staatsminister den ihm anvertrauten Geschäftszweig selbständig und unter eigener Verantwortung gegenüber dem Landtage.

Artikel 47.

(1) Der Ministerpräsident führt den Vorsitz im Staatsministerium und leitet dessen Geschäfte.

(2) Das Staatsministerium beschließt über die Zuständigkeit der einzelnen Staatsminister, soweit hierüber nicht gesetzliche Bestimmungen getroffen sind. Die Beschlüsse sind unverzüglich dem Landtage vorzulegen und auf sein Verlangen zu ändern oder außer Kraft zu setzen.

(3) Meinungsverschiedenheiten über Fragen, die den Geschäftsbereich mehrerer Staatsminister berühren, sind dem Staatsministerium zur Beratung und Beschlußfassung zu unterbreiten.

Artikel 48.

Die Minister haben Anspruch auf Besoldung. Über Ruhegehalt und Hinterbliebenenversorgung bestimmt ein besonderes Gesetz.

Artikel 49.

Das Staatsministerium vertritt den Staat nach außen.

Artikel 50.

Das Staatsministerium beschließt über Gesetzesvorlagen, die an den Landtag zu bringen sind.

Artikel 51.

Das Staatsministerium erläßt die Verordnungen zur Ausführung der Gesetze, soweit das Gesetz diese Aufgaben nicht einzelnen Staatsministern zuweist.

Artikel 52.

Das Staatsministerium ernennt die unmittelbaren Staatsbeamten.

Artikel 53.

Das Staatsministerium ernennt die Mitglieder des Reichsrats, soweit sie nicht nach Artikel 63 der Reichsverfassung von den Provinzialverwaltungen bestellt werden.

Artikel 54.

(1) Das Staatsministerium übt namens des Volkes das Recht der Begnadigung aus.

(2) Zugunsten eines Ministers, der wegen seiner Amtshandlungen verurteilt worden ist, kann dieses Recht nur auf Antrag des Landtags ausgeübt werden.

(3) Allgemeine Straferlasse und die Niederschlagung einer bestimmten Art gerichtlich anhängiger Strafsachen oder einer einzelnen gerichtlich anhängigen Strafsache dürfen nur auf Grund eines Gesetzes ausgesprochen werden.

Artikel 55.

Wenn die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Notstandes es dringend erfordert, kann, sofern der Landtag nicht versammelt ist, das Staatsministerium in Übereinstimmung mit dem im Artikel 26 vorgesehenen ständigen Ausschusse Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen. Die Verordnungen sind dem Landtage bei seinem nächsten Zusammentritte zur Genehmigung vorzulegen. Wird die Genehmigung versagt, so ist die Verordnung durch Bekanntmachung in der Gesetzsammlung alsbald außer Kraft zu setzen.

Artikel 56.

Die Staatsminister leisten beim Amtsantritte den Eid, daß sie ihre Geschäfte unparteiisch zum Wohle des Volkes und getreu der Verfassung und den Gesetzen führen wollen.

Artikel 57.

(1) Das Staatsministerium als solches und jeder einzelne Staatsminister bedürfen zu ihrer Amtsführung des Vertrauens des Volkes, das dieses durch den Landtag bekundet. Der Landtag kann dem Staatsministerium oder einem einzelnen Staatsminister durch ausdrücklichen Beschluß sein Vertrauen entziehen. Der Beschluß ist nicht zulässig, wenn ein rechtswirksames Volksbegehren vorliegt, den Landtag aufzulösen.

(2) Der Antrag auf Herbeiführung eines solchen Beschlusses muß von mindestens dreißig Abgeordneten unterzeichnet sein.

(3) Über den Antrag darf frühestens am zweiten Tage nach seiner Besprechung abgestimmt werden. Er muß binnen vierzehn Tagen nach seiner Einbringung zur Erledigung kommen.

(4) Über die Vertrauensfrage muß namentlich abgestimmt werden.

(5) Der Beschluß auf Entziehung des Vertrauens ist nur wirksam, wenn ihm mindestens die Hälfte der Abgeordneten zustimmt, aus denen zur Zeit der Abstimmung der Landtag besteht.

(6) Wird der Beschluß gefaßt, so müssen die davon betroffenen Minister zurücktreten, der Ministerpräsident jedoch nur dann, wenn er von seiner Befugnis, die Auflösung des Landtags zu beantragen, keinen Gebrauch macht oder wenn sein Antrag vom Ausschuß abgelehnt worden ist.

(7) Die Bestimmungen gelten entsprechend für den Fall, daß das Staatsministerium in seiner Gesamtheit oder ein Staatsminister die Vertrauensfrage stellt.

Artikel 58.

(1) Der Landtag ist berechtigt, jeden Minister vor dem Staatsgerichtshof anzuklagen, daß er schuldhaft die Verfassung oder die Gesetze verletzt habe. Der Antrag auf Erhebung der Anklage muß von mindestens hundert Mitgliedern des Landtags unterzeichnet sein und bedarf der Zustimmung der für Verfassungsänderungen vorgesehenen Mehrheit.

(2) Die Zusammensetzung des Staatsgerichtshofs, das Verfahren vor ihm und die ihm zustehenden Entscheidungen werden durch Gesetz geregelt.

Artikel 59.

(1) Jeder Staatsminister kann jederzeit von seinem Amte zurücktreten.

(2) Tritt das Staatsministerium in seiner Gesamtheit zurück, so führen die zurückgetretenen Minister die laufenden Geschäfte bis zu deren Übernahme durch die neuen Minister weiter.

Abschnitt VI

Die Gesetzgebung

Artikel 60.

Das Staatsministerium verkündet in der Preußischen Gesetzsammlung die verfassungsmäßig zustande gekommenen Gesetze und die vom Landtage genehmigten Staatsverträge.

Artikel 61.

(1) Ein Gesetz ist verbindlich, wenn es verfassungsmäßig zustande gekommen und vom Staatsministerium in der vorgeschriebenen Form verkündet worden ist. Bei der Verkündung muß ausgesprochen sein, daß das Gesetz vom Landtag oder durch Volksentscheid beschlossen worden ist. Artikel 13 der Reichsverfassung wird hierdurch nicht berührt.

(2) Wenn das Gesetz nichts anderes bestimmt, tritt es mit dem vierzehnten Tage nach Ausgabe des die Verkündung enthaltenden Stückes der Gesetzsammlung in Kraft.

(3) Die Gesetze sind binnen Monatsfrist zu verkünden.

Artikel 62.

Gesetzesvorlagen, die der Landtag abgelehnt hat, können in demselben Sitzungsabschnitte nicht wieder vorgebracht werden, es sei denn, daß ein rechtswirksames Volksbegehren vorliegt.

Abschnitt VII

Das Finanzwesen

Artikel 63.

(1) Der Landtag sorgt durch Bewilligung der erforderlichen laufenden Mittel für die Deckung des Staatsbedarfs.

(2) Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Rechnungsjahr veranschlagt und auf den Haushaltsplan gebracht werden. Dieser wird vor Beginn des Rechnungsjahrs durch ein Gesetz festgestellt.

(3) Die Ausgaben werden in der Regel für ein Jahr bewilligt; sie können in besonderen Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden. Im übrigen sind im Haushaltsgesetze Vorschriften unzulässig, die über das Rechnungsjahr hinausreichen oder sich nicht auf die Einnahmen und Ausgaben des Staates oder ihre Verwaltung beziehen.

Artikel 64.

Ist bis zum Schlusse eines Rechnungsjahrs der Haushaltsplan für das folgende Jahr nicht durch Gesetz festgestellt, so ist bis zu seinem Inkrafttreten das Staatsministerium ermächtigt:

1. alle Ausgaben zu leisten, die nötig sind,
   a) um gesetzlich bestehende Einrichtungen zu erhalten und gesetzlich beschlossene Maßnahmen durchzuführen,
   b) um die rechtlich begründeten Verpflichtungen des Staates zu erfüllen,
   c) um Bauten, Beschaffungen und sonstige Leistungen fortzusetzen, für die durch den Haushaltsplan eines Vorjahrs bereits Beträge bewilligt worden sind, sowie und unter der gleichen Voraussetzung Beihilfen zu Bauten und Beschaffungen oder sonstigen Leistungen weiter zu gewähren;
2. Schatzanweisungen bis zur Höhe eines Viertels der Endsumme des abgelaufenen Haushaltsplans für je drei Monate auszugeben, soweit nicht auf besonderem Gesetze beruhende Einnahmen aus Steuern, Abgaben und sonstigen Quellen die Ausgaben unter 1 decken.

Artikel 65.

Im Wege des Kredits dürfen Geldmittel nur bei außerordentlichem Bedarf und in der Regel nur für Ausgaben zu werbenden Zwecken beschafft werden. Eine solche Beschaffung sowie die Übernahme einer Sicherheitsleistung zu Lasten des Staates dürfen nur durch Gesetz erfolgen.

Artikel 66.

Beschlüsse des Landtags, welche Mehrausgaben außerhalb des Haushaltsplans in sich schließen oder für die Zukunft mit sich bringen, müssen zugleich bestimmen, wie diese Mehrausgaben gedeckt werden.

Artikel 67.

(1) Zu Haushaltsüberschreitungen und außerplanmäßigen Ausgaben ist die nachträgliche Genehmigung des Landtags erforderlich, die im Laufe des nächsten Rechnungsjahrs eingeholt werden muß.

(2) Haushaltsüberschreitungen und außerplanmäßige Ausgaben bedürfen der Zustimmung des Finanzministers. Sie darf nur im Falle eines unvorhergesehenen und unabweisbaren Bedürfnisses erteilt werden.

Artikel 68.

Die Rechnungen über den Haushaltsplan werden von der Oberrechnungskammer geprüft und festgestellt. Die allgemeine Rechnung über den Haushalt jedes Jahres und eine Übersicht der Staatsschulden werden mit den Bemerkungen der Oberrechnungskammer zur Entlastung des Finanzministers dem Landtage vorgelegt.

Artikel 69.

Das Finanzwesen der ertragswirtschaftlichen Unternehmungen des Staates kann durch Gesetz abweichend von den Vorschriften der Artikel 63 bis 68 geregelt werden.

Abschnitt VIII

Die Selbstverwaltung

Artikel 70.

Den politischen Gemeinden und Gemeindeverbänden wird das Recht der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten unter der gesetzlich geregelten Aufsicht des Staates gewährleistet.

Artikel 71.

(1) Der Staat gliedert sich in Provinzen.

(2) Die Gliederung der Provinzen in Kreise, Städte, Landgemeinden und andere Gemeindeverbände sowie die Verfassung, die Rechte und Pflichten der Gemeindeverbände werden durch Gesetz geregelt.

Artikel 72.

(1) Die Provinzen verwalten nach Maßgabe des Gesetzes durch ihre eigenen Organe:

a) selbständig die ihnen gesetzlich obliegenden oder freiwillig von ihnen übernommenen eigenen Angelegenheiten (Selbstverwaltungsangelegenheiten);

b) als ausführende Organe des Staates die ihnen übertragenen staatlichen Angelegenheiten (Auftragsangelegenheiten).

(2) Das Gesetz wird den Kreis der den Provinzen überwiesenen Selbstverwaltungsangelegenheiten erweitern und ihnen Auftragsangelegenheiten übertragen.

Artikel 73.

Die Provinziallandtage können durch Provinzialgesetz neben der deutschen Sprache zulassen:

a) eine andere Unterrichtssprache für fremdsprachliche Volksteile, wobei für den Schutz deutscher Minderheiten zu sorgen ist;
b) eine andere Amtssprache in gemischtsprachigen Landesteilen.

Artikel 74.

Die Grundsätze für die Wahlen zur Volksvertretung gelten auch für die Wahlen zu den Provinzial-, Kreis- und Gemeindevertretungen. Bei den Wahlen zu den Gemeindevertretungen kann jedoch durch Gesetz die Wahlberechtigung von einer bestimmten Dauer des Aufenthalts in der Gemeinde abhängig gemacht werden.

Artikel 75.

(1) Beamte, Angestellte und Arbeiter des Staates und der Körperschaften des öffentlichen Rechtes bedürfen zur Ausübung der Tätigkeit als Mitglieder einer Provinzial-, Kreis- und Gemeindevertretung keines Urlaubs.

(2) Gehalt und Lohn sind weiterzuzahlen.

Abschnitt IX

Die Religionsgesellschaften

Artikel 76.

(1) Wer aus einer Religionsgemeinschaft öffentlichen Rechtes mit bürgerlicher Wirkung austreten will, hat den Austritt bei Gericht zu erklären oder als Einzelerklärung in öffentlich beglaubigter Form einzureichen. Die Steuerpflicht des Ausgetretenen erlischt frühestens mit Ende des Steuerjahrs, in dem die Austrittserklärung abgegeben worden ist.

(2) Das Nähere wird durch Gesetz bestimmt.

Absatz 2. Vgl. Gesetz, betr. den Austritt aus den Religionsgesellschaften des öffentlichen Rechts, vom 14. Januar 1921.

Abschnitt X

Die Staatsbeamten

Artikel 77.

(1) Zu Staatsbeamten können alle Reichsangehörigen ohne Rücksicht auf Geschlecht und bisherigen Beruf bestellt werden, wenn sie die Befähigung für das Amt besitzen.

(2) Die für die einzelnen Ämter erforderliche Befähigung schreibt das Gesetz vor.

Artikel 78.

Jeder Staatsbeamte hat einen Eid dahin zu leisten, daß er das ihm übertragene Amt unparteiisch nach bestem Wissen und Können verwalten und die Verfassung gewissenhaft beobachten wolle.

Artikel 79.

(1) Die Staatsbeamten können wider ihren Willen nur unter den gesetzlich vorgeschriebenen Voraussetzungen und Formen entlassen, einstweilig oder endgültig in den Ruhestand oder in ein anderes Amt mit geringerem Gehalte versetzt werden.

(2) Für ihre vermögensrechtlichen Ansprüche und für die ihrer Hinterbliebenen steht der Rechtsweg offen.

Artikel 80.

Im übrigen wird das Beamtenrecht im Rahmen des Reichsrechts durch Gesetz geregelt.

Abschnitt XI

Übergangs- und Schlußbestimmungen

Artikel 81.

(1) Die Verfassung vom 31. Januar 1850 und das Gesetz zur vorläufigen Ordnung der Staatsgewalt in Preußen vom 20. März 1919 sind aufgehoben.

(2) Im übrigen bleiben die bestehenden Gesetze und Verordnungen in Kraft, soweit ihnen diese Verfassung nicht entgegensteht.

Artikel 82.

(1) Die Befugnisse, die nach den früheren Gesetzen, Verordnungen und Verträgen dem Könige zustanden, gehen auf das Staatsministerium über.

(2) Die Rechte, die dem König als Träger des landesherrlichen Kirchenregiments zustanden, werden von drei durch das Staatsministerium zu bestimmenden Ministern evangelischen Glaubens ausgeübt, solange nicht die evangelischen Kirchen diese Rechte durch staatsgesetzlich bestätigte Kirchengesetze auf kirchliche Organe übertragen haben.

(3) Die sonstigen bisher vom Könige gegenüber den Religionsgesellschaften ausgeübten Rechte werden im Sinne des Artikel 137 der Reichsverfassung neu geregelt.

Artikel 83.

Auf Antrag eines Beteiligten ist ein bestehendes Patronat aufzuheben, sobald die vermögensrechtlichen Verpflichtungen abgelöst sind. Das Gesetz regelt das Verfahren und stellt die Grundsätze für die Ablösung auf.

Artikel 84.

Die bestehenden Steuern und Abgaben werden bis zu ihrer Änderung oder Aufhebung forterhoben.

Artikel 85.

Bis zum Zusammentritte des ersten Landtags gilt die Landesversammlung als Landtag.

Der erste neue Landtag ist durch Verordnung vom 24. Februar 1921 auf den 10. März 1921 einberufen worden.

Artikel 86.

Bis nach Durchführung der im Artikel 72 vorgesehenen Gesetzgebung sind die Oberpräsidenten, die Regierungspräsidenten und die Vorsitzenden des Provinzial-Schulkollegiums oder des Landeskulturamts im Einvernehmen mit dem Provinzialausschusse zu ernennen.

Artikel 87.

Verfassungsstreitigkeiten werden vom Staatsgerichtshof entschieden.

Artikel 88.

Die Verfassung tritt mit dem Tage ihrer Verkündung in Kraft, mit Ausnahme der Artikel 31 bis 43, 72 und 86. Diese Bestimmungen treten erst in Kraft, wenn die Provinziallandtage gemäß Artikel 74 neu gewählt sind.

Art. 88 ist durch § 3 des Gesetzes, betr. vorläufige Wahlen zum Staatsrat in der Provinz Oberschlesien und Abänderung des Artikels 88 der Verfassung ... vom 7. April 1921 außer Kraft gesetzt.

Berlin, den 30. November 1920

Die Preußische Staatsverwaltung

Braun. Fischbeck. Haenisch. am Zehnhoff.
Oeser. Stegerwald. Severing. Lüdemann.

2.

Gesetz

über die Wahlen zum Preußischen Landtag

(Landeswahlgesetz)

vom 3. Dezember 1920

[Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924.]

I. Wahlrecht und Wählbarkeit

§ 1.

(1) Wähler zum Landtag ist, wer am Wahltage Reichsangehöriger und 20 Jahre alt ist und in Preußen wohnt.

(2) Wähler sind ferner die am Wahltage reichsangehörigen, 20 Jahre alten preußischen Staatsbeamten, Arbeiter und Angestellten in preußischen Staatsbetrieben und Angehörigen ihrer Hausstände, die zwar nicht in Preußen wohnen, aber nahe der Landesgrenze ihren Wohnort haben.

(3) Jeder Wähler hat eine Stimme.

§ 2.

(1) Ausgeschlossen vom Wahlrecht ist,

1. wer entmündigt ist oder unter vorläufiger Vormundschaft oder wegen geistigen Gebrechens unter Pflegschaft steht;

2. wer rechtskräftig durch Richterspruch die bürgerlichen Ehrenrechte verloren hat.

(2) Die Ausübung des Wahlrechts ruht für die Soldaten während der Dauer der Zugehörigkeit zur Wehrmacht.

(3) Behindert in der Ausübung ihres Wahlrechts sind Personen, die wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche in einer Heil- oder Pflegeanstalt untergebracht sind, ferner Straf- und Untersuchungsgefangene sowie Personen, die infolge gerichtlicher oder polizeilicher Anordnung in Verwahrung gehalten werden. Ausgenommen sind Personen, die sich aus politischen Gründen in Schutzhaft befinden.

§ 3.

Wählen kann nur, wer in eine Wählerliste oder eine Wahlkartei eingetragen ist oder einen Wahlschein hat.

§ 4.

Wählbar ist jeder Wahlberechtigte, der am Wahltage 25 Jahre alt ist.

§ 5.

(1) Ein Abgeordneter verliert seinen Sitz:

1. durch Verzicht;
2. durch nachträglichen Verlust des Wahlrechts;
3. durch strafgerichtliche Aberkennung der Rechte aus öffentlichen Wahlen;
4. durch Ungültigerklärung der Wahl oder sonstiges Ausscheiden beim Wahlprüfungsverfahren;
5. durch nachträgliche Änderung des Wahlergebnisses.

(2) Der Verzicht ist dem Landtagspräsidenten schriftlich zu erklären; er kann nicht widerrufen werden.

II. Wahlvorbereitung

§ 6.

Das Staatsministerium bestimmt im Einvernehmen mit dem Ständigen Ausschusse des Landtags (Artikel 26 der Verfassung) den Tag der Hauptwahl (Wahltag).

Der 1. Hauptwahltag ist gemäß V. v. 29./12. 20 auf den 20./2. 21 anberaumt worden.

§ 7.

Die Wahlkreiseinteilung und die Bildung von Wahlkreisverbänden regelt die Anlage[1]).

§ 8.

Zur Vorprüfung und Feststellung der Wahlergebnisse im ganzen Lande ernennt der Minister des Innern einen Landeswahlleiter und einen Stellvertreter.

§ 9.

Für die Stimmabgabe wird jeder Wahlkreis in Wahlbezirke geteilt, die möglichst mit den Gemeinden zusammenfallen. Große Gemeinden können in mehrere Wahlbezirke zerlegt, kleine Gemeinden oder Teile von Gemeinden mit benachbarten Gemeinden oder Gemeindeteilen zu einem Wahlbezirke vereinigt werden.

§ 10.

(1) Für jeden Wahlbezirk wird ein Wahlvorsteher und ein Stellvertreter ernannt.

(2) Der Wahlvorsteher beruft aus den Wählern des Wahlbezirkes, für den er bestellt ist, drei bis sechs Beisitzer und einen Schriftführer; dieser kann auch aus den Wählern eines anderen Wahlbezirkes genommen werden.

(3) Der Wahlvorsteher, sein Stellvertreter, die Beisitzer und der Schriftführer bilden den Wahlvorstand.

§ 11.

(1) In jedem Wahlbezirke wird für die dort wohnhaften Wähler eine Wählerliste oder Wahlkartei geführt.

(2) Die gemäß § 1 Abs. 2 wahlberechtigten Personen werden auf Antrag in die Wählerliste oder Wahlkartei einer ihrem Wohnorte benachbarten preußischen Gemeinde eingetragen.

§ 12.

Einen Wahlschein erhält auf Antrag

I. ein Wähler, der in eine Wählerliste oder Wahlkartei eingetragen ist,

1. wenn er sich am Wahltage während der Wahlzeit aus zwingenden Gründen außerhalb seines Wahlbezirkes aufhält;

---

1) Unten S. 35.

2. wenn er nach Ablauf der Einspruchsfrist (§ 13) seine Wohnung in einen anderen Wahlbezirk verlegt;
3. wenn er infolge eines körperlichen Leidens oder Gebrechens in seiner Bewegungsfähigkeit behindert ist und durch den Wahlschein die Möglichkeit erhält, einen für ihn günstiger gelegenen Wahlraum aufzusuchen;

II. ein Wähler, der in eine Wählerliste oder Wahlkartei nicht eingetragen oder darin gestrichen ist,
1. wenn er nachweist, daß er ohne sein Verschulden die Einspruchsfrist (§ 13) versäumt hat;
2. wenn er wegen Ruhens des Wahlrechts nicht eingetragen oder gestrichen war, der Grund hierfür aber nach Ablauf der Einspruchsfrist weggefallen ist;
3. wenn er Auslanddeutscher war und seinen Wohnort nach Ablauf der Einspruchsfrist nach Preußen ververlegt hat.

§ 13.

(1) Die Wählerlisten und Wahlkarteien werden zur allgemeinen Einsicht öffentlich mindestens 8 Tage lang ausgelegt. Die Gemeindebehörde gibt Ort und Zeit öffentlich bekannt und weist darauf hin, innerhalb welcher Frist und bei welcher Stelle Einspruch gegen die Wählerliste oder Wahlkartei erhoben werden kann.

(2) Einsprüche sind bis zum Ablaufe der Auslegungsfrist bei der Gemeindebehörde anzubringen und innerhalb der nächsten vierzehn Tage zu erledigen. Hierauf werden die Listen oder Karteien geschlossen.

§ 14.

Der Wähler kann nur in dem Wahlbezirke wählen, in dessen Wählerliste oder Wahlkartei er eingetragen ist. Inhaber von Wahlscheinen können in jedem beliebigen Wahlbezirke wählen.

§ 15.

(1) Für jeden Wahlkreis werden ein Kreiswahlleiter und ein Stellvertreter ernannt.

(2) Beim Kreiswahlleiter sind spätestens am siebzehnten Tage vor dem Wahltage die Kreiswahlvorschläge einzureichen.

(3) Die Kreiswahlvorschläge müssen von mindestens 500 Wählern des Wahlkreises unterzeichnet sein; bei Kreiswahlvorschlägen solcher Parteien, die in dem letzten Landtage vertreten gewesen

sind, genügt die Unterschrift von 20 Wählern. Die Namen der Bewerber müssen in erkennbarer Reihenfolge aufgeführt sein.

(4) In den Wahlvorschlag darf nur aufgenommen werden, wer seine Zustimmung dazu schriftlich erklärt hat. Die Erklärung muß spätestens am siebzehnten Tage vor dem Wahltag bei dem Kreiswahlleiter eingegangen sein, andernfalls wird der Bewerber gestrichen.

(5) In dem einzelnen Wahlkreise darf ein Bewerber nur einmal vorgeschlagen werden.

§ 16.

(1) Für jeden Wahlkreisverband werden ein Verbandswahlleiter und ein Stellvertreter ernannt.

(2) Innerhalb eines Wahlkreisverbandes können mehrere Kreiswahlvorschläge miteinander verbunden werden. Die Verbindung ist nur wirksam, wenn diese Kreiswahlvorschläge dem gleichen oder keinem Landeswahlvorschlag angeschlossen werden.

(3) Die Verbindung muß von den auf den Kreiswahlvorschlägen bezeichneten Vertrauenspersonen oder deren Stellvertretern übereinstimmend, spätestens am zwölften Tage vor dem Wahltage, dem Leiter des Wahlkreisverbandes schriftlich erklärt werden (Verbindungserklärung).

§ 17.

(1) Beim Landeswahlleiter können, und zwar spätestens am vierzehnten Tage vor der Wahl, Landeswahlvorschläge eingereicht werden. Sie müssen von mindestens 1500 Wählern unterzeichnet sein; bei Landeswahlvorschlägen solcher Parteien, die in dem letzten Landtag vertreten gewesen sind, genügt die Unterschrift von 20 Wählern. Die Namen der Bewerber müssen in erkennbarer Reihenfolge aufgeführt sein.

(2) In den Wahlvorschlag darf nur aufgenommen werden, wer seine Zustimmung dazu schriftlich erklärt hat. Die Erklärung muß spätestens am vierzehnten Tage vor dem Wahltag beim Landeswahlleiter eingegangen sein; andernfalls wird der Bewerber gestrichen.

(3) Ein Bewerber darf nur in einem Landeswahlvorschlage benannt werden. Die Benennung in einem Landeswahlvorschlage schließt die Benennung in einem Kreiswahlvorschlage nicht aus, wenn die Erklärung nach § 19 sich auf diesen Landeswahlvorschlag bezieht.

§ 18.

(1) In jedem Kreis- und Landeswahlvorschlage muß ein Vertrauensmann und ein Stellvertreter bezeichnet werden, die zur Abgabe von Erklärungen gegenüber dem Kreiswahlleiter und dem Wahlausschusse (§ 21), bei Landeswahlvorschlägen gegenüber dem Landeswahlleiter und dem Landeswahlausschusse (§ 23) bevollmächtigt sind. Fehlt diese Bezeichnung, so gilt der erste Unterzeichner als Vertrauensmann, der zweite als sein Stellvertreter.

(2) Erklärt mehr als die Hälfte der Unterzeichner eines Wahlvorschlags schriftlich, daß der Vertrauensmann oder sein Stellvertreter durch einen anderen ersetzt werden soll, so tritt dieser an die Stelle des früheren Vertrauensmanns, sobald die Erklärung dem Wahlleiter zugeht.

§ 19.

Für die Kreiswahlvorschläge kann von den Vertrauenspersonen oder ihren Stellvertretern erklärt werden, daß die Reststimmen einem Landeswahlvorschlage zuzurechnen sind (Anschlußerklärung). Die Erklärung muß spätestens am achten Tage vor dem Wahltag schriftlich beim Kreiswahlleiter eingereicht sein. Sonst scheiden die Reststimmen des Wahlkreises beim Zuteilungsverfahren für das Land aus.

§ 20.

Eine telegraphische Erklärung gilt als schriftliche Erklärung im Sinne des § 15 Abs. 2, 4, § 16 Abs. 3, § 17 Abs. 1, 2, § 19, wenn sie durch eine spätestens am dritten Tage nach Ablauf der Frist eingegangene schriftliche Erklärung bestätigt wird. Bei Abgabe dieser Erklärung ist in den Fällen des § 15 Abs. 4 und § 17 Abs. 2 Stellvertretung durch einen mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertreter zulässig, wenn der Bewerber nachweislich verhindert ist, die schriftliche Erklärung rechtzeitig einzusenden.

§ 21.

(1) Zur Prüfung der Kreiswahlvorschläge wird für jeden Wahlkreis ein Wahlausschuß gebildet, der aus dem Kreiswahlleiter als Vorsitzendem und vier bis acht Beisitzern besteht, die dieser aus den Wählern beruft. Der Wahlausschuß setzt die Kreiswahlvorschläge fest; er beschließt mit Stimmenmehrheit.

(2) Die Wahlvorschläge können nach ihrer Festsetzung nicht mehr geändert oder zurückgenommen werden.

§ 22.

(1) Zur Prüfung der Verbindungserklärungen wird im Bedarfsfalle für jeden Wahlkreisverband ein Verbandswahlausschuß gebildet, der aus dem Verbandswahlleiter als Vorsitzendem und vier Beisitzern besteht, die dieser aus den Wählern beruft. Der Verbandswahlausschuß beschließt mit Stimmenmehrheit.

(2) Der Verbandswahlleiter teilt die Verbindungserklärungen so, wie sie zugelassen sind, den Kreiswahlleitern der beteiligten Wahlkreise mit.

§ 23.

(1) Zur Prüfung der Landeswahlvorschläge wird ein Landeswahlausschuß gebildet, der aus dem Landeswahlleiter als Vorsitzendem und sechs Beisitzern besteht, die dieser aus den Wählern beruft. Der Landeswahlausschuß beschließt mit Stimmenmehrheit.

(2) Der Landeswahlleiter veröffentlicht die Landeswahlvorschläge so, wie sie zugelassen sind, in fortlaufender Nummernfolge. Die Veröffentlichung soll spätestens am elften Tage vor dem Wahltag erfolgen. Nach der Veröffentlichung können die Landeswahlvorschläge nicht mehr geändert oder zurückgenommen werden; doch kann der Landeswahlausschuß auf einem Landeswahlvorschlage nach seiner Veröffentlichung Bewerber streichen, die als Bewerber in einem Kreiswahlvorschlage benannt sind, der einem anderen Landeswahlvorschlag angeschlossen ist. Der Landeswahlleiter veröffentlicht die Streichung.

§ 24.

Der Kreiswahlleiter gibt spätestens am vierten Tage vor der Wahl die Kreiswahlvorschläge samt Verbindungserklärungen sowie die Landeswahlvorschläge, denen sich Wahlvorschläge aus dem Wahlkreis angeschlossen haben, in der zugelassenen Form öffentlich bekannt.

§ 25.

Die Stimmzettel werden für jeden Wahlkreis amtlich hergestellt in der Weise, daß die Stimmzettel alle zugelassenen Kreiswahlvorschläge unter Angabe der Partei und Hinzufügung der Namen je der ersten vier Bewerber enthalten. Die Stimmabgabe erfolgt derart, daß der Wähler durch ein auf den Stimmzettel gesetztes Kreuz oder auf andere Weise kenntlich macht, welchem Kreisvorschlag er seine Stimme geben will; weitere handschriftliche Zusätze machen den Stimmzettel ungültig.

III. Wahlhandlung und Ermittlung des Wahlergebnisses

§ 26.

Wahlhandlung und Ermittlung des Wahlergebnisses sind öffentlich.

§ 27.

Gewählt wird mit Stimmzetteln in amtlich gestempelten Umschlägen. Abwesende können sich weder vertreten lassen noch sonst an der Wahl teilnehmen.

§ 28.

Über die Gültigkeit der Stimmzettel entscheidet der Wahlvorstand mit Stimmenmehrheit. Bei Stimmengleichheit gibt der Wahlvorsteher den Ausschlag. Nachprüfung im Wahlprüfungsverfahren bleibt vorbehalten.

§ 29.

Zur Ermittlung des Wahlergebnisses stellt der Wahlausschuß fest, wieviel gültige Stimmen abgegeben sind und wieviel davon auf jeden Kreiswahlvorschlag entfallen.

§ 30.

Jedem Kreiswahlvorschlage werden so viel Abgeordnetensitze zugewiesen, daß je einer auf 40000 für ihn abgegebene Stimmen kommt. Stimmen, deren Zahl für die Zuteilung eines oder eines weiteren Abgeordnetensitzes an einen Kreiswahlvorschlag nicht ausreicht (Reststimmen), werden dem Landeswahlausschusse zur Verwertung überwiesen.

§ 31.

(1) Der Landeswahlausschuß zählt zunächst die in den Wahlkreisverbänden auf die verbundenen Kreiswahlvorschläge gefallenen Reststimmen zusammen. Auf je 40 000 in dieser Weise gewonnener Reststimmen entfällt ein weiterer Abgeordnetensitz. Diese Sitze werden den Kreiswahlvorschlägen nach der Zahl ihrer Reststimmen zugeteilt. Hierbei bleiben jedoch die Reststimmen unberücksichtigt, wenn nicht wenigstens auf einen der verbundenen Kreiswahlvorschläge 20 000 Stimmen abgegeben worden sind. Bei gleicher Zahl von Reststimmen auf mehreren Kreiswahlvorschlägen entscheidet über die Reihenfolge das Los.

(2) Die bei der Verrechnung der Reststimmen in den Wahlkreisverbänden nicht verbrauchten oder nicht berücksichtigten Reststimmen werden ihrem Landeswahlvorschlag überwiesen.

§ 32.

(1) Sodann zählt der Landeswahlausschuß die in allen Wahlkreisen oder Wahlkreisverbänden auf die Landeswahlvorschläge gefallenen Reststimmen zusammen und teilt jedem Landeswahlvorschlag auf je 40 000 Reststimmen einen Abgeordnetensitz zu. Ein Rest von mehr als 20000 Stimmen wird vollen 40000 gleichgeachtet.

(2) Einem Landeswahlvorschlage kann höchstens die gleiche Zahl der Abgeordnetensitze zugeteilt werden, die auf die ihm angeschlossenen Kreiswahlvorschläge entfallen sind.

§ 33.

Die Abgeordnetensitze werden auf die Bewerber nach ihrer Reihenfolge in den Wahlvorschlägen verteilt.

§ 34.

(1) Wenn ein Kreiswahlvorschlag weniger Bewerber enthält, als Abgeordnetensitze auf ihn entfallen, so gehen die übrigen Sitze im Falle der Verbindung auf die verbundenen Kreiswahlvorschläge, wenn auch diese erschöpft sind, sowie in den übrigen Fällen, auf den zugehörigen Landeswahlvorschlag über. § 31 Abs. 1 Satz 3 gilt sinngemäß.

(2) Enthält ein Landeswahlvorschlag weniger Bewerber, als Abgeordnetensitze auf ihn fallen, so bleiben die übrigen Sitze unbesetzt.

§ 35.

(1) Wenn ein zum Abgeordneten Berufener die Wahl ablehnt oder ein Abgeordneter ausscheidet, so stellt der Landeswahlausschuß fest, wer an seiner Stelle berufen ist. Die Feststellung kann durch den Landeswahlleiter allein erfolgen, wenn über den zu berufenden Ersatzmann keine Zweifel bestehen.

(2) Auch dabei wird nach §§ 33, 34 verfahren.

§ 36.

(1) Wird im Wahlprüfungsverfahren die Wahl eines ganzen Wahlkreises für ungültig erklärt, so verteilt der Landeswahlausschuß auf Grund des Ergebnisses einer nochmaligen Wahl (Nachwahl) von neuem die gesamten Reststimmen.

(2) Ergibt sich dabei, daß auf verbundene Kreiswahlvorschläge oder einen Landeswahlvorschlag mehr Sitze als bisher fallen, so wird die entsprechende Zahl neuer Abgeordnetensitze nach § 33 besetzt. Fallen auf verbundene Kreiswahlvorschläge oder einen Landeswahlvorschlag weniger Sitze als bisher, so erklärt der Landeswahlausschuß die entsprechende Zahl von Abgeordnetensitzen für erledigt. Für das Ausscheiden gelten dieselben Grundsätze wie für das Eintreten von Ersatzmännern; doch scheiden die zuletzt eingetretenen Abgeordneten zuerst aus.

§ 37.

(1) Ist lediglich in einzelnen Wahlbezirken die Wahlhandlung nicht ordnungsmäßig vorgenommen worden, so kann das Wahlprüfungsgericht dort die Wiederholung der Wahl beschließen (Wiederholungswahl). Der Minister des Innern hat den Beschluß alsbald auszuführen.

(2) Ist die Verhinderung der ordnungsmäßigen Wahlhandlung in einzelnen Wahlbezirken zweifelsfrei festgestellt, so kann schon vor der Entscheidung des Wahlprüfungsgerichts der Minister des Innern auf Antrag des Kreiswahlausschusses und mit Zustimmung des Landeswahlausschusses dort die Wiederholung der Wahl anordnen (Wiederholungswahl). Die Anordnung des Ministers unterliegt im Wahlprüfungsverfahren der Nachprüfung durch das Wahlprüfungsgericht.

(3) Die Wiederholungswahl darf nicht später als sechs Monate nach der Hauptwahl stattfinden.

(4) Bei der Wiederholungswahl wird nach denselben Kreiswahlvorschlägen und auf Grund derselben Wahllisten oder Wahlkarteien wie bei der Hauptwahl gewählt.

(5) Auf Grund der Wiederholungswahl wird das Wahlergebnis für den ganzen Wahlkreis oder Wahlkreisverband neu wie bei der Hauptwahl ermittelt (§§ 29 bis 32 und 36).

IV. Gemeinsame Vorschriften und Schlußvorschriften

§ 38.

Jeder Wähler hat die Pflicht zur Übernahme der ehrenamtlichen Tätigkeit eines Wahlvorstehers, Stellvertreters des Wahlvorstehers, Beisitzers oder Schriftführers im Wahlvorstand, eines

Beisitzers des Kreiswahlausschusses, des Verbandswahlausschusses oder des Landeswahlausschusses.

§ 39.

Die Berufung zu einem der Wahlehrenämter dürfen ablehnen:

1. die Mitglieder der Reichsregierung und der Landesregierungen;
2. die Mitglieder des Reichstags, des Reichsrats, des Reichswirtschaftsrats, der Volksvertretungen der Länder und des Staatsrats;
3. die Beamten, die amtlich mit dem Vollzuge des Landeswahlgesetzes oder mit der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit betraut sind;
4. Wähler, die als Bewerber auf einem Wahlvorschlage für eine am gleichen Tage stattfindende Wahl zum Reichstage, Landtage oder zu kommunalen Vertretungskörpern benannt sind;
5. Wähler, die das sechzigste Lebensjahr vollendet haben;
6. Wählerinnen, die glaubhaft machen, daß ihnen die Fürsorge für ihre Familie die Ausübung des Amtes in besonderem Maße erschwert;
7. Wähler, die glaubhaft machen, daß sie aus dringenden beruflichen Gründen oder durch Krankheit oder durch Gebrechen verhindert sind, das Amt ordnungsmäßig zu führen;
8. Wähler, die sich am Wahltage aus zwingenden Gründen außerhalb ihres Wohnorts aufhalten.

§ 40.

Wähler, welche die Übernahme eines Wahlehrenamts ohne gesetzlichen Grund ablehnen, können von der für die Bestellung des Wahlvorstehers (Kreiswahlleiters, Verbandswahlleiters, Landeswahlleiters) zuständigen Behörde in eine Ordnungsstrafe bis zum Betrage von 300 Reichsmark genommen werden.

An Stelle von „Goldmark" ist hier in Gemäßheit der Reichsverordnung vom 12. Dezember 1924 „Reichsmark" gesetzt.

§ 41.

(1) Der Staat vergütet den Gemeinden zum Ersatze der Kosten der Landtagswahl für jeden Wahlberechtigten einen festen, nach Gemeindegrößen abgestuften Betrag, der so berechnet wird, daß mit ihm durchschnittlich vier Fünftel der den Gemeinden ent-

standenen Kosten gedeckt werden. Der Betrag wird für jede Wahl vom Staatsministerium festgesetzt.

(2) Werden mit der Landtagswahl Reichswahlen, Abstimmungen auf Grund der Reichs- und Landesgesetze oder Wahlen zu kommunalen Vertretungskörpern verbunden, so vergütet der Staat den Gemeinden nur einen der Zahl der verbundenen Wahlen und Abstimmungen entsprechenden Bruchteil des Einheitssatzes.

§ 42.

Als verbunden im Sinne des § 41 Abs. 2 gelten Wahlen oder Abstimmungen, die am gleichen Tage oder kurz nacheinander abgehalten werden, sofern für sie die Wahl- und Abstimmungsvorbereitungen im wesentlichen gemeinsam getroffen werden und besonders nur eine einmalige Anlegung und Auslegung der Wählerlisten (Stimmlisten) oder Wahlkarteien (Stimmkarteien) stattfindet.

§ 43.

(1) Der Minister des Innern erläßt die Bestimmungen zur Ausführung des Gesetzes.

(2) Die Ausführungsbestimmungen können die Ausübung des Wahlrechts durch Seeleute in deutschen Häfen sowie die Abstimmung in Kranken- und Pflegeanstalten anderweitig regeln.

Anlage
(Zu § 7)

Die Wahlkreise und die Wahlkreisverbände

A. Wahlkreiseinteilung

Nummer des Wahlkreises	Name des Wahlkreises	Umfang des Wahlkreises	Zahl der Einwohner nach der Volkszählung vom 8. Oktober 1919 in den Verwaltungsbezirken	Zahl der Einwohner nach der Volkszählung vom 8. Oktober 1919 im Wahlkreise	Name des Wahlkreisverbandes
1	Ostpreußen	Regierungsbezirk Königsberg	884 893		
		„ Gumbinnen	549 145		
		„ Allenstein	536 054		
		„ Westpreußen	257 734	2 227 826	Ostpreußen-Pommern
2	Berlin	Der frühere Stadtkreis Berlin	1 897 864	1 897 864	Brandenburg I
3	Potsdam II	Kreis Beeskow-Storkow	49 257		
		Der frühere Stadtkreis Charlottenburg	325 172		
		Der frühere Stadtkreis Neukölln	263 678		

Die Wahlkreise und die Wahlkreisverbände

A. Wahlkreiseinteilung

Nummer des Wahlkreises	Name des Wahlkreises	Umfang des Wahlkreises	Zahl der Einwohner nach der Volkszählung vom 8. Oktober 1919		Name des Wahlkreisverbandes
			in den Verwaltungsbezirken	im Wahlkreise	
	Potsdam II	Der frühere Stadtkreis Berlin-Schöneberg	183 444		
		Der frühere Kreis Teltow	535 878		
		„ „ „ Stadtkreis Berlin-Wilmersdorf	141 816	1 499 245	Brandenburg 1
4	Potsdam I	Kreis Angermünde	62 813		
		Stadtkreis Brandenburg (Havel)	53 040		
		Stadtkreis Eberswalde	27 310		
		Kreis Jüterbog-Luckenwalde	73 538		
		Der frühere Stadtkreis Berlin-Lichtenberg	143 440		
		Der frühere Kreis Niederbarnim	448 088		

		Kreis Oberbarnim	74 470		
		Der frühere Kreis Osthavelland	83 903		
		Kreis Ostprignitz	68 734		
		Stadtkreis Potsdam	59 419		
		Kreis Prenzlau	60 675		
		„ Ruppin	76 448		
		Der frühere Stadtkr. Spandau	95 832		
		Kreis Templin	49 655		
		„ Westhavelland	67 485		
		„ Westprignitz Stadtkreis Wittenberge	86 131		
		„ Zauch-Belzig	86 384	1 617 365	Brandenburg II
5	Frankfurt a. O.	Regierungsbezirk Frankfurt	1 233 039		
		Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen	324 796	1 557 835	Brandenburg II
6	Pommern	Regierungsbezirk Stettin	889 758		
		„ Köslin	655 541		
		„ Stralsund	243 917	1 789 216	Ostpreußen-Pommern
7	Breslau	Regierungsbezirk Breslau	1 807 980	1 807 980	Schlesien
8	Liegnitz	Regierungsbezirk Liegnitz	1 180 633	1 180 633	Schlesien

Die Wahlkreise und die Wahlkreisverbände

A. Wahlkreiseinteilung

Nummer des Wahlkreises	Name des Wahlkreises	Umfang des Wahlkreises	Zahl der Einwohner nach der Volkszählung vom 8. Oktober 1919		Name des Wahlkreisverbandes
			in den Verwaltungsbezirken	im Wahlkreise	
9	Oppeln	Provinz Oberschlesien	1 302 206	1 302 206	Schlesien
10	Magdeburg	Regierungsbezirk Magdeburg	1 245 508	1 245 508	Sachsen
11	Merseburg	Regierungsbezirk Merseburg	1 340 084	1 340 084	Sachsen
12	Erfurt	Regierungsbezirk Erfurt Kreis Herrschaft Schmalkalden	543 601 45 264	588 865	Sachsen
13	Schleswig-Holstein	Regierungsbezirk Schleswig	1 462 668	1 462 668	Schleswig-Holstein-Hannover
14	Weser-Ems	Regierungsbezirk Aurich „ Osnabrück	277 081 408 082	685 163	Schleswig-Holstein-Hannover
15	Ost-Hannover	Regierungsbezirk Stade „ Lüneburg	432 254 565 862	998 116	Schleswig-Holstein-Hannover

16	Süd-Hannover	Regierungsbezirk Hannover	776 748		Schleswig-Holstein-Hannover
		„ Hildesheim	567 837	1 344 585	
17	Westfalen-Nord	Regierungsbezirk Münster	1 171 789		
		„ Minden	768 050		
		Kreis Grafschaft Schaumburg	47 443	1 987 282	Westfalen
18	Westfalen-Süd	Regierungsbezirk Arnsberg	2 529 762	2 529 762	Westfalen
19	Hessen-Nassau	Regierungsbezirk Cassel (ohne die Kreise Grafschaft Schaumburg und Herrschaft Schmalkalden)	951 188		
		Regierungsbezirk Wiesbaden	1 229 607		Hessen-Nassau-Rheinland-Süd
		Kreis Wetzlar	69 244	2 250 039	
20	Köln-Aachen	Regierungsbezirk Köln	1 339 076		Hessen-Nassau-Rheinland-Süd
		„ Aachen	634 445	1 973 521	
21	Coblenz-Trier	Regierungsbezirk Coblenz (ohne den Kreis Wetzlar)	699 473		
		Regierungsbezirk Trier	449 788		Hessen-Nassau-Rheinland-Süd
		„ Sigmaringen	70 751	1 220 012	
22	Düsseldorf-Ost	Stadtkreis Barmen	174 840		
		„ Düsseldorf	407 338		

Die Wahlkreise und die Wahlkreisverbände

A. Wahlkreiseinteilung

Nummer des Wahlkreises	Name des Wahlkreises	Umfang des Wahlkreises	Zahl der Einwohner nach der Volkszählung vom 8. Oktober 1919		Name des Wahlkreisverbandes
			in den Verwaltungsbezirken	im Wahlkreise	
	Düsseldorf-Ost	Landkreis Düsseldorf	104 444		
		Stadtkreis Elberfeld	157 218		
		„ Essen	439 257		
		Landkreis Essen	163 403		
		Kreis Lennep	80 521		
		„ Mettmann	117 599		
		Stadtkreis Remscheid	72 568		
		„ Solingen	48 912		
		Landkreis Solingen	167 827	1 933 927	Rheinland-Nord
23	Düsseldorf-West	Kreis Cleve	72 778		
		Stadtkreis Crefeld	124 325		
		Landkreis Crefeld	43 610		
		Kreis Dinslaken	52 276		
		Stadtkreis Duisburg	244 302		

	Kreis Geldern	59 733		
	„ Gladbach	75 830		
	„ Grevenbroich	50 372		
	Stadtkreis Hamborn	110 102		
	Kreis Kempen in Rheinprovinz	98 456		
	„ Mörs	155 142		
	Stadtkreis Mülheim a. d. Ruhr	128 205		
	„ München Gladbach	106 738		
	„ Neuß	39 819		
	Landkreis Neuß	35 663		
	Stadtkreis Oberhausen	98 677		
	Kreis Rees	76 735		
	Stadtkreis Rheydt	42 821		
	„ Sterkrade	46 265	1 661 849	Rheinland-Nord

B. Die Wahlkreisverbände

Nummer des Wahlkreisverbandes	Name des Wahlkreisverbandes	Umfang des Wahlkreisverbandes
I	Ostpreußen-Pommern	Wahlkreis 1 und 6
II	Brandenburg I	die Wahlkreise 2 und 3
III	Brandenburg II	„ „ 4 und 5
IV	Schlesien	„ „ 7, 8 und 9

Die Wahlkreise und die Wahlkreisverbände

B. Die Wahlkreisverbände

Nummer des Wahlkreisverbandes	Name des Wahlkreisverbandes	Umfang des Wahlkreisverbandes
V	Sachsen	die Wahlkreise 10, 11 und 12
VI	Schleswig-Holstein-Hannover	„ „ 13, 14, 15, 16
VII	Westfalen	„ „ 17 und 18
VIII	Hessen-Nassau-Rheinland-Süd . . .	„ „ 19, 20 und 21
IX	Rheinland-Nord	„ „ 22 und 23

3.

Landeswahlordnung

vom 10. Dezember 1920,

Fassung der Bekanntmachung vom 29. Oktober 1924.

[Ergangen auf Grund des § 40 (jetzt § 43) des Landeswahlgesetzes.]

I. Wahlberechtigung

§ 1.

(1) Wähler zum Landtag ist, wer am Wahltage Reichsangehöriger und 20 Jahre alt ist und entweder in Preußen wohnt oder als preußischer Staatsbeamter, als Arbeiter oder Angestellter in einem preußischen Staatsbetrieb oder als Angehöriger des Hausstandes eines solchen Beamten, Arbeiters oder Angestellten zwar nicht in Preußen wohnt, aber nahe der Landesgrenze seinen Wohnort hat.

(2) Jeder Wähler hat eine Stimme.

§ 2.

(1) Ausgeschlossen vom Wahlrecht ist:

1. wer entmündigt ist oder unter vorläufiger Vormundschaft oder wegen geistigen Gebrechens unter Pflegschaft steht;
2. wer rechtskräftig durch Richterspruch die bürgerlichen Ehrenrechte verloren hat.

(2) Die Ausübung des Wahlrechts ruht für die Soldaten der Wehrmacht, solange sie ihr angehören. Zu den Soldaten zählen die Mannschaften, Unteroffiziere, Deckoffiziere sowie die Offiziere einschließlich der Sanitäts-, Veterinär-, Feuerwerks-, Festungsbau- und Zeugoffiziere des Reichsheeres und der Reichsmarine. Die Militärbeamten gehören dagegen nicht zu den Soldaten der Wehrmacht.

(3) Behindert in der Ausübung des Wahlrechts sind Personen, die wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche in einer Heil- oder Pflegeanstalt untergebracht sind, ferner Straf- und Untersuchungsgefangene sowie Personen, die infolge gerichtlicher oder polizeilicher Anordnung in Verwahrung gehalten werden.

Ausgenommen sind Personen, die sich aus politischen Gründen in Schutzhaft befinden.

§ 3.

(1) Wählen kann nur, wer in ein Wählerverzeichnis eingetragen ist oder einen Wahlschein hat.

(2) Wahlberechtigte, die keinen Wahlschein haben, können nur in dem Wahlbezirke wählen, in dessen Wählerverzeichnis sie eingetragen sind. Inhaber von Wahlscheinen können in jedem beliebigem Wahlbezirke wählen.

II. Vorbereitungen für die Wahl

1. Wählerverzeichnisse

§ 4.

(1) Die Stimmlisten und Stimmkarteien, die von den preußischen Gemeindebehörden gemäß den Bestimmungen der §§ 5 bis 8 der Reichsstimmordnung vom 14. März 1924 (Reichsgesetzbl. I S. 173) über die in den Gemeindebezirken wohnhaften Stimmberechtigten zu führen sind, dienen als Wählerverzeichnis auch für die Wahlen zum Preußischen Landtage.

(2) Die Gemeindebehörden haben Sorge zu tragen, daß die Unterlagen für diese Verzeichnisse jederzeit so vollständig vorhanden sind und geführt werden, daß eine Berichtigung und Neuaufstellung nach Ausschreibung der Wahlen zum Landtage jederzeit in kürzester Frist durchgeführt werden kann.

(3) Außerhalb des preußischen Staatsgebiets wohnhafte wahlberechtigte preußische Staatsbeamte, Arbeiter und Angestellte sowie wahlberechtigte Angehörige ihres Hausstandes (§ 1 Abs. 1) werden auf Antrag in das Wählerverzeichnis einer benachbarten preußischen Gemeinde eingetragen.

(4) Für den Vermerk der Stimmabgabe zur Landtagswahl ist gleichmäßig eine und dieselbe Spalte im ganzen Wahlbezirke vorzuschreiben.

2. Wahlscheine

§ 5.

(1) Einen Wahlschein erhält auf Antrag:

I. ein Wähler, der in ein Wählerverzeichnis eingetragen ist,

1. wenn er sich am Wahltage während der Wahlzeit aus zwingenden Gründen außerhalb seines Wahlbezirkes aufhält;

2. wenn er nach Ablauf der Einspruchsfrist (§ 13 Abs. 2) seine Wohnung in einen anderen Wahlbezirk verlegt;
3. wenn er infolge eines körperlichen Leidens oder Gebrechens in seiner Bewegungsfreiheit behindert ist und durch den Wahlschein die Möglichkeit erhält, einen für ihn günstiger gelegenen Wahlraum aufzusuchen;

II. ein Wähler, der in ein Wählerverzeichnis nicht eingetragen oder darin gestrichen ist,
1. wenn er nachweist, daß er ohne sein Verschulden die Einspruchsfrist versäumt hat;
2. wenn er wegen Ruhens des Wahlrechts nicht eingetragen oder gestrichen war, der Grund hierfür aber nach Ablauf der Einspruchsfrist weggefallen ist;
3. wenn er Auslanddeutscher war und seinen Wohnort nach Ablauf der Einspruchsfrist nach Preußen verlegt hat.

(2) Der Fall zu Abs. 1, I. Nr. 1 wird namentlich vorliegen, wenn es sich handelt um
a) Schiffer und Schiffsleute auf See- und Binnenschiffen, einschließlich der mitfahrenden Angehörigen ihres Hausstandes,
b) Floßführer und Floßleute,
c) Bahn- und Postbedienstete,
d) Geschäftsreisende und Wandergewerbetreibende,
e) Wahlhelfer.

§ 6.

(1) Zuständig zur Ausstellung des Wahlscheins ist die Gemeindebehörde des Wohnorts, in den Fällen des § 5 Abs. 1, I. Nr. 2 die Gemeindebehörde des bisherigen Wohnorts.

(2) Den Grund zur Ausstellung eines Wahlscheins hat der Antragsteller auf Erfordern glaubhaft zu machen. Über seine Berechtigung, den Antrag zu stellen und den Wahlschein in Empfang zu nehmen, muß er sich gehörig ausweisen.

(3) Über die ausgestellten Wahlscheine führt die Gemeindebehörde ein Verzeichnis.

§ 7.

(1) Wahlscheine können noch am Tage vor der Wahl ausgestellt werden.

(2) In größeren Gemeinden kann die Entgegennahme von Anträgen auf Ausstellung von Wahlscheinen schon am zweit-

letzten Tage vor dem Wahltag geschlossen werden. Die Gemeindebehörde hat darauf in der Bekanntmachung nach § 41 hinzuweisen.

§ 8.

(1) Seeleuten, die sich infolge ihres Berufs nur vorübergehend in einer Gemeinde aufhalten, ist der Wahlschein von der Aufenthaltsgemeinde zu erteilen, wenn sie ihr Wahlrecht in dieser Gemeinde ausüben wollen; sie müssen aber in ihrem Seefahrtsbuch einen vom Seemannsamt oder von der Gemeindebehörde eingetragenen, noch gültigen Vermerk vorweisen, der sie zur Entgegennahme eines Wahlscheins berechtigt. Zu diesem Zwecke ist den Seeleuten ihr Seefahrtsbuch auszuhändigen.

(2) Wird der Wahlschein erst am fünften Tage nach dem allgemeinen Wahltag (§ 58 Abs. 1) beantragt, so kann der Antrag zurückgewiesen werden, wenn eine Beteiligung an der Wahl nicht mehr möglich erscheint.

(3) Das Seemannsamt ist verpflichtet, auf Antrag einen Vermerk in das Seefahrtsbuch einzutragen, nachdem es bei der Gemeindebehörde, bei der der Antragsteller in dem Wählerverzeichnis zu führen ist, festgestellt hat, daß keine Bedenken bestehen. Die Eintragung des Vermerks wird der Gemeindebehörde mitgeteilt, die sie in dem Wählerverzeichnis bei dem Namen des Wahlberechtigten vermerkt.

(4) Die Erteilung des Wahlscheins wird bei der Ausfertigung von der Gemeindebehörde bei dem Vermerk im Seefahrtsbuch unter Angabe des Wahltags bescheinigt.

§ 9.

(1) Der Wahlschein ist nach Anlage 1 [1]) auszustellen.

(2) Verlorene Wahlscheine werden nicht ersetzt.

§ 10.

(1) Haben Wähler einen Wahlschein erhalten, so ist in dem Wählerverzeichnis in der für den Vermerk der Stimmabgabe vorgesehenen Spalte einzutragen „Wahlschein" oder „W".

(2) Ist bei der Ausstellung des Wahlscheins das Wählerverzeichnis dem Wahlvorsteher bereits ausgehändigt, so ist ihm bis zum Beginn der Wahlhandlung ein Verzeichnis der Wähler zu übermitteln, die nachträglich einen Wahlschein erhalten haben.

1) Seite 77

§ 11.

(1) Die Gemeindebehörde hat die Zahl der ausgestellten Wahlscheine spätestens am Tage nach dem Wahltage der unteren Verwaltungsbehörde anzuzeigen. Sind keine Wahlscheine ausgestellt, so ist Fehlanzeige zu erstatten.

(2) Die unteren Verwaltungsbehörden haben die Anzeigen nach Gemeinden zusammenzustellen und die Zusammenstellung dem Kreiswahlleiter einzureichen, der sie dem Landeswahlleiter weiterzureichen hat.

§ 12.

Gegen die Versagung eines Wahlscheins kann Einspruch erhoben werden. Über den Einspruch entscheidet die nach § 106 zuständige Behörde.

3. Auslegung und Berichtigung der Wählerverzeichnisse. Einspruchsverfahren

§ 13.

(1) Der Minister des Innern bestimmt die Auslegungsfrist und den Tag, von dem ab die Wählerverzeichnisse auszulegen sind. In großen Gemeinden kann die Gemeindebehörde die Auslegung schon früher beginnen lassen.

(2) Die Gemeindebehörde hat vor der Auslegung der Wählerverzeichnisse in ortsüblicher Weise bekanntzugeben, wo, wielange und zu welchen Tagesstunden die Wählerverzeichnisse zu jedermanns Einsicht ausgelegt werden sowie in welcher Zeit und in welcher Weise Einsprüche gegen sie erhoben werden können.

(3) Die Gemeindebehörden sollen die Anfertigung von Abschriften zulassen oder, soweit möglich, gegen Erstattung der Auslagen Abschriften der Wählerverzeichnisse erteilen.

§ 14.

(1) Wer die Wählerverzeichnisse für unrichtig oder unvollständig hält, kann dies bis zum Ablaufe der Auslegungsfrist bei der Gemeindebehörde oder einem von ihr ernannten Beauftragten schriftlich anzeigen oder zur Niederschrift geben. Soweit die Richtigkeit seiner Behauptung nicht offenkundig ist, hat er für sie Beweismittel beizubringen.

(2) Wenn der Einspruch nicht für begründet erachtet wird, entscheidet über ihn die nach § 106 zuständige Behörde.

(3) Die Entscheidung muß spätestens am vorletzten Tage vor dem Wahltag gefällt und den Beteiligten bekanntgegeben sein.

§ 15.

Wird das Wählerverzeichnis berichtigt, so sind die Gründe der Streichungen in Spalte „Bemerkungen" anzugeben. Wenn das Wahlrecht eines Wählers ruht, so erfolgt seine Streichung in der Liste. Wenn ein Wähler in der Ausübung des Wahlrechts behindert ist, so ist er in der für den Vermerk der Stimmabgabe vorgesehenen Spalte mit „behindert" oder „b" zu bezeichnen. Ergänzungen sind als Nachtrag aufzunehmen.

§ 16.

(1) Wenn die Auslegungsfrist abgelaufen ist, können Wähler nur auf rechtzeitig angebrachte Einsprüche in das Wählerverzeichnis aufgenommen oder darin gestrichen werden.

(2) Die Streichung des Vermerkes „behindert" oder „b" ist auch nach Ablauf der Auslegungsfrist bis zum Wahltage zulässig, wenn der Grund der Behinderung nach Ablauf der Auslegungsfrist weggefallen ist.

§ 17.

(1) Das berichtigte Wählerverzeichnis ist von der Gemeindebehörde abzuschließen. Hierbei ist zu bescheinigen, daß und wielange das Wählerverzeichnis ausgelegen hat, daß die Bekanntmachung hierüber und ebenso die im § 41 vorgeschriebene ortsübliche Bekanntmachung erfolgt ist, endlich, wieviele Wähler in die Liste eingetragen sind, deren Namen nicht mit dem Vermerke „Wahlschein" oder „W" versehen oder gestrichen wurden.

(2) Die Behälter der Wahlkarteien sind durch Schlösser, Plomben oder Siegel so zu verschließen, daß eine Entnahme oder Einfügung von Karten nicht möglich ist.

(3) Die Gemeindebehörde hat das Wählerverzeichnis dem Wahlvorsteher zu übersenden.

4. Wahlleiter

§ 18.

Zur Vorprüfung und Feststellung der Wahlergebnisse im ganzen Lande ernennt der Minister des Innern einen Landeswahlleiter und einen Stellvertreter.

§ 19.

(1) Für jeden Wahlkreis wird ein Kreiswahlleiter und ein Stellvertreter, für jeden Wahlkreisverband ein Verbandswahlleiter und ein Stellvertreter ernannt.

(2) Zum Verbandswahlleiter soll in der Regel einer der beteiligten Kreiswahlleiter ernannt werden.

(3) Die Ernennung erfolgt unverzüglich nach Ausschreibung der Wahlen für die Wahlkreise und Wahlkreisverbände, die sich auf mehrere Regierungsbezirke der gleichen Provinz erstrecken, sowie für den Wahlkreis 2 (Berlin) durch den Oberpräsidenten, falls sich die Wahlkreise oder Wahlkreisverbände auf mehrere Provinzen erstrecken, durch den Minister des Innern, sonst durch den Regierungspräsidenten.

§ 20.

Die Ernennung der Wahlleiter ist öffentlich bekanntzumachen und dem Landeswahlleiter mitzuteilen.

5. Wahlausschüsse

§ 21.

(1) Bei dem Landeswahlleiter wird ein Landeswahlausschuß gebildet, um die Landeswahlvorschläge zu prüfen und die Abstimmungsergebnisse im ganzen Lande festzustellen.

(2) Er besteht aus dem Landeswahlleiter (§ 18) als Vorsitzendem und sechs Beisitzern. Die Beisitzer und Stellvertreter in derselben Zahl beruft der Vorsitzende aus den Wählern der größeren Parteien des Landes. Wegen der Auswahl sollen die Parteileitungen gehört werden.

(3) Der Landeswahlausschuß ist beschlußfähig, wenn außer dem Vorsitzenden mindestens vier Beisitzer oder Stellvertreter anwesend sind. Er beschließt mit Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit gibt der Vorsitzende den Ausschlag.

§ 22.

(1) Für jeden Wahlkreisverband wird ein Verbandswahlausschuß gebildet. Er prüft die Verbindung von Kreiswahlvorschlägen und entscheidet über ihre Zulassung in öffentlicher Sitzung.

(2) Der Verbandswahlausschuß besteht aus dem Verbandswahlleiter (§ 19) als Vorsitzendem und vier Beisitzern. Die

Beisitzer und Stellvertreter in derselben Zahl beruft der Vorsitzende aus den Wählern der Parteien des Wahlkreisverbandes, nachdem er die Parteileitungen gehört hat.

(3) Der Verbandswahlausschuß ist beschlußfähig, wenn außer dem Vorsitzenden mindestens zwei Beisitzer oder Stellvertreter anwesend sind. Er beschließt mit Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit gibt der Vorsitzende den Ausschlag.

§ 23.

(1) Zur Prüfung der Kreiswahlvorschläge sowie zur Prüfung und Weiterreichung der Wahlergebnisse wird in jedem Wahlkreis ein Kreiswahlausschuß gebildet.

(2) Der Ausschuß besteht aus dem Kreiswahlleiter (§ 19) als Vorsitzendem und vier bis acht Beisitzern. Die Beisitzer und Stellvertreter in derselben Zahl beruft der Vorsitzende aus den Wählern der Parteien des Wahlkreises, nachdem er die Parteileitungen gehört hat.

(3) Der Ausschuß ist beschlußfähig, wenn außer dem Vorsitzenden mindestens die Hälfte der Beisitzer oder Stellvertreter anwesend sind. Er beschließt mit Stimmenmehrheit, bei Stimmengleichheit gibt der Vorsitzende den Ausschlag.

§ 24.

(1) Die in die Ausschüsse berufenen Beisitzer und Stellvertreter verpflichtet der Vorsitzende durch Handschlag.

(2) Die Stellvertreter werden für abwesende oder ausgeschiedene Beisitzer herangezogen.

(3) Die Vertrauensmänner der Wahlvorschläge und ihre Stellvertreter können nicht Beisitzer oder Stellvertreter sein.

§ 25.

Zu den Verhandlungen bestellt der Vorsitzende Schriftführer und verpflichtet sie durch Handschlag; sie sind aber nicht stimmberechtigt.

§ 26.

(1) Ort und Zeit der Sitzungen bestimmt der Vorsitzende. Die Beisitzer und der Schriftführer werden zu den Sitzungen eingeladen.

(2) Die Wahlausschüsse entscheiden in öffentlicher Sitzung.

(3) Öffentlich sind diese Sitzungen schon dann, wenn Zeit, Ort und der Gegenstand der Sitzung vor der Sitzung durch

Aushang am Eingange des Sitzungshauses bekanntgegeben worden sind mit dem Hinweis, daß der Zutritt zur Sitzung den Wählern offen steht.

§ 27.

Die Beisitzer der Ausschüsse erhalten keine Vergütung. Sie sind daher möglichst aus den Wählern am Sitze des Wahlausschusses zu berufen. Sind sie außerhalb ihres Wohnorts tätig, dann erhalten sie Ersatz der verauslagten Fahrkosten sowie Tage- und Übernachtungsgelder nach den Sätzen, die für die Mitglieder der höheren Verwaltungsbehörden gelten.

6. Wahlvorsteher

§ 28.

In jedem Wahlbezirk ernennt die nach § 106 zuständige Behörde einen Wahlvorsteher und seinen Stellvertreter, auch für Kranken- und Pflegeanstalten, wenn sie eigene Wahlbezirke (§ 33) bilden.

7. Wahlvorstand

§ 29.

(1) Der Wahlvorsteher beruft unter Berücksichtigung der verschiedenen Parteien aus den Wählern des Wahlbezirkes, für den er bestellt ist, drei bis sechs Beisitzer und einen Schriftführer; dieser kann auch aus den Wählern eines anderen Wahlbezirks genommen werden und wird im Falle vorübergehender Behinderung durch einen Beisitzer vertreten.

(2) Der Wahlvorsteher, dessen Stellvertreter, die Beisitzer und der Schriftführer bilden nach ihrem Zusammentreten den Wahlvorstand.

(3) Die Mitglieder des Wahlvorstandes erhalten keine Vergütung.

§ 30.

Der Wahlvorstand wird vom Vorsteher eingeladen und tritt am Wahltage zu Beginn der Wahlhandlung in dem Wahlraume zusammen.

§ 31.

(1) Der Stellvertreter, die Beisitzer und der Schriftführer unterstützen den Wahlvorsteher bei der Überwachung und Durch-

führung der Wahlhandlung sowie bei der Ermittlung des Wahlergebnisses.

(2) Der Wahlvorstand darf über die einzelnen Handlungen des Wahlgeschäfts beraten und beschließen. Er faßt Beschlüsse mit Stimmenmehrheit in Anwesenheit des Wahlvorstehers oder seines Stellvertreters und dreier Beisitzer; bei Stimmengleichheit gibt der Vorsitzende oder sein Stellvertreter den Ausschlag. Nachprüfung im Wahlprüfungsverfahren bleibt vorbehalten.

(3) Bei der Wahlhandlung müssen ununterbrochen wenigstens vier Mitglieder des Wahlvorstandes, darunter stets der Vorsitzende oder sein Stellvertreter, anwesend sein.

8. Wahlbezirke

§ 32.

Die Wahlbezirke sollen von den nach § 106 zuständigen Behörden nach den örtlichen Verhältnissen und so abgegrenzt sein, daß allen Wählern die Teilnahme an der Wahl möglichst erleichtert wird. Wird eine Gemeinde in Wahlbezirke zerlegt, so soll kein Wahlbezirk mehr als 2500 Einwohner umfassen. Die Einwohnerzahl darf jedoch nicht so gering sein, daß sich die Stimmabgabe der einzelnen Wähler ermitteln ließe. Die Verwaltungsbezirksgrenzen sollen eingehalten werden.

§ 33.

Für Kranken- und Pflegeanstalten (öffentliche oder private Krankenhäuser oder Kliniken, Lazarette, Entbindungsanstalten, Wöchnerinnenanstalten, Pfründneranstalten, Erholungsheime usw.) mit einer größeren Anzahl von Wählern, die keinen Wahlraum außerhalb der Anstalt aufsuchen können, können ein oder mehrere eigene Wahlbezirke gebildet werden. Auch hier darf die Zahl der Wähler nicht so gering sein, daß sich die Stimmabgabe der einzelnen Wähler ermitteln ließe.

§ 34.

Die zuständigen Behörden teilen die Abgrenzung der Wahlbezirke und ihre Zusammensetzung nach Gemeinden und Gemeindeteilen mit der Angabe der Einwohner der einzelnen Teile dem Kreiswahlleiter unverzüglich mit, der sie dem Landeswahlleiter weiterzureichen hat.

9. Wahlräume

§ 35.

(1) Bei der Ernennung des Wahlvorstehers und seines Stellvertreters bestimmt die nach § 106 zuständige Behörde auch den Raum, in dem die Wahl vorzunehmen ist.

(2) In großen Wahlbezirken und in den Wahlbezirken, in denen die Wählerverzeichnisse nach Geschlechtern getrennt angelegt sind oder sich sonst teilen lassen, kann die Wahl gleichzeitig in verschiedenen Räumen desselben Gebäudes oder in verschiedenen Gebäuden oder an verschiedenen Tischen desselben Wahlraums vorgenommen werden. Für jeden Wahlraum oder Wahltisch ist ein besonderer Wahlvorstand zu bilden. Sind mehrere Wahlvorstände in einem Wahlraume tätig, so steht die Hausordnung nach § 63 Abs. 2 dem an Lebensjahren älteren zu.

(3) Soweit möglich, stellen die Gemeinden Räume in Gemeindeanstalten und -gebäuden zur Verfügung. Sie werden hierbei hauptsächlich auf Schulräume zurückzugreifen haben.

10. Wahlurnen

§ 36.

(1) Die Stimmzettel, die die Wähler am Wahltag abgeben, werden in Wahlurnen gesammelt.

(2) Es sind rechteckige, mit einem Deckel versehene Gefäße, deren innere Höhe mindestens 90 Zentimeter und bei denen der Abstand von einer Wand zur gegenüberliegenden Wand mindestens 35 Zentimeter betragen muß. Im Deckel hat die Wahlurne einen bis zu 2 Zentimeter breiten Spalt.

(3) In Kranken- und Pflegeanstalten (§ 57) dürfen kleinere Wahlurnen verwendet werden.

11. Wahlschutzvorrichtungen

§ 37.

(1) In jedem Wahlraume stellt die Gemeindebehörde einen oder mehrere Tische mit Schutzvorrichtungen auf, damit jeder Wähler seinen Stimmzettel unbeobachtet behandeln und in den Umschlag legen kann.

(2) In den Schutzvorrichtungen sollen Bleistifte bereitliegen, die an Bindfaden oder sonstwie befestigt sind.

12. Stimmzettel und Umschläge

§ 38.

(1) Die Stimmzettel werden für jeden Wahlkreis von dem Kreiswahlleiter amtlich hergestellt und den Gemeinden zur Weitergabe an die Wahlvorsteher überwiesen.

(2) Sie müssen alle zugelassenen Kreiswahlvorschläge mit Angabe der Partei und Hinzufügung der ersten vier Bewerber jedes Vorschlags enthalten. Die Kreiswahlvorschläge werden fortlaufend benummert (§ 56) auf dem Stimmzettel aufgeführt.

(3) Die Stimmzettel sollen 9:12 Zentimeter groß und von weißem oder weißlichem Papier sein. Auch Zeitungspapier ist zulässig. Von der vorgeschriebenen Größe der Stimmzettel kann abgewichen werden, wenn es der Aufdruck nach Abs. 2 erforderlich macht; doch muß sich der Stimmzettel, einmal oder zweimal gefaltet, leicht in den Umschlag legen lassen (§ 39).

§ 39.

Die Umschläge sollen 12:15 Zentimeter groß, undurchsichtig und amtlich gestempelt sein. Sie werden amtlich geliefert und sind in der erforderlichen Zahl bereitzuhalten.

13. Bekanntmachung der Wahlen

§ 40.

(1) Den Tag der Hauptwahl bestimmt das Staatsministerium im Einvernehmen mit dem Ständigen Ausschusse des Landtags, den Tag einer Wiederholungswahl (§ 101) und einer Nachwahl (§ 97) der Minister des Innern.

(2) Die Veröffentlichung erfolgt im Preußischen Staatsanzeiger.

§ 41.

(1) Die Gemeindebehörden machen spätestens drei Tage vor der Wahl in ortsüblicher Weise bekannt die Abgrenzung der Wahlbezirke, die Lage des Wahlraums, Tag und Stunde der Wahl, außerdem, daß die Stimmzettel amtlich hergestellt sind, daß sie alle zugelassenen Kreiswahlvorschläge, die Partei und die Namen der ersten vier Bewerber jedes Vorschlags enthalten, daß der Wähler bei der Stimmabgabe durch ein Kreuz oder Unterstreichen oder in sonst erkennbarer Weise den Kreiswahlvorschlag bezeichnet, dem er seine Stimme geben will,

und daß Stimmzettel, die dieser Bestimmung nicht entsprechen, ungültig sind.

(2) Ein Abdruck der Bekanntmachung ist vor Beginn der Wahl am Eingang des Wahlhauses anzubringen.

(3) Als ortsübliche Bekanntmachung genügt der öffentliche Anschlag.

III. Wahlvorschläge

1. Fristen für Einreichung der Wahlvorschläge, Verbindungs- und Anschlußerklärungen

§ 42.

(1) Die Kreiswahlvorschläge (§ 43) müssen spätestens am siebzehnten Tage vor dem Wahltag bei dem Kreiswahlleiter des Wahlkreises, die Landeswahlvorschläge (§ 43) spätestens am vierzehnten Tage vor dem Wahltag bei dem Landeswahlleiter eingereicht sein.

(2) Die Verbindung von Kreiswahlvorschlägen innerhalb eines Wahlkreisverbandes (§ 45) müssen die auf den Kreiswahlvorschlägen bezeichneten Vertrauensleute oder Stellvertreter übereinstimmend spätestens am zwölften Tage vor dem Wahltag bei dem Verbandswahlleiter schriftlich erklären (Verbindungserklärung).

(3) Die Erklärung (§ 46), daß die Reststimmen eines Kreiswahlvorschlages einem Landeswahlvorschlag zuzurechnen sind (Anschlußerklärung), müssen die Vertrauensleute oder Stellvertreter des Kreiswahlvorschlages spätestens am achten Tage vor dem Wahltag bei dem Kreiswahlleiter des Wahlkreises einreichen.

2. Inhalt der Wahlvorschläge

§ 43.

(1) In den Wahlvorschlägen sollen die Bewerber der Reihe nach mit Zu- und Vornamen aufgeführt und ihr Stand oder Beruf, ihr Wohnort und ihre Wohnung so deutlich angegeben werden, daß über ihre Persönlichkeit kein Zweifel besteht.

(2) Außerdem soll in den Wahlvorschlägen die Partei der Bewerber angegeben werden.

(3) Der Wahlvorschlag muß nach § 18 des Landeswahlgesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924

(Gesetzsamml. S. 671) einen Vertrauensmann und einen Stellvertreter bezeichnen, die bevollmächtigt sind, dem Kreiswahlleiter und dem Kreiswahlausschuß des Wahlkreises, bei Landeswahlvorschlägen dem Landeswahlleiter und dem Landeswahlausschuß Erklärungen abzugeben. Fehlt diese Bezeichnung, so gilt der erste Unterzeichner als Vertrauensmann, der zweite als sein Stellvertreter.

(4) Die Unterzeichner der Wahlvorschläge sollen auch Beruf, Stand, Wohnort und Wohnung beifügen. Die Unterschriften müssen leserlich sein.

(5) Die Kreiswahlvorschläge müssen von mindestens 500 Wählern des Wahlkreises, die Landeswahlvorschläge von mindestens 1500 Wählern beliebiger Wahlkreise unterzeichnet sein; in beiden Fällen genügt die Unterschrift von 20 Wählern bei Wahlvorschlägen der Parteien, die im letzten Landtage schon vertreten gewesen sind.

§ 44.

(1) Mit dem Wahlvorschlage sind einzureichen:

1. die Erklärung der Bewerber, daß sie der Aufnahme ihrer Namen in den Wahlvorschlag zustimmen;
2. die Bescheinigung der Gemeindebehörde, daß die Bewerber am Wahltage das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben, Reichsangehörige sind, in Preußen wohnhaft oder gemäß § 1 Abs. 2 des Landeswahlgesetzes wahlberechtigt sind und daß sie vom Wahlrechte nicht ausgeschlossen sind;
3. die Bescheinigung der Gemeindebehörden, daß die Unterzeichner des Wahlvorschlags in das Wählerverzeichnis eingetragen oder mit einem Wahlscheine versehen worden sind.

(2) Die Bescheinigungen sind gebührenfrei auszustellen.

3. Verbindung der Kreiswahlvorschläge innerhalb des Wahlkreisverbandes

§ 45.

(1) Innerhalb eines Wahlkreisverbandes können mehrere Kreiswahlvorschläge verbunden werden. Die Verbindung ist nur dann wirksam, wenn diese Vorschläge demselben oder keinem Landeswahlvorschlag angeschlossen werden.

(2) Die Verbindung muß von den Vertrauensleuten oder ihren Stellvertretern (§ 43 Abs. 3) übereinstimmend schriftlich erklärt werden (Verbindungserklärung).

4. Anschluß der Kreiswahlvorschläge an Landeswahlvorschläge

§ 46.

Für die Kreiswahlvorschläge (§ 43) können die Vertrauensleute oder ihre Stellvertreter (§ 43 Abs. 3) erklären, daß Reststimmen einem Landeswahlvorschlage (§ 43) zuzurechnen sind (Anschlußerklärung). Sonst scheiden die Reststimmen des Wahlkreises bei dem Zuteilungsverfahren aus.

5. Mängelbeseitigung

§ 47.

(1) Wenn in Wahlvorschlägen Mängel zu beseitigen oder Erklärungen nach §§ 16 und 19 des Landeswahlgesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924 (Gesetzsamml. S. 671) abzugeben oder Bescheinigungen nach § 44 dieser Verordnung nachzubringen sind, so hat der Wahlleiter unverzüglich die Vertrauensleute dazu aufzufordern.

(2) Bewerber, die auf mehreren Wahlvorschlägen desselben Wahlkreises oder mehreren Landeswahlvorschlägen benannt sind, müssen dem Wahlleiter innerhalb der von ihm gesetzten Frist erklären, für welchen Wahlvorschlag sie sich entscheiden.

(3) In den Wahlvorschlägen werden die Namen von Bewerbern gestrichen, deren Persönlichkeit nicht feststeht, deren Zustimmungserklärung fehlt, für die die nach § 44 bestimmten Bescheinigungen nicht beigebracht sind oder die auf mehreren Kreiswahlvorschlägen desselben Wahlkreises oder auf mehreren Landeswahlvorschlägen benannt sind. Ferner werden Bewerber eines Landeswahlvorschlags, die auch in einem Kreiswahlvorschlag benannt sind, im Landeswahlvorschlag gestrichen, wenn die Erklärung nach § 19 des Landeswahlgesetzes sich auf einen anderen Landeswahlvorschlag bezieht.

(4) Bewerber, die auf demselben Wahlvorschlag mehrmals benannt sind, gelten als nur einmal vorgeschlagen.

(5) Mängel können nicht mehr beseitigt werden bei Kreiswahlvorschlägen, wenn diese festgesetzt, bei Landeswahlvorschlägen, wenn diese veröffentlicht sind. Dasselbe gilt für die Erklärungen über die Verbindung von Wahlvorschlägen, wenn der Verbandswahlausschuß über ihre Zulassung beschlossen hat, für die Erklärungen über den Anschluß von Kreiswahlvorschlägen an

Landeswahlvorschläge, wenn die Frist des § 19 S. 2 des Landeswahlgesetzes abgelaufen ist.

(6) Der Landeswahlausschuß kann jedoch auf einem Landeswahlvorschlag nach seiner Veröffentlichung Bewerber streichen, die als Bewerber in einem Kreiswahlvorschlage benannt sind, der einem anderen Landeswahlvorschlag angeschlossen ist.

§ 48.

Bewerber, gegen deren Wählbarkeit der Wahlleiter Bedenken aus §§ 2, 4 und 5 Abs. 1 Nr. 3 des Landeswahlgesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924 (Gesetzsamml. S. 671) erhebt, können bei Kreiswahlvorschlägen bis zu ihrer Festsetzung, bei Landeswahlvorschlägen bis zu ihrer Veröffentlichung durch andere ersetzt werden.

§ 49.

Der Wahlleiter soll darauf hinwirken, daß nicht dieselben Unterschriften unter mehreren Wahlvorschlägen stehen. Dieselben Personen dürfen nicht als Vertrauensmänner für mehrere Landeswahlvorschläge oder mehrere Kreiswahlvorschläge benannt werden.

§ 50.

Sind Erklärungen abgegeben worden, nach denen sich Kreiswahlvorschläge verbinden wollen, die sich verschiedenen Landeswahlvorschlägen angeschlossen haben, so hat der Verbandswahlleiter mit den Vertrauensmännern zu verhandeln, damit die Vorschriften über die Verbindung von Wahlvorschlägen eingehalten werden.

§ 51.

Der Vertrauensmann kann gegen Verfügungen, die der Wahlleiter nach §§ 47 bis 50 erläßt, die Entscheidung des Wahlausschusses anrufen.

6. Zulassung der Wahlvorschläge und der Verbindungserklärungen

§ 52.

(1) Über die Zulassung von Wahlvorschlägen und die Verbindung von Kreiswahlvorschlägen innerhalb des Wahlkreisverbandes entscheiden die Wahlausschüsse in öffentlicher Sitzung.

(2) Die Vertrauensmänner der Wahlvorschläge sind über Ort, Zeit und Gegenstand der Sitzung möglichst zu benachrichtigen.

§ 53.

(1) Nicht zuzulassen sind Wahlvorschläge oder Verbindungen, die zu spät eingereicht oder erklärt sind oder den gesetzlichen Erfordernissen nicht entsprechen.

(2) Kommt bei der Verhandlung nach § 50 keine Einigung zustande, so sind die beabsichtigten Verbindungen nicht zuzulassen.

(3) Nachdem die Wahlvorschläge festgesetzt sind und die Verbindung von Kreiswahlvorschlägen zugelassen ist, können sie nicht mehr geändert werden.

7. Bekanntgabe der Wahlvorschläge, der Verbindungs- und Anschlußerklärungen

§ 54.

Der Kreiswahlleiter teilt die Kreiswahlvorschläge, sobald sie festgesetzt sind, die Anschlußerklärungen, sobald die Einreichungsfrist abgelaufen ist, dem Landeswahlleiter, der Verbandswahlleiter die Verbindungserklärungen so, wie sie zugelassen sind, dem Landeswahlleiter und den Kreiswahlleitern der beteiligten Wahlkreise mit.

§ 55.

(1) Der Landeswahlleiter veröffentlicht spätestens am elften Tage vor dem Wahltage die Landeswahlvorschläge im Preußischen Staatsanzeiger so, wie sie zugelassen sind, in fortlaufender Nummernfolge und mit Angabe der Partei, aber ohne die Namen der Unterzeichner und Vertrauensmänner, und teilt sie gleichzeitig den Leitern der beteiligten Wahlkreise mit.

(2) Für die Nummernfolge der Landeswahlvorschläge gelten folgende Grundsätze: Die Parteien, die Abgeordnete in den letzten Landtag entsandt haben, werden zuerst aufgeführt, und zwar in der Reihenfolge der Stimmzahlen, die die Parteien bei der letzten Landtagswahl erhalten haben. Landeswahlvorschläge von Parteien, die im letzten Landtage durch Abgeordnete nicht vertreten waren, erhalten die anschließenden Nummern in der Reihenfolge, wie die Vorschläge zeitlich bei dem Landeswahlleiter eingehen.

§ 56.

(1) Der Kreiswahlleiter hat spätestens am vierten Tage vor der Wahl die Kreiswahlvorschläge samt den Verbindungs- und

Anschlußerklärungen sowie die Landeswahlvorschläge, denen sich Kreiswahlvorschläge aus dem Wahlkreis angeschlossen haben, in der zugelassenen Form, aber ohne die Namen der Unterzeichner und Vertrauensmänner der Wahlvorschläge, amtlich bekanntzumachen.

(2) Die Kreiswahlvorschläge, die einem Landeswahlvorschlage von Parteien angeschlossen sind, die Abgeordnete in den letzten Landtag entsandt haben, erhalten die Nummer dieses Landeswahlvorschlags. Die übrigen Kreiswahlvorschläge erhalten die anschließenden Nummern in der Reihenfolge, wie die Vorschläge zeitlich bei dem Kreiswahlleiter eingehen.

IV. Wahlverfahren in Kranken- und Pflegeanstalten

§ 57.

Sind für Kranken- und Pflegeanstalten selbständige Wahlbezirke gebildet (§ 33), so wird die Wahl nach folgenden Bestimmungen vorbereitet und durchgeführt:

1. Die Gemeindebehörden fordern von der Anstaltsleitung ein Verzeichnis über die voraussichtlich vor der Wahl nicht aus der Anstalt zu entlassenden Wähler, stellen Wahlscheine für sie aus und übersenden sie den Anstaltsleitungen.
2. Die Wahlvorsteher (§ 28) tragen für den Zusammentritt eines Wahlvorstandes rechtzeitig Sorge. Die Mitglieder des Wahlvorstandes brauchen nicht in dem Wahlbezirke stimmberechtigt zu sein. Es ist zulässig, daß in den verschiedenen Anstalten eines solchen Wahlbezirkes verschiedene Personen als Mitglieder des Wahlvorstandes aufgestellt werden. Die Gemeinden stellen die für die Wahl erforderlichen Gegenstände zur Verfügung.
3. Die Anstaltsleitung bestimmt einen Wahlraum, wohin die Anstaltsinsassen auf ihren Wunsch, wenn erforderlich in ihren Betten, unbedenklich gebracht werden können. Er muß so gelegen sein, daß ein Absonderungsraum geschaffen werden kann. Es ist zulässig, für die Wahl in verschiedenen Gebäuden einer Anstalt oder in den verschiedenen Stockwerken eines Gebäudes verschiedene Räume und verschiedene Zeiten zu bestimmen. Die Wahlzeit ist

so zu bemessen, daß sämtliche für den einzelnen Wahlraum in Betracht kommenden Anstaltsinsassen ihre Stimme abgeben können. Der Wahlvorstand kann auf Wunsch des Kranken zur Entgegennahme des Stimmzettels auch an das Krankenbett gehen, wenn ärztliche Bedenken nicht entgegenstehen.

4. Die Bildung von Wahlbezirken, die Namen der Wahlvorsteher und ihrer Vertreter, ferner Ort und Zeit der Wahl sind den Wählern spätestens am Tage vor der Wahl bekanntzugeben, ebenso dem Kreiswahlleiter.
5. Das Ergebnis wird in dem Wahlraum ermittelt, in dem die letzten Stimmen abgegeben worden sind.
6. Es ist dafür zu sorgen, daß die Öffentlichkeit bei der Stimmabgabe und Ergebnisermittlung durch die Anwesenheit anderer Wähler tunlichst gewährleistet wird.
7. Die Anstaltsleitungen sind für die Absonderung von Kranken verantwortlich, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind.
8. Im übrigen gelten die allgemeinen Vorschriften auch für solche Wahlen.

V. Wahlverfahren für Seeleute

§ 58.

(1) Seeleute, die vor der Wahl aus einem deutschen Seehafen mit einem Seefahrzeug ausfahren oder am Wahltag oder in den nachfolgenden fünf Tagen in einen deutschen Seehafen einfahren und sich durch ihr Seefahrtsbuch ausweisen, können ihr Wahlrecht in der Zeit vom zehnten Tage vor dem Wahltag bis zum fünften Tage nach diesem in der Hafenstadt, falls sie zum Preußischen Staatsgebiete gehört, andernfalls in der der nichtpreußischen Hafenstadt benachbarten preußischen Gemeinde vor einem besonderen Wahlvorstand ausüben.

(2) Der Wahlvorstand besteht aus einem Wahlvorsteher oder seinem Stellvertreter und zwei Beisitzern. Den Wahlvorsteher und den Stellvertreter ernennt auf Vorschlag der Gemeindebehörde die nach § 106 zuständige Behörde. Die Beisitzer beruft der Wahlvorsteher aus den Wahlberechtigten. Als Beisitzer können täglich andere Personen tätig sein.

(3) Der Seemann muß einen Wahlschein (§§ 5 und 8) besitzen.

(4) Die Stimmen werden täglich von 10 bis 12 Uhr vormittags entgegengenommen. Bei der Stimmabgabe ist der Wahlschein abzugeben.

(5) Die Wahlurne ist bis zu den Zeiten, wo sie geöffnet werden darf (Abs. 6), verschlossen zu halten. An jedem Tage ist der Spalt der Wahlurne nach Beendigung der Stimmabgabe mit amtlichen Siegeln zu verschließen. Die Wahlurne wird bis zum Beginne der neuen Wahl von der Gemeindebehörde unter Verschluß gehalten. Die Wahlscheine verwahrt der Wahlvorsteher.

(6) Am allgemeinen Wahltage werden die bis dahin abgegebenen Stimmen nach näherer Weisung der Gemeindebehörde durch den Wahlvorsteher einem Nachbarwahlbezirke zur Verrechnung überwiesen. Am fünften Tage nach dem Wahltage stellt der Wahlvorstand das zweite Wahlergebnis selbst fest und gibt es nach den allgemeinen Vorschriften (§§ 71 ff.) mit der größten Beschleunigung weiter.

(7) Im übrigen gelten die allgemeinen Vorschriften auch für solche Wahlen.

(8) Welche Städte als Hafenstädte und als benachbarte Gemeinde im Sinne des Abs. 1 anzusehen sind, bestimmt der Minister des Innern.

VI. Stimmabgabe

§ 59.

(1) Die Wahlzeit dauert in der Zeit vom 1. April bis 30. September von 8 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags, sonst von 9 Uhr vormittags bis 6 Uhr nachmittags.

(2) In Wahlbezirken mit weniger als 1000 Einwohnern kann die zur Abgrenzung der Wahlbezirke zuständige Behörde die Wahlzeit abkürzen; sie darf jedoch nicht später als 10 Uhr vormittags beginnen und nicht vor 5 Uhr nachmittags schließen. Dem Kreiswahlleiter ist Mitteilung zu machen.

§ 60.

Vor Beginn der Wahl hat der Wahlvorsteher das Wählerverzeichnis nach dem Verzeichnisse der nachträglich ausgestellten Wahlscheine zu berichtigen, indem er bei nachträglich mit einem Wahlscheine versehenen Wahlberechtigten in der Spalte für die Stimmabgabe das Wort „Wahlschein" oder „W" einträgt.

Er hat ferner das Wählerverzeichnis mit einer Bescheinigung darüber zu versehen, bei wieviel Wählern nach dem Verzeichnisse der nachträglich ausgestellten Wahlscheine nachträglich das Wort „Wahlschein" oder „W" eingetragen ist und wieviel eingetragene Wähler ohne den Vermerk „Wahlschein" oder „W" noch verbleiben.

§ 61.

(1) Der Tisch, an dem der Wahlvorstand Platz nimmt, muß von allen Seiten zugänglich sein.

(2) An diesen Tisch wird die Wahlurne (§ 36) gestellt. Vor Beginn der Wahl hat sich der Wahlvorstand davon zu überzeugen, daß die Wahlurne leer ist. Sie darf dann bis zum Schlusse der Wahl nicht wieder geöffnet werden.

(3) Stimmzettel und Umschläge sind in ausreichender Zahl bereitzuhalten.

§ 62.

Die Wahlhandlung wird damit eröffnet, daß der Wahlvorsteher seinen Stellvertreter, den Schriftführer und die Beisitzer durch Handschlag verpflichtet und so den Wahlvorstand bildet. Fehlende Beisitzer werden vom Wahlvorsteher durch anwesende Wähler ersetzt.

§ 63.

(1) Zutritt zum Wahlraume hat jeder Wähler. Ansprachen darf niemand darin halten. Nur der Wahlvorstand darf über das Wahlgeschäft beraten und beschließen.

(2) Der Wahlvorstand kann jeden aus dem Wahlraume verweisen, der die Ruhe und Ordnung der Wahlhandlung stört; ist es ein Wähler des Wahlbezirkes, so darf er vorher seine Stimme abgeben.

§ 64.

(1) Der Wahlvorsteher leitet die Wahl und läßt bei Andrang den Zutritt zu dem Wahlraum ordnen.

(2) Wenn der Wähler den Wahlraum betritt, erhält er Umschlag (§ 39) und Stimmzettel (§ 38). Er begibt sich hiermit in den Nebenraum oder an den mit einer Vorrichtung gegen Sicht geschützten Nebentisch (§ 37). Er kennzeichnet auf dem Stimmzettel durch ein Kreuz oder Unterstreichen oder in sonst erkennbarer Weise, welchem Kreiswahlvorschlag er seine Stimme geben will. Der gekennzeichnete Stimmzettel wird in den Umschlag gelegt.

(3) Danach tritt er an den Vorstandstisch, nennt seinen Namen und auf Erfordern seine Wohnung und übergibt, sobald der Schriftführer den Namen in dem Wählerverzeichnis aufgefunden hat, den Umschlag mit dem Stimmzettel dem Wahlvorsteher, der ihn ungeöffnet sofort in die Wahlurne legt.

(4) Auf Erfordern hat sich der Wähler dem Wahlvorstand über seine Person auszuweisen.

(5) Inhaber von Wahlscheinen nennen ihren Namen und übergeben den Wahlschein dem Wahlvorsteher, der ihn nach Prüfung dem Schriftführer weiterreicht. Entstehen Zweifel über die Echtheit oder den rechtmäßigen Besitz, so hat der Wahlvorstand sie nach Möglichkeit aufzuklären und über die Zulassung oder Abweisung Beschluß zu fassen. Der Vorgang ist in der Wahlniederschrift kurz zu schildern.

(6) Wähler, die des Lesens unkundig oder durch körperliche Gebrechen behindert sind, ihre Stimmzettel eigenhändig auszufüllen oder in den Umschlag zu legen und diesen dem Wahlvorsteher zu übergeben, dürfen sich im Wahlraume der Beihilfe einer Vertrauensperson bedienen.

(7) Abwesende können sich weder vertreten lassen noch sonst an der Wahl teilnehmen.

(8) Stimmzettel, die nicht in einem amtlich gestempelten Umschlag oder die in einem mit einem Kennzeichen versehenen Umschlag abgegeben werden oder denen ein durch den Umschlag deutlich fühlbarer Gegenstand beigefügt ist, hat der Wahlvorsteher zurückzuweisen.

(9) Der Wahlvorsteher hat darüber zu wachen, daß die Wähler die amtlichen Stimmzettel erhalten und daß sie in dem Nebenraum oder an dem Nebentische nur so lange verweilen, als unbedingt erforderlich ist.

§ 65.

(1) Der Schriftführer vermerkt die Stimmabgabe des Wählers neben dessen Namen in dem Wählerverzeichnis in der dafür vorgesehenen Spalte und sammelt die Wahlscheine.

(2) Haben alle in dem Wählerverzeichnis eingetragenen Wähler gewählt und ist anzunehmen, daß Inhaber von Wahlscheinen nicht mehr kommen, so kann der Wahlvorsteher auf einstimmigen Beschluß des Wahlvorstandes die Wahl schon vor dem Schlusse der allgemeinen oder der besonders angeordneten Wahlzeit (§ 59) für geschlossen erklären.

§ 66.

Nach Schluß der Wahlzeit dürfen nur noch die Wähler zur Stimmabgabe zugelassen werden, die in diesem Zeitpunkt im Wahlraume schon anwesend waren. Alsdann erklärt der Wahlvorsteher die Wahl für geschlossen.

VII. Ermittlung des Wahlergebnisses im Wahlbezirke

§ 67.

Nach Schluß der Wahl sind alle nicht benutzten Umschläge und Stimmzettel vom Vorstandstische zu entfernen. Alsdann werden die Umschläge aus der Wahlurne genommen und ungeöffnet gezählt. Zugleich wird die Zahl der Wahlvermerke in dem Wählerverzeichnis und die Zahl der Wahlscheine festgestellt. Ergibt sich dabei auch nach wiederholter Zählung eine Verschiedenheit, so ist dies in der Wahlniederschrift anzugeben und, soweit möglich, zu erläutern.

§ 68.

(1) Nach der Zählung der Umschläge und Wahlvermerke öffnet ein Beisitzer die Umschläge, nimmt die Stimmzettel heraus und übergibt sie nebst den Umschlägen dem Wahlvorsteher. Dieser liest aus dem Stimmzettel den Kreiswahlvorschlag, dem die Stimme gegeben worden ist, vor.

(2) Nach der Verlesung erhält ein Beisitzer die Stimmzettel und die Umschläge. Die gleichlautenden Stimmzettel werden gesondert gesammelt und bis zum Ende der Wahl unter Aufsicht des Beisitzers belassen.

§ 69.

(1) Bei jeder Verlesung verzeichnet der Schriftführer in der Zählliste jede dem aufgerufenen Kreiswahlvorschlage zugefallene Stimme und wiederholt den Aufruf laut.

(2) Einer der Beisitzer führt gleichzeitig eine Gegenliste. Das Muster der Zähl- und Gegenliste ergibt sich aus den Vordrucken nach Anlage 2[1]).

(3) Zählliste und Gegenliste sind von dem Wahlvorsteher und dem Mitgliede des Wahlvorstandes, das sie geführt hat, zu unterzeichnen und der Wahlniederschrift als Anlagen beizufügen.

1) Seite 78.

§ 70.

(1) Ungültig sind Stimmzettel,

1. die nicht in einem amtlich gestempelten Umschlag oder die in einem mit Kennzeichen versehenen Umschlage übergeben worden sind,
2. die als nichtamtlich hergestellte erkennbar sind,
3. aus deren Kennzeichnung der Wille des Wählers nicht unzweifelhaft zu erkennen ist,
4. denen irgendein durch den Umschlag deutlich fühlbarer Gegenstand beigefügt ist,
5. die mit Vermerken oder Vorbehalten versehen sind.

(2) Mehrere in einem Umschlag enthaltene Stimmzettel gelten als eine Stimme, wenn sie gleichlautend sind oder wenn nur einer von ihnen eine Stimmabgabe enthält; sonst sind sie ungültig.

§ 71.

(1) Sobald das Wahlergebnis festgestellt ist, hat es der Wahlvorsteher der Gemeindebehörde mitzuteilen, die es für ihre Wahlbezirke sammelt und an die untere Verwaltungsbehörde auf schnellstem Wege (Fernsprecher, Telegramm, Eilboten) weiterreicht.

(2) In dieser Mitteilung sind die Kreiswahlvorschläge einzeln mit der auf sie gefallenen Stimmenzahl anzugeben.

(3) Die untere Verwaltungsbehörde hat die Ergebnisse zu sammeln, zusammenzustellen und in einem Gesamtergebnisse dem Kreiswahlleiter gleichfalls auf schnellstem Wege mitzuteilen.

§ 72.

(1) Die Stimmzettel, über deren Gültigkeit oder Ungültigkeit der Wahlvorstand Beschluß gefaßt hat, sind mit fortlaufenden Nummern zu versehen und der Niederschrift beizufügen. In der Niederschrift sind die Gründe kurz anzugeben, aus denen die Stimmzettel für gültig oder ungültig erklärt worden sind.

(2) Ist ein Stimmzettel wegen der Beschaffenheit des Umschlags für ungültig erklärt worden, so ist auch der Umschlag beizufügen.

§ 73.

Alle gültigen Stimmzettel, die nicht nach § 72 der Wahlniederschrift beizufügen sind, hat der Wahlvorsteher in Papier einzuschlagen, zu versiegeln und der Gemeindebehörde zu übergeben, die sie verwahrt, bis die Wahl für gültig erklärt worden ist.

§ 74.

Das Wählerverzeichnis nebst den Wahlscheinen wird der Gemeindebehörde übergeben.

§ 75.

Der Wahlvorsteher hat die Umschläge, soweit sie nicht der Wahlniederschrift beizufügen sind, der Gemeindebehörde zur Aufbewahrung zwecks Wiederverwendung bei späteren Landtagswahlen zurückzugeben.

§ 76.

Über die Wahlhandlung ist eine Niederschrift (Wahlniederschrift) nach dem in der Anlage 3 [1]) beigefügten Vordruck aufzunehmen und der Gemeindebehörde zu übergeben.

§ 77.

(1) Die Wahlniederschriften mit sämtlichen zugehörigen, als Anlagen fortlaufend zu benummernden Schriftstücken sind von den Gemeindebehörden ungesäumt der unteren Verwaltungsbehörde einzureichen.

(2) Die unteren Verwaltungsbehörden haben die Vorlagen der Gemeindebehörden unverzüglich auf ihre Vollständigkeit zu prüfen, zu ergänzen, Unstimmigkeiten aufzuklären und gesammelt so zeitig dem Kreiswahlleiter einzureichen, daß sie spätestens im Laufe des dritten Tages nach der Wahl bei ihm eintreffen.

(3) Die unteren Verwaltungsbehörden haben dafür zu sorgen, daß die Übersendung der Wahlverhandlungen von den Gemeindebehörden an die unteren Verwaltungsbehörden und von da an die Kreiswahlleiter möglichst rasch und sicher geschieht.

VIII. Feststellung des Wahlergebnisses im Wahlkreis

1. Vorläufige Ermittlung des Wahlergebnisses

§ 78.

(1) Der Kreiswahlleiter stellt zur vorläufigen Ermittlung des Wahlergebnisses die ihm nach § 71 gemeldeten Ergebnisse aus allen Wahlbezirken zusammen und teilt spätestens um 8 Uhr abends am Tage nach der Wahl dem Landeswahlleiter fern-

1) Seite 79

mündlich oder drahtlich mit, wieviel Stimmen insgesamt den einzelnen Kreiswahlvorschlägen zugefallen sind, gegebenenfalls auch, aus wieviel Gemeinden das Ergebnis noch fehlt.

(2) Sobald alle Meldungen aus den Wahlbezirken vorliegen, ist das Ergebnis durch Eilbrief dem Landeswahlleiter mitzuteilen.

2. Endgültige Ermittlung des Wahlergebnisses

§ 79.

(1) Um das endgültige Wahlergebnis im Wahlkreise zu ermitteln, stellt der Kreiswahlleiter aus den Wahlniederschriften der Wahlbezirke die Ergebnisse ihrer Wahl in einem Zählbogen zusammen und beruft den Kreiswahlausschuß, sobald der Eingang sämtlicher Niederschriften zu erwarten ist. Er bestimmt Zeit und Ort der Sitzung.

(2) Als Zählbogen ist ein Vordruck nach Anlage 4[1]) zu benutzen.

(3) Die Verhandlungen des Wahlausschusses sind öffentlich.

§ 80.

(1) In der Sitzung des Wahlausschusses werden aus den Wahlniederschriften die endgültigen Ergebnisse festgestellt.

(2) Geben einzelne Wahlbezirke zu Bedenken Anlaß, so kann der Kreiswahlleiter die von den Gemeindebehörden aufbewahrten Stimmzettel und die Wählerverzeichnisse und Wahlscheine einfordern und dem Wahlausschusse zur Einsicht vorlegen.

§ 81.

(1) Die Wahlergebnisse werden nach den §§ 29 und 30 des Landeswahlgesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924 (Gesetzsamml. S. 671) ermittelt.

(2) Rechenfehler werden berichtigt, sonstige Bedenken in der Niederschrift vermerkt.

§ 82.

Sobald der Kreiswahlausschuß das endgültige Ergebnis festgestellt hat, hat der Kreiswahlleiter dem Landeswahlleiter fernmündlich oder drahtlich mitzuteilen, wieviel Stimmen und wieviel Sitze den einzelnen Kreiswahlvorschlägen zugefallen sind; die Mitteilung ist sofort durch Absendung einer Gesamtübersicht nach dem Vordruck der Anlage 5[2]) zu bestätigen.

1) Seite 85. — 2) Seite 86.

§ 83.

(1) Über die Verhandlungen des Kreiswahlausschusses ist nach dem in der Anlage 6[1]) beigefügten Vordruck eine Niederschrift aufzunehmen und von sämtlichen Mitgliedern des Ausschusses zu unterschreiben.

(2) Der Kreiswahlleiter sendet die Niederschrift mit dem Zählbogen und den zugehörigen Schriftstücken, die Wahlniederschriften sämtlicher Wahlbezirke samt ihren Anlagen, die Nachweise über die Benachrichtigung und die Bekanntgabe der Gewählten dem Landeswahlleiter ein. Außerdem ist spätestens am 14. Tage nach dem Wahltage eine Hauptzusammenstellung der Abstimmungsergebnisse nach dem in Anlage 7[2]) beigefügten Vordruck einzusenden.

3. Verteilung der Abgeordneten im Wahlkreise

§ 84.

Der Kreiswahlausschuß verteilt, wenn verbundene Wahlvorschläge nicht vorhanden sind, nach Ermittlung des Wahlergebnisses (§ 81), sonst nach Eintreffen der Mitteilung des Landeswahlleiters (§ 90), die Abgeordnetensitze auf die einzelnen Kreiswahlvorschläge, erklärt die erforderliche Anzahl von Abgeordneten für gewählt und stellt die Reihenfolge der Ersatzmänner fest.

§ 85.

Sobald die Abgeordnetensitze auf die einzelnen Kreiswahlvorschläge verteilt sind, hat der Kreiswahlleiter eine Nachweisung der gewählten Abgeordneten nach dem Vordruck der Anlage 8[3]) durch Eilbrief an den Landeswahlleiter einzusenden.

§ 86.

(1) Der Kreiswahlleiter hat die Gewählten zu benachrichtigen und sie unter Hinweis auf die Bestimmung des Abs. 2 aufzufordern, sich binnen einer Woche nach Zustellung der Nachricht beim Landeswahlleiter über die Annahme oder Ablehnung der Wahl zu erklären. Die Wahl gilt als angenommen, wenn innerhalb dieser Frist keine Erklärung eingeht. Annahme unter Vorbehalt gilt als Ablehnung.

1) Seite 87. — 2) Seite 90. — 3) Seite 92.

(2) Ist ein Bewerber für mehrere Wahlkreise gewählt, so hat er binnen einer Woche dem Landeswahlleiter zu erklären, für welchen Wahlkreis er die Wahl annimmt. Gebt innerhalb dieser Frist keine Erklärung ein, so gilt die Wahl für alle Wahlkreise als abgelehnt.

(3) Der Kreiswahlleiter veröffentlicht die Namen der für gewählt Erklärten, der Ersatzmänner sowie die Zahl der überhaupt und der für die einzelnen Wahlvorschläge abgegebenen gültigen Stimmen.

IX. Feststellung des Gesamtwahlergebnisses. Wahlprüfungsverfahren

§ 87.

Der Landeswahlleiter ermittelt nach den vorläufigen Ergebnissen aus den Wahlkreisen das vorläufige Gesamtergebnis und veröffentlicht es im Preußischen Staatsanzeiger.

§ 88.

(1) Um das endgültige Gesamtergebnis zu ermitteln, stellt der Landeswahlleiter aus den schriftlichen Mitteilungen der Kreiswahlleiter nach § 83 die Ergebnisse der Wahl aus den Wahlkreisen zusammen und beruft den Landeswahlausschuß, sobald der Eingang sämtlicher schriftlicher Mitteilungen zu erwarten ist. Er bestimmt Ort und Zeit der Sitzung.

(2) Die Verhandlungen des Landeswahlausschusses sind öffentlich.

(3) In der Sitzung des Landeswahlausschusses werden die schriftlichen Mitteilungen der Kreiswahlleiter durchgesehen; das Gesamtergebnis wird festgestellt. Über die Verhandlung ist eine Niederschrift aufzunehmen.

§ 89.

Der Landeswahlleiter veröffentlicht das endgültige Gesamtergebnis im Preußischen Staatsanzeiger.

§ 90.

(1) Der Landeswahlausschuß stellt aus den Mitteilungen der Kreiswahlleiter nach §§ 30 und 31 des Landeswahlgesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924 (Ge-

setzsamml. S. 671) fest, wieviel Abgeordnetensitze auf die Reststimmen der verbundenen Kreiswahlvorschläge entfallen und welchen Kreiswahlvorschlägen hiernach Sitze zukommen.

(2) Die Zuteilung der Sitze ist den beteiligten Kreiswahlleitern mitzuteilen.

(3) Die in den Wahlkreisverbänden nicht verbrauchten oder nicht berücksichtigten Reststimmen werden ihren Landeswahlvorschlägen überwiesen.

§ 91.

(1) Der Landeswahlausschuß zählt nach den Mitteilungen der Kreiswahlleiter die Reststimmen zusammen, die in allen Wahlkreisen und Wahlkreisverbänden auf die demselben Landeswahlvorschlag angeschlossenen Kreiswahlvorschläge gefallen sind. Er teilt jedem Landeswahlvorschlage nach § 32 des Landeswahlgesetzes in der Fassung der Bekanntmachung vom 28. Oktober 1924 (Gesetzsamml. S. 671) die ihm zukommende Zahl von Abgeordnetensitzen zu und erklärt die entsprechende Zahl von Abgeordneten für gewählt. § 86 Abs. 1 findet Anwendung.

(2) Ist ein Bewerber auf Kreiswahlvorschläge und einen Landeswahlvorschlag gewählt, so hat er binnen einer Woche dem Landeswahlleiter zu erklären, welche Wahl er annimmt. Geht innerhalb dieser Frist keine Erklärung ein, so gilt die Wahl für alle Wahlvorschläge als abgelehnt.

§ 92.

Findet der Landeswahlausschuß im Feststellungsverfahren, daß ein nach dem ersten Ergebnisse zum Abgeordneten Berufener auszuscheiden oder ein anderer Bewerber zu berufen ist, so muß vorher das ganze Feststellungs- und Prüfungsverfahren beendigt werden.

§ 93.

Der Landeswahlleiter prüft die Verhandlungen der Kreiswahlleiter, stellt die Namen der auf Landeswahlvorschläge gewählten Abgeordneten sowie ihrer Ersatzmänner und ihre Reihenfolge fest.

§ 94.

Der Landeswahlleiter prüft die ihm von den Kreiswahlleitern übersandten Verhandlungsniederschriften zur Vorbereitung der Prüfung durch das Wahlprüfungsgericht vor.

§ 95.

Das Wahlprüfungsgericht beim Landtag prüft das Wahlergebnis und entscheidet über die Gültigkeit der Wahl.

X. Ausscheiden von Abgeordneten

§ 96.

(1) Wenn ein Abgeordneter die Wahl ablehnt oder seinen Sitz verliert, hat der Landeswahlleiter das Nötige festzustellen und erforderlichenfalls den Landeswahlausschuß zu berufen.

(2) Der Landeswahlausschuß stellt nach dem bekanntgemachten Gesamtergebnis fest, wer als Ersatzmann in den Landtag eintritt. Die Feststellung kann durch den Landeswahlleiter allein erfolgen, wenn über den zu berufenden Ersatzmann keine Zweifel bestehen. § 86 Abs. 1 findet Anwendung.

(3) Ist kein Bewerber vorhanden, der an die Stelle des Ablehnenden oder Ausscheidenden zu treten hätte, so stellt der Landeswahlausschuß dies in einem mit Gründen versehenen Beschlusse fest. Der Beschluß ist dem Minister des Innern mitzuteilen.

XI. Nachwahl

§ 97.

Erklärt das Wahlprüfungsgericht die Wahl in einem oder mehreren ganzen Wahlkreisen für ungültig, so ordnet der Minister des Innern für die betroffenen Wahlkreise eine nochmalige Wahl (Nachwahl) an.

§ 98.

Die Nachwahl findet nach denselben Vorschriften statt wie die erste. Auch können dieselben Wählerverzeichnisse verwendet werden; sie sind jedoch vorher zu berichtigen und neu auszulegen.

§ 99.

Ist seit der ersten Wahl noch kein Jahr vergangen, so bleiben die Wahlbezirke, die Wahlräume, die Wahlvorsteher und ihre Stellvertreter unverändert, soweit nicht die nach § 106 zuständige Behörde Änderungen für geboten hält. Solche Änderungen sind nach § 41 öffentlich bekanntzugeben.

§ 100.

Ist über ein Jahr nach der ersten Wahl vergangen, so müssen die gesamten Wahlvorbereitungen erneuert werden. Doch können die Wählerverzeichnisse nach Fortschreibung und erneuter Auslegung weiterbenutzt werden.

XII. Wiederholungswahl

§ 101.

(1) Ist in einzelnen Wahlbezirken die Wahl nicht ordnungsmäßig vorgenommen worden, so kann das Wahlprüfungsgericht dort die Wiederholung der Wahl beschließen. Der Minister des Innern hat den Beschluß alsbald auszuführen.

(2) Ist die Verhinderung der ordnungsmäßigen Wahl in einzelnen Wahlbezirken zweifelsfrei festgestellt, so kann der Minister des Innern auf Antrag des Kreiswahlausschusses des Wahlkreises und mit Zustimmung des Landeswahlausschusses dort die Wiederholung der Wahl anordnen.

(3) Die Anordnung des Ministers des Innern unterliegt im Prüfungsverfahren der Nachprüfung durch das Wahlprüfungsgericht.

(4) Die Wiederholung der Wahl darf nicht später als sechs Monate nach der Hauptwahl stattfinden.

(5) Bei der Wiederholung der Wahl wird auf Grund derselben Wählerverzeichnisse gewählt wie bei der Hauptwahl.

§ 102.

(1) Bei der Wiederholungswahl dürfen die Wahlbezirke nicht geändert werden. Im übrigen gelten die §§ 98 und 99 entsprechend.

(2) Wähler, die für die erste Wahl einen Wahlschein erhalten haben, werden bei der Wiederholung zur Stimmabgabe nur dann zugelassen, wenn sie nachweisen, daß sie den Wahlschein in einem Wahlbezirk abgegeben haben, für den die Wahl wiederholt wird.

(3) Für die Wiederholung der Wahl erhalten auf Antrag einen Wahlschein die Personen, bei denen die Voraussetzungen für die Ausstellung eines Wahlscheins bei der Wiederholung

gegeben sind, wenn sie die Möglichkeit haben, von dem Wahlschein außerhalb ihres Wahlbezirkes Gebrauch zu machen.

(4) Der Wahlvorsteher hat die Wahlniederschrift mit sämtlichen zugehörigen Schriftstücken durch die untere Verwaltungsbehörde ungesäumt dem Landeswahlleiter einzusenden.

XIII. Verbindung der Wahlen mit anderen Abstimmungen

§ 103.

(1) Mit der Landtagswahl können öffentliche Wahlhandlungen und andere Abstimmungen, namentlich Wahlen zu kommunalen Vertretungskörpern, verbunden werden. In solchen Fällen wird der Minister des Innern Vorsorge treffen, daß die einwandfreie Feststellung des Landtagswahlergebnisses gesichert ist. Namentlich wird möglichst einheitlich darüber bestimmt werden,

1. in welcher Weise in dem Wählerverzeichnis eingetragene Wähler kenntlich zu machen sind, die bei der mit der Landtagswahl verbundenen Wahl oder Abstimmung nicht stimmberechtigt sind,
2. in welcher Spalte der Wählerverzeichnisse die Stimmabgabe für die Landtagswahl und in welcher die für die verbundene Wahl oder Abstimmung zu vermerken ist,
3. in welcher Weise eine gesonderte Abgabe der Stimmzettel durchzuführen ist, wieweit gesonderte Wahlurnen zu verwenden und wieweit die Umschläge und Stimmzettel für die Landtagswahl und die verbundene Wahl oder Abstimmung durch Farbe und Aufdruck besonders kenntlich zu machen sind,
4. welche Maßnahmen zu treffen sind, wenn nur ein Wahlumschlag verwendet wird

(2) Bei Verbindung von Reichstags- mit Landtagswahlen kann der Minister des Innern anordnen, daß auf den Stimmzetteln zur Landtagswahl den Wahlvorschlägen die Nummernfolge gegeben wird, die die entsprechenden Vorschläge der im letzten Reichstage vertreten gewesenen Parteien auf den Stimmzetteln zur Reichstagswahl erhalten haben.

XIV. Gemeinsame Bestimmungen

§ 104.

Als Wohnort im Sinne dieser Verordnung gilt der Ort, an dem der Wahlberechtigte seinen Wohnsitz oder seinen gewöhnlichen Aufenthalt hat. Ein nur für Tage oder wenige Wochen bemessener oder nur gelegentlicher Aufenthalt ist kein gewöhnlicher Aufenthalt im Sinne dieser Bestimmung.

§ 105.

Weibliche Wahlberechtigte können zu Wahlleitern, Wahlvorstehern, Schriftführern und Beisitzern ernannt und berufen werden.

§ 106.

Zuständig für

a) die Entscheidung über Einsprüche gegen die Wählerverzeichnisse und gegen die Versagung eines Wahlscheins,
b) die Abgrenzung der Wahlbezirke,
c) die Ernennung der Wahlvorsteher und ihrer Stellvertreter,
d) die Bestimmung der Wahlräume

sind:

1. in allen nicht unter 2, 3 und 4 besonders genannten Landesteilen
   auf dem Lande der Landrat, in den Städten der Magistrat und, wo kein kollegialischer Gemeindevorstand vorhanden ist, der Bürgermeister;
2. in der Provinz Hannover
   auf dem Lande und in den Städten, auf die die Hannoversche revidierte Städteordnung vom 24. Juni 1858 nicht Anwendung findet, der Landrat, in den übrigen Städten der Magistrat;
3. in der Stadt Berlin
   der Magistrat, der die Aufgaben den Bezirksämtern übertragen kann;
4. im Regierungsbezirke Sigmaringen
   der Oberamtmann.

§ 107.

(1) Den Wahlvorständen und den Kreiswahlausschüssen können für die Prüfung der Wahl, die Ermittlung des Wahlergebnisses und die Herstellung der Niederschriften Beamte oder andere geeignete Personen als Hilfsarbeiter beigegeben werden.

(2) Die Bestellung der Hilfsarbeiter bei den Wahlausschüssen ist Sache der Wahlleiter, bei den Wahlvorständen Sache der für die Ernennung der Wahlvorsteher zuständigen Behörden; in dringenden Fällen sind auch die Wahlvorsteher selbst dazu berechtigt.

(3) Die Hilfsarbeiter nehmen an der Beschlußfassung nicht teil.

XV. Schlußbestimmungen

§ 108.

Der Minister des Innern ist ermächtigt, Ausnahmen von den Bestimmungen der Landeswahlordnung zu bewilligen.

§ 109.

Durch diese Landeswahlordnung wird mit dem Tage ihres Inkrafttretens die Landeswahlordnung vom 10. Dezember 1920 (Gesetzsamml. S. 571) in der Fassung der Verordnung vom 18. Januar 1921 (Gesetzsamml. S. 109) und der Berichtigung in Gesetzsamml. 1921 S. 87 ersetzt.

Anlage 1

Wahlschein

zur Landtagswahl am ..... 19.....

Zuname: .....

Vorname: .....

geboren am: .....

Stand oder Gewerbe: .....

wohnhaft in: .....

Straße und Hausnummer: .....

kann unter Abgabe dieses Wahlscheins in einem beliebigen Wahlbezirk ohne Eintragung in das Wählerzeichnis seine Stimme abgeben.

....., den ..... 19.....
(Ort)

Der .....
(Dienstsiegel)

.....
(Unterschrift)

Verlorene Wahlscheine werden nicht ersetzt.

Landtagswahlkreis Nr. .... Kreis ..... **Anlage 2**

Wahlbezirk Stadt / Landgemeinde ..... Nr. .....
(Ortsname)

Zähl-*) / Gegen-*) Liste für die Landtagswahl am .....

Die Zählliste ist vom Wahlvorsteher und dem Schriftführer, die Gegenliste vom Wahlvorsteher und dem Mitglied des Wahlvorstandes, das die Gegenliste geführt hat, zu unterzeichnen; beide Listen sind der Wahlniederschrift als Anlage beizufügen (§ 69 der Landeswahlordnung).

Kreiswahlvorschlag		Kreiswahlvorschlag		Kreiswahlvorschlag	
Nr.		Nr.		Nr.	
Partei		Partei		Partei	
	50		50		50
Zusammen:		Zusammen:		Zusammen:	

Unterschrift des Wahlvorstehers.

.....

Unterschrift des Schriftführers, bei der Gegenliste des Mitglieds des Wahlvorstandes, das die Gegenliste geführt hat.

.....

*) Das Nichtzutreffende ist zu durchstreichen.

Anlage 3

Landtagswahlkreis Nr. ..... Kreis .....

Wahlbezirk Stadt / Landgemeinde ..... (Ortsname) Nr. .....

Wahlniederschrift

Verhandelt ....., den ..... 19.....

Zu der auf heute anberaumten Landtagswahl in dem Wahlbezirke Nr. ..... des Kreises / Stadtkreises .....

bestehend aus .....

.....

(einzutragen die Orte und Ortsteile des Wahlbezirkes)

war der unterzeichnete .....

zum Wahlvorsteher und der .....

zum Stellvertreter ernannt.

Der Wahlvorsteher hatte aus der Zahl der Wähler zum Schriftführer den .....

.....

und zu Beisitzern

1. .....
2. .....
3. .....
4. .....
5. .....
6. .....

berufen und eingeladen, beim Beginne der Wahlhandlung zur Bildung des Wahlvorstandes zu erscheinen. Diese hatten sich eingefunden. Der Wahlvorsteher eröffnete die Wahlhandlung um ..... Uhr vormittags damit, daß er den Stellvertreter, den Schriftführer und die Beisitzer durch Handschlag verpflichtete.

Wird durchstrichen, soweit der bezeichnete Fall nicht vorgekommen ist.

Der Wahlvorsteher berichtigte das Wählerverzeichnis nach dem ihm von der Gemeinde zugegangenen Verzeichnisse über die nachträglich ausgestellten Wahlscheine.

An den Tisch, an dem der Wahlvorstand Platz nahm, wurde die Wahlurne gestellt. Der Wahlvorstand stellte fest, daß die

Wahlurne leer war. Die Wahlurne wurde alsdann durch Auflegen des Deckels geschlossen und bis zum Schlusse der Abstimmung nicht wieder geöffnet.

Damit die Wähler unbeobachtet ihren Stimmzettel in den Umschlag zu stecken vermochten, war (Beschreibung der Absonderungsvorrichtung) .....

.....

Durch den Wahlvorstand war in der Nähe des Zuganges zu de..... Nebenraum..... — Nebentisch..... —*) für die Bereithaltung der abgestempelten Umschläge und Stimmzettel aufgestellt worden .....

.....

Von den erschienenen Wählern begab sich jeder einzeln, nachdem er einen Stimmzettel und einen Umschlag ausgehändigt erhalten hatte, in den Nebenraum — an den Nebentisch —*), wo er unbeobachtet seinen Stimmzettel in den Umschlag stecken konnte. Er trat sodann an den Vorstandstisch heran, nannte seinen Namen und auf Erfordern seine Wohnung und übergab den Umschlag, sobald der Schriftführer den Namen in dem Wählerverzeichnisse aufgefunden hatte, dem Wahlvorsteher, der ihn uneröffnet sofort in die Wahlurne legte.

Inhaber von Wahlscheinen nannten ihren Namen und übergaben den Wahlschein dem Wahlvorsteher, der ihn nach Prüfung dem Schriftführer weiterreichte und sodann den Umschlag uneröffnet in die Wahlurne legte.

Hierbei mußten von dem Wahlvorsteher zurückgewiesen werden:

Wird durchstrichen, soweit die bezeichneten Fälle nicht vorgekommen sind.

1. weil der Wähler den Stimmzettel nicht in einem amtlich gestempelten Umschlag abgeben wollte, ... Stimmzettel,
2. weil der Wähler den Stimmzettel in einem mit einem Kennzeichen versehenen Umschlag abgeben wollte, ... Stimmzettel,
3. weil der Wähler in den Umschlag einen deutlich fühlbaren Gegenstand gelegt hatte, ... Stimmzettel.

Der Schriftführer vermerkte die Stimmabgabe jedes Wählers, indem er neben dessen Namen in der dazu bestimmten Spalte des Wählerverzeichnisses ein Kreuz machte und die abgegebenen Wahlscheine sammelte.

---

*) Das Unzutreffende ist zu durchstreichen.

Wird durchstrichen, soweit der bezeichnete Fall nicht vorgekommen ist.

Der Wähler ....., der einen Wahlschein, ausgestellt von ..... am ..... vorwies, mußte zurückgewiesen werden, weil .....

.....

.....

Wird durchstrichen, soweit der Fall nicht vorgekommen ist.

Von ..... Uhr nachmittags an wurden nur noch die in diesem Zeitpunkte schon im Wahlraum anwesenden Wähler zur Stimmabgabe zugelassen. Alsdann, nämlich um ..... Uhr ..... Minuten nachmittags, erklärte der Wahlvorsteher die Abstimmung für geschlossen.

Wird durchstrichen, soweit der Fall nicht vorgekommen ist.

Um ..... Uhr ..... Minuten nachmittags hatten sämtliche in dem Wählerverzeichnis eingetragenen Wähler abgestimmt. Der Wahlvorsteher erklärte um ..... Uhr ..... Minuten nachmittags die Abstimmung für geschlossen.

Wird durchstrichen, soweit einer der beiden vorauserwähnten Fälle vorgekommen ist.

Um ..... Uhr nachmittags erklärte der Wahlvorsteher die Wahl für geschlossen.

Alle nicht benutzten Umschläge und Zettel wurden vom Vorstandstisch entfernt.

Die Umschläge wurden aus der Wahlurne genommen und ungeöffnet gezählt. Die Zählung ergab ..... Stück.

Darauf wurden die in dem Wählerverzeichnis eingetragenen Wahlvermerke gezählt, die Zählung ergab ..... Wähler.

Auf Wahlschein haben gewählt . . .. „ ,

zusammen . . . . Wähler.

Wird durchstrichen, wenn die Zahlen nicht übereinstimmen.

Diese Gesamtzahl der Wähler stimmte mit der Zahl der abgegebenen Umschläge überein.

Wird durchstrichen, wenn die Zahlen übereinstimmen.

Diese Gesamtzahl war um ..... größer / kleiner *) als die Zahl der abgegebenen Umschläge. Zur Aufklärung dieser Verschiedenheit, welche sich auch bei wiederholter Zählung herausstellte, diene folgendes:

.....

.....

*) Das Unzutreffende ist zu durchstreichen.

Zur Prüfung der Wahl wurde als Hilfsarbeiter zugezogen:

.....

.....

Hierauf öffnete ein Beisitzer die Umschläge einzeln, nahm die Stimmzettel heraus und übergab sie dem Wahlvorsteher, der sie laut vorlas und nebst den Umschlägen einem anderen Beisitzer weiterreichte, der die Stimmzettel, nach Wahlvorschlägen gesondert, sowie die Umschläge bis zum Ende der Wahlhandlung aufbewahrte.

Nach dem Vorlesen wurde hinsichtlich jedes gültigen Stimmzettels festgestellt, für welchen Wahlvorschlag er abgegeben worden war. Jeder derartige Stimmzettel wurde dem Wahlvorschlage zugezählt, auf den er lautete. Der Schriftführer machte hierüber in der Zählliste bei dem betreffenden Wahlvorschlag einen Vermerk und zählte die Stimmen laut. In gleicher Weise führte der Beisitzer ..... eine Gegenliste.

Zählliste und Gegenliste wurden beim Schlusse der Verhandlung von dem Wahlvorsteher und dem Listenführer unterschrieben und der Wahlniederschrift als Anlagen .....*) beigefügt.

Durch Beschluß des Wahlvorstandes wurden für ungültig erklärt:

1. ..... Stimmzettel, weil sie nicht in einem amtlich abgestempelten Umschlag übergeben worden waren.
   Nr. der Anlagen: .....*).
2. ..... Stimmzettel, weil sie in einem mit einem Kennzeichen versehenen Umschlag übergeben worden waren.
   Nr. der Anlagen: .....*).
3. ..... Stimmzettel, weil sie als nicht amtlich hergestellte erkennbar waren.
   Nr. der Anlagen: .....*).
4. ..... Stimmzettel, weil aus der zulässigen Kennzeichnung der Wille des Wählers nicht unzweifelhaft zu erkennen war.
   Nr. der Anlagen: .....*).
5. ..... Stimmzettel, denen irgendein durch den Umschlag deutlich fühlbarer Gegenstand beigelegt war.
   Nr. der Anlagen: .....*).

*) Einzusetzen die Nummern der Anlagen.

6. ..... Stimmzettel, die mit Vermerken oder Vorbehalten versehen waren.
Nr. der Anlagen: .....*).
7. ..... abgegebene leere Umschläge.
Nr. der Anlagen: .....*).

Gesamtsumme von 1 bis 7 (für ungültig erklärte, außer Berücksichtigung gelassene und abgegebene leere Umschläge): .....

Mehrere gleichlautende Stimmzettel fanden sich in ..... Umschlägen und wurden als je ein Stimmzettel gezählt.

Dagegen wurden die nachbezeichneten Stimmzettel, hinsichtlich deren sich die nachstehenden Bedenken ergeben hatten, aus folgenden Gründen durch Beschluß des Wahlvorstandes für gültig erklärt:

1. Stimmzettel Nr. .....

.....

2. Stimmzettel Nr. .....

.....

Die sämtlichen vorbezeichneten Stimmzettel und Umschläge, bei denen es einer Beschlußfassung des Wahlvorstandes bedurft hatte, wurden mit fortlaufenden, den vorstehend angegebenen entsprechenden Nummern versehen und der Wahlniederschrift beigefügt.

Von den abgegebenen gültigen Stimmen haben erhalten:

Bezeichnung des Kreiswahlvorschlags mit Angabe der Partei	Zahl der Stimmen
1.	.....
2.	.....
3.	.....
4.	.....
5.	.....
usw.	
Gesamtsumme der gültigen Stimmen	.....
Gesamtsumme der für ungültig erklärten Stimmzettel sowie der außer Berücksichtigung gelassenen Umschläge	
Gesamtsumme der abgegebenen Stimmen	.....

*) Einzusetzen die Nummern der Anlagen.

Wird durchstrichen, wenn die Zahlen nicht übereinstimmen.

Diese Gesamtsumme der abgegebenen Stimmen stimmte mit der Zahl der abgegebenen Umschläge überein.

Wird durchstrichen, wenn die Zahlen übereinstimmen.

Diese Gesamtsumme der abgegebenen Stimmen war um ..... größer / kleiner *) als die Zahl der abgegebenen Umschläge. Zur Aufklärung dieser Verschiedenheit, die sich auch bei wiederholter Zählung herausstellte, diene folgendes:

.....

.....

Nachdem der Wahlvorsteher dies Ergebnis verkündet hatte, wurden alle abgegebenen Stimmzettel, die nicht dieser Wahlniederschrift beigefügt sind, versiegelt.

Festgestellt wird, daß in dem Wählerverzeichnisse des Wahlbezirkes insgesamt ..... Landtagswähler**) eingetragen sind und daß ..... Wähler auf Grund von Wahlscheinen gewählt haben. Diese Wahlscheine wurden zusammen mit den versiegelten Stimmzetteln (s. oben) dem Wählerverzeichnisse sowie dieser vom Wahlvorstand unterschriebenen Wahlniederschrift der Gemeindebehörde in ..... übergeben.

Zu keiner Zeit der Wahlhandlung waren weniger als vier Mitglieder des Wahlvorstandes gegenwärtig und der Wahlvorsteher oder sein Stellvertreter gleichzeitig abwesend.

Diese Verhandlung wurde vorgelesen, von dem Wahlvorsteher, dem Stellvertreter, den Beisitzern und dem Schriftführer genehmigt und wie folgt vollzogen:

Der Wahlvorsteher und der Stellvertreter **Die Beisitzer** **Der Schriftführer**

*) Das Unzutreffende ist zu durchstreichen.

**) Landtagswähler, die einen Wahlschein erhalten haben, sind nicht mitzuzählen.

Zählbogen

Anlage 4

Wahlbezirk	Zahl der Wahlberechtigten*)	Zahl der abgegebenen Wahlscheine*)	Zahl der ungültigen Stimmen	Zahl der gültigen Stimmen	Zahl der für den Kreiswahlvorschlag .... abgegebenen gültigen Stimmen							
1												
2												
3												
4												
5												
6												
7 usw.												
Seitensumme	.....	.....	.....	.....	.....	.....	.....	.....	.....	.....	.....	.....

Der Kreiswahlleiter **Die Beisitzer** **Der Schriftführer**

*) Einzutragen auf Grund der Angaben am Schluß der Wahlniederschriften.

Anlage 5

Einzusenden an den Landeswahlleiter, Berlin SW 68, Lindenstr. 28, sofort nach der amtlichen Ermittlung des Wahlergebnisses gemäß § 82 der Landeswahlordnung.

Gesamtübersicht

über das Ergebnis der Wahl zum Landtag am .....
des Wahlkreises Nr. ..... Name: .....

1. Gesamtzahl der Wahlberechtigten*) . . . _____
2. Zahl der abgegebenen Wahlscheine*) . . _____
3. „ „ „ ungültigen Stimmzettel _____
4. „ „ „ gültigen „ _____

Verteilung der gültigen Stimmen auf die einzelnen Wahlvorschläge

Nummer und Bezeichnung der Wahlvorschläge	Auf die Wahlvorschläge entfielen		Zahl der Reststimmen
	Stimmen	Abgeordnetensitze	
1.			
2.			
3.			
4.			
5.			
6.			
7.			
8.			

(Ort, Tag) ....., den ..... 19.....

Der Kreiswahlleiter

(Unterschrift) .....

*) Einzutragen auf Grund der Angaben am Schlusse der Wahlniederschriften.

Anlage 6

Landtagswahlkreis Nr. .....

Niederschrift über die Verhandlung des Kreiswahlausschusses.

Verhandelt ....., den ..... 19....

I.

Zur Ermittlung des Ergebnisses der Landtagswahl am ..... in dem .....ten Wahlkreis hat der Kreiswahlleiter auf den ..... 19.... folgende Wähler:

.....

.....

.....

.....

.....

aus dem Wahlkreis zum Wahlausschusse zusammenberufen.

Tag, Stunde und Ort der Verhandlung waren öffentlich bekanntgemacht worden.

Es waren

als Schriftführer .....

als Hilfsarbeiter .....

zugezogen.

Die Beisitzer und der Schriftführer wurden durch Handschlag von dem Wahlleiter verpflichtet.

II.

Es wurden auf Grund der Niederschriften über die Wahlen in den einzelnen Wahlbezirken die endgültigen Ergebnisse der Wahl festgestellt. Für jeden einzelnen Wahlbezirk wurde die Zahl der Wahlberechtigten, der abgegebenen Wahlscheine, der ungültigen und gültigen Stimmen sowie der auf die einzelnen Kreiswahlvorschläge entfallenen gültigen Stimmen in dem der Niederschrift beigefügten Zählbogen eingetragen und zusammengerechnet. Der Zählbogen wurde vom Kreiswahlleiter, den Beisitzern und dem Schriftführer unterschrieben.

Die Feststellungen der Wahlvorstände haben zu $\frac{\text{keinen}}{\text{folgenden}}$ *) Bedenken Anlaß gegeben:

.....

.....

.....

.....

Nach den Zusammenrechnungen auf dem Zählbogen sind abgegeben worden für:

Bezeichnung des Kreiswahlvorschlags	Zahl der Stimmen

III. Verteilung der Abgeordnetensitze auf die Wahlvorschläge

Es wurden hierauf die Gesamtstimmenzahl jedes Wahlvorschlags durch 40 000 geteilt und jedem Wahlvorschlage so viel Abgeordnetensitze zugeteilt, als die Zahl 40 000 in der Gesamtstimmenzahl enthalten war.

Hiernach ergab sich folgende Verteilung:

Bezeichnung des Wahlvorschlags	Gesamtstimmenzahl des Wahlvorschlags	Zahl der Abgeordnetensitze	Zahl der Reststimmen

Die Reststimmen der Kreiswahlvorschläge Nr. ..... wurden dem Landeswahlleiter mitgeteilt.

*) Das Unzutreffende ist zu durchstreichen.

Es wurde hierauf die Vertagung der Verhandlung beschlossen*).

In öffentlicher Sitzung fortgesetzt am .....
vormittags
nachmittags ..... Uhr in Gegenwart der oben aufgeführten Personen.

Nach Mitteilung des Landeswahlleiters wurden an weiteren Abgeordnetensitzen zugeteilt

dem Kreiswahlvorschlage Nr. .... Sitz
dem Kreiswahlvorschlage Nr. .... Sitz
usw.

Wird nicht zutreffendenfalls gestrichen.

IV. Feststellung der Gewählten

Nach der Reihenfolge der Benennungen auf den Kreiswahlvorschlägen sind hiernach gewählt:

Vom Kreiswahlvorschlag Nr. ..... 1.
2.
3.
4.

Vom Kreiswahlvorschlag Nr. ..... 1.
2.
3.
usw. 4.

V. Verkündung des Wahlergebnisses

Der Kreiswahlleiter verkündete:

1. die Zahlen der auf die einzelnen Kreiswahlvorschläge entfallenen gültigen Stimmen,
2. die Namen der Gewählten.

Während der ganzen Verhandlung stand der Raum, in dem die Versammlung stattfand, dem Zutritte der Wähler offen.

Diese Verhandlung wurde vorgelesen, von dem Kreiswahlleiter, den Beisitzern und dem Schriftführer genehmigt und unterschrieben.

Der Kreiswahlleiter **Die Beisitzer** **Der Schriftführer**

*) Nur erforderlich, wenn Kreiswahlvorschläge sich verbunden haben und die Zuweisung weiterer Abgeordnetensitze vom Landeswahlleiter zu erwarten ist.

Anlage 7

Einzusenden an den Landeswahlleiter, Berlin SW 68, Lindenstr. 28, spätestens am 14. Tage nach der Wahl (§ 83 Abs. 2 Landeswahlordnung).

Hauptzusammenstellung

der Wahlergebnisse aus sämtlichen Wahlbezirken für die Wahl zum Landtag

am .....

im Wahlkreis Nr. ..... Name: .....

Zusammenfassung des Wahlergebnisses:

Zahl der Wahlberechtigten*) . . . . .
„ „ abgegebenen Wahlscheine*) . . .
„ „ „ Stimmen überhaupt .....
„ „ ungültigen Stimmen . . . .
„ „ gültigen Stimmen . . . . .

Von den gültigen Stimmen entfielen auf:

Wahlvorschlag	Stimmen, mithin	Sitze	Reststimmen
„	„	„	„
„	„	„	„
„	„	„	„
„	„	„	„
„	„	„	„

Vorbemerkung

Es sind die Wahlergebnisse für jeden einzelnen Wahlbezirk nachzuweisen, die Summen für die mehrere Wahlbezirke umfassenden Stadt- und Landgemeinden an den entsprechenden Stellen einzufügen, für jeden kleineren Verwaltungsbezirk (Kreis, Oberamt usw.) ist eine Summe zu ziehen. Die Summenzahlen für die mehrere Wahlbezirke umfassenden Gemeinden sind in andersfarbiger Tinte einzutragen. Bei den Summenzeilen ist darauf zu achten, daß die Quersumme der Spalten 7 bis 17 gleich der Spalte 6 sein muß.

*) Einzutragen auf Grund der Angaben am Schlusse der Wahlniederschriften.

Der Wahlbezirke		Zahl der Wahlberechtigten *)	Zahl der abgegebenen Wahlscheine *)	Zahl d. abgegebenen		Zahl der für den Kreiswahlvorschlag										
Nummer	Bezeichnung (Namen der Orte, die zum Wahlbezirk gehören; bei Gemeinden, die aus mehreren Wahlbezirken bestehen, Angabe der Nummern der Wahlbezirke)			ungültigen Stimmen	gültigen Stimmen	abgegebenen gültigen Stimmen										
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17
	Seitensumme . .															

*) Einzutragen auf Grund der Angaben am Schlusse der Wahlniederschriften.

Anlage 8

Einzusenden an den Landeswahlleiter, Berlin SW 68, Lindenstr. 28

1. wenn verbundene Wahlvorschläge **nicht** vorhanden sind, **sogleich mit der Gesamtübersicht,**
2. wenn verbundene Wahlvorschläge **vorhanden** sind, sogleich nach der amtlichen Ermittlung des Wahlergebnisses nach § 85 der Landeswahlordnung.

Nachweisung

der in der Wahl zum Landtag am ..... **gewählten Abgeordneten des Wahlkreises**

Nr. ..... **Name:** .....

Kreiswahlvorschlag Nr.	**Kreiswahlvorschlag Nr.**	**Kreiswahlvorschlag Nr.**	**Kreiswahlvorschlag Nr.** .....
Partei:	Partei:	Partei:	Partei: .....

I. Zahl der erworbenen Sitze

nach Ermittlung des Wahlergebnisses im Wahlkreis (Kreissitze) zuzüglich der durch Verrechnung der Reststimmen im Wahlkreisverband Nr. ..... Name: ..... vom Landeswahlleiter ermittelten Sitze (Verbandssitze).

Anzahl der Kreissitze:	Anzahl der Kreissitze:	Anzahl der Kreissitze:	Anzahl der Kreissitze: .....
„ „ Verbandssitze:	„ „ Verbandssitze:	„ „ Verbandssitze:	„ „ Verbandssitze: .....
zusammen:	zusammen:	zusammen:	zusammen: .....

II. Namen der gewählten Abgeordneten:

1.	1.	1.	1.
2.	2.	2.	2.
3.	3	3.	3.
4.	4.	4	4.
5.	5.	5	5.
6.	6.	6.	6.
7.	7	7.	7.
8.	8.	8.	8.

....., den ..... 19.....
(Ort, Tag)

Der Kreiswahlleiter

.....
(Unterschrift.)

Verordnung über das Stimmrecht der aus dem besetzten Gebiet Ausgewiesenen

vom 30. Oktober 1924.

Auf Grund des § 108 der Landeswahlordnung vom 29. Oktober 1924 (Gesetzsamml. S. 684) wird hiermit verordnet:

Stimmberechtigte, die aus dem besetzten Gebiet (alt- und neubesetztes Gebiet) ausgewiesen oder durch Maßnahmen der Besatzungsmächte verdrängt sind, insbesondere auch Personen dieser Art, die infolge der Wohnverhältnisse dorthin noch nicht haben zurückkehren können, sind für die Neuwahlen zum Preußischen Landtag am 7. Dezember 1924 auf Antrag in das Wählerverzeichnis ihres Aufenthaltsorts einzutragen, auch wenn sie an diesem Orte keinen Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt haben.

4.

Gesetz

über die Wahlen zum Staatsrate

vom 16. Dezember 1920.

[Für die Provinz Oberschlesien bestimmen §§ 1 und 2 des Gesetzes, betr. vorläufige Wahlen zum Staatsrat in der Provinz Oberschlesien ....., vom 7. April 1921 folgendes:

§ 1.

(1) Die Provinz Oberschlesien ist berechtigt, für die Zeit bis zur verfassungsmäßigen Wahl ihrer Vertreter zum Staatsrate vorläufige Mitglieder zum Staatsrate zu entsenden.

(2) Auf diese finden im übrigen die Bestimmungen der preußischen Verfassung über die Vertreter der Provinzen zum Staatsrat Anwendung.

(3) Die Wahl erfolgt durch die Gesamtheit der in der Provinz Oberschlesien gewählten Abgeordneten der verfassunggebenden Preußischen Landesversammlung, welche nach § 38 Abs. 3 des Landeswahlgesetzes vom 3. Dezember 1920 als Mitglieder des Landtags gelten.

(4) Auf die Durchführung der Wahl finden die Vorschriften des Gesetzes über die Wahlen zum Staatsrate vom 16. Dezember 1920 entsprechende Anwendung.

§ 2.

Das Amt der auf Grund dieses Gesetzes gewählten vorläufigen Mitglieder zum Staatsrat endet mit der Wahl der ordentlichen Vertreter durch den neu zu wählenden Provinziallandtag (§ 1 Abs. 1).]

---

§ 1.

(1) Die Mitglieder des Staatsrats und ihre Stellvertreter werden nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, in den Hohenzollernschen Landen nach den Grundsätzen der Mehrheitswahl gewählt.

(2) Wähler sind die Mitglieder der Wahlkörper (Provinziallandtage, Stadtverordnetenversammlung in Berlin, Kommunallandtage der Grenzmark Posen-Westpreußen und der Hohenzollernschen Lande).

(3) Wählbar sind alle reichsdeutschen Männer und Frauen, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet und ihren Wohnsitz ein Jahr im Bezirke des Wahlkörpers haben.

(4) Ausgeschlossen von der Wählbarkeit ist:

1. wer entmündigt ist oder unter vorläufiger Vormundschaft oder wegen geistiger Gebrechen unter Pflegschaft steht;
2. wer die bürgerlichen Ehrenrechte nicht besitzt.

§ 2.

(1) Die Wahl findet, vorbehaltlich der Bestimmung im § 29, in der ersten Tagung des Wahlkörpers nach seiner Neuwahl statt.

(2) Die Wahl erfolgt auf Einladung des Staatskommissars beim Provinziallandtag (Kommunallandtag), in Berlin des Oberpräsidenten.

(3) Die Einladung ist spätestens zwei Wochen vor dem Tage der Wahl den Mitgliedern des Wahlkörpers zuzustellen. Sie muß die Zahl der zu wählenden Mitglieder des Staatsrats enthalten und auf die Bestimmungen über die Wählbarkeit zum Staatsrate hinweisen.

(4) Soweit nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt wird, muß die Einladung ferner die Aufforderung enthalten, Wahlvorschläge bei der vom Staatskommissar (Oberpräsidenten) bezeichneten Stelle bis zu einem bestimmten Zeitpunkt einzureichen.

§ 3.

(1) Für jedes Mitglied des Staatsrats wird im gleichen Wahlgang ein Stellvertreter gewählt.

(2) Stellvertreter des an erster (zweiter, dritter usw.) Stelle gewählten Mitglieds ist der den gewählten Mitgliedern an erster (zweiter, dritter usw.) Stelle auf demselben Wahlvorschlage folgende Bewerber.

(3) Bei vorübergehender Behinderung des Mitglieds ist der Stellvertreter zur Teilnahme an den Verhandlungen des Staatsrats auch ohne besondere Einladung berufen.

(4) Scheidet ein Mitglied dauernd aus, so tritt an seine Stelle sein Stellvertreter und an dessen Stelle derjenige Ersatzmann, der hinter dem an letzter Stelle zum Stellvertreter Gewählten als nächster auf dem Wahlvorschlage steht.

(5) Das Ausscheiden eines Mitglieds wird durch Beschluß des Staatsrats festgestellt. In dem Beschlusse wird gleichzeitig festgestellt, wer als Mitglied und als Stellvertreter nachrückt. Gegen den Beschluß steht jedem Mitgliede des Staatsrats sowie demjenigen, dessen Ausscheiden durch den Beschluß festgestellt ist, binnen zweier Wochen die Klage beim Oberverwaltungsgerichte zu. Der Beschluß wird erst mit der Rechtskraft wirksam.

(6) Bis zum Beginne der Sitzung des Staatsrats, in der über das Ausscheiden eines Mitglieds Beschluß gefaßt werden soll, kann der Vertrauensmann (§ 5) an Stelle des nach dem Wahlvorschlag an erster Stelle zum Nachrücken bestimmten Ersatzmanns (Abs. 4) einen der anderen auf demselben Wahlvorschlage benannten Bewerber für die freigewordene Stelle als Stellvertreter bezeichnen.

(7) Dem endgültigen Ausscheiden eines Mitglieds steht der Fall der Ablehnung der Wahl gleich.

§ 4.

In den Wahlvorschlägen sind die Bewerber nach Zu- und Vornamen, Stand oder Beruf und Wohnung in erkennbarer Reihenfolge aufzuführen.

§ 5.

(1) Die Wahlvorschläge müssen von mindestens drei Mitgliedern des Wahlkörpers unterzeichnet sein. Der erste Unterzeichner gilt als Vertrauensmann, wenn nicht ein anderer als solcher bezeichnet ist. Der Vertrauensmann ist zur Änderung und Rücknahme des Wahlvorschlags befugt.

(2) Mit den Wahlvorschlägen ist die Erklärung der Bewerber einzureichen, daß sie der Aufnahme ihrer Namen in den Wahlvorschlag zustimmen.

§ 6.

Der Name des ersten Bewerbers auf jedem Wahlvorschlage dient als Bezeichnung des ganzen Wahlvorschlags.

§ 7.

Eine Verbindung von Wahlvorschlägen findet nicht statt.

§ 8.

Die Wahlvorschläge mit den im § 5 Abs. 2 genannten Erklärungen müssen spätestens vierundzwanzig Stunden vor der festgesetzten Wahlzeit bei dem Staatskommissar (Oberpräsidenten) oder der von ihm bezeichneten Stelle eingegangen sein. Später eingehende Wahlvorschläge dürfen nicht berücksichtigt werden.

§ 9.

Den Wahlvorstand bildet der Vorsitzende und zwei von ihm als Beisitzer zu benennende Mitglieder des Wahlkörpers. Der Vorsitzende bestellt einen der Beisitzer zum Schriftführer.

§ 10.

(1) Vor Beginn der Wahl prüft der Wahlvorstand die Wahlvorschläge; er veranlaßt nötigenfalls die Vertrauensmänner zur Beseitigung von Mängeln, insbesondere zur Ersetzung von Bewerbern, gegen deren Wählbarkeit Bedenken vorliegen.

(2) Bewerber sind zu streichen:

1. wenn sie nicht wählbar sind;
2. wenn ihre Persönlichkeit nicht einwandfrei feststeht;
3. wenn sie in verschiedenen Wahlvorschlägen benannt sind und sich nicht rechtzeitig für einen bestimmten Wahlvorschlag erklären, nachdem der Vorsitzende den Vertrauensmann darauf aufmerksam gemacht hat;
4. wenn die nach § 5 Abs. 2 erforderlichen Erklärungen fehlen.

(3) Nach Abschluß der Prüfung entscheidet der Wahlvorstand über die Zulassung der Wahlvorschläge. Änderungen, insbesondere auch die Zurücknahme von Wahlvorschlägen, sind hiernach nicht mehr zulässig.

§ 11.

Die Wahl findet in öffentlicher Sitzung des Wahlkörpers ohne Aussprache statt.

§ 12.

Der Vorsitzende gibt bei Beginn der Wahl die eingereichten Wahlvorschläge unter Hervorhebung ihrer Bezeichnung (§ 6) bekannt und teilt mit, ob sie von dem Wahlvorstande zugelassen sind.

§ 13.

(1) Gewählt wird mit verdeckten Stimmzetteln.

(2) Die Wähler werden in der Buchstabenfolge aufgerufen. Jeder aufgerufene Wähler legt den Stimmzettel zusammengefaltet in die Wahlurne.

§ 14.

Der Schriftführer vermerkt die Stimmabgabe jedes Wählers neben dessen Namen in der Liste.

§ 15.

Jeder Wähler kann stimmen, bis der Vorsitzende die Wahl für geschlossen erklärt hat.

§ 16.

Ungültig sind Stimmzettel, die

1. mit einem Kennzeichen versehen sind,
2. keinen Namen oder keine Angabe enthalten, aus der die Bezeichnung des Wahlvorschlags oder die Person wenigstens eines Bewerbers unzweifelhaft zu erkennen ist,
3. eine Verwahrung oder einen Vorbehalt enthalten,
4. die Bezeichnung verschiedener Wahlvorschläge oder Namen aus verschiedenen Wahlvorschlägen enthalten,
5. ausschließlich auf Personen lauten, die in den zugelassenen Wahlvorschlägen (§ 12) nicht aufgeführt sind.

§ 17.

Über die Gültigkeit der Stimmzettel entscheidet der Wahlvorstand. Ungültige Stimmzettel werden als nicht abgegeben betrachtet.

§ 18.

Zwecks Verteilung der Mitglieder des Staatsrats und ihrer Stellvertreter auf die Wahlvorschläge wird die Summe der auf die einzelnen Wahlvorschläge entfallenen Stimmen nacheinander durch 1, 2, 3, 4 usw. geteilt, bis von den sich hierbei ergebenden Teilzahlen so viele Höchstzahlen der Größe nach ausgesondert werden können, wie Mitglieder zu wählen sind. Von jedem Wahlvorschlag sind so viele Mitglieder und Stellvertreter gewählt, wie auf ihn Höchstzahlen entfallen. Wenn die an letzter Stelle stehende Höchstzahl auf mehrere Wahlvorschläge zugleich entfällt, so entscheidet das vom Vorsitzenden zu ziehende Los.

§ 19.

Der Vorsitzende verkündet das vom Wahlvorstande festgestellte Ergebnis der Wahl unter Angabe der Zahl der auf die einzelnen Wahlvorschläge entfallenen gültigen Stimmen sowie der Namen der Gewählten.

§ 20.

Über die Wahlhandlung (§§ 9 bis 19) ist eine Niederschrift aufzunehmen, die von allen Mitgliedern des Wahlvorstandes unterschrieben werden soll.

§ 21.

Der Vorsitzende hat die Gewählten, soweit sie anwesend sind, mündlich, anderenfalls schriftlich von der auf sie gefallenen

Wahl sofort zu benachrichtigen und sie aufzufordern, sich im Falle der Anwesenheit sofort, im Falle der Abwesenheit binnen einer Woche nach Zustellung der Nachricht über die Annahme der Wahl zu erklären. Schweigen oder Annahme unter Vorbehalt gilt als Ablehnung. In diesem Falle wird nach § 3 Abs. 4 und 6 verfahren.

§ 22.

Der Vorsitzende hat die gesamten Verhandlungen über die Wahl und über die Ermittlung des Wahlergebnisses unverzüglich dem Minister des Innern zur Vorlage an den Staatsrat einzureichen.

§ 23.

(1) Auf einstimmigen Beschluß des Wahlkörpers kann an Stelle der Einreichung von Wahlvorschlägen und der Wahl mit verdeckten Stimmzetteln nach folgendem vereinfachten Verfahren gewählt werden.

(2) Die Richtungen oder Gruppen des Wahlkörpers vereinbaren die Verteilung der auf den Wahlkörper entfallenden Sitze im Staatsrat untereinander. Sie überreichen dem Vorsitzenden die Namen der von ihnen zu benennenden Mitglieder und Stellvertreter sowie der für den Fall des Ausscheidens oder Nachrückens eines Stellvertreters berufenen Ersatzmänner (§ 3 Abs. 4 und 6) unter Angabe von Stand oder Beruf, Wohnort und Wohnung nebst den im § 5 Abs. 2 vorgeschriebenen Erklärungen. Sie benennen ferner die zur Abgabe von Erklärungen gemäß § 3 Abs. 6 bevollmächtigten Vertrauensmänner.

(3) Der Wahlvorstand stellt die Wählbarkeit der Vorgeschlagenen fest und veranlaßt erforderlichenfalls ihre Ersetzung. Die Wahl der Vorgeschlagenen erfolgt sodann nach Bekanntgabe der Vorschläge durch den Vorsitzenden durch Zuruf.

§ 24.

(1) Das Ergebnis der Wahlen ist öffentlich bekanntzumachen.

(2) Gegen die Gültigkeit der Wahl kann jedes Mitglied des Wahlkörpers binnen zweier Wochen nach der Bekanntmachung Einspruch beim Vorsitzenden erheben. Über den Einspruch beschließt der Staatsrat. Auch im übrigen prüft der Staatsrat die Gültigkeit der Wahlen von Amts wegen. Gegen den Beschluß des Staatsrats steht dem, der den Einspruch erhoben hat, und dem, dessen Wahl für ungültig erklärt ist, binnen

zweier Wochen die Klage beim Oberverwaltungsgericht zu. Die Klage hat im Falle der Ungültigkeitserklärung einer Wahl aufschiebende Wirkung.

(3) Wird die Ungültigkeitserklärung im Verwaltungsstreitverfahren bestätigt, so gelten, wenn nach den Grundsätzen der Verhältniswahl gewählt worden war, folgende Bestimmungen:

1. Ist die ganze Wahl oder ein ganzer Wahlvorschlag für ungültig erklärt worden, so findet bei der nächsten Tagung des Wahlkörpers eine Nachwahl statt.
2. Ist die Wahl nur eines oder einzelner Mitglieder des Staatsrats unter Aufrechterhaltung der Wahl der übrigen in demselben Wahlgang Gewählten für ungültig erklärt worden, so gilt § 3 Abs. 4 und 6.

§ 25.

(1) Auf die Wahl des Vertreters der Hohenzollernschen Lande finden die §§ 2 Abs. 4; 3 Abs. 2, 4, 6; 4 bis 8; 10; 12; 13; 16; 18; 19; 23 keine Anwendung.

(2) Gewählt wird durch Zuruf, wenn sich kein Widerspruch dagegen erhebt.

(3) Wird Widerspruch erhoben, so wird mit verdeckten Stimmzetteln gewählt.

(4) Der Stimmzettel muß die Bewerber nach Zu- und Vornamen, Stand oder Beruf, Wohnort und Wohnung genau bezeichnen und erkennen lassen, wer als Mitglied des Staatsrats und wer als Stellvertreter benannt wird.

(5) Ungültig sind Stimmzettel, die

a) mit einem Kennzeichen versehen sind,
b) keinen Namen oder keine Angabe enthalten, aus der die Person des Mitglieds des Staatsrats oder des Stellvertreters unzweifelhaft zu erkennen ist,
c) Namen nicht wählbarer Personen enthalten,
d) eine Verwahrung oder einen Vorbehalt enthalten.

(6) Gewählt ist, wer mehr als die Hälfte der abgegebenen gültigen Stimmen erhalten hat. Ergibt sich beim ersten Wahlgang keine solche Stimmenmehrheit, so wird zu einer engeren Wahl zwischen den beiden als Mitglieder (Stellvertreter) benannten Bewerbern geschritten, welche die meisten Stimmen erhalten haben. Bei Stimmengleichheit entscheidet das vom Vorsitzenden zu ziehende Los.

(7) Der Vorsitzende verkündet das vom Wahlvorstand fest-

gestellte Ergebnis der Wahl unter Angabe des Namens des gewählten Mitglieds des Staatsrats und seines Stellvertreters sowie im Falle der Wahl durch Stimmzettel der Zahl der auf die einzelnen Bewerber entfallenen gültigen Stimmen.

(8) Die vorstehenden Bestimmungen gelten auch für die Nachwahl, wenn eine Wahl für ungültig erklärt worden ist (§ 24).

§ 26.

Scheidet der Vertreter der Hohenzollernschen Lande dauernd aus dem Staatsrat aus, so tritt an seine Stelle sein Stellvertreter. Das Amt des Stellvertreters wird alsdann im Wege der Nachwahl gemäß § 25 neu besetzt.

§ 27.

Die Kosten der Wahlen fallen den Provinzialverbänden (der Stadt Berlin, dem Landeskommunalverband Hohenzollern) sowie in der Grenzmark Posen-Westpreußen den beiden beteiligten Provinzialverbänden nach dem Maßstabe der Einwohnerzahl zur Last.

§ 28.

Für die erste Wahl der Vertreter der Grenzmark Posen-Westpreußen wird ein Wahlkörper von dreißig Mitgliedern gebildet, der in unmittelbarer, geheimer, gleicher Wahl nach den für die Wahlen zu den Provinziallandtagen geltenden Bestimmungen von der Bevölkerung des Regierungsbezirks Schneidemühl gewählt wird.

§ 29.

Für Berlin und die Hohenzollernschen Lande wird der Zeitpunkt der ersten Wahl durch das Staatsministerium festgesetzt.

§ 30.

Der Minister des Innern erläßt die zur Ausführung dieses Gesetzes erforderlichen Vorschriften.

§ 31.

Das Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Das Gesetz ist am 20. Januar 1921 verkündet.

5.

Gesetz

über die Entschädigung der Mitglieder und des Präsidenten des Preußischen Landtags

vom 23. April 1921.

[Das Gesetz hat durch die Gesetze vom 6. August 1921, 12. Januar 1922, 3. März 1922, 2. Mai 1922, 8. August 1922, 9. Oktober 1922, 16. November 1922, 15. April 1923, 3. Juli 1923, 26. Juli 1923 und die Verordnung vom 28. September 1923 wiederholt Abänderungen erfahren.

Der nachfolgende Text bringt die gegenwärtig geltende Fassung, welche seit dem 1. Juli 1923 in Wirksamkeit getreten ist.

Vgl. auch das Gesetz, betr. Reisekosten und Aufwandsentschädigung für die Mitglieder und den Präsidenten des Staatsrats, vom 25. Juli 1922 mit der Abänderung in Art. 2 der Verordnung vom 28. September 1923.]

§ 1.

(1) Die Mitglieder des Preußischen Landtags erhalten:

1. für die Dauer ihrer Zugehörigkeit zum Landtage und die folgenden acht Tage das Recht der freien Fahrt auf den auf das Reich übergegangenen Strecken der ehemals preußisch-hessischen Staatseisenbahngemeinschaft sowie auf allen in diesem Gebiete belegenen Privatbahnen und Kleinbahnen mit Ausnahme der Straßenbahnen;
2. von dem Tage vor dem ersten Zusammentritte des Landtags an bis zum Ende des Monats, in dem der Landtag aufgelöst wird oder in dem seine Wahldauer abläuft, eine Aufwandsentschädigung in Höhe von 25 vom Hundert des Grundgehalts der Einzelgehälter Gruppe V des Beamtendiensteinkommensgesetzes. Hierzu tritt der bei den Beamtengehältern vorgesehene allgemeine gleiche prozentuale Ausgleichszuschlag. Die Aufwandsentschädigung ist an jedem Monatsersten im voraus zu zahlen. Gehört ein Mitglied während eines Kalendermonats zwei aufeinanderfolgenden Landtagen an, so darf ihm nicht mehr gezahlt werden als der Monatsbetrag an Aufwandsentschädigung nebst Ausgleichszuschlag.

(2) Mitglieder, die nach dem ersten Zusammentritte des Landtags eintreten, erhalten die Aufwandsentschädigung von dem Tage vor ihrem Eintritte an. Mitglieder, die vorzeitig ausscheiden, erhalten sie bis zum Ende des Monats, in dem sie ausgeschieden sind. Mitgliedern, die im Verkehre zwischen Teilen Preußens Eisenbahnen benutzen, für die sie keine Freifahrtberechtigung besitzen, werden die hierdurch entstandenen Kosten ersetzt. Das gleiche gilt:

1. wo eine Seeverbindung benutzt werden muß;
2. für die Reise zwischen Wohnort und Ort der Tagung des Landtags, wenn infolge ungewöhnlicher Ereignisse der Betrieb solcher Bahnen, für die den Mitgliedern das Recht zur freien Fahrt zusteht, in einzelnen Landesteilen stillgelegt wird. Ob diese Voraussetzung vorliegt, entscheidet der Präsident des Landtags.

(3) Mitglieder, die gemäß der Geschäftsordnung für den Preußischen Landtag von der Teilnahme an den Sitzungen des Landtags ausgeschlossen sind, verwirken für die gesamte Zeit bis zum Ablaufe des letzten Ausschlußtags das Recht zur freien Fahrt nach Abs. 1 Nr. 1.

(4) Die Fahrkarte ist dem Landtage zurückzugeben. Geschieht dies nicht innerhalb 24 Stunden nach Mitteilung des erfolgten Ausschlusses, so wird dem ausgeschlossenen Abgeordneten, unbeschadet aller Folgen aus der widerrechtlichen Benutzung der Fahrkarte, für weitere vier Wochen über die Dauer seiner Ausschließung hinaus die Aufwandsentschädigung nebst dem Ausgleichszuschlag entzogen.

Abs. 1 Z. 2 Fassung der Gesetze vom 16. November 1922, 26. Juli 1923; in Abs. 2 beruht die Fassung des letzten Satzes auf dem Gesetz vom 15. April 1923; die Abs. 3 und 4 sind durch Gesetz vom 3. Juli 1923 eingefügt.

§ 2.

(1) Für Ausschußsitzungen an Tagen, an denen keine Vollsitzung stattfindet, erhalten die Ausschußmitglieder außer der Aufwandsentschädigung nebst dem Ausgleichszuschlag ein Tagegeld für jeden Tag ihrer Anwesenheit, die durch das Sitzungsprotokoll des Ausschusses nachgewiesen ist. Das Tagegeld beträgt ein Dreißigstel der im § 1 Abs. 1 Nr. 2 genannten Aufwandsentschädigung nebst dem für den Tag der Ausschußsitzungen jeweils geltenden Ausgleichszuschlag.

(2) Abs. 1 findet auch Anwendung, wenn ein Mitglied des Landtags an einer Besprechung teilnimmt, zu der es von einem Ministerium eingeladen ist.

Fassung des Gesetzes vom 16. November 1922 und der Verordnung vom 28. September 1923.

§ 3.

(1) Für jeden Tag, an dem ein Mitglied des Landtags der Vollsitzung ferngeblieben ist, wird von der Entschädigung ein Betrag von $^1/_{30}$ der im § 1 Abs. 1 Nr. 2 genannten Aufwandsentschädigung nebst dem für den Tag des Abzugs jeweils geltenden Ausgleichszuschlag abgezogen.

(2) Dieser Abzug findet nicht statt, wenn der Abgeordnete am gleichen Tage der Sitzung eines Ausschusses als Mitglied angewohnt hat, oder wenn das Fernbleiben durch Krankheit oder Geschäfte im Interesse des Landtags veranlaßt ist.

(3) Ist ein Mitglied des Landtags auf Grund der Geschäftsordnung für den Preußischen Landtag ausgeschlossen worden, so findet der gleiche Abzug während der Dauer des Ausschlusses bis zum letzten Ausschlußtage für jeden Kalendertag statt.

Abs. 1 Fassung des Gesetzes vom 3. Juli 1923 und der Verordnung vom 28. September 1923; Abs. 3 Zusatz des Gesetzes vom 3. Juli 1923.

§ 3a.

Die in den §§ 1 bis 3 festgesetzten Beträge sind auf volle, durch dreißigtausend teilbare Markbeträge nach oben abzurunden.

Fassung des Gesetzes vom 26. Juli 1923 und der Verordnung vom 28. September 1923.

§ 4.

(1) Ein Mitglied des Landtags, welches gleichzeitig Mitglied des Reichstags ist, bezieht eine Aufwandsentschädigung nur, wenn der Landtag versammelt ist und der Reichstag länger als eine Woche zu einer Vollsitzung nicht zusammentritt, und abgesehen hiervon weiter nur für die Tage, für die ihm auf Grund des Gesetzes über die Entschädigung der Mitglieder des Reichstags vom 10. Juli 1920 (Reichs-Gesetzbl. S. 1437) ein Abzug von der Entschädigung, die es als Reichstagsmitglied erhält, gemacht wird.

(2) Der Landtag gilt im Sinne dieser Bestimmung nicht als versammelt, wenn er länger als eine Woche zu keiner Vollsitzung zusammentritt.

§ 5.

Ein Mitglied des Landtags darf während der Dauer seiner Berechtigung zur freien Fahrt auf den Eisenbahnen keine Eisenbahnfahrkosten annehmen.

§ 6.

Der Präsident des Landtags erhält für die Dauer seines Amtes außerdem eine monatliche Aufwandsentschädigung von einem Viertel der im § 1 Abs. 1 Nr. 2 genannten Aufwandsentschädigung.

Fassung des Gesetzes vom 26. Juli 1923.

§ 7.

Ein Verzicht auf die Aufwandsentschädigung ist unzulässig. Der Anspruch auf freie Eisenbahnfahrt und auf Aufwandsentschädigung ist nicht übertragbar.

§ 8.

Ist im Falle des Todes eines Mitglieds des Landtags ein Ehegatte hinterblieben, so kann die Zahlung an diesen erfolgen, ohne daß sein Erbrecht nachgewiesen zu werden braucht.

§ 9.

Mitgliedern des Landtags, die als Mitglieder der verfassunggebenden Landesversammlung für den ganzen Monat März 1921 die diesen auf Grund des Gesetzes vom 21. März 1919 (Gesetzsamml. S. 55) zustehende Aufwandsentschädigung erhalten haben, wird der rechnungsmäßig auf die Zeit nach dem 8. März 1921 entfallende Teil dieser Aufwandsentschädigung auf die ihnen nach § 1 Abs. 1 Nr. 2 für denselben Monat zustehende Entschädigung angerechnet.

§ 10.

(1) Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft und hat rückwirkende Geltung vom 20. Februar 1921 an.

(2) Die Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetze erläßt der Präsident des Landtags.

Absatz 1. Das Gesetz ist am 28. April 1921 verkündet.

6.

Gesetz

über die Prüfung der Wahlen zum Preußischen Landtag und das Wahlprüfungsgericht

vom 3. Februar 1922

mit den Änderungen des Gesetzes vom 27. Oktober 1924.

§ 1.

Beim Landtag wird ein Wahlprüfungsgericht gebildet.

§ 2.

(1) Das Wahlprüfungsgericht prüft von Amts wegen die Gültigkeit der Wahlen zum Landtag.

(2) Jeder Wahlberechtigte hat das Recht, Einspruch gegen eine Wahl zu erheben. Der Einspruch muß innerhalb eines Monats nach Bekanntmachung des Wahlergebnisses beim Landtag eingegangen und mit Gründen versehen sein.

(3) Bei nachträglicher Berufung eines Abgeordneten (Landeswahlgesetz § 35) darf der Einspruch nur mit der Bemängelung des nachträglichen Berufungsverfahrens begründet werden.

(4) Ist gegen die Wahl kein Einspruch erhoben worden, so kann sich das Wahlprüfungsgericht auf eine allgemeine Prüfung der Ordnungsmäßigkeit der Wahl beschränken.

§ 3.

Das Wahlprüfungsgericht entscheidet über die Frage, ob ein Abgeordneter die Mitgliedschaft verloren hat. Die Entscheidung erfolgt von Amts wegen, auf Antrag des Präsidenten des Landtags oder auf Einspruch eines Wahlberechtigten.

§ 4.

Das Wahlprüfungsgericht regelt seinen Geschäftsgang im Rahmen der Verfassung und dieses Gesetzes durch eine Geschäftsordnung.

§ 5.

(1) Das Wahlprüfungsgericht besteht aus acht Mitgliedern des Landtags, die dieser für die Wahlperiode wählt, und sieben

Mitgliedern des Oberverwaltungsgerichts, die das Präsidium dieses Gerichts für dieselbe Zeit bestellt.

(2) Die Wahl der Mitglieder des Landtags und die Bestellung der Mitglieder des Oberverwaltungsgerichts hat alsbald nach dem ersten Zusammentreten des Landtags zu erfolgen.

§ 6.

(1) Das Wahlprüfungsgericht erkennt in der Besetzung von drei Mitgliedern des Landtags und zwei richterlichen Mitgliedern.

(2) Der Vorsitzende und sein Stellvertreter werden vom Wahlprüfungsgericht gewählt. Einer von ihnen muß ein Mitglied des Oberverwaltungsgerichts sein.

§ 7.

(1) Die Reihenfolge, in der die Mitglieder des Wahlprüfungsgerichts an den einzelnen Sitzungen teilnehmen, regelt die Geschäftsordnung.

(2) Das Wahlprüfungsgericht soll die einzelnen Wahlprüfungssachen tunlichst in der gleichen Zusammensetzung zu Ende führen.

§ 8.

(1) Vom Verhandlungstermine sind, sofern gegen eine Wahl Einspruch erhoben ist oder sich sonst gegen die Wahl Bedenken ergeben, als Beteiligte die Personen zu benachrichtigen, deren Wahl geprüft wird, und die, welche gegen die Wahl Einspruch erhoben haben, sowie in beiden Fällen deren Vertreter.

(2) Haben mehrere Personen gemeinschaftlich Einspruch erhoben, so genügt die Benachrichtigung einer von ihnen. Ist in dem gemeinschaftlichen Einspruch ein Vertrauensmann bezeichnet, so ist die Benachrichtigung an ihn zu richten.

(3) Zwischen dem Termin und der Absendung der Benachrichtigung muß ein Zeitraum von mindestens einer Woche liegen.

§ 9.

Die Beteiligten können sich in dem Termine durch Personen, die den gesetzlichen Bedingungen für einen Landtagswähler genügen (Landeswahlgesetz §§ 1, 2), auf Grund schriftlicher Vollmacht vertreten lassen.

§ 10.

Der Minister des Innern soll vom Termine schriftlich benachrichtigt werden. Er kann an der Verhandlung selbst teilnehmen oder einen Vertreter entsenden.

§ 11.

(1) Die Verhandlung vor dem Wahlprüfungsgericht einschließlich der Verkündung der Beweisanordnungen und der Urteile nebst Begründung erfolgt in öffentlicher Sitzung.

(2) Die Verhandlung beginnt mit der Darstellung des Sachverhalts durch den Berichterstatter. Die Beteiligten oder ihre Bevollmächtigten sind auf Verlangen zu hören. Auch der Minister des Innern und sein Vertreter (§ 10) erhält auf Antrag das Wort.

§ 12.

(1) Die Vorschriften der Zivilprozeßordnung über
die Ausschließung von Gerichtspersonen (§ 41),
die Leitung der Verhandlung (§§ 136, 139, 140),
das persönliche Erscheinen (§ 141),
den Beweis durch Zeugen und Sachverständige (§§ 373 bis 414) sowie
die Vorschriften des Gerichtsverfassungsgesetzes über die Beratung und Abstimmung (§§ 194 bis 200)
finden entsprechende Anwendung.

(2) Über die Beeidigung der Zeugen und Sachverständigen beschließt das Gericht nach freiem Ermessen.

(3) Als Zeuge kann auch ein Beteiligter vernommen werden.

§ 13.

Die Durchführung des Verfahrens außerhalb der Verhandlung vor dem Wahlprüfungsgerichte liegt den richterlichen Mitgliedern ob, die vom Vorsitzenden zu Berichterstattern für die einzelnen Wahlprüfungssachen bestellt sind.

§ 14.

(1) Alle preußischen Behörden sind verpflichtet, dem Wahlprüfungsgericht und dem gemäß § 13 bestellten Mitglied auf Verlangen Auskunft zu erteilen.

(2) Die Gerichte haben ihnen nach Maßgabe der Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes Rechtshilfe zu leisten.

§ 15.

(1) Über die mündliche Verhandlung ist eine Niederschrift aufzunehmen. Sie ist vom Vorsitzenden und dem Schriftführer zu unterschreiben.

(2) Als Schriftführer wird ein vom Präsidenten des Landtags bestellter Beamter des Landtags zugezogen.

§ 16.

Das Urteil ist vom Vorsitzenden unter Mitteilung der wesentlichen Gründe zu verkünden. Es ist schriftlich zu begründen und soll von den beteiligten Mitgliedern unterschrieben werden.

§ 17.

(1) Im Falle des § 2 kann das Urteil des Wahlprüfungsgerichts lauten:

a) auf Gültigkeit oder Ungültigkeit der gesamten Wahlen eines Wahlkreises;
b) auf Gültigkeit oder Ungültigkeit einer bestimmten Anzahl von Stimmzetteln unter gleichzeitiger Ungültigkeitserklärung derjenigen einzelnen Wahl oder Wahlen, die durch diese Erklärungen beeinflußt werden;
c) auf Ungültigkeit einzelner Wahlen aus Gründen, welche in der Person des Gewählten ihre Ursache haben.

(2) In den Fällen b und c findet eine Nachwahl nicht statt, vielmehr erfolgt eine Neufeststellung dessen, der gewählt ist, auf Grund des Landeswahlgesetzes.

§ 18.

(1) Eine Ausfertigung des Urteils ist dem Präsidenten des Landtags und dem Minister des Innern zu erteilen. Sie ist mit dem Gerichtssiegel zu versehen und von dem Vorsitzenden zu unterschreiben.

(2) Die Beteiligten erhalten auf Antrag eine Abschrift des Urteils.

§ 19.

Das Urteil wird mit seiner Verkündung rechtskräftig. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens ist nur zulässig, wenn sie darauf gestützt ist, daß der Abgeordnete schon bei der Wahl nicht die zu seiner Wahl erforderlichen Eigenschaften besessen habe.

§ 20.

Die gerichtlichen Kosten des Verfahrens trägt die Landeskasse. Die Beteiligten haben keinen Anspruch auf Erstattung von Auslagen.

Sachregister

Die fetten Zahlen bezeichnen die einzelnen Gesetze, die Zahlen dahinter die Artikel oder Paragraphen derselben. — A. = Absatz, S. = Seite, Z. = Ziffer.

A.

Aberkennung der Rechte aus Wahlen **2.** 5 Z. 3.

Abgaben, Forterhebung **1.** 84.

Abgabengesetze, kein Volksbegehren **1.** 6 A. 3.

Abgeordnete als Vertreter des Volkes **1.** 9, Wählbarkeit **1.** 19 A. 2, Abstimmung **1.** 10, Beamte usw. als solche **1.** 11, Prüfung der Wahl **1.** 12, Freifahrt und Entschädigung **1.** 28, **5.** A., Verlust des Sitzes **2.** 5; Ausscheiden **3.** 96, Verteilung im Wahlkreise **3.** 84—86.

Abgeordnetensitze, Verteilung **2.** 30—33, **3.** 84—86.

Abkürzung der Wahlzeit **3.** 59 A. 2.

Ablehnung der Wahl **2.** 35, der Übernahme eines Wahlehrenamts **2.** 39, **3.** 86, 91 A. 2. 96; **4.** 3 A. 7, 21.

Abschriften der Wählerverzeichnisse **3.** 13 A. 3.

Abstimmung der Mitglieder des Staatsrats **1.** 34; im Staatsrat **1.** 38 A. 2, namentliche **1.** 38 A. 3; im Landtag **1.** 57 A. 4; beim Wahlprüfungsgericht **6.** 12.

Abstimmungsvermerke im Wählerverzeichnis **3.** 65.

Abwesende, keine Vertretung bei der Wahl **2.** 27, **3.** 64 A. 7.

Abzüge von der Aufwandsentschädigung **5.** 3.

Akten, Vorlegung an den Untersuchungsausschuß **1.** 25 A. 2.

Alter für Ablehnung eines Wahlehrenamts **2.** 39 Z. 5, für das Wahlrecht **3.** 1, für die Wählbarkeit **2.** 4.

Amtssprache in gemischtsprachigen Landesteilen **1.** 73 Z. b.

Änderung der Verfassung, Volksbegehren **1.** 6 Z. 1, Stimmenverhältnis **1.** 6 A. 6, 30.

Angestellte des Staates, kein Urlaub als Abgeordnete **1.** 11, desgl. als Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, desgl. in Selbstverwaltungskörpern **1.** 75; A. des Landtags, Dienstaufsicht **1.** 20; A. in Grenzbezirken **3.** 1, Wahlrecht **3.** 4 A. 3.

Anklage wegen Gesetzesverletzung **1.** 58.

Annahme der Wahl, Erklärung darüber **3.** 86, 91 A. 2, **4.** 21.

Anschluß an Wahlvorschläge **2.** 19, **3.** 42, 46.

Ansprachen im Wahlraum, Verbot **3.** 63.

Anwesenheit der Minister im Landtage **1.** 24, 39 A. 2.

Arbeiter des Staates als Abgeordnete, kein Urlaub **1.** 11, desgl. als Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, desgl. in Selbstverwaltungskörpern **1.** 75.
A. des Staats, Eintrag in eine benachbarte Wählerliste **2.** 11; Wahlrecht **3.** 1, 4 A. 3.
Aufenthalt, gewöhnlicher des Wählers **3.** 104.
Auflösung des Landtags **1.** 14—16, 57 A. 1 und 6, Volksbegehren **1.** 6 Z. 3, Stimmenverhältnis dabei **1.** 6, Wahrungsausschuß während der A. **1.** 26.
Aufträge an Abgeordnete, keine Bindung **1.** 10, desgl. an Staatsratsmitglieder **1.** 34.
Auftragsangelegenheiten **1.** 72 Z. b und A. 2.
Aufwandsentschädigung des Landtagspräsidenten **1.** 28, **5.** 6, der Staatsratsmitglieder **1.** 41, der Landtagsmitglieder **5.** 1 Z. 1 und A. 2, 4.
Ausführungsvorschriften, Anhörung des Staatsrats **1.** 40 A. 4, Erlaß **1.** 50, **4.** 30.
Ausgaben, Genehmigung **1.** 29, Zustimmung des Staatsrats **1.** 42 A. 4; im Haushaltsplan **1.** 63 A. 2 und 3, ohne solchen **1.** 64, außerplanmäßige **1.** 67.
Auskunft, Pflicht des Staatsministeriums **1.** 27.
Auslagen für Abschriften der Wählerverzeichnisse **3.** 13; keine Erstattung an Beteiligte **6.** 20.
Auslanddeutsche, Wahlschein **3.** 5 II. Z. 3.
Auslegung der Wählerverzeichnisse **2.** 13, **3.** 13—17, Frist **3.** 13 A. 2.
Ausscheiden von Abgeordneten **2.** 35, 36 A. 2, **3.** 96, **4.** 3 A. 4—6, 26.
Ausschließung von Mitgliedern des Wahlprüfungsgerichts **6.** 12.
Ausschluß der Öffentlichkeit für Vollsitzungen **1.** 23, bei den Untersuchungsausschüssen **1.** 25, beim Staatsrat **1.** 39; A. vom Wahlrecht **2.** 2, **3.** 2.
Ausschüsse des Landtags **1.** 24—26, Verlangen der Anwesenheit von Ministern **1.** 24; des Staatsrats **1.** 40 A. 4; Tagegeld der Abgeordneten für die Sitzungen **5.** 2.
Austritt aus Religionsgesellschaften **1.** 76.

B.

Bahnbedienstete, Wahlschein **3.** 5 A. 2.
Bauten, Fortsetzung außerhalb des Haushaltsplans **1.** 64 Z. 1 c.
Beamte als Abgeordnete, kein Urlaub **1.** 11, desgl. als Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, desgl. in Verwaltungskörpern **1.** 75; des Landtags, Dienstaufsicht usw. **1.** 20.
B., Eintrag in eine benachbarte Wählerliste **2.** 11 A. 2.
Beauftragte der Minister **1.** 24, 39 A. 2.
Beeidigung von Zeugen und Sachverständigen im Wahlprüfungsverfahren **6.** 12 A. 2.
Befähigung zu Ämtern **1.** 77.
Begnadigungsrecht **1.** 54.
Begründung bei Einspruch des Staatsrats gegen Gesetze **1.** 42 A. 2.
Behinderung am Wahlrecht **2.** 2 A. 3, **3.** 2 A. 3, 15; B. eines Mitgliedes des Staatsrats **4.** 3 A. 3.
Beisitzer, Berufung in den Wahlvorstand **2.** 10 A. 2; in den Wahlausschüssen **2.** 21—23.

B. des Landeswahlausschusses **3.** 21 A. 2, des Verbandswahlausschusses **3.** 22 A. 2, des Kreiswahlausschusses **3.** 23 A. 2; Verpflichtung **3.** 24, Vergütung **3.** 27.
B. im Wahlvorstand für die Wahlen zum Staatsrat **4.** 9.
Bekanntmachung der Auslegung der Wählerlisten **2.** 13, der Wahlvorschläge **2.** 23 A. 2, 24.
B. der Auslegung der Wählerlisten **3.** 13 A. 2, der Wahlleiter **3.** 20, des Wahltags usw. **3.** 40 A. 2, 41, der Wahlvorschläge **3.** 54—56, der Namen der Gewählten **3.** 86 A. 3, des Gesamtwahlergebnisses **3.** 87, 89, bei der Nachwahl **3.** 99.
B. des Wahlergebnisses bei den Staatsratswahlen **4.** 24.
Benachrichtigung der Gewählten **3.** 86.
Beratung beim Wahlprüfungsgericht **6.** 12.
Berichterstatter beim Wahlprüfungsgericht **6.** 11 A. 2.
Berichtigung der Wählerverzeichnisse **3.** 13—17, 98.
Bescheinigung der Gemeindebehörde bezüglich der Wahlvorschläge **3.** 44.
Beschlüsse des Landtags **1.** 22, 57, 66, des Staatsrats **1.** 38 A. 2 und 3; des Staatsministeriums über die Zuständigkeit der einzelnen Minister **1.** 47 A. 2, über Gesetzesvorlagen **1.** 50.
B. des Wahlausschusses **2.** 21, 23.
Beschlußfähigkeit des Landtags **1.** 20, des Staatsrats **1.** 38 A. 2, des Landeswahlausschusses **3.** 21 A. 3, des Verbandswahlausschusses **3.** 22 A. 3, des Kreiswahlausschusses **3.** 23 A. 2; des Wahlprüfungsgerichts **6.** 6.
Beschlußfassung des Landtags **1.** 29, über Verfassungsänderungen **1.** 30, nochmalige, bei Einspruch des Staatsrats **1.** 42 A. 3.
Beschwerden an den Landtag **1.** 27.
Besoldung der Minister **1.** 48.
Besoldungsordnungen, kein Volksbegehren **1.** 6 A. 3.
Beteiligte im Wahlprüfungsverfahren **6.** 8, 9, 11 A. 2, 18 A. 2, Vernehmung **6.** 12 A. 3, keine Auslagenerstattung **6.** 20.
Beweiserhebung beim Untersuchungsausschuß **1.** 25, auf dessen Ersuchen **1.** 25 A. 2 und 3, beim Wahlprüfungsgericht **6.** 11, 12.
Bewerber, Zustimmung zur Aufnahme in den Wahlvorschlag **3.** 44, **4.** 5 A. 2, 8, auf mehreren Wahlvorschlägen **3.** 47, **4.** 10 A. 2 Z. 3, Streichung **3.** 47 A. 3 und 6, **4.** 10 A. 2.
Bitten (Petitionen) an den Landtag **1.** 27.
Bürgermeister, Zuständigkeit **3.** 106.

D.

Deckung der Mehrausgaben **1.** 66.
Dienstaufsicht über die Landtagsbeamten **1.** 20.
Dispositionsstellung von Staatsbeamten **1.** 78.
Disziplinarverfahren gegen Mitglieder des Staatsrats **1.** 35.

E.

Ehegatten verstorbener Abgeordneter, Zahlung der Entschädigung **5.** 8.
Ehrenamt bei der Wahl, Übernahmepflicht **2.** 38, Ablehnung der Übernahme **2.** 39.

Ehrenrechte, Ausschließung vom Stimmrecht bei Verlust **1.** 5 Z. 1, **2.** 2 Z. 2, **3.** 2; desgl. von der Wählbarkeit **4.** 1 A. 4.

Eid der Staatsminister **1.** 56, der Staatsbeamten **1.** 78.

Einberufung des Staatsrats **1.** 38.

Eingaben an den Landtag **1.** 27.

Einnahmen, Genehmigung **1.** 29, im Haushaltsplan **1.** 63 A. 2.

Einreichung der Wahlvorschläge, Frist **3.** 42.

Einsicht in das Wählerverzeichnis **3.** 13 A. 2, 14.

Einspruch des Staatsrats gegen Gesetze **1.** 42; gegen die Wählerlisten **2.** 12 A. 2, Hinweis auf die Frist **2.** 12 A. 1.

Ei. gegen die Versagung des Wahlscheins **3.** 12, gegen das Wählerverzeichnis **3.** 13—17, Versäumung der Frist **3.** 5 II. Z. 1, Zuständigkeit für die Entscheidung **3.** 106.

Ei. gegen das Wahlergebnis bei den Staatsratswahlen **4.** 24 A. 2.

Ei. beim Wahlprüfungsgericht **6.** 2 A. 2, 3, 8.

Eisenbahnfahrt, freie, der Abgeordneten **1.** 28, **5.** 1.

Entlassung von Landtagsbeamten **1.** 20, von Staatsbeamten **1.** 78.

Entlastung des Finanzministers **1.** 68.

Entmündigte, Ausschluß vom Stimmrecht **1.** 5 Z. 1, **2.** Z. 1, **3.** 2, desgl. von der Wählbarkeit **4.** 1 A. 4.

Entschädigung der Abgeordneten **1.** 28, **5.**

Entscheidung des Wahlprüfungsgerichts **1.** 12 A. 3.

Ermittlung des Wahlergebnisses **3.** 78—83.

Ernennung von Landtagsbeamten **1.** 20.

Ersatzmänner, Festsetzung der Reihenfolge **3.** 84, Bekanntmachung der Namen **3.** 86 A. 3, Feststellung **3.** 93; bei den Staatsratswahlen **4.** 3 A. 4 und 6, 23 A. 2.

Erscheinen, persönliches, Anordnung **6.** 12.

F.

Feiertag als Wahltag **1.** 4 A. 2.

Feststellung des Wahlergebnisses **2.** 8, **3.** 92.

Finanzfragen, kein Volksbegehren **1.** 6 A. 3.

Finanzminister, Zustimmung zu Etatsüberschreitungen **1.** 67 A. 2, Entlastung **1.** 68.

Finanzwesen **1.** 63—69, Haushaltsplan **1.** 63 A. 2, 64, Kreditnahme **1.** 65, Überschreitungen **1.** 67, F. der ertragswirtschaftlichen Unternehmungen **1.** 69.

Floßführer, Wahlschein **3.** 5 A. 2.

Floßleute, Wahlschein **3.** 5 A. 2.

Form der Austrittserklärung **1.** 76.

Frauen, Stimmrecht **1.** 4, Befähigung zu Ämtern **1.** 77, Wahlrecht **2.** 1, als Wähler usw. **3.** 105, Wählbarkeit **4.** 1 A. 3.

Freifahrt der Abgeordneten **1.** 28, **5.** 1.

Frist für Auslegung der Wählerlisten **2.** 13; zur Einreichung der Wahlvorschläge **2.** 15 A. 2, **3.** 42, der Landeswahlvorschläge **2.** 17; für die Wiederholungswahl **3.** 101 A. 4.

G.

Gebietsveränderungen, Zustimmung Preußens **1.** 1 A. 2
Gebrechliche, Wahlschein **2.** 12 I. Z. 3, **3.** 5 Z. 3, Stimmabgabe **3.** 64 A. 6.
Gebührenfreiheit der Bescheinigungen zu den Wahlvorschlägen **3.** 44 A. 2.
Gegenliste **3.** 69, S. 78.
Gehalt, Weiterzahlung an Abgeordnete **1.** 11 A. 3, an Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, desgl. der Selbstverwaltung **1.** 75 A. 2.
Geheime Sitzungen **1.** 23.
Geistesschwache, Ausschließung beim Stimmrecht **1.** 5 Z. 1; Behinderung am Wahlrecht **2.** 2 Z. 1, **3.** 2 A. 3; Ausschließung vom Wahlrecht **4.** 1 A. 4.
Gemeindebehörde, Bekanntmachung der Auslegung der Wählerliste **2.** 13, Einspruchseinlegung bei ihr **2.** 13 A. 2.
G. nach der Wahlordnung **3.** 4 A. 2, 6, 7 A. 2, 8, 13, 17, 37, 41; 57, 58 A. 5; 71, 73—77.
Gemeinden, Selbstverwaltung **1.** 70, 71.
G., deren Wahlkosten **2.** 41, Aufstellung der Wählerlisten **3.** 4, Zurverfügungstellung von Wahlräumen **3.** 35 A. 3.
Gemeindeverbände, Selbstverwaltung **1.** 70, 71.
Gemeindevertretungen, Wahlen **1.** 74, kein Urlaub für Mitglieder der Selbstverwaltung **1.** 75.
Genehmigung des Landtags zu Notverordnungen **1.** 55, zu Etatsüberschreitungen **1.** 67.
Gerichte, Unabhängigkeit **1.** 8, Rechtshilfe gegenüber den Untersuchungsausschüssen **1.** 25 A. 2, bei Austritt aus der Religionsgemeinschaft **1.** 76.
Gesamtwahlergebnis, Feststellung **3.** 87—91.
Gesamtübersicht über das Wahlergebnis **3.** 71, S. 87.
Geschäftsgang des Staatsrats **1.** 37; des Wahlprüfungsgerichts **6.** 4.
Geschäftskreise des Staatsministeriums **1.** 47.
Geschäftsordnung des Landtags **1.** 21 A. 2, 22 A. 2, 25, 29 A. 2; des Staatsrats **1.** 37; des Wahlprüfungsgerichts **6.** 4, 7.
Geschäftskreise, Wahlschein **3.** 5 A. 2
Geschäftssprache **1.** 1 A. 4.
Gesetz über die Wahlen **1.** 4 A. 3, über Volksbegehren und Volksentscheid **1.** 6 A. 7, über das Wahlprüfungsgericht **1.** 12 A. 5, über Entschädigung der Abgeordneten **1.** 28 A. 3, desgl. der Mitglieder des Reichsrats **1.** 41, über das Einspruchsrecht des Staatsrats **1.** 43, über Ruhegehalt der Minister **1.** 48, über den Staatsgerichtshof **1.** 58 A. 2, über den Haushaltsplan **1.** 63 A. 2, über die Selbstverwaltung **1.** 71, 72, über den Austritt aus Religionsgesellschaften **1.** 76 A. 2, über Beamtenrecht **1.** 80, über Aufhebung der Patronate **1.** 83.
Gesetze, Volksbegehren auf Erlaß **1.** 6 Z. 2, Beschlußfassung des Landtags **1.** 29, Verkündung **1.** 60, 61, Verbindlichkeit **1.** 61, bestehende, Aufrechterhaltung **1.** 81 A. 2.
Gesetzentwurf, Beifügung bei Volksbegehren **1.** 6 A. 2.
Gesetzgebung **1.** 60—62.
Gesetzsammlung **1.** 55, 60, 61.

Gesetzvorlagen, Gutachten des Staatsrats **1.** 40 A. 2, Einbringung durch ihn **1.** 40 A. 3, Beschlußfassung desselben **1.** 50, vom Landtag abgelehnte **1.** 62.
Gesetzverletzung, Anklage **1.** 58.
Grenzbezirke, dort wohnhafte Wähler **1.** 1 A. 2, 11 A. 2, **3.** 1, 4 A. 3.
Gültigkeit der Wahl, Prüfung durch den Staatsrat **4.** 24 A. 2.

H.

Hauptwahl, Bestimmung des Tages **2.** 6.
Hauptzusammenstellung der Abstimmungsergebnisse **3.** 83 A. 2.
Haushalt, Genehmigung durch den Landtag **1.** 29.
Haushaltsplan, 1. 63 A. 2, Ausgaben ohne solche **1.** 64, Überschreitung **1.** 67, Prüfung der Rechnung **1.** 68.
Hausrecht im Landtag **1.** 20.
Heilanstalt, Behinderung am Wahlrecht infolge Unterbringung **2.** 2 A. 3.
Hilfskräfte bei der Wahl **3.** 107.
Hinterbliebene, Versorgung **1.** 48, Rechtsweg wegen der Ansprüche **1.** 79 A. 2.
Hohenzollern'schen Lande, Vertretung im Staatsrat **1.** 32 A. 3, 33; bei den Wahlen zum Staatsrat **4.** 1 A. 1 und 2, 25—27, 29.

J.

Inkrafttreten von Gesetzen 1. 61 A. 2, der Verfassung **1.** 88, des Gesetzes über die Wahlen zum Staatsrat **4.** 31, des Diätengesetzes **5.** 10.

K.

Kennzeichen auf Stimmzetteln **3.** 70 Z. 1, **4.** 16, 25 A. 5.
Kirchenregiment, Ausübung **1.** 82 A. 2.
Klage beim Oberverwaltungsgericht bei Staatsratswahlen **4.** 3 A. 5, 24.
Kleinbahnen, Freifahrt der Abgeordneten **5.** 1 Z. 1.
Kommunallandtage, Wahl der Mitglieder des Staatsrats **1.** 33, Wahlkörper **4.** 1 A. 2.
Kommunalwahlen, Verbindung mit Landtagswahlen **3.** 103.
König, Übergang seiner Befugnisse auf das Staatsministerium **1.** 82.
Körperschaften, Arbeiter solcher bedürfen keines Urlaubs als Abgeordnete **1.** 11, als Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, als Vertreter der Selbstverwaltung **1.** 75.
Kosten der Wahlen **2.** 41, **4.** 27; K. beim Wahlprüfungsgericht **6.** 20.
Krankenanstalten, Wahlverfahren **3.** 57, Wahlvorsteher **3.** 28, eigener Wahlbezirk **3.** 33, Wahlurne **3.** 36 A. 2, Wahlvorstand **3.** 57 Z. 3. — S. auch Heilanstalten.
Kreditnahme, Gesetz **1.** 65.
Kreise, Selbstverwaltung **1.** 71.
Kreisvertretungen, Wahlen **1.** 74, kein Urlaub für Mitglieder der Selbstverwaltung **1.** 75.
Kreiswahlausschuß, Bildung **3.** 23, Einberufung **3.** 79, Feststellung des Wahlergebnisses **3.** 80—82, Protokoll **3.** 83, Verteilung der Abgeordnetensitze **3.** 84, Antrag auf Wiederholungswahl **3.** 101 A. 2; S. 87.

Kreiswahlleiter, Ernennung **2.** 15, Vorsitzender des Wahlausschusses **2.** 21, Bekanntmachung der Wahlvorschläge **2.** 24.

K. nach der Wahlordnung **3.** 11 A. 2, 19, 23 A. 2, 34, 54, 56, 59 A. 2, 77 A. 2 und 3; 78, 79, 80, 82, 83 A. 2; 85, 86; 90 A. 2.

Kreiswahlvorschläge, Einreichung **2.** 15 A. 2, Unterzeichnung **2.** 15 A. 3, Aufnahme darin **2.** 15 A. 4, Verbindung mehrerer **2.** 16 A. 2 und 3, Vertrauensmann **2.** 18, Bestimmung über Reststimmen **2.** 19, Prüfung **2.** 21, Veröffentlichung **2.** 24, Zuweisung von Abgeordnetensitzen **2.** 30, 31, mit zu geringer Bewerberzahl **2.** 34, bei der Wiederholungswahl **2.** 37 A. 5.

K., Inhalt **3.** 43 A. 5, Verbindung **3.** 45, Anschluß **3.** 46

L.

Landesfarben **1.** 1 A. 3.

Landeskulturamt, Ernennung des Vorsitzenden **1.** 86.

Landesversammlung als Landtag **1.** 85.

Landeswahlausschuß **2.** 23, Verteilung der Reststimmen **2.** 31, 36, Ersatzberufung **2.** 35, Erklärung der Erledigung von Abgeordnetensitzen **2.** 36 A. 2.

L., Bildung **3.** 21, Feststellung des Wahlergebnisses **3.** 88, Feststellung der Abgeordnetensitze auf die Reststimmen **3.** 90, Zusammenzählung der Reststimmen usw. **3.** 91, Berufung eines anderen Bewerbers **3.** 92, Feststellung des Ersatzmannes **3.** 96, bei der Wiederholungswahl **3.** 101 A. 2.

Landeswahlgesetz S. 23 ff., Wahlrecht und Wählbarkeit **2.** 1—5, Wahlvorbereitung **2.** 6—25, Wahlhandlung und Ermittlung des Wahlergebnisses **2.** 26—37, gemeinsame und Schlußbestimmungen **2.** 38—43.

Landeswahlleiter, Ernennung **2.** 8, Einreichung der Landeswahlvorschläge **2.** 17, Vorsitzender des Landeswahlausschusses **2.** 23, Entscheidung über die Berufung eines Ersatzmannes **2.** 35.

L. nach der Wahlordnung **3.** 11 A. 2, 18, 20, 21, 34, 54, 55; 78, 82; 85; 86—89, 93, 94; 96.

Landeswahlordnung, Erlaß **2.** 43. — S. auch Wahlordnung.

Landeswahlvorschläge, Einreichung usw. **2.** 17, Vertrauensmänner **2.** 18, Hinzurechnung von Reststimmen **2.** 19, Prüfung **2.** 23, Veröffentlichung **2.** 23 A. 2, 24, zu geringer Bewerberzahl **2.** 34 A. 2.

L., Prüfung **3.** 21, Inhalt **3.** 43 A. 5, Nummernfolge **3.** 55 A. 2, Überweisung von Reststimmen **3.** 90 A. 3, 91.

Landgemeinden, Selbstverwaltung **1.** 71.

Landrat, Zuständigkeit **3.** 105.

Landtag, Volksbegehren auf Auflösung **1.** 6 Z. 3 und A. 6, Unterbreitung des Volksbegehrens **1.** 6 A. 2; allgemeine Bestimmungen **1.** 9—30, Vertretung des Volkes **1.** 9, Wahlprüfungsgericht **1.** 12, Wahlperiode **1.** 13, 16, Auflösung **1.** 14, 15, Neuwahl **1.** 13, 15, Versammlung **1.** 17, Wahl des Vorstandes **1.** 18, Beschlußfähigkeit **1.** 21, Geschäftsordnung **1.** 21 A. 2, 22 A. 2, 25, 26, 29 A. 2, Beschlußfassung **1.** 22, 29, Vollsitzungen **1.** 23, Verlangen der Ministeranwesenheit **1.** 24, Ausschüsse **1.** 24—26, Befugnisse **1.** 27, 29, Wahl des Ministerpräsidenten **1.** 45, Vorlegung der Beschlüsse über die Geschäftsverteilung **1.** 47 A. 2, Genehmigung von Notverordnungen **1.** 55, Mißtrauensvotum **1.** 57, Ministeranklage **1.** 58, Mittelbewilligung **1.** 63, Genehmigung von Etatüberschreitungen **1.** 67, Entlastung des Finanzministers **1.** 68.

Landtagsabgeordnete, Ausscheiden aus dem Landtag **1.** 33 A. 2.

Landtagsausschuß, Anhörung **2.** 6, **3.** 40.

Landtagspräsident, Wahl **1.** 18, Berufung des Landtags **1.** 17 A. 3, Amtsführung **1.** 20, Fortführung der Geschäfte **1.** 19, Aufwandsentschädigung **1.** 28, **5.** 6, im besonderen Ausschuß **1.** 14; Anzeige vom Verzicht auf den Abgeordnetensitz an ihn **2.** 5 A. 2.

L. bei der Wahlprüfung **6.** 3, 18.

Landtagswahl, Verbindung mit anderen Wahlen **3.** 103.

Legitimation des Wählers **3.** 64 A. 4

Leidende, Wahlschein **3.** 5 Z. 3, Stimmabgabe **3.** 64 A. 6.

Leitung der Verhandlung beim Wahlprüfungsgericht **6.** 12.

Lohn, Weiterzahlung an Abgeordnete **1.** 11 A. 3, desgl. an Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, desgl. der Selbstverwaltung **1.** 75 A. 2.

Lohnangestellte, Annahme und Entlassung **1.** 20.

Los, Entscheidung durch das L. **2.** 51, **4.** 18, 25 A. 6.

M.

Magistrate, Zuständigkeit **3.** 106.

Mängel der Wahlvorschläge, Beseitigung **3.** 47—51.

Mehrausgaben außerhalb des Haushaltsplans **1.** 66.

Mehrheitswahl für Mitglieder des Staatsrats **1.** 33, **4.** 1.

Meinungsverschiedenheiten im Staatsministerium **1.** 47 A. 3.

Militärbeamte gelten nicht als Angehörige der Wehrmacht **3.** 2 A. 2.

Minister, Verlangen der Anwesenheit, Recht des Zutritts usw. **1.** 24, 39 A. 2; M. des Innern, Ernennung des Landeswahlleiters **2.** 8, bei Anordnung der Wiederholungswahl **2.** 37, Erlaß der Wahlordnung **2.** 43.

M. d. J., Befugnisse nach der Wahlordnung **3.** 13, 18, 40, 58 A. 8, 97, 101, 103, 108. — M. d. J., Einreichung der Wahlverhandlungen an ihn **4.** 22, Erlaß von Ausführungsbestimmungen **4.** 30; Rechte beim Wahlprüfungsgericht **6.** 10, 11 A. 2, 18. S. auch Staatsminister.

Ministerpräsident **1.** 14, 44, Wahl **1.** 45, Stellung **1.** 46, 47, Rücktritt **1.** 57 A. 6.

Mißtrauensvotum des Landtags **1.** 57.

Mitglieder des Staatsrats, Zahl **1.** 32, Wahl **1.** 33, **4.** 1, 23, Ausscheiden **1.** 33 A. 2, Neuwahl **1.** 33 A. 1; des Reichsrats, Ernennung **1.** 53.

M. des Wahlprüfungsgerichts **6.** 5.

Mündliche Verhandlung vor dem Wahlprüfungsgericht **1.** 12 A. 3; **6.** 15.

N.

Nachtrag zum Wählerverzeichnis **3.** 15.

Nachwahl **2.** 36, **3.** 40, 97—100, 40, **4.** 24 A. 3, 25 A. 8, 26.

Nachweisung über die gewählten Abgeordneten **3.** 85.

Namentliche Abstimmung im Staatsrat **1.** 38 A. 3, im Landtag **1.** 57 A. 4.

Nebenräume zum Wahlraum **3.** 64.

Neuwahl zum Landtage **1.** 13, 15—17, der Mitglieder des Staatsrats **1.** 33 A. 4.
Niederschlagung von Strafsachen **1.** 54 A. 3.
Niederschrift über die Wahlhandlung S. 79, über die Verhandlungen des Kreiswahlausschusses **3.** 80, 83, S. 87, des Landeswahlausschusses **3.** 88 A. 3. — S. auch Wahlniederschrift.
Notverordnungen, Erlaß **1.** 55.

O.

Oberpräsident, Ernennung **1.** 86; Ernennung der Kreis- und Verbandswahlleiter **3.** 21; bei den Staatsratswahlen **4.** 2 A. 2 und 4, 8.
Oberrechnungskammer **1.** 68.
Oberschlesien, Sonderbestimmung **2.** 38 A. 3.
Oberverwaltungsgericht, Mitglieder im Wahlprüfungsgericht **1.** 12 A. 2, **6.** 5; Anrufung bei den Staatsratswahlen **4.** 3 A. 5, 24.
Öffentlichkeit beim Wahlprüfungsgericht **1.** 12 A. 3, **6.** 11, der Vollsitzungen des Landtags **1.** 23, bei den Untersuchungsausschüssen **1.** 25, der Sitzungen des Staatsrats **1.** 39, der Wahlhandlung usw. **2.** 26, bei den Wahlausschüssen **3.** 22, 26, 79 A. 3; bei der Staatsratswahl **4.** 11.
Ordnungsgewalt des Präsidenten **1.** 20, 24, 39 A. 2, des Wahlvorstandes **3.** 63 A. 2.
Ordnungsstrafe bei Ablehnung eines Wahlehrenamts **2.** 40.

P.

Parteien in den Wahlausschüssen **3.** 21 A. 2; P., Angabe auf dem Stimmzettel **3.** 38 A. 2, auf dem Wahlvorschlag **3.** 43 A. 2.
Parteileitung, Anhörung **3.** 21 A. 2, 22 A. 2, 23 A. 2.
Parteistellung des Bewerbers, Bezeichnung auf dem Wahlvorschlag **3.** 43 A. 2.
Patronat, Aufhebung **1.** 83.
Petitionen s. Bitten.
Pflegeanstalten s. Krankenanstalten.
Pflegschaft, Ausschluß vom Stimmrecht dabei **1.** 5 Z. 1, **2.** 2, von der Wählbarkeit **4.** 1 A. 4.
Polizeigewalt im Landtag **1.** 20.
Posen-Westpreußen, Sonderbestimmungen **4.** 1 A. 2, 27, 28.
Postbedienstete, Wahlschein **3.** 5 A. 2.
Präsident s. Landtagspräsident, Staatsratspräsident.
Präsidium des Landtags, Wahl **1.** 18, des Staatsrats **1.** 37; des Oberverwaltungsgerichts, Bestellung von Mitgliedern des Wahlprüfungsgerichts **6.** 5.
Preußen, Glied des Reichs **6.** 1 A. 1, Gebietsveränderungen **1.** 1 A. 2.
Privatbahnen, Freifahrt der Abgeordneten **5.** 1 Z. 1.
Provinzen, Vertretung durch den Staatsrat **1.** 31, im Staatsrat **1.** 32, Antrag auf Einberufung **1.** 38, Selbstverwaltung **1.** 71, 72.
Provinzialausschuß bei Ernennungen **1.** 86.
Provinzialgesetze über den Gebrauch fremder Sprachen **1.** 73.
Provinziallandtage, Wahl der Mitglieder des Staatsrats **1.** 33, Zulassung fremder Sprachen **1.** 73, Neuwahl **1.** 88; Wahlkörper **4.** 1 A. 2.

Provinzialschulkollegium, Ernennung des Vorsitzenden **1.** 86.
Provinzialverbände, Tragung der Wahlkosten **4.** 27.
Provinzialvertretungen, Wahlen **1.** 74, kein Urlaub für Mitglieder der Selbstverwaltung **1.** 75.
Provinzialverwaltungen, Ernennung von Mitgliedern des Reichsrats **1.** 53.

R.

Rechenfehler, Berichtigung **3.** 81 A. 2.
Rechnungen, Prüfung **1.** 68.
Rechnungsjahr 1. 63 A. 2 und 3, 64, 67.
Rechtsgeschäfte des Landtags **1.** 20
Rechtshilfe gegenüber den Untersuchungsausschüssen **1.** 25 A. 2, dem Wahlprüfungsgericht **6.** 14.
Rechtskraft der Urteile des Wahlprüfungsgerichts **6.** 19.
Rechtspflege 1. 3.
Rechtsstreitigkeiten des Landtags **1.** 20.
Rechtsweg wegen der Ansprüche von Beamten **1.** 79 A. 2.
Regierungspolitik, Richtlinien **1.** 46.
Regierungspräsidenten, Ernennung **1.** 86, Ernennung der Kreiswahlleiter **3.** 21.
Reichsanzeiger, Bekanntmachung **3.** 22, 43, 78.
Reichsdeutsche, Stimmrecht **1.** 4, Befähigung zu Ämtern **1.** 77, Wahlrecht **2.** 1, **3.** 1; Wählbarkeit in den Staatsrat **4.** 1 A. 3.
Reichsrat, Ernennung der Mitglieder **1.** 53.
Reichsverfassung 1. 1 A. 2, 3, 11 A. 4, 53, 61, 82 A. 3.
Reihenfolge der Bewerber auf den Kreiswahlvorschlägen **2.** 15 A. 3, auf den Landeswahlvorschlägen **2.** 17, Veröffentlichung **2.** 23.
A. auf den Wahlvorschlägen **3.** 43, der Ersatzmänner, Feststellung **3.** 84.
Reisekosten der Mitglieder des Landtags **1.** 28, des Staatsrats **1.** 41, der Wahlausschüsse **3.** 27.
Religionsgesellschaften, Aufrechterhaltung ihrer Rechte **1.** 11 A. 4, Austritt **1.** 76, Neuregelung der Rechte des Königs **1.** 82 A. 3.
Republik Preußen **1.** 1 A. 1.
Reststimmen, Überweisung an den Landeswahlausschuß **2.** 30, Zusammenzählung durch den Verbandswahlausschuß **2.** 31, Überweisung an den Landeswahlvorschlag **2.** 31 A. 2, Verteilung bei der Nachwahl **2.** 36.
A., Anschlußerklärung **3.** 46, Verwendung **3.** 90, 91.
Richtlinien der Regierungspolitik **1.** 46.
Ruhegehalt der Minister **1.** 48.
Ruhen des Wahlrechts **2.** 2 A. 2; Nichtaufnahme in die Wählerliste **3.** 2 A. 2. 15, Wahlschein **3.** 5 II. Z. 2.
Ruhestand von Staatsbeamten **1.** 78.

S.

Schatzanweisungen, Ausgabe **1.** 64 Z. 2.
Schiffer, Wahlschein **3.** 5 A. 2.
Schiffsleute, Wahlschein **3.** 5 A. 2

Schluß der Tagung **1.** 17 A. 4, 26.
Schriftführer im Staatsrat **1.** 37, Berufung in den Wahlvorstand **2.** 10 A. 2.
Sch. im Wahlausschuß **3.** 25, bei der Stimmabgabe **3.** 62, 64 A. 3 und 5, 65. bei Ermittlung des Wahlergebnisses **3.** 69.
Sch. bei den Staatsratswahlen **4.** 9, 14.
Sch. beim Wahlprüfungsgericht **6.** 15.
Schutzhaft hindert nicht das Wahlrecht **2.** 2 A. 3, **3.** 2 A. 3
Schutzvorrichtungen **3.** 37.
Seeleute, Wahlschein **3.** 8, Wahlverfahren **3.** 58.
Selbstverwaltung **1.** 70—75.
Selbstverwaltungsangelegenheiten **1.** 72 Z. a und A. 2.
Sicherheit, Verordnungen zur Aufrechterhaltung **1.** 55.
Sicherheitsleistung durch den Staat **1.** 65.
Sitzungen des Landtags **1.** 23, 24, geheime, des Staatsrats **1.** 39, der Wahlausschüsse **3.** 26, 52, 79 ff.
S. des Wahlprüfungsgerichts **6.** 7.
Soldaten, Ruhen des Wahlrechts **2.** 2 A. 2, **3.** 2 A. 2.
Sonntag als Wahltag **1.** 4 A. 2.
Staat **1.** 1, Tragung der Wahlkosten **2.** 41.
Staatsanzeiger, Bekanntmachung **3.** 40 A. 2, 55, 87, 89.
Staatsarbeiter s. Arbeiter.
Staatsaufsicht über die Selbstverwaltung **1.** 70.
Staatsbeamte 77—80, Ernennung **1.** 52, Befähigung **1.** 77, Eid **1.** 78. Entlassung usw. **1.** 79, Beamtengesetz **1.** 80; St. in Grenzbezirken **3.** 1, Wahlrecht **3.** 4 A. 3.
Staatsbedarf, Deckung **1.** 63.
Staatsgerichtshof **1.** 58 A. 2, Entscheidung von Verfassungsstreitigkeiten **1.** 87.
Staatsgewalt **1.** 2—8, Aufhebung des Gesetzes über vorläufige Ordnung **1.** 81.
Staatskommissar bei den Staatsratswahlen **4.** 2 A. 2 und 4, 8.
Staatsminister **1.** 44, Ernennung **1.** 45, Besoldung **1.** 48, Begnadigung **1.** 54 A. 2, Eid **1.** 56, Rücktritt **1.** 57 A. 6, 59, Anklage **1.** 58.
Staatsministerium, leitende Behörde **1.** 7, Einreichung von Volksbegehren **1.** 6 A. 2, Berufung des Landtags **1.** 17 A. 2, Verlangen auf dessen Berufung **1.** 17 A. 3, Wahrung der Rechte der Volksvertretung ihm gegenüber **1.** 26, Überweisung von Eingaben **1.** 27, Bestimmung der Zahl der Vertreter im Staatsrat **1.** 32 A. 4, erste Einberufung des Staatsrats **1.** 38, Antrag auf dessen Einberufung **1.** 38, Information des Staatsrats **1.** 40, Einbringen des Einspruchs des Staatsrats gegen Gesetze **1.** 42 A. 2, Titel der Verfassung **1.** 44—59, Zusammensetzung **1.** 44, Stellung des Ministerpräsidenten **1.** 46, 47, desgl. der Staatsminister **1.** 46, 48, 56, 59, Befugnisse **1.** 49—55, Vertrauensstellung **1.** 57, Rücktritt **1.** 59 A. 2, Verkündung der Gesetze **1.** 60, 61, Ausgaben ohne Haushaltsplan **1.** 64, Übertragung der Befugnisse des früheren Königs **1.** 82.
St., Bestimmung des Wahltages **2.** 6, **3.** 40; Festsetzung der Wahlkosten **2.** 41.
Staatsrat **1.** 31—43, Aufgaben **1.** 31, Zusammensetzung **1.** 32, Mitglieder **1.** 33—36, 41, Vorsitzender **1.** 37, Geschäftsordnung **1.** 37, Versammlung **1.** 38, Vollsitzungen **1.** 39, Anhörung **1.** 40, Reisekosten der Mitglieder **1.** 41, Einspruchsrecht **1.** 42, 43.

St., Wahlen **4.**, vereinfachtes Verfahren **4.** 23, Beschlußfassung über den Einspruch **4.** 24 A. 2.

Staatsratspräsident **1.** 14, 37, Einberufung des Staatsrats **1.** 38, bei der Abstimmung **1.** 38 A. 2.

Staatsschulden, Übersicht **1.** 68.

Staatsverträge, Genehmigung durch den Landtag **1.** 29, Verkündung **1.** 60.

Städte, Selbstverwaltung **1.** 71.

Stadtverordnetenversammlung Berlin, Wahl in den Staatsrat **1.** 33, **4.** 1 A. 2.

Stellvertreter des Landeswahlleiters **2.** 8, des Wahlvorstehers **2.** 10, des Kreiswahlleiters **2.** 15, des Verbandswahlleiters **2.** 16, des Bewerbers **2.** 20.

St. des Wahlvorstehers **3.** 28, 58 A. 2, 62.

St. der Mitglieder des Staatsrats, Wahl **4.** 1, 3, Eintritt **4.** 3, Verteilung **4.** 18.

Steuern, Forterhebung **1.** 84.

Steuerpflicht bei Austritt aus der Religionsgemeinschaft **1.** 76.

Stimmabgabe **3.** 59—66.

Stimmengleichheit beim Wahlvorstand **2.** 28.

Stimmenmehrheit **1.** 22, bei den Wahlausschüssen **2.** 20, 22, beim Wahlvorstand **2.** 28.

Stimmenverhältnis beim Volksbegehren **1.** 6 A. 2 und 6, beim Volksentscheid **1.** 6 A. 4, bei Landtagsauflösung **1.** 14 A. 2, beim Verlangen auf Einberufung des Landtags **1.** 17 A. 3, bei Beschlußfähigkeit **1.** 21, bei Beschlüssen **1.** 22, bei Verfassungsänderungen **1.** 30, bei Ausschließung der Öffentlichkeit **1.** 23, 25, beim Antrag auf Bildung von Untersuchungsausschüssen **1.** 25, beim Antrag auf Einberufung des Staatsrats **1.** 38, bei Ausschließung der Öffentlichkeit im Staatsrat **1.** 38 A. 2, im Landtag bei nochmaliger Beschlußfassung über Gesetze, gegen die Einspruch erhoben **1.** 42 A. 3, beim Mißtrauensantrag **1.** 57 A. 2 und 3, bei Ministeranklage **1.** 58.

St. bei den Wahlausschüssen **2.** 21, 23, beim Wahlvorstand **2.** 28.

Stimmrecht s. Wahlrecht.

Stimmzettel für die Abgeordnetenwahl, Form **2.** 25, Entscheidung über die Gültigkeit **2.** 28.

St., **3.** 38, 39, Ungültigkeit **2.** 25, **3.** 70.

St., verdeckte, Wahl der Staatsratsmitglieder **4.** 13, 25 A. 3, Ungültigkeit **4.** 16, Wahl ohne **4.** 23.

Störung der Ordnung bei der Wahl **3.** 63 A. 2.

Straferlaß **1.** 54 A. 3.

Strafgefangene, Behinderung am Wahlrecht **2.** 2 A. 3, **3.** 2 A. 3.

Strafprozeßordnung, Anwendung **1.** 25 A. 3.

Strafsachen, Niederschlagung **1.** 54 A. 3.

Strafverfolgung von Mitgliedern des Staatsrats **1.** 35.

Straßenbahnen, keine Freifahrt **5.** 1 Z. 1.

Streichung im Wählerverzeichnis **3.** 47 A. 3 und 6, **3.** 16, von Bewerbern auf den Wahlvorschlägen **2.** 15 A. 4, 23 A. 2, **4.** 10 A. 2.

T.

Tagegelder der Abgeordneten für Ausschußsitzungen **5.** 2, der Mitglieder des Wahlausschusses **3.** 27.

Tagesordnung des Landtags **1.** 24, des Staatsrats **1.** 39.

Tagung des Landtags **1.** 17, 26, Schluß **1.** 17 A. **4.**

Telegraphische Erklärungen **2.** 20.

U.

Überschreitung des Haushaltsplans **1.** 67.

Überwachungsrecht des Landtags **1.** 29.

Überweisung von Reststimmen **3.** 90 A. 3.

Umschläge für Stimmzettel **2.** 27, **3.** 38, 39, Zählung **3.** 67, Öffnung **3.** 68.

Unabhängigkeit der Gerichte **1.** 8.

Ungültigkeit von Stimmzetteln **2.** 25, **3.** 70, 72, **4.** 16, 17, 25 A. 5, der Wahl **4.** 24 A. 2 und 3.

Ungültigkeitserklärung der Wahl **2.** 5 Z. 4, 36; **3.** 97; **6.** 17.

Untere Verwaltungsbehörde bei den Wahlen **3.** 11, 77, 102 A. 4.

Unternehmungen, ertragswirtschaftliche **1.** 69.

Unterrichtssprache für Fremdsprachler **1.** 73 Z. a.

Untersuchungsausschüsse **1.** 25.

Untersuchungsgefangene, Behinderung am Wahlrecht **2.** 2 A. 3, **3.** 2 A. 3.

Unterzeichner von Wahlvorschlägen **3.** 43.

Unübertragbarkeit der Ansprüche auf Aufwandsentschädigung **5.** 7.

Unwiderruflichkeit des Verzichts **2.** 5 A. 2.

Urlaub für Abgeordnete nicht erforderlich **1.** 11, desgl. für Mitglieder des Staatsrats **1.** 36, desgl. der Selbstverwaltungskörper **1.** 75.

Urteile der Gerichte **1.** 8 A. 2; des Wahlprüfungsgerichts **6.** 16—19.

V.

Verantwortlichkeit der Mitglieder des Staatsrats **1.** 35, der Minister **1.** 46.

Verbandswahlausschuß, Prüfung der Verbindungserklärungen **2.** 22, Verteilung der Reststimmen **2.** 31.

V., Bildung **3.** 22.

Verbandswahlleiter **2.** 16, 22.

V., Ernennung **3.** 19, Vorsitz **3.** 22 A. 2, Weitergabe der Verbindungserklärung **3.** 54.

Verbindung von Kreiswahlvorschlägen **2.** 16 A. 2 und 3, Prüfung **2.** 22, Bekanntmachung der Erklärung **2.** 24; V. verschiedener Wahlen **2.** 42, V., Frist zur Erklärung **3.** 42; von Kreiswahlvorschlägen **3.** 45, Zulassung **3.** 52; V. von Wahlen und Abstimmungen **3.** 103.

Verfahren des Wahlprüfungsgerichts **1.** 12 A. 4 und 5, beim Staatsgerichtshof **1.** 58 A. 2.

Verfassung S. 3 bis 22, Volksbegehren auf Änderung **1.** 6 Z. 1, Stimmenverhältnis dabei **1.** 6 A. 6, 30, Inkrafttreten **1.** 88; Aufhebung der alten **1.** 81.

Verfassungsstreitigkeiten, Entscheidung **1.** 87.
Verfassungsverletzung, Anklage **1.** 58.
Vergütung der Wahlbeisitzer **3.** 27.
Verhältniswahl 1. 9; 33, **4.** 1, 2 A. 4, 24 A. 3.
Verhandlungssprache 1. 1 A. 4.
Verhandlungstermine vor dem Wahlprüfungsgericht **6.** 8, 11, Leitung der Verhandlung **6.** 12.
Verkündung der Urteile **1.** 8 A. 2, **6.** 16, der Gesetze **1.** 60, 61, des Wahlergebnisses **4.** 19.
Verlust der Eigenschaft als Abgeordneter **1.** 12, 33 A. 2, **2.** 5; **3.** 96; nachträglicher V. des Wahlrechts **2.** 5 Z. 2; des Wahlscheins **3.** 9 A. 2.
Vermögensrechtliche Ansprüche der Staatsbeamten, Rechtsweg **1.** 79.
Verpflichtung der Ausschußmitglieder **3.** 24, der Schriftführer **3.** 25, der Mitglieder des Wahlvorstandes **3.** 62.
Versagung des Wahlscheins **3.** 12, 106.
Versammlung des Landtags **1.** 17, des Staatsrats **1.** 38.
Verschluß der Wahlkarteien usw. **3.** 17 A. 2.
Versetzung von Staatsbeamten **1.** 79.
Verspätung der Wahlvorschläge und Verbindungserklärungen **3.** 53.
Verteilung der Abgeordneten im Wahlkreise **3.** 84—86, der Mitglieder des Staatsrats auf die Wahlvorschläge **4.** 18.
Vertrauensfrage 1. 57 A. 7.
Vertrauensmänner, Erklärung der Verbindung von Kreiswahlvorschlägen **2.** 16 A. 3, Benennung auf den Wahlvorschlägen **2.** 18.
V. auf den Wahlvorschlägen **3.** 43 A. 3, 45 A. 2, 46, 47, 51, 52 A. 2; können nicht Beisitzer sein **3.** 24 A. 3.
V., Benennung bei den Staatsratswahlen **4.** 3 A. 5, 6, 10, 23 A. 2.
V. als Vertreter beim Wahlprüfungsgericht **6.** 8 A. 2.
Vertrauensstellung der Staatsminister **1.** 57.
Vertretung von Abwesenden bei der Wahl **2.** 27; V. vor dem Wahlprüfungsgericht **6.** 8—10, 11 A. 2.
Verwahrung auf Stimmzetteln **4.** 16, 25 A. 5; V. der Stimmzettel **3.** 73.
Verwaltungsbehörden, Rechtshilfe gegenüber den Untersuchungsausschüssen **1.** 25 A. 2.
Verwaltungsgrundsätze des Landtags **1.** 29.
Verwaltungsstreitverfahren in Wahlsachen **4.** 3 A. 5, 24.
Verzeichnis der Wahlscheine **3.** 6 A. 3.
Verzicht auf die Entschädigung als Abgeordneter **1.** 28, 41, **5.** 7, auf den Abgeordnetensitz **2.** 5 Z. 1.
Volk, Träger der Staatsgewalt **1.** 2, Willensäußerung **1.** 3.
Volksabstimmung 1. 3.
Volksbegehren 1. 3, Einzelfälle **1.** 6, Unzulässigkeit **1.** 6 A. 3, auf Volksentscheid **1.** 6 A. 4, Verfahren **1.** 6 A. 7, auf Einbringung abgelehnter Vorlagen **1.** 62.
Volksentscheid 1. 3, 6 A. 4, Ausschluß **1.** 6 A. 5, 42 A. 4, Verfahren **1.** 6 A. 7, über Landtagsauflösung **1.** 14, Herbeiführung durch den Landtag **1.** 42 A. 3.
Volksvertretung, Wahrung der Rechte **1.** 26.
Volkswahl 1. 3.

Volkswohl 1. 34.
Vollsitzungen, Öffentlichkeit 1. 23, des Staatsrats 1. 39.
Vollstreckung der Urteile 1. 8 A. 2.
Vorbehalt auf Stimmzetteln 3. 70 Z. 5, 4. 16, 25 A. 5; bei Annahme der Wahl 4. 21.
Vorbereitung der Wahl 3. 4 ff.
Vormundschaft, Ausschluß vom Stimmrecht 1. 5 Z. 1, vom Wahlrecht 2. 2 Z. 1, 3. 2, von der Wählbarkeit 4. 1 A. 4.
Vorprüfung des Wahlergebnisses 2. 8.
Vorsitz im Staatsministerium 1. 47.
Vorsitzender des Wahlvorstandes 4. 9, 12, 15, 18, 19, 21—23, 24 A. 2, 25 A. 6 und 7; des Wahlprüfungsgerichts 6. 6 A. 2, 15, 16, 18. — S. auch Wahlvorsteher.
Vorstand des Landtags, Wahl 1. 18.

W.

Wahl der Abgeordneten 1. 9, Prüfung 1. 12, des Landtagsvorstandes 1. 18, der Mitglieder des Staatsrats 1. 33, des Vorsitzenden desselben 1. 37, des Ministerpräsidenten 1. 45; zu den Selbstverwaltungskörpern 1. 74.
W. der Abgeordneten 2, Wiederholung der W. 2. 37.
W. der Abgeordneten (Wahlordnung) 3, Vorbereitung 3. 4 ff., Bekanntmachung 3. 40, 41, Leitung 3. 64, Entscheidung über die Gültigkeit 3. 95.
W. der Mitglieder des Staatsrats 4., Zeitpunkt 4. 2, Öffentlichkeit 4. 11, mit verdeckten Stimmzetteln 4. 13, vereinfachtes Verfahren 4. 23.
W. der Mitglieder des Wahlprüfungsgerichts 6. 5, des Vorsitzenden 6. 6 A. 2.
Wahlausschuß zur Prüfung der Kreiswahlvorschläge 2. 21, Feststellung der Stimmen 2. 28.
W. 3. 21—27, Bildung 3. 21—23, Schriftführer 3. 25, Sitzungen 3. 26, 79 ff., Berufung 3. 79; Anrufung durch die Vertrauensmänner 3. 51; Entscheidung über Zulassung und Verbindung 3. 52.
Wählbarkeit zum Landtag 1. 9 A. 2, 2. 4; zum Mitgliede des Staatsrats 1. 33, 4. 1 A. 3, 2 A. 3, Ausschluß 4. 1 A. 4.
Wahlberechtigte, Einspruchsrecht 6. 2 A. 2, 3.
Wahlberechtigung 3. 1—3.
Wahlbezirke 2. 9, 10, 11.
W. 3. 32—34, besondere 3. 33; bei der Wiederholungswahl 3. 102.
Wahlen, vom Landtag vorzunehmende 1. 21 A. 2.
Wähler, Pflicht zur Übernahme eines Wahlehrenamts 2. 38, Zutritt zum Wahlraum 3. 63; W. bei den Wahlen zum Staatsrat 4. 1 A. 2, 13 A. 2, 15.
Wahlergebnis, Vorprüfung und Feststellung 2. 8, Ermittlung 2. 26, 29, 37 A. 5, nachträgliche Änderung 2. 5 Z. 5.
W., Ermittlung 3. 67—77, für den Wahlkreis 3. 78—83; Bekanntmachung 4. 24.
Wählerinnen, Ablehnung eines Wahlehrenamts 2. 39 Z. 6.
Wählerliste, Eintragung als Voraussetzung des Wahlrechts 2. 3, Anlegung 2. 11, Auslegung 2. 13. — S. auch Wählerverzeichnis.

Wählerverzeichnis 3. 4, Auslegung und Berichtigung 3. 13—17, Eintrag 3. 3, 4 ff., Berichtigung nach den Wahlscheinen 3. 60, Vermerk der Stimmabgabe 3. 65, Zurückgabe an die Gemeindebehörde 3. 74, bei der Nachwahl 3. 98, 100, bei der Wiederholungswahl 3. 101 A. 5.

Wahlgesetz 1. 4 A. 3, 2. — S. auch Landeswahlgesetz.

Wahlhandlung, Öffentlichkeit 2. 26, Mängel 2. 37, Eröffnung 3. 62; bei den Staatsratswahlen 4. 9—20.

Wahlhelfer, Wahlschein 3. 5 A. 2.

Wahlkartei, Eintrag als Voraussetzung des Wahlrechts 2. 3, bei der Wiederholungswahl 2. 37 A. 4, Anlegung 2. 11, Auslegung 2. 13; Form 3. 4. — S. auch Wählerliste, Wählerverzeichnis.

Wahlkörper für die Staatsratswahlen 4. 1 A. 2, 28, Beschluß über vereinfachtes Wahlverfahren 4. 23.

Wahlkosten 2. 41, 4. 17.

Wahlkreiseinteilung 2. 7, S. 35.

Wahlkreisverbände 2. 7, S. 36, Verbandswahlleiter 2. 16, 3. 19.

Wahlleiter, 3. 18—20, Verfügungen 3. 47—50, Berufung des Wahlausschusses 3. 51. — S. auch Kreiswahlleiter, Landeswahlleiter.

Wahlniederschrift 3. 67, 72, 75, 76, 77; S. 79; W. bei den Staatsratswahlen 4. 20. — S. auch Niederschrift.

Wahlordnung 2. 43.

W. S. 43 ff., Wahlberechtigung 3. 1—3, Vorbereitung der Wahl 3. 4—41, Wahlvorschläge 3. 42—56, Wahlverfahren in Kranken- und Pflegeanstalten 3. 57, Wahlverfahren für Seelente 3. 58, Stimmabgabe 3. 59—66, Ermittlung des Wahlergebnisses im Wahlbezirke 3. 67—77, Feststellung des Wahlergebnisses im Wahlkreise 3. 78—86, Feststellung des Gesamtergebnisses 3. 87—95, Ausscheiden von Abgeordneten 3. 96, Nachwahl 3. 97—100, Wiederholungswahl 3. 101, 102, Verbindung der Wahlen mit anderen Abstimmungen 3. 103, gemeinsame Bestimmungen 3. 104—107, Schlußbestimmungen 3. 108, 109.

Wahlperiode 1. 12 A. 2, 13, 16, 17 A. 2, 26.

Wahlprüfung durch den Staatsrat 4. 24 A. 2; Gesetz 6.

Wahlprüfungsgericht 1. 12, Anordnung der Wiederholung der Wahl 2. 37; in der Wahlordnung 3. 94, 95, 97, 101; Bildung 6. 1, Zuständigkeit 6. 2, 3, Geschäftsgang und Geschäftsordnung 6. 4, 7, Zusammensetzung 6. 5, Beschlußfähigkeit 6. 6, Termine 6. 8—10, 15, Öffentlichkeit 6. 11, Rechtshilfe 6. 14, Urteile 6. 16—19, Kosten 6. 20.

Wahlprüfungsverfahren 2. 28, 36, 37 A. 2, 3. 92—95, Ausscheiden von Abgeordneten 2. 5 Z. 4.

Wahlräume 3. 35, 57 Z. 3, Zutritt 3. 63.

Wahlrecht, allgemeines 1. 4, Ausschließung 1. 5.

W. (Wahlgesetz) 2. 1, 3, Ruhen 2. 2, Ausschließung 2. 2 A. 1, Behinderung 2. 2 A. 3, Verlust 2. 5 Z. 2, Art der Ausübung 2. 14.

W. (Wahlordnung), aktives 3. 1, Ausschluß 3. 2.

Wahlschein, Erteilung 2. 12, Ausübung des Wahlrechts 2. 14.

W. 3. 3, 5—11, Vordruck S. 77, Zuständigkeit für Ausstellung 3. 6, Abgabe 3. 64 A. 5, 65, Aufbewahrung 3. 74, für die Wiederholungswahl 3. 102, Verfagung 3. 106.

Wahltag 1. 4 A. 2, Bestimmung 2. 6, Bekanntmachung 3. 40.

Wahltisch 3. 61.

Wahlurne 3. 36, 58 A. 5, 61.
Wahlvorbereitung 2. 6—25.
W. (Wahlordnung) **3.** 4—41, Wählerverzeichnis **3.** 4, Wahlscheine **3.** 5—12, Auslegung und Berichtigung der Wählerverzeichnisse **3.** 13—17, Wahlleiter **3.** 18—20, Wahlausschüsse **3.** 21—27, Wahlvorsteher **3.** 28, Wahlvorstand **3.** 29—31, Wahlbezirke **3.** 32—34, Wahlräume **3.** 35, Wahlurnen **3.** 36, Schutzvorrichtungen **3.** 37, Stimmzettel und Umschläge **3.** 38, 39, Bekanntmachung der Wahl **3.** 40, 41.
Wahlvorschläge, keine Zurücknahme oder Änderung **2.** 21 A. 2, 23 A. 2.
W. **3.** 42—56, Einreichung **3.** 42, Verbindung **3.** 42, 45, 52, Anschluß **3.** 42, 46, 54—56, Inhalt **3.** 43, 44, Mängelbeseitigung **3.** 47—51, Zulassung **3.** 52, 53, Bekanntmachung **3.** 54—56.
W. bei der Staatsratswahl **4.** 2 A. 4, 3 A. 2 und 4, 6, keine Verbindung **4.** 7, Einreichung **4.** 8, Prüfung **4.** 10, Bekanntgabe **4.** 12, Verteilung auf dieselben **4.** 18, Wahl ohne W. **4.** 23.
Wahlvorstand, Zusammensetzung **2.** 10 A. 3, Entscheidung über die Gültigkeit der Stimmzettel **2.** 28.
W., Zusammensetzung **3.** 29 A. 2, keine Vergütung **3.** 29 A. 3, Zusammentritt **3.** 30, Beschlüsse **3.** 31 A. 2, besonderer **3.** 35 A. 2, 57 Z. 3, 58, bei der Stimmabgabe **3.** 61, 62, 63 A. 2, 64, bei der Ermittlung des Wahlergebnisses **3.** 72.
W. bei den Wahlen zum Staatsrat, Zusammensetzung **4.** 9, Prüfung der Wahlvorschläge **4.** 10, Entscheidung über die Gültigkeit der Stimmzettel **4.** 17, desgl. über das Wahlergebnis **4.** 19, Vollziehung des Protokolls **4.** 20, bei der vereinfachten Wahl **4.** 23 A. 3.
Wahlvorsteher, Ernennung **2.** 10, Ausschlaggebung bei Stimmengleichheit **2.** 28.
W., Ernennung **3.** 28, Übersendung der Wählerverzeichnisse **3.** 17 A. 3, in Krankenhäusern usw. **3.** 57 Z. 2, für Seelente **3.** 58, bei der Stimmabgabe **3.** 60, 62, 64, 66, bei Ermittlung der Wahlergebnisses **3.** 68, 69, 71, 73, 75, bei der Wiederholungswahl **3.** 102 A. 4.
Wahlzeit 3. 59, Schluß **3.** 65, 66.
Wahrungsausschuß des Landtags **1.** 26, bei Erlaß von Notverordnungen **1.** 55.
Wandergewerbetreibende, Wahlschein 3. 5 A. 2.
Wehrmacht, Angehörige, Ruhen des Wahlrechts **2.** 2 A. 2, **3.** 2 A. 2.
Weisungen an Abgeordnete, keine Bindung **1.** 10, desgl. an Staatsratsmitglieder **1.** 34.
Weiterführung der Geschäfte bei Rücktritt des Ministeriums **1.** 59 A. 2.
Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Urteile des Wahlprüfungsgerichts **6.** 19.
Wiederholungswahl 2. 37, **3.** 101, 102, 40.
Wiederzusammentritt des Landtags **1.** 17 A. 4, 26.
Wirtschaftsangelegenheiten des Landtags **1.** 20.
Wohnort, Begriff **3.** 104, in der Gemeinde, Voraussetzung des Eintrags in die Wählerliste **3.** 1; Verlegung in das Inland durch Auslandsdeutsche **3.** 5 II; Wahlschein bei Aufenthalt außerhalb **3.** 5 I Z. 1 und 2.
Wohnsitz in Preußen als Voraussetzung des Stimmrechts **1.** 4, in der Provinz als Voraussetzung der Wählbarkeit in den Staatsrat **1.** 33; in Preußen, Voraussetzung des Wahlrechts **2.** 1, **3.** 1, als Wohnort **3.** 104; Voraussetzung der Wählbarkeit in den Staatsrat **4.** 1 A. 3.
Wohnung, Verlegung in einen anderen Wahlbezirk **3.** 6.
Wort, Anspruch auf Erteilung für die Minister **1.** 24, 39 A. 2.

Z.

Zählbogen zur Feststellung des Kreiswahlergebnisses **3.** 79, 83 A. 2, S. 85.
Zählliste **3.** 69, S. 78.
Zählung der Wahlumschläge **3.** 67.
Zivilprozeßordnung, Anwendung im Verfahren vor dem Wahlprüfungsgericht **6.** 12.
Zulassung der Wahlvorschläge **3.** 52, 53, **4.** 10 A. 3, 12.
Zurücknahme des Wahlvorschlags **4.** 5, 10 A. 3.
Zurückweisung von Stimmzetteln **3.** 64 Z. 8.
Zuruf, Wahl durch **4.** 24 A. 3, 25 A. 2.
Zusammensetzung des Wahlprüfungsgerichts **6.** 5, 6.
Zusammentritt des Landtags **1.** 17.
Zusätze auf den Stimmzetteln **2.** 25.
Zuständigkeit für Ausstellung des Wahlscheins **3.** 6, für die Entscheidung über den Einspruch **3.** 14 A. 2, sonstige Bestimmungen **3.** 106.
Zustimmung des Staatsrats, Erfordernis **1.** 42 A. 4; zur Aufnahme in Wahlvorschläge **2.** 15 A. 3, 17 A. 2, 20, **3.** 44 Z. 1, Fehlen derselben **3.** 47 A. 3; Z. zur Aufnahme bei den Wahlen zum Staatsrat **4.** 5 A. 2, 8, 10 A. 2 Z. 4, 23 A. 2.
Zuteilungsverfahren **2.** 19.
Zutritt der Minister zu den Sitzungen **1.** 24, 39 A 2.

Inhalt

Seite

1. Verfassung des Freistaats Preußen vom 30. November 1920 3
   - Abschnitt I. Der Staat (Art. 1) 3
   - Abschnitt II. Die Staatsgewalt (Art. 2—8) 3
   - Abschnitt III. Der Landtag (Art. 9—30) 5
   - Abschnitt IV. Der Staatsrat (Art. 31—43) 10
   - Abschnitt V. Das Staatsministerium (Art. 44—59) 13
   - Abschnitt VI. Die Gesetzgebung (Art. 60—62) 16
   - Abschnitt VII. Das Finanzwesen (Art. 63—69) 17
   - Abschnitt VIII. Die Selbstverwaltung (Art. 70—75) 19
   - Abschnitt IX. Die Religionsgesellschaften (Art. 76) 20
   - Abschnitt X. Die Staatsbeamten (Art. 77—80) 21
   - Abschnitt XI. Übergangs- und Schlußbestimmungen (Art. 81—88) 21

2. Gesetz über die Wahlen zum Preußischen Landtag (Landeswahlgesetz) vom 3. Dezember 1920 / 28. Oktober 1924 23
   - I. Wahlrecht und Wählbarkeit (§§ 1—5) 23
   - II. Wahlvorbereitung (§§ 6—25) 24
   - III. Wahlhandlung u. Ermittlung des Wahlergebnisses (§§ 26—37) 30
   - IV. Gemeinsame Vorschriften und Schlußvorschriften (§§ 38—43) 32
   - Anlage: Die Wahlkreise und die Wahlkreisverbände . . . 35

3. Landeswahlordnung vom 10. Dezember 1920, Fassung der Bekanntmachung vom 29. Oktober 1924 43
   - I. Wahlberechtigung (§§ 1—3) 43
   - II. Vorbereitungen für die Wahl (§§ 4—41) 44
     - 1. Wählerverzeichnisse (§ 4) 44
     - 2. Wahlscheine (§§ 5—12) 44
     - 3. Auslegung und Berichtigung der Wählerverzeichnisse. Einspruchsverfahren (§§ 13—17) 47
     - 4. Wahlleiter (§§ 18—20) 48
     - 5. Wahlausschüsse (§§ 21—27) 49
     - 6. Wahlvorsteher (§ 28) 51
     - 7. Wahlvorstand (§§ 29—31) 51
     - 8. Wahlbezirke (§§ 32—34) 52
     - 9. Wahlräume (§ 35) 53

Seite

10. Wahlurnen (§ 36) 53
11. Wahlschutzvorrichtungen (§ 37) 53
12. Stimmzettel und Umschläge (§§ 38, 39) 54
13. Bekanntmachung der Wahlen (§§ 40, 41) 54
III. Wahlvorschläge (§§ 42—56) 55
1. Fristen für Einreichung der Wahlvorschläge, Verbindungs- und Anschlußerklärungen (§ 42) 55
2. Inhalt der Wahlvorschläge (§§ 43, 44) 55
3. Verbindung der Kreiswahlvorschläge innerhalb des Wahlkreisverbandes (§ 45) 56
4. Anschluß der Kreiswahlvorschläge an Landeswahlvorschläge (§ 46) 57
5. Mängelbeseitigung (§§ 47—51) 57
6. Zulassung der Wahlvorschläge und Verbindungserklärungen (§§ 52, 53) 58
7. Bekanntgabe der Wahlvorschläge, der Verbindungs- und Anschlußerklärungen (§§ 54—56) 59
IV. Wahlverfahren in Kranken- und Pflegeanstalten (§ 57) . 60
V. Wahlverfahren für Seeleute (§ 58) 61
VI. Stimmabgabe (§§ 59—66) 62
VII. Ermittlung des Wahlergebnisses im Wahlbezirke (§§ 67—77) 65
VIII. Feststellung des Wahlergebnisses im Wahlkreise (§§ 78—86) 67
1. Vorläufige Ermittlung des Wahlergebnisses (§ 78) . 67
2. Endgültige Ermittlung des Wahlergebnisses (§§ 78—83) 68
3. Verteilung der Abgeordneten im Wahlkreise (§§ 84—86) 69
IX. Feststellung des Gesamtergebnisses (§§ 87—95) 70
X. Ausscheiden von Abgeordneten (§ 96) 72
XI. Nachwahl (§§ 97—100) 72
XII. Wiederholungswahl (§§ 101, 102) 73
XIII. Verbindung der Wahlen mit anderen Abstimmungen (§ 103) 74
XIV. Gemeinsame Bestimmungen (§§ 104—107) 75
XV. Schlußbestimmungen (§§ 108, 109) 76
Anlagen: 77
1. Wahlschein 77
2. Zähl-/Gegen-Liste für die Landtagswahl 78
3. Wahlniederschrift 79
4. Zählbogen 85
5. Gesamtübersicht über das Ergebnis der Wahl zum Landtag 86
6. Niederschrift über die Verhandlung des Kreiswahlausschusses 87
7. Hauptzusammenstellung der Wahlergebnisse aus sämtlichen Wahlbezirken für die Wahl zum Landtag . . . 90
8. Nachweisung der in der Wahl zum Landtag gewählten Abgeordneten des Wahlkreises 92

Seite

Verordnung über das Stimmrecht der aus dem besetzten Gebiet Ausgewiesenen vom 30. Oktober 1924 94

4. Gesetz über die Wahlen zum Staatsrate vom 16. Dezember 1920 95

5. Gesetz über die Entschädigung der Mitglieder und des Präsidenten des Preußischen Landtags vom 23. April 1921 103

6. Gesetz über die Prüfung der Wahlen zum Preußischen Landtag und das Wahlprüfungsgericht vom 3. Februar 1922 107

Sachregister 111

Auf holzfreies Papier gedruckt

Deutsche Reichsgesetze

in Reclams Universal-Bibliothek

Genaue Textausgaben, von bewährten Verfassern hrsgeg.

Angestelltenversicherung. Nr. 5422–24

Betriebsrätegesetz. Nr. 6099 und 6099a

Binnenschiffahrt u. Flößerei. Nr. 3635

Bürgerliches Gesetzbuch. Nr. 3571–75a

Einkommensteuergesetz und Körperschaftssteuergesetz f. das Deutsche Reich. Nr. 6125 und 6125a

Ausführungsbestimmungen zum Einkommen- und Körperschaftssteuergesetz. Nr. 6306/7

Erbschaftssteuergesetz für das Deutsche Reich vom 10. September 1919 nebst Ausführungsbestimmgn. Nr. 6083/84

Freiwillige Gerichtsbarkeit. Nr. 4033/33a

Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich (Einführungsgesetz und Ergänzungsbestimmungen, sowie Gesetz z. Schutz d. Republik). Nr. 4121/22

Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkurses. Nr. 5907/7a

Gewerbegerichtsgesetz für das Deutsche Reich. Nr. 2744

Gewerbeordnung. Nr. 1781 bis 1782a, b

Grundbuchordnung. Nr. 3838

Handelsgesetzbuch. Nr. 2874 bis 2875a, b

Impfgesetz vom 8. April 1874. Nr. 5648

Kapitalertragsteuer- u. Landessteuergesetz. Nr. 6134

Kaufmannsgerichte. Nr. 4602

Konkursordnung. Nr. 2218 und 2218a

Patentgesetz u. Musterschutz. Nr. 3110/10a

Preßgesetz und Verlagsrecht. Nr. 1704

Privatversicherungsgesetze f. das Deutsche Reich. Nr. 6216/17

Rechtsanwaltsordnung. Nr. 3176/77

Reichsabgabenordnung. Nr. 6093–95

Reichsmietengesetz für das Deutsche Reich nebst Gesetzen verwandten Inhalts. Nr. 6312/12a

Der lasterhafte Herr Tschu

Ein Spiel mit Körpern
und Seelen in einem Vorspiel und fünf Bildern
(nach chinesischen Motiven)

von

Julius Berstl

6337

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen und das der Verfilmung, vorbehalten.
Das Aufführungsrecht ist zu erwerben durch den Drei Masken-Verlag, Berlin W, Rollendorfstr. 13/14.
Copyright 1922 by Philipp Reclam jun. Leipzig.

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Personen

Vorspiel

Schatten und Flammen

Der rote Richter } der Unterwelt
Der grüne Richter }
Der Türhüter
Der Geldwechsler }
Der Schlemmer } Drei arme Seelen
Der Dichter }
Tschu-juen-wai, ehemals Kaiserlicher Richter

Ort der Handlung: der Eingang zur Unterwelt.

1. Bild

Trommel und Gong

Huang-Tschao, Kaiserlicher Richter
Tschu
Der Vater des Flickschneiders
Ho, die Witwe des Flickschneiders
Der Arzt
Der Bohnenhändler
Der Steuereintreiber
Der Bettler
Die Nachbarin
Erster } Träger
Zweiter }
Ein Vorläufer

Gongschläger, Trommler, Laternenträger, Nachbarn, Sänftenträger, Polizeisoldaten.

Ort der Handlung: Vor der Hütte des Flickschneiders. Ärmliche Gasse.

2. Bild

Trauernde Witwe

Tschu
Huang-Tschao, Kaiserlicher Richter
Yü-pei, Witwe Tschu-juen-wais
Fang-niang, Zofe Yü-peis
Ta-hi, Diener Yü-peis

Ort der Handlung: Im Hause Tschu-juen-wais.

3. Bild

Tönendes Glöckchen

Tschu
Yin-ying, Tschu-juen-wais Geliebte
Frau Tschang, Kupplerin
Sang-juen-wai, ein alter Mandarin

Ort der Handlung: Im Hause Yin-yings.

4. Bild

Westliches Paradies

Tschu
Yin-ying
Frau Tschang
Erster, Zweiter } Polizeisoldat

Ort der Handlung: Eine ärmliche Bambushütte.

5. Bild

Siebente Höll'

Der Statthalter des Kaisers
Tschu
Yin-ying
Frau Tschang
Erster, Zweiter } Polizeisoldat
Der Henker

Ort der Handlung: Im Palast des Statthalters.

Rechts und links vom Zuschauer aus angenommen.

(Sprich: Tschu-juën-wai; Jü-pëi; Sang-juën-wai; Yin-jing.)

Die Dialogstellen in [ ] sind bei der Aufführung zu streichen.

Die Uraufführung fand am 18. Oktober 1921 im Lessing-Theater zu Berlin statt.

Vorspiel

Der Eingang zur Unterwelt.

Eine Art Felsentempel, der sich in einer düsteren Höhle verliert. Links und rechts vom Höhleneingang sind auf plumpen Sockeln **der grüne und der rote Richter** der Unterwelt postiert. Es sind überlebensgroße Figuren von einer wilden Starrheit, die Gesichter phantastisch verzerrt. Der rote Richter trägt grünen Bart und grünes Haar, um den Körper ist ihm eine Art roter Toga geschlungen, doch so, daß der feiste Bauch mit dem Nabel unbekleidet bleibt. Der grüne Richter trägt roten Bart und rotes Haar, um den Körper eine grüne Toga, in der gleichen Weise wie der rote Richter. Die beiden grotesken Götzenbilder vertragen in ihrer schreckeneinflößenden Wildheit einen leise karikaturistischen Unterton, wie denn überhaupt dieses Bild aus der chinesischen Unterwelt nicht ohne karikaturistische Lichter gedacht ist. — Neben dem Höhleneingang, vor einer grauen, schroffen Felsenwand, aus der hie und da die andeutenden Überreste architektonischer Formen hervortreten, kauern in schnurgerader Reihe, Schulter an Schulter, die Knie bis an die Brust hochgezogen und von gefalteten Händen umklammert, in gleicher, grauer Kleidung (der typischen chinesischen Tracht, aber ohne jeden Zierrat) völlig stumm und gleichsam erstarrt, die vier armen Seelen: **der Schlemmer, der Geldwechsler, der Dichter** und **Tschu-juen-wai.** Auch nachdem der Vorhang aufgegangen ist, rühren sich die Kauernden nicht. Eine lähmende Ruhe liegt über dem Bild, das in ein graublaues, indifferentes Licht getaucht ist. Auch wenn das Gespräch beginnt, bleiben die gedämpft Sprechenden zunächst unbeweglich und blicken starr vor sich hin.

Der Geldwechsler. Wie lange warten wir schon?

Der Schlemmer. Ich schätze: eine kleine Ewigkeit.

Der Dichter. Und noch immer nimmt man keine Notiz von uns.

Der Schlemmer. Man läßt sich höllisch Zeit hier unten.

Der Geldwechsler. Es gehört offenbar zum System, die Braten mürbe zu machen, ehe man die Kessel heizt.

[**Der Dichter.** Wenn ich mir wenigstens die Hände an einem linden Bambusfeuerchen wärmen könnte.

Der Geldwechsler. Man wird Ihnen noch so gründlich einheizen, daß Sie über Frost in den Fingerspitzen nicht zu klagen haben werden.]

Der Schlemmer. Oh!

Der Dichter. Warum seufzen Sie?

[**Der Schlemmer.** Hunger!

Der Geldwechsler. Hat Ihnen die Familie keine Wegzehrung mitgegeben?

Der Schlemmer. Ein Schälchen Reis, Datteln, Aprikosenmus. Ich vergaß: Papiergeld. Aber was soll mir Papiergeld? Glaubt

man da oben wirklich, im Reich des Todes gäbe es Buden mit Süßigkeiten, Pasteten und Würzwein?

Der Dichter. Es ist nicht leicht für Sie, den Übergang zu finden.]

Der Schlemmer. Wenn ich an die letzte Mahlzeit denke, die mir bedauerlicherweise das Leben kostete! Oh! Shaomai-Pastete, Haifischflossen in Soya, Entenschenkel mit gelben Knoblauchsprößlingen und jener köstliche Reismehlkuchen mit Aprikosenkernen, an denen ich leider, leider erstickte. Oh!

Der Geldwechsler. Schlemmerei ist ein heilloses Übel. Beklagen Sie sich nicht, wenn Sie nun hier unten sitzen.

Der Schlemmer. Und Sie? Was verschafft uns die Ehre Ihrer Anwesenheit?

Der Geldwechsler. Ich war Geldwechsler. Das Geschäft ging flott. Bei flottem Geschäft ist es wohl verzeihlich, wenn man im Herausgeben sich verzählt. Aber der Kunde schreit: Betrug! — Ein häßliches Wort. Schon läßt Seine Exzellenz, der Kaiserliche Richter, Daumenschrauben anlegen, die Knöchel brechen, die Zunge wie ein Gummiband dehnen und strecken, bis unsereinem die Lust vergeht, den Atem noch länger durch die Nase zu ziehen. — Nun sitze ich hier und warte.

Der Dichter. Sie sind ein Fuchs. Aber Sie haben den Fehler begangen, sich an Irdisches zu klammern, ohne auch nur einen Blick ins Reich des Geistes zu werfen.

Der Geldwechsler. Was haben denn Sie für eine Profession, wenn man fragen darf, daß Ihre Zunge nun nicht zögert, so hochtrabend daherzureden?

Der Dichter. Kennen Sie mich nicht? Lesen Sie es nicht auf meiner Stirn, mit wem Sie es zu tun haben?

Der Geldwechsler. Vielleicht — waren Sie Advokat oder — Falschspieler?

Der Dichter. Ich war Dichter. [Wenn ich „Orangenblüte" sagte, oder „Schatten des Lackbaums", so seufzten die Schönen aus bewegter Seele.] Der Duft meiner Verse glich dem Duft von Seidenfädentabak. Hören Sie doch:

Des Mondes Silberschaum
Erfüllt den Himmelsraum,
Der Maiwind buhlt mit Pflaumenblütenzweigen ...

Sie kennen diese Verse. Alle Welt kennt diese Verse.

Der Geldwechsler. Ich kenne sie nicht. Aber ich taxiere: wenn ich meine Kunden mit falschen Kassenscheinen betrog, so be-

trogen Sie Ihre Kunden mit unechten Worten. Guten Tag, Herr Kollege, im Reich der Unterwelt!

Der Schlemmer. Ich möchte lachen. Aber der Aprikosenkern, an dem ich erstickte, steckt mir noch in der Kehle. (Zu Tschu gewandt.) Ist es erlaubt, nach Ihrer Meinung zu fragen, Herr Nachbar? Nicht wahr, eine treffliche Parade?

Tschu (rührt sich nicht).

Der Schlemmer (verwundert). Gestatten Sie. Sie sind neu hier unten. Ich schätze, Sie besitzen einen akademischen Grad, weil Sie so vornehm tun. Oder waren Sie Mönch, der das Gelübde ewiger Schweigsamkeit auf sich nahm?

Tschu (schüttelt den Kopf).

Der Schlemmer. Also — Baccalaureus?

Tschu. Mehr.

Der Schlemmer. Alle Wetter — Doktor?

Tschu. Mehr.

Der Schlemmer. Noch mehr? — Und warten mit uns vorm Eingang zur Hölle?

Tschu (tränenerstickt). Flößt Euch mein erhabener Zopf keine Ehrfurcht ein? Ich war Mandarin siebenter Klasse. Ich war kaiserlicher Richter, ihr Hunde!

Der Geldwechsler. Euer Hochwohlgeboren müssen schon ein besonderer Teufelsbraten sein, daß wir bescheidenen Gewächse der Ehre teilhaftig werden, Euer Gnaden leutselige Anwesenheit genießen zu dürfen.

Tschu. Ich war nicht mehr Betrüger als du und du und du! Ich ließ einen Geldwechsler, der mit falschen Kassenscheinen fingerte — er sah dir ähnlich, meiner Treu! — so lange stäupen, bis ihm die Lust verging, den Atem durch die Nase zu ziehen. Sodann trieb ich sein Vermögen ein und vergaß im Drange der Geschäfte lediglich, es an die Kasse des Kaisers abzuführen. Ein widriger Wind trieb die Kunde meiner Tat dem Statthalter unter die Nase. Der, mir nicht grün gesinnt, denn jeder Rath, der ihm entgeht, bereitet ihm Milzstechen, ließ es sich nicht nehmen, mich bei der bescheidenen Unregelmäßigkeit zu ertappen. Ich — als ein Mann von vorbildlicher Haltung — zog die Konsequenz, wie wir Juristen zu sagen pflegen, und beförderte mich mittels Seidenschnur vom jenseitigen Leben zum diesseitigen Tode.

Der Dichter. Ich hatte nie die Ehre, mit einem kaiserlichen Richter, Hochwohlgeboren, Unterhaltung zu pflegen. Wenn ich

auch keinen akademischen Grad besitze, so bin ich doch Dichter. Das Band des Geistigen verbindet uns sozusagen. Ich schlage vor, die Plätze zu tauschen, damit ich an Euer Hochwohlgeboren Seite gelange.

Tschu. Wenn du glaubst, daß ich mich mit jedermann gemein mache, so irrst du dich. Ich leide. Siehst du nicht, wie ich leide? Früher pflegte man mit zitternden Knien vor meiner Tür zu warten. Jetzt muß ich warten. Wenn ich nicht bereits Selbstmord verübt hätte, es könnte mich gelüsten, nun nach der seidenen Schnur zu greifen.

Der Dichter. Auch ich leide. Warum haben die Hinterbliebenen es versäumt, mir Pinsel, Farbe und Papier mit auf den Weg zur Ewigkeit zu geben? Sehen Sie nur die beiden Richter der Unterwelt, die als Sinnbilder sozusagen höherer Justiz den Eingang zum Reich der Schatten bewachen! Die fremde Schauerlichkeit ihrer Züge könnte mich zu dichterischer Produktion reizen.

Der Schlemmer. Pscht! Wie sprechen Sie denn! Hüten Sie doch in Anwesenheit der beiden hohen Herren Ihre Zunge! Ich wage kaum zu flüstern, und Sie —!

Der Dichter. Ich sehe, Sie haben in Ihrem Leben nur Wert auf die Genüsse der Speisekarte, nicht aber auf die Symbole einer höheren Geistigkeit gelegt. Wenn ich Ihnen sage, daß wir es in den allerdings bedrohlich ausschauenden beiden Herren mit uralten Standbildern zu tun haben, die —

Der Geldwechsler. Atmen Sie nicht? Zuckte nicht die Augenbraue des roten Richters?

Der Schlemmer. Wir sind verloren.

Der Geldwechsler. Ich wette, sie stellen sich nur schlafend, um unsere ausgeplauderten Geheimnisse sich zunutze zu machen.

Tschu (schneidig). Vielleicht, wenn man den Spieß umdrehte und sie einem dringlichen Verhör unterwürfe —

Der Schlemmer. Wer sind wir, und wer sind jene? Ich wage kaum, den Atem durch die Nase zu ziehen, und Sie sprechen wie ein Vorgesetzter der Götter.

Der Dichter. Feigling!

Der Schlemmer (zu den beiden Unterweltsrichtern). Jedenfalls bitte ich untertänigst, diese meine bescheidene Meinung gnädigst zur Kenntnis nehmen zu wollen.

Der Geldwechsler (mit zugeschnürter Kehle). Achtung! Ich fühle, wie etwas Höllisches sich uns nähert.

Der Dichter (demütig zusammenzuckend). In der Tat?

Tschu. Aus welcher Richtung?

Der Geldwechsler. Aus der Tiefe der Höhle. Ein Licht schwankt. Oder ist es faules Holz, das glüht?

In der Höhle ist ein fernes, mattes Licht aufgetaucht. Es kommt schwankend näher wie ein Glühkäfer. Nun taucht **der Türhüter der Unterwelt** aus dem Schatten auf. Er trägt in der einen Hand eine Papierlaterne von phantastischer Form, in der anderen einen Besen. Er ist wie ein schmutziger buddhistischer Bettelmönch gekleidet. Ein bronzener, gänzlich kahler Schädel, schmales, geierartiges, uraltes Gesicht, magerer, faltiger Vogelhals. Die Hände laufen in Raubtierkrallen aus.

Der Schlemmer (reckt sich). Hunger!

Der Dichter (vor Angst schlotternd). Der Fürst der Unterwelt?

Tschu (findet seine Fassung wieder, geringschätzig). Siehst du nicht, daß es ein subalternes Subjekt ist? Vielleicht der Türhüter. Immerhin —

Der Dichter. Immerhin —?

Tschu. Subalterne Subjekte pflegen mit sich reden zu lassen. (Zum Türhüter gewandt.) He, Sie da! He, ja, Sie!

(Die armen Seelen erheben sich und drängen auf den Türhüter zu.)

Der Türhüter (kehrt vor dem Höhleneingang). Hübsch sanft und sacht, mein Jungchen! Du wirst die jugendliche Ungeduld hier noch verlernen.

Tschu. Duzt er mich? Nennt er einen kaiserlichen Richter „mein Jungchen"?

Der Türhüter (mit dem Besen aufstampfend). Still! Höllenhunde! (Auf die Götzenbilder zur Linken und Rechten des Hölleneinganges deutend). Seht ihr nicht, daß die Herren Richter sich in die Tiefe ihrer Gedanken zurückgezogen haben?

(Die armen Seelen sind erschrocken stehengeblieben.)

Tschu (eingeschüchtert). Um Vergebung, Hochzuverehrender, dessen Titel ich nicht kenne! Mein Name ist Tschu. Tschu-juen-wai. Ich besitze alle akademischen Grade. Ich bin kaiserlicher Richter und Mandarin siebenter Klasse. Aber ich weiß den Vorzug zu schätzen, die blumige Sprache Ihrer Lippen in mich aufnehmen zu dürfen.

Der Schlemmer. Hunger! Wenn ich es wage, mich Ihrer Huld zu empfehlen, so geschieht es, weil ich weiß, daß meine Sünde einzig und allein aus — Gefräßigkeit bestand. Oh, wer kann widerstehen, wenn auf lockender Tafel Schwalbennester in Brühe, gebratene Wachteln, Drachenaugen und honigsüßer Pumelo von Shatien lachen!

Der Geldwechsler. Ich bin Geldwechsler. Sollten Sie in Ihren Mußestunden Lust verspüren, ein Spielchen zu wagen, so bedienen Sie sich meiner schwachen Kräfte. Ich kenne tausend Kniffe, dem Gegenspieler das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Der Dichter. Aber Stunden kommen, in denen auch Sie den Nacken unter den gewichtlosen Tritt einer mandeläugigen Spröden beugen. Dann gedenken Sie meiner, dem, wenn er „Orangenblüte" oder „Schatten des Ladbaums" flüstert, die sprödeste Schöne aus bewegter Seele zuseufzt. Das Lied des Dichters ist die Strickleiter zum Gemach der Geliebten. Und wenn ich zum Klang der Laute singe —

Der Türhüter. Hat man je eine geschwätzigere Kundschaft gesehen? Man sollte eure Zungen in zwirnsdünne Streifen zerschneiden! Aber laßt nur die Herren Richter aus der Tiefe ihrer Gedanken erwachen. Die Stimme wird es euch verschlagen.

Der Dichter (verblüfft). Sie sind also der Meinung, daß die Herren keine poetischen Atrappen sind?

Der Türhüter. Du bestätigst zum tausendsten und aber tausendsten Male die Erfahrung, daß ihr Dichter die leichtgläubigsten Pinsel von der Welt seid.

Tschu. Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich dort oben kaiserlicher Richter war und folglich mit den beiden Herren, die uns so bedroblich anstarren, auf gleicher Rangesstufe stand, so werden Sie —]

Der Schlemmer. Hunger! Nur einen Bissen Knoblauchsalat. Gefasertes Huhn. Gebackene Krabben.

Der Geldwechsler. In Ehrfurcht nehme ich mir die Freiheit, Euer Edelgeboren diesen entzückend falschen Kassenschein zu Füßen zu legen.

Der Dichter. Die Regentropfen fallen in der Nacht.
Nur noch der Lampe Schein am Fenster wacht.
Wo bist, Geliebte, du . . .?

Der Türhüter (mit dem Besen aufstampfend). Still! Still!

(Die Augen des grünen und des roten Richters der Unterwelt glühen auf. Desgleichen erglühen ihre Nabel. Die armen Seelen sinken erschüttert in die Knie.)

Der Türhüter. Da haben wir vier neue Delinquenten, Euer Gnaden. Sie sind geschwätzig wie die Elstern und feige wie die Schakale. Soll man sie zunächst in der Reismühle mahlen, oder ihre Gebeine über dem feurigen Kamm strählen?

Tschu (mit der Stirn auf dem Erdboden, in rasender Hast). Ich heiße Tschu. Tschu-juen-wai. Ich besitze alle akademischen Grade. Ich bin Mandarin siebenter Klasse und kaiserlicher Richter. Wenn ich nicht der Beispiellosigkeit meiner gegenwärtigen Lage volles Verständnis entgegenbrächte, würde ich die Bemerkung nicht zu unterdrücken vermögen, daß wir — Sie, meine Herren, und ich — sozusagen Kollegen sind. Aber ich schweige — ich schweige und —

Der rote Richter (aus der Tiefe seiner furchterregenden Maske). Ihr da! Hat euch der Tempel der Schrecken den Verstand geraubt? Nun schlottert ihr vor Angst, da euer Auge im Abgrund der Ewigkeit versinkt. Ach, armselig kleine, klägliche Sünder! Brosamen für den maßlosen Hunger der Gottheiten!

Der Schlemmer (mühsam auf dem Bauche rutschend). Hunger! [Und ich habe nichts, das ich Ew. Königlichen Gnaden anbieten könnte. Die Wegzehrung ist längst vertilgt. Aber ein weniges an Papiergeld — hier und hier und hier — ich opfere es gern, wenn nur der stechende Blick Eurer majestätischen Augen und das verzehrende Feuer, das Eurem königlichen Nabel entlodert, mich arme Seele gnädiglich verschont.]

Der rote Richter. Wie heißt dein Leibgericht?

[**Der Schlemmer** (Hoffnung schöpfend). Danke der Nachfrage, Majestät! Zu gütig, Ew. Königliche Gnaden! Aber wenn ich gestehen soll: es ist nicht so einfach, aus der Unzahl der köstlichen Speisen das herauszugreifen, was verdiente, die Krone aller Genüsse genannt zu werden.

Der rote Richter. Der Speichel fließt dir Triefmaul über die Lippen. Mach's kurz, dein Leibgericht —?]

Der Schlemmer. Schwalbennester in süßlicher Suppe! — Oder nein: Verzeihung, ich übereilte mich. Faule Eier auf Fichtenblütenart. Wenn Ew. Majestät schon einmal Gelegenheit hatte, faule Eier auf Fichtenblütenart zu speisen, werden Ew. Majestät selbst eingestehen, daß es nichts Delikateres im Reich der vier Winde und der tausend Sonnen gibt.

Der rote Richter. Urteilsspruch! — Man binde den Dickwanst an den Herd der höllischen Richter und trage hundert Jahre lang die Lieblingsspeisen des Völlers — an ihm vorüber. Laß dich den Duft und Dampf der köstlichen Gerichte in der Nase kitzeln, Vielfraß, bis dir vor Lüsternheit die Augen aus dem Schädel platzen. Nach hundert Jahren — doch davon zu gegebener Zeit! — Du, König der Betrüger!

Der Schlemmer (sinkt in sich zusammen).

Der Geldwechsler. Was befiehlt Ew. Edelgeboren?

Der rote Richter. Du wirst fortan in einem Bottich voller klimpernder Münzen deine Tage verbringen. Auf deinen unbeschützten Schädel soll es Goldmünzen regnen. Hundert Jahre lang. Nach hundert Jahren — doch davon zu gegebener Zeit! — Du, Wortedrechsler, Reimschmied, Gedankengaukler!

Der Geldwechsler (sinkt wimmernd in sich zusammen).

Der Dichter. Richterliche Götter, entscheidet über mich!

Der rote Richter. Du, Seelenverderber, Schaumschläger, der du dich erdreistetest, den Göttern ins Handwerk zu pfuschen — dir sollen die erhabensten Gedanken, die je ein Menschenhirn ersann, die Seele erfüllen. Doch nirgends ein Blatt Papier, Pinsel und Tusche, die Beweise deines Genies der horchenden Ewigkeit aufzubewahren, nirgends auch nur die kläglichste Menschenseele, der du die gleißnerischen Wunder deiner Phantasie enthüllen könntest! Hundert Jahre lang Schöpferallmacht, ohne Aussicht auf den Beifall gläubiger Gemeinden! Nach hundert Jahren — doch davon zu gegebener Zeit! — Fort mit euch Höllenopfern! Nicht der Bruchteil einer Sekunde sei euch geschenkt! (Aus dem Höllenrachen springen zwei phantastische Teufel; der eine von ihnen trägt einen Hundekopf, der zweite den Kopf eines Schakals. Sie treiben den Schlemmer, den Geldwechsler und den Dichter, die in verzweifelte Klagen ausbrechen, mit Peitschenhieben vor sich her.)

Der grüne Richter (erwachend). Du — kaiserlicher Richter, Mandarin siebenter Klasse!

Tschu (der bis jetzt den Boden mit der Stirn berührt hat, verneigt sich). Ich danke. Ich danke meinen Herren Kollegen, daß sie mich nicht im gleichen Atemzug mit diesem räudigen Pack, welches wir soeben seinem Schicksal überliefert sahen, aburteilten. Ich darf wohl sagen: so lasterhaft bin ich nicht, daß ich nicht in Ansehung meiner erheblichen Verdienste für würdig befunden werden könnte, im Reich der Schatten und Flammen mit einem — sei es noch so bescheidenen Pöstchen betraut zu werden!

Der grüne Richter. Wer lebt, besudelt sich.

Tschu. Dennoch gibt es Unterschiede. Unter sechs Augen, meine Herren Kollegen — denken Sie im Ernst daran, einen kaiserlichen Richter wie den ersten besten Pferdedieb in siedendem Öl schmoren zu lassen?

Der grüne Richter. Wie hast du denn dein Amt verwaltet, daß du nun Anspruch auf Bevorzugung erhebst? Dein Recht

richtete sich nach der Höhe der Bestechungsgelder. Du betrogst das Volk und du betrogst den Kaiser. Aber zuletzt betrogst du dich selbst. Wer ist lasterhafter als du? Flammen läutern dich nicht. Wasser wäscht dich nicht rein. Erde erstickt deinen Dünkel nicht. Luft macht dich nicht blank vom Schmutz deiner faulenden Seele. Schlimmere Strafe soll dich treffen. Eiterbeule am Körper des Staates, als je das Gehirn der Hölle ersann! Zurückkehren ins Leben wirst du, Ausgestoßener der Unterwelt! Noch einmal Mensch sein! Das ist Strafe, wie sie keine Hölle der tausend Welten zu bieten imstande ist!

Tschu (verblüfft). Ich soll —?

Der grüne Richter. Fort! Fort! Hinaus!

Tschu. Eure Exzellenzen meinen im Ernst —? Ja, wenn ich meinen Ohren trauen darf —! — (Zum Türhüter hastig.) Wo ist der Ausgang?

(Die Teufel, die im Hölleneingang wieder erschienen sind, wollen sich auf ihn stürzen.)

Der Türhüter (kratzt sich hinterm Ohr, wendet sich dann den Richtern der Unterwelt zu). Um Vergebung, Ew. Gnaden, wenn ich als Euer gehorsamster Diener mir die Freiheit nehme, auf einen kleinen Übelstand hinzuweisen, der die Ausführung des Urteils erschwert, wenn nicht gar vereitelt.

Der grüne Richter. Sprich!

Der Türhüter. Eben kommt von der äußeren Pforte die Meldung, daß Frau Tschu, die Witwe des Delinquenten, den Leichnam ihres [vom Leben zum Tode beförderten] Gatten in begreiflicher Eile habe verbrennen lassen. Wohin nun mit der obdachlosen Seele des Verstorbenen?

Tschu (stöhnt auf).

Der grüne Richter. Es gibt nichts, was den Arm der Götter aufzuhalten imstande wäre. Mit meinen alles durchdringenden Augen sehe ich, daß soeben ein Namensvetter des Verurteilten, der Flickschneider Tschu, infolge Verschluckens einer Fischgräte vom Leben zum Tode eingegangen ist. Flink, sputet Euch! Sein Körper ist noch warm und ein trefflicher Aufenthalt für die Seele des Ausgestoßenen.

Tschu. Aber, meine Herren! Um Vergebung, verehrte Exzellenzen! Ein kaiserlicher Richter, Besitzer aller akademischen Grade, und ein schmutziger — Flickschneider! Ich glaube doch betonen zu dürfen, daß es nicht im Sinne göttlicher Recht-

sprechung liegen kann, die Ehrfurcht vor Amt und Würden in ihren Grundfesten zu erschüttern!

Der grüne Richter. Mensch ist Mensch. Und Sünder ist Sünder. — Genug des Geschwätzes! Fort! Fort! Hinaus!

Tschu. Aber wenn ich erkläre — wenn ich in aller Untertänigkeit und Ehrfurcht zu erklären mir die Freiheit nehme —

(Das Licht in den Augen und Nabeln der Richter der Unterwelt erlischt.)

Tschu (kläglich). Umsonst! — Wo ist Gerechtigkeit, wenn selbst die Richter der Unterwelt in unverzeihlicher Voreingenommenheit dem Angeklagten das Wort der Verteidigung entziehen?

Der Türhüter. Murrst du noch? Lehnst du dich wider den in leuchtender Weisheit schimmernden Urteilsspruch der Herren Richter auf?

Tschu. Es ist überall das gleiche. Richter bleibt Richter. Ich hätte aus langjähriger Praxis wissen sollen, was mir bevorstand. Sagen Sie, Hochzuverehrender, dessen Titel ich nicht kenne: wo ist die höhere Instanz? Ich meine: wo kann ich das Revisionsverfahren anhängig machen? Sie werden begreifen, daß ich mich bei diesem Urteil nicht beruhigen kann. Ein ehemals kaiserlicher Richter und nun — Flickschneider?! Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht Kassation des Urteils erreichte!

Der Türhüter. Höhere Instanz? Revision? Kassation? — Ich werde dir Beine machen, du Maulheld von einem Juristen!

(Der Türhüter und die beiden wieder auftauchenden Teufel treiben Tschu zur Hölle hinaus.)

Erstes Bild

Vor der Hütte Tschus, des Flickschneiders. Eine ärmliche Gasse.

Der **Bohnenhändler.** Der **Gewürzkrämer.** Die **Nachbarin.** Sie stecken die Köpfe zusammen. Gegen Abend.

Der Gewürzkrämer. An einer Gräte, sagst du —?

Der Bohnenhändler. So wahr ich hier stehe. Er verschlang den Fisch. Die Gräte blieb ihm im Halse stecken. Er schnaufte zweimal, dreimal gierig. Sank seitwärts. Tot.

Die Nachbarin. Vielleicht daß die Frau ihn zuschanden schlug, als er, wie oft schon, sackstiebebetrunken nach Hause kehrte!

Der Gewürzkrämer. Ich hatte Tschu mein Festtagsgewand zum Bügeln gegeben. Was tut Tschu? Versengt den Kittel und bringt ihn bei Abendgrauen, in dem nicht Katze von Maus zu unterscheiden ist. Ich bin dem Schelm noch eine gesegnete Tracht Prügel schuldig.

Der Bohnenhändler. Schelm oder nicht Schelm! Stirbt ein Mann in besten Jahren, so ist er ob der Kürze seines Daseins zu betrauern. Ich war Zeuge, wie er seinem weißhaarigen Vater einen Sarg zum Geburtstag verehrte. Nun wird er selbst diesen Sarg bewohnen müssen.

(Aus der Hütte Tschus dröhnt der ohrenzerreißende Lärm eines Gongs und einer Trommel.)

Die Nachbarin. Still! Die Leiche!

(Auf der Schwelle der Hütte Tschus erscheinen zwei Männer, die große Papierlaternen an Stöcken tragen. Sie stellen sich links und rechts vom Eingang auf. Dann kommen der Gongschläger und der Trommler. Sie lärmen auf ihren Instrumenten. Der Bohnenhändler, der Gewürzkrämer und die Nachbarin werfen sich auf die Knie und berühren den Erdboden mit der Stirn. Der Lärm der Instrumente verstummt.)

Frau Ho (im Innern der Hütte). Gebt Obacht! Eine Schwelle!

(Die Träger erscheinen mit dem rohgezimmerten, offenen Sarg, in dem, in Tücher eingewickelt, aber so, daß sein Gesicht unverhüllt bleibt, Tschu liegt. Es tritt eine Stockung ein, da die Tür eng ist, die Schwelle Schwierigkeiten bereitet.)

Erster Träger. Sollte man's glauben, daß ein Schneider noch im Tode sich so schwer machen kann?

Zweiter Träger. Hämisch war er von je. (Er stolpert.)

Erster Träger. Zum Henker!

Frau Ho (hinter dem Sarge schreitend). Tölpel!

Zweiter Träger (läßt den Sarg fallen).

Tschu (erwacht, schnellt in die Höhe, klammert sich an den Rand des Sarges und starrt mit entsetzten Blicken um sich).

Frau Ho (stürzt auf den Sarg zu). Ehrfurcht vor dem Toten!

Erster Träger (fassungslos). Der Tote lebt!

Die Nachbarin. Er lebt! Der Tote lebt!

Der Bohnenhändler. Er schlug die Augen auf.

Frau Ho (verwirrt). Welche Augen!

Die Nachbarin. Wunder!

Frau Ho (zu Tränen gerührt). Ach, liebe Leute!

Tschu (kläglich). Wo bin ich?

Frau Ho (sinkt am Sarg nieder, umklammert Tschu). Mann! Erkennst du mich, Mann?

Tschu (zwinkert wie geblendet, blickt hilflos in unbekannte Gesichter, angeekelt). Weg die Gesichter!

Frau Ho. So reiß doch nur die Augen auf. Ich bin es. Dein Eheweib. Frau Ho —

Tschu. Spuk!

Frau Tschu. Ich möchte lachen. Ich möchte weinen. Ich bin nicht Witwe mehr.

Tschu (ins Leere). Todmüdigkeit. Wozu der Traum? — Bin ich noch ich?

Frau Ho. Natürlich bist du's. Wenn auch die Augen — ja, bei allen Göttern, nun seh' ich's: die Augen sind dir wie vertauscht! — Dennoch bist du's. Und dies bin ich. Hier ist dein Haus. Dort stehn die Nachbarn.

Tschu. Und — heiße — Tschu?

Frau Ho. Heißest Tschu!

Tschu (befreit). Wußte ich's doch! — Tschu-juen-wai!!

Die Nachbarin (höhnisch). Mein Gott, Herr Hochwohlgeboren!

Der Gewürzkrämer (angriffslustig). He, aufgepaßt! Erkennst du mich, Lümmel? Das Wintergewand! Die fälligen Prügel!

Die Nachbarin. Du Trunkenbold! Tagedieb! Tönender Prahlhans!

Tschu. Geschwätz! (Reckt sich herrisch). Ich bin Mandarin. Bin kaiserlicher Richter, ihr Hunde. Habt ihr keine Ehrfurcht vor meinem erhabenen Zopf?

Die Nachbarin. Der Rattenschwanz!

Tschu (greift nach seinem kläglich gespreizten Zopf). Teufel! — (Wild.) Auf die Knie alle! Bambushiebe!

Der Vater des Flickschneiders (auf der Schwelle des Trauerhauses, angetrunken). Wer lärmt denn? Habt ihr ihn noch nicht begraben, der die Stütze meiner müden Jahre und die Sonne meines frostigen Blutes war? — Wo steht die letzte Kanne Reiswein, liebe Tochter? Ich will sie in Trauer dem verehrten Schatten opfern.

Frau Ho. Nichts mehr von Reiswein! Nichts von Trauer! Er lebt!

Der Vater (unangenehm berührt). He —? (Stolpert nach vorn, starrt Tschu an, ängstlich). Wir sahen deine Seele von heiligen Störchen ins westliche Paradies getragen. Meine Schwiegertochter — deine Frau — bereitete Faserfleisch, Rollkuchen und Wasserkastanien. Riechst du denn nicht den Duft des Reisweins, verehrter Schatten?

Frau Ho (drängt ihn beiseite). Aber er ist ja gar nicht tot! Er lebt. Er lebt! Und ich beeile mich, den Göttern für dies himmlische Wunder zu danken. (Sie läuft aufgeregt in die Hütte.)

Tschu (hilflos). Was ist dies alles nur? — Ich möchte schwören, daß ich Kaiserlicher Richter sei, daß meine Frau Yü-pei, meine kleine Freundin Yin-ying heiße. Jetzt aber — höre ich das Geschwätz dieses schmutzigen Weibes — verflattern die Herrlichkeiten, die ich in der Hand zu halten wähnte, in alle Winde. — [(Verzweifelt.) Weh! Ist es nicht Selbstmord, in diese übelriechende Gasse zu tauchen, wenn man noch eben Menschenleben wie Seifenblasen zerplatzen ließ, wenn man ein Haus aus Porzellan, eine Gattin aus Alabaster und eine Geliebte aus Goldfiligran besaß? — Mein Herz hämmert. Mein Schädel dröhnt. Ich möchte denken. Aber die Gedanken stöhnen unter Ketten.] Wahrheit! Wo ist Wahrheit? Ich will auf die Felder — mir den Wind um die Schläfen wehen lassen. Dies Wachsein ekelt mich an. Vielleicht daß ich unter dem alles erduldenden Himmel zu glücklicherem Traum erwache! (Er will fort.)

Frau Ho (erscheint in der Tür der Hütte, eilt auf ihn zu). Du bleibst!! — Ach, guten Leute, steht mir bei. Seine fünf Sinne sind ihm wie junge Hunde davongelaufen. Wer wird mich ernähren, wenn nicht er, Tschu, ein Einsehen hat?

Die Nachbarn (dringen auf Tschu ein).

Tschu (verfolgt). Wahnsinn! Wo faß' ich dich, Leben? Pulse jagen. Herz zerspringt. Gleite ich nicht durchs Weltall? — Gespreizte Hände, Schrei auf den Lippen? — Ich will sehen!!

Frau Ho. Sieh mich! Ich trauerte um dich. Leer war die Bettstatt. Und mich fror zur Nacht. Bis nun der Träger den Sarg zu Boden fallen ließ. Die Gräte, an der du erstickt'st, lockerte sich. Du stießest wieder Luft durch die Nase. Schlugest die Augen auf. Sprachest. Ich aber beeile mich, dich Wiedererweckten beglückt in die Arme zu schließen.

Tschu. Du widerst mich an. Dies Leben widert mich an. Stinkende Gasse.

Der Vater (ihn schüttelnd). Ist das der Dank dafür, daß ich dein Andenken mit Reiswein ehrte? Du pflichtvergessenes Luder von einem Sohn!

Tschu. Du bist nicht mein Vater.

Der Vater (jammernd). Ich bin nicht sein Vater. Nun hört

ihr es, Leute. Wer wird meiner Seele Reis, Tee und Tabak opfern, wenn ich gestorben bin?

Der Gewürzkrämer (wild). Die fälligen Prügel —!

Die Nachbarin. Du Maulheld! Tagedieb! Schamloser Schwätzer!

Tschu (von Grauen geschüttelt). Blendwerk! — Vergessen! — Ich will — ich werde —

Ein Vorläufer (hinter der Szene). Platz! Platz für den Kaiserlichen Richter, Herrn Huang-Tschao!

(Der Menschenknäuel stiebt auseinander und wirft sich in die Knie. Huang-Tschao wird von zwei Kulis auf einem Tragsessel getragen. Zwei Polizeisoldaten als Gefolge.)

Tschu (benommen). Huang-Tschao?! — Den Namen hörte ich schon. Ach, nur ein wenig Geduld, und ich komme der Wahrheit auf die Spur. Mein armer Schädel! — (Schlägt sich vor die Stirn.) Huang-Tschao, der Tschu-juen-wais Assessor war! (Lebhaft.) Herr Assessor! Herr Assessor! (Die Sänfte hält.)

Huang-Tschao. Wer zerschneidet die Luft mit seinem Geschrei? Siehst du Hundesohn nicht, daß ich Kaiserlicher Richter bin?

Tschu. Ach, mein lieber Assessor, ich befinde mich in einer kläglichen Lage. Wüßte ich, wo Traum endet, Wirklichkeit beginnt, ich stände anders vor Ihnen, als Sie mich nun erblicken. Sprechen Sie das erlösende Wort! Verscheuchen Sie die Fledermäuse! Meine Kraft ist zu Ende.

Huang-Tschao. Was will der Schaumschläger?

Tschu. Ich gebe zu: diese geflickte Hose, dieser speckige Kittel, dieser Rest von Zopf trüben Ihren Blick. Wenn Sie sich aber eines Herrn Tschu entsinnen, dessen Name Ansehen bei Ihnen besaß —

Huang-Tschao. Ich kenne nur den lasterhaften Herrn Tschu. Tschu-juen-wai. Mögen ihn die Götter mit ewiger Verdammnis strafen!

Tschu (bekümmert). Das sagen Sie —? Ich hatte gehofft, Ihr Wort würde die Wolke teilen. Nun reißt es mich tiefer in Nebel und Finsternis. — (Mit Kraftanstrengung.) Ich will nicht versinken. Ich bin eine schwermütige Seele, die von Vergangenem zehrt. Ich sehe den Goldknopf auf Tschu-juen-wais Mandarinenmütze blinken. Ich sehe den Assessor Huang-Tschao wie einen Blutsverwandten im Hause Tschus aus und ein gehen. Singt nicht Yü-pei, die Gattin Tschus, kleine, perlende Lieder? Und begleitet nicht Huang-Tschao den lieblichen Gesang zur Laute?

Huang-Tschao. Du bist ein Schwätzer, dem die Zunge nach allen vier Winden hängt.

Tschu. Bei allem Gemeinsamen, das uns verknüpft, beschwöre ich Sie —

Huang-Tschao. Ich habe nichts mit dir gemein, Hundesohn!

Frau Tschu. Um Vergebung, Ew. Exzellenz! Ein armer Kranker. Obdachlose Dämonen haben von seiner Seele Besitz ergriffen.

Tschu (verzweifelt). Erstickt nicht letzte Hoffnungen! Furcht lauert im Dunkeln. Sagt, daß Ihr mich narrtet!

Huang-Tschao. Aus dem Weg, Bursche!

(Die Träger heben die Sänfte auf und wollen ausschreiten.)

Tschu (hält die Sänfte fest). Scherz beiseite, lieber Assessor! Blicken Sie mir ins Auge. Sie müssen mich erkennen! Kümmerlich glimmt das Licht meiner gequälten Seele. Aber das Licht ist da! Der Funke springt über!

Huang-Tschao (geduckt). Teufel, die Augen!

Tschu (wild). Geben Sie zu, daß ich nur mit der Zunge zu schnalzen brauche, um Sie an die entlegensten Grenzen des Reiches zu verbannen?!

Huang-Tschao (wie von einer Natter gebissen). Beleidigung der Staatsgewalt! Fünfundzwanzig Bambushiebe fürs erste!

(Der Sänftenzug setzt sich in Bewegung. Die beiden Polizeisoldaten ergreifen Tschu.)

Tschu (während der Bambus auf seinen Rücken saust). Oh! Ich werde euch lehren, einen Vorgesetzten Huang-Tschaos zu prügeln! — Weh! Habt Ihr keine Ehrfurcht vor der Würde meines Amtes? — Teufel! Ich lasse euch aufs Rad flechten oder bei lebendigem Leibe in Stücke schneiden!

(Die Polizisten prügeln ihn zur Kulisse hinaus. Die Nachbarn lachen und laufen neugierig hinterdrein.)

[**Frau Tschu** (die Hände ringend). Mann! Ach, ihr Götter! Hörte man je einen noch eben Toten so lebendig schreien? — Vater! Lauf ihm nach! Versprich den Polizisten Reiswein und Bohnengrütze. Sie schlagen ihn mir ja zuschanden. Soll ich ihn zum zweiten Male verlieren? Meine Augenweide, meinen Ernährer, meine Stütze?!

Der Vater. Jeder hat Glück oder Unglück seines Lebens sich selbst zuzuschreiben. Wer zum Galgen läuft, statt zu schleichen, darf sich nicht wundern, wenn er früher ankommt als der Henker. Ich lege mich auf die Matte und schlafe, denn die

Totenfeier hat mich über Gebühr angestrengt. Solltest du mir die Nachricht von seinem Tode am Galgen bringen, werde ich dem verehrten Schatten die letzte Kanne Reiswein opfern. Vorher bitte ich mich nicht zu wecken! (Er geht in die Hütte.)

Frau Tschu (die Arme ausbreitend). Ach, ich Arme! Ach, ich Arme! Habe einen toten Mann, der lebt, und einen lebenden Mann, der dem Tode blindlings in die Arme läuft. Was ist nun besser: Tod oder Leben? Ein toter Mann ist ein arger Kummer und eine liebe Not; aber man hat, was man hat. Ein lebender Mann ist eine Augenweide und ein Trost fürs empfängliche Herz; aber wenn man denkt: nun ist's Zeit, sich an ihm zu wärmen, schon tut er wie ein gelenkiger Heuschreck den Sprung ins Dunkle, und dir bleibt nichts als das leidige Nachsehen. Ach, ich Arme! Ich will mich aufmachen, ihn zu suchen. Lieber einen kopfscheuen Mann als ein leeres Bett! Lieber einen Kerl in Hosen, auch wenn du ihn wie einen Floh hüten müßtest, als die vermaledeite Witwenschaft! (Sie läuft hinter Tschu drein.)]

2. Bild

Das Besuchszimmer im Hause Tschu-juen-wais.

Links und im Hintergrund Türen, Teppiche, Schemel. Eine Art Anrichte mit Speisen und Vasen mit Blumen. Auf einem Tischchen ein Foliant, das Gesetzbuch Tschu-juen-wais. In der Mitte rechts ein zierlicher Speisetisch mit Schemeln. Dahinter ein gemalter Wandschirm. Am Wandschirm hängt ein Saiteninstrument. — **Yü-pei**, die Witwe Tschu-juen-wais. Ihre Zofe **Fang-niang**. Der Diener **Ta-hi**.

Ta-hi (geduckt). Ew. Gnaden Exzellenz, es ist nicht so schlimm.

Yü-pei. Lebte mein Mann, der Kaiserliche Richter noch, er ließe dich in den Holzkragen stecken.

Ta-hi (schlau). Aber er lebt nicht mehr. Und an dem Ort, an dem er sich jetzt befindet, wird ihm die Lust zum Verurteilen so leicht nicht ankommen.

Yü-pei. Ach, ich arme Witwe, die ich mir die Unverfrorenheit eines Dieners gefallen lassen muß. Früher ducktest du dich, und der Speichel der Ergebenheit floß dir aus den Mundwinkeln.

Ta-hi. Ew. Gnaden Exzellenz, es ist nicht so schlimm. Als Ew. Exzellenz Gatte noch lebte, der Herr Kaiserliche Richter Tschu-juen-wai, war ich manches liebe Mal bemüht, die dem Staate zuerkannten Gelder der Verurteilten von der Halle der

Gerechtigkeit ins Haus Herrn Tschu-juen-wais zu tragen. Damals klopften Ew. Gnaden Exzellenz mir wohlwollend die Schulter und sprachen nicht von Diebstahl und Wegelagerei.

Yü-pei. Ich habe genug von deinem listigen Geschwätz. Wenn du nicht augenblicks dein Bündel schnürst, werde ich dich mit diesen meinen Händen züchtigen, bis du von einer gestreiften Schlange nicht mehr zu unterscheiden sein wirst.

Ta-hi. Die Hände Ew. Gnaden Exzellenz sind wegen ihrer Zartheit und Zärtlichkeit berühmt im Reich der vier Winde und der tausend Sonnen. Ich weiß mich zu entsinnen, daß sie Herrn Tschu wie Kinderhände zu streicheln verstanden, wenn ein Schmuck aus Nephrit, ein Armband aus Korallen oder Jaspis Ew. Gnaden Exzellenz in die Augen stachen. Ich weiß mich auch sehr wohl zu entsinnen, wie dieselben zarten, zärtlichen Hände Herrn Huang-Tschao, seinerzeit Assessor Herrn Tschu-juen-wais, jetzt Richter und Nachfolger des Verblichenen, liebkosend ums Kinn strichen. Daß sie aber auch wie die Fäuste eines Polizeisoldaten die Peitsche zu schwingen imstande seien — das will mir bescheidenem Diener durchaus nicht in den Sinn!

(In der Tür im Hintergrunde erscheint Tschu. Er bleibt stumm stehen.)

Yü-pei (in Tränen ausbrechend). Fang-niang, wie wehre ich mich gegen die Dreistigkeiten des aalglatten Kerls?

Fang-niang. Wenn wir mit vereinten Kräften —

Yü-pei. Wir schwachen Frauen —

Fang-niang. Unsere Nägel sind länger als die seinen.

Yü-pei. Seine Kräfte sind größer als die unseren.

Fang-niang. Rufen Sie doch die Polizei.

Ta-hi (zu Fang-niang). Kindchen, ich finde, du bist undankbar gegenüber den Zärtlichkeiten, die ich dir im Laufe der Jahre erwies. (Zu Yü-pei.) Ew. Gnaden Exzellenz, es ist nicht so schlimm. Ich schlage vor, wir lassen alles beim alten. Ein Diener, der das Hab und Gut seines Herrn nicht für das seine ansieht, beweist, daß er keine Teilnahme für seinen Herrn besitzt. Ich aber besitze Teilnahme, denn ich habe viel von meinem Herrn gelernt. Und wenn ich ihn dermaleinst im westlichen Paradies oder in der siebenten Hölle wiedersehen sollte, so werde ich ihm für die guten Lehren, die er mir reichlich gab, meinen ehrerbietigen Dank abstatten.

Tschu (packt ihn am Kragen). Hinaus!

Ta-hi. Erlauben Sie —

Tschu. Ich erlaube nichts.

Ta-hi. Wer sind Sie?

Tschu. Der Arm der Gerechtigkeit.

Ta-hi. Mit welchem Recht erdreisten Sie sich —?

Tschu. Hinaus! (Er wirft ihn nach kurzer Gegenwehr hinaus. Dann bleibt er geduckt stehen. Sein Blick umfaßt mit Sehnsucht Yü-peis Gestalt.)

Yü-pei. Fang-niang! Ein Bote des Himmels —?

Fang-niang. Sie kamen zur rechten Zeit, lieber Herr, diesen Lümmel an die Luft zu setzen.

Yü-pei. Ich danke Ihnen, obgleich ich nicht weiß —

[**Tschu** (mit leiser Ergriffenheit). Sie sind Yü-pei. Dies ist das Haus Tschu-juen-wais. Die porzellanenen Wände schimmern. Die Bambusmatten klirren. Truthühner scharren im Garten. Ein feiner Moschusduft erfüllt alle Gemächer. (Glückselig.) Ich wußte: es ist kein Traum.]

Yü-pei. Geschwind, Fang-niang: Tee, Melonenkerne, Orangen für unseren Gast!

Fang-niang (will hinauseilen).

Tschu (ernüchtert). Ein Mißverständnis!

Yü-pei. Sind Sie denn nicht ein guter Freund meines Gatten, der nun kommt, um —?

[**Tschu** (verwirrt). Ich trete vor Yü-pei. Aber ihr Lächeln ist kühl und flüchtig. Ein guter Freund meines Gatten! sagt sie und ahnt nicht, wie jedes Wort mir das Herz zerreißt. — Ich lebe. Ich gehe. Mein Blick streichelt die Dinge dieses Hauses. Ich möchte aufatmen, danken, dankbar lächeln. Dennoch —! Es würgt mir die Kehle. Der Boden schwankt. Wo sitzt der Betrug?

Yü-pei. Sie sprechen in Rätseln.]

Tschu. Ich bin — ich komme — ich wollte — (auf seine Kleidung deutend). Ich lebe nicht in den besten Verhältnissen. Vielleicht fiel meine Geburt auf keinen glücklichen Tag. Frage ich mein Herz, so raunt es mir zu: du bist, was du zu sein wünschst! — Vertraue ich hingegen den Augen, so erschrecke ich vor der Kläglichkeit meiner Umstände.

Yü-pei (verwirrt). An wen erinnert mich nur seine Stimme? Und dies Auge — wo sah ich nur dies Auge?

Tschu (blickt sich im Raume um). So also sieht ein Haus aus, dem der Herr den Rücken wandte. Die Wände hallen. Die Diener machen sich breit und kennen sich nicht vor Übermut. Die verlassene Gattin aber —

Yü-pei (schnell). Ich habe alles getan, das Andenken Tschu-juen-wais zu ehren. [Im Ahnensaal verkündet eine Tafel in Gold und Weiß späteren Geschlechtern die Taten, die Tschu vollbracht.] Wenngleich —

Tschu. Wenngleich —?

Yü-pei. Sie wissen, wie er sich — geradeheraus gesagt — wie er sich aus dem Staube machte.

Tschu (streicht sich mit dem Handrücken über die Stirn). Mein Gedächtnis — Sie verzeihen — läßt mich im Stich.

Yü-pei. Alle Welt weiß. Und Sie —? Kurz: es war eine Unhöflichkeit. Ein Verstoß gegen jede Lebensart. Man geht nicht ohne Abschied.

Tschu. Er stahl sich heimlich davon?

Yü-pei. Stahl sich davon —?! Ich fand ihn — (flüsternd) in der Schlinge!

Tschu (schließt die Augen).

Yü-pei. Sie fühlen sich verletzt?

Tschu (mit geschlossenen Augen). Blitz aus der Wolke!

Yü-pei. Ich war empört.

Tschu (wie oben). Erhängt —?!

Yü-pei. Er war ein Taugenichts.

Tschu (bekümmert). Ein Mensch.

Yü-pei. Die Schande —

Tschu (die Augen aufgeschlagen). Warum reißen Sie nicht die Erinnerung an ihn aus Ihrem Herzen?

Yü-pei. Wer ist Herr seiner Gefühle? Zudem: ich werde die Sorge nicht los, seine Seele möchte auf den Gedanken verfallen, noch einmal — umzugehen.

Tschu. Sie haben Angst vor ihm?

Yü-pei. Nicht Angst. Aber —: wer wird denn so taktlos sein, unaufgefordert bei einer Witwe einzukehren?

Tschu (zuckt zusammen und wendet sich zur Tür).

Yü-pei (hinter ihm her). Lieber Herr, ich bin untröstlich —! So war es nicht gemeint. — Wollen Sie mir nicht offenbaren, in welcher Absicht Sie kamen?

Tschu (hält im Gehen inne, wendet sich um). [Meine Wurzeln hängen in der Luft. Ich treibe mit dem Winde und suche, was ich vorzeiten besaß. Qualvolle Dumpfheit! Wer erlöst mich?] Ich laufe — laufe — und komme an das Haus Tschu-juen-wais. Plötzlich durchschießt's mich: hier ist — hier könnte meine Heimat sein. (Mit äußerster Anstrengung.) Ein Wort, ein

verstehender Blick! Erkennen! — Sagten Sie nicht, Sie fanden den Gatten in einer —? (Seine Blicke hängen voller Angst und Erwartung an Yü-pei's Lippen.)

Yü-pei (nickt).

Tschu (schüttelt sich enttäuscht und fährt geduckt fort). Dies ist das Haus einer Witwe. Wer beschützt Yü-pei? Wer weist die Schmarotzer von der Tür? [Wer fächelt der Herrin Kühlung zu, wenn Sonne brennt? Wer legt ihr den Pelz um die Füße, wenn Winterfrost auf der Schwelle lauert?] — Ich bin nicht so taktlos, unaufgefordert einkehren zu wollen. Aber —: lassen Sie mich Diener sein im Hause Tschu-juen-wais!

Yü-pei. Sie wollten —? Ich hielt Sie für einen Freund meines Mannes, und nun — nun bist du — ein Diener! Wollen wir „ja" sagen, Fang-niang?

Fang-niang (zu Tschu). Hast du gelernt, den Tisch zu bereiten? Weißt du, wie man Reiswein wärmt? Kannst du musizieren? Und verstehst du dich aufs Bemalen der Laternen? [Wenn wir einen Diener suchen, so suchen wir eine Perle von einem Diener, einen flinkfingrigen, geschickten, glatten, immer freundlichen, immer anwesenden, sehr schweigsamen und sehr klugen Diener. Bist du das? Ja oder nein?]

Tschu (bescheiden). Ich will versuchen, Ta-hi, der ein Meister in seiner Art war, zu ersetzen.

Yü-pei. Ich nehme dein Anerbieten an. Du heißest?

Tschu (zögernd). Tschu.

Yü-pei (unangenehm berührt). Der Name gefällt mir nicht.

Tschu. Ich verstehe.

Yü-pei (kurz). Ich nenne dich — Li.

Tschu (verneigt sich).

Yü-pei. Und um zu sehen, ob du deinem Posten gewachsen bist, beauftrage ich dich, Tee zu bereiten. Ich erwarte Besuch — lieben Besuch. Zeig' deine Kunst.

Tschu. Wie Yü-pei befiehlt.

Yü-pei (zu Fang-niang). Wir beeilen uns indessen, die Besuchskleider anzulegen. (Ab mit Fang-niang durch die Seitentür).

Tschu (bleibt einen Augenblick wie versunken stehen. Dann erwacht er und geht mit hastigen Schritten durchs Zimmer). Mein Herz duckt sich in Scham. Warum trete ich nicht vor Yü-pei und sage: Ich bin Tschu-juen-wai? — Wirklich Tschu-juen-wai? Nicht — Flickschneider Tschu?! — Die Bambusbiebe der Polizeisoldaten zerfressen mir den Rücken. Das Gekeif des manns-

tollen Weibes schlägt mir ins Gesicht. — Tschu-juen-wai? — Flickschneider Tschu? — Dennoch — lasse ich den Blick über die porzellanenen Wände, die Bambusmatten, die Lackbäume im Garten gleiten — wo bleibt noch ein Zweifel? Ich bin im eigenen Hause. (Er dehnt sich.) Es tut wohl, im eigenen Hause zu sein. Ich lasse den Blick im Kreise schweifen. (Er nimmt einen Folianten vom Tisch). Ich ergreife das Buch, dem Tschu-juen-wai seine Richtersprüche entnahm, und es ist — (Fährt auf.) Sinnlose Zeichen, die mich verwirren! (Gehetzt.) Ist es mein Schicksal, wie das Korn zwischen den Mühlsteinen zermalmt zu werden? — (Mit Anstrengung.) Einen Ausweg!! — (Wie erleuchtet.) Ich bin Li. Ganz einfach Li, der erst beweisen soll, daß er den Tee zu bereiten versteht. (Er nimmt Teetassen von der Anrichte und trägt sie auf den Mitteltisch. Nachdenklich.) Besuch? — Lieber Besuch? — Den Besuch ehrt man durch Blumen in kupfernen Gefäßen. — Hier der Kirschblütenzweig soll die Tafel schmücken. Elfenbeinerne Stäbchen. Näpfchen für Reiswein. Leckereien und Früchte. — Besuch? Bei der trauernden Witwe —? Mein Schädel schmerzt. Aber das kommt davon, wenn ein Diener sich herausnimmt zu denken! — Nun noch der Tee! (Er geht durch die Mitteltür ab.)

Yü-pei (tritt nach einer kurzen Pause geschmückt von links ein). Ich sehe ihn die Straße entlang kommen. Sein Schritt ist hüpfend, und seine Haut glänzt wie die eines Bräutigams. Schnell, einen Blick in den Spiegel! (Sie ergreift einen Handspiegel und pudert sich.)

Huang-Tschao (tritt durch die Mitte ein, verneigt sich dreimal). Silberfüßige! Schmetterlingsleichte! Süßer Stachel meines Herzens!

Yü-pei (wendet sich scheinbar überrascht um). Wer überfällt mich?

Huang-Tschao. Der Schatten Ihres Anbeters.

Yü-pei (kokett). Warum nur der Schatten?

Huang-Tschao. Früher, als Tschu noch lebte, der im feurigsten Höllenrachen schmoren möge, verzehrte ich mich vor Eifersucht und erfolgloser Liebe. Schlaf war mir fremd, und meine Gedanken wanderten rastlos zu Ihnen. Jetzt, da der Nebenbuhler nicht mehr ist, erdrückt mich das Gewicht meines Glücksgefühls. Meine Gedanken wandern ruhelos zu Ihnen, und mein Herz, ach, mein hämmerndes Herz —

Yü-pei. Eine Tasse Tee, kandierter Kalmus, Granatäpfel, Bambusscheibchen — und Sie werden die Geister, die Ihre Seele bedrohen, bald vertrieben haben.

Huang-Tschao. Wünsche ich denn Ruhe der Seele, kühles Hirn und den sorglosen Schlaf eines Ruderknechtes? Ach, Yü-pei —

[**Yü-pei.** Wüßte ich nicht, daß Sie seit zehn Jahren auf den Tod meines Mannes und den Posten Ihres Vorgängers gewartet haben, ich wäre geneigt, Sie für einen schwärmenden Studenten zu halten.

Huang-Tschao. Wüßte ich nicht, daß Sie sieben Jahre lang die Gattin eines Tyrannen und die Herrin dieses Hauses gewesen sind, ich würde mich nicht scheuen, in Ihnen die eben erschlossene Pfirsichblüte, das samtene Weidenkätzchen, die hellängige Jungfrau von achtzehn zu erblicken.]

Yü-pei. Schmeichler! Wäre Tschu noch am Leben, so begriffe ich die Anstrengungen einer blumensprachigen Verführungskunst. Aber ich bin eine alternde Witwe, den Begierden der Männer preisgegeben —

Huang-Tschao (mit Schneid). Mein Leben für die Herrin!

Yü-pei. Wollen Sie mir dies kniend beschwören?

Huang-Tschao (kniet vor ihr nieder). Mein Leben für die Herrin!

Yü-pei. Ein Kuß auf meinen Fuß würde den Schwur bekräftigen.

Huang-Tschao. Goldene Lilien! (Er küßt ihre Füße.)

Tschu (in der Mitteltür, auf einem lackierten Tablett den Tee bringend). Der Tee! (Er erkennt Huang-Tschao und bleibt in starrem Staunen stehen.)

Huang-Tschao (springt unangenehm berührt auf und läuft zur Seite, Tschu den Rücken kehrend).

Yü-pei (schnell gefaßt). Setze den Tee auf den Tisch und entferne dich.

Tschu (senkt die Stirn und setzt den Tee nieder. Er bleibt einen Augenblick zögernd stehen, als wolle er Yü-pei und Huang-Tschao ansprechen. Dann aber geht er durch die gleiche Tür, durch die er gekommen, lautlos wieder ab).

Huang-Tschao. Ich muß gestehen: Ihr Diener hat seit Tschus Tod jede Lebensart verlernt.

Yü-pei. Hielten Sie ihn für Ta-hi? Er ist erst heute in meinen Dienst getreten.

Huang-Tschao (lyrisch). Warum braucht man Leute, wenn man verliebt ist? In den Märchenbüchern hört man nie von Bedienten. Es ist immer nur der Jüngling und das Mädchen.

[**Yü-pei.** Wären wir Jüngling und Mädchen, so hätten Sie

recht. Aber ich bin Witwe, und Sie sind Kaiserlicher Richter. Wollen wir uns nicht mit dem Leben abfinden, wie es sich uns bietet?

Huang-Tschao (kläglich). Es scheint, wir müssen uns in Unabänderliches fügen.] (Sie setzen sich an den Teetisch.)

Yü-pei. Kandierter Kalmus wird den umdüsterten Himmel Ihrer Seele aufhellen. (Sie steckt ihm ein Stückchen Kalmus in den Mund.)

Huang-Tschao (stürmisch werdend, sie heftig an sich drückend, dabei aber immer den Kalmus kauend). Blume des Himmels! Traum meiner Seele! Zehnter Grad meines Glücks!

Tschu (erscheint in der Mitteltür mit brennenden Lampions, hört die letzten Worte, dann laut). Die bemalten Laternen —

Yü-pei (springt unmutig auf, kommt hinter dem Wandschirm vor). Was willst du? Unliebsame Störung! Ist es denn schon dunkel?

Tschu. Ein Stern scheint. Und die Hühner gehen schlafen.

Yü-pei. So spute dich.

Tschu (befestigt die Lampions zögernd).

Yü-pei (nimmt wieder an der Seite Huang-Tschaos Platz).

Tschu (will gehen, kämpft mit sich, möchte Huang-Tschao zur Rede stellen, beherrscht sich aber und geht in den Hintergrund. Statt jedoch das Zimmer zu verlassen, tritt er mit plötzlichem Entschluß hinter den Wandschirm).

Huang-Tschao. Ein ausgemachter Tölpel!

Yü-pei. Aus Gutmütigkeit aufgenommen. Sein Bleiben wird nicht von Dauer sein.

Huang-Tschao (den Tee kostend). Aber der Tee ist trefflich bereitet.

Yü-pei (an ihrer Tasse nippend). Ich muß gestehen: Tschu, lebte er noch, hätte kein Recht, an ihm zu mäkeln.

Huang-Tschao (in einen Granatapfel beißend). Obgleich er ein arger Kleinigkeitskrämer war.

Yü-pei. Ein Pedant.

Huang-Tschao. Ein Krittler, Besserwisser, habgieriger Teufel.

Yü-pei (mit Milde). Lassen wir die Toten ruhen!

Huang-Tschao (an einem Bambusscheibchen knabbernd). Wenn ich bedenke, wie er uns umlauerte —

Yü-pei. Argwöhnisch war er, wachsam, eifersüchtig.

Huang-Tschao. Dennoch fing er uns nicht.

Yü-pei. Wenn ich nur sang, Sie die Saiten zupften, so saß

er beruhigt hinter seinen Büchern, oder berechnete den Tribut wohlhabender Angeklagter. Der Narr! (Sie trällert.)

Wo ist mein Freund? Im Orangenwald?
Auf Reisfeldern? Oder am Fluß?
Ich laufe die Straße hinauf, hinab —
Ach, in meiner Kammer längst
Hat sich der Freund verborgen —

Huang-Tschao (hat das Saiteninstrument vom Wandschirm genommen und Yü-peis Gesang begleitet).

Yü-pei (lachend). Was tun wir denn? Als ob Tschu noch lebte! Die Toten sind ruhige Gesellen, und der Liebhaber ist nirgends geborgener als im Hause einer Witwe.

Huang-Tschao (umschlingt sie). Ach, Yü-pei, wer ist glücklicher als ich? Früher, wenn ich das Haus meines Vorgesetzten betrat, zitterte ich unter dem lauernden Blick des argwöhnischen Ehemanns. Jetzt — wer hat jetzt noch das Recht, sich mir in den Weg zu stellen?

Tschu (tritt hinter dem Wandschirm vor, stumm, seine Augen brennen. Die Liebenden prallen auseinander).

Huang-Tschao. Was will der Kerl? (Zu Tschu, erkennend.) Das ist doch —? Hast du nicht an den Stockhieben von heute genug?

Tschu (heiser). Man soll sich nicht zu sicher fühlen. Auch wenn man durch den — Tod des Vorgesetzten es zum Kaiserlichen Richter gebracht hat, können mißgünstige Dämonen dem Glückspilz unversehens ein Bein stellen. Auch wenn man den Kummer der Witwenschaft nicht lange auf sich zu nehmen gewillt ist, [und kaum, da der Leichnam des Gatten zur Vordertür hinausgetragen wurde, den Liebhaber zur Hintertür einläßt,] kann ein Sturmwind, von den erhabenen Göttern gesandt, das Kartenhaus, das man sich baute, über den Haufen werfen.

Huang-Tschao. Was erdreistet sich denn der Schwätzer?

Yü-pei. Er ist doch ein Freund des Verstorbenen. (Zu Tschu.) Aber haben Sie denn ein Recht zu spionieren? [Ich will alle Kapellen besuchen, Räucherwerk abbrennen und Fos Bild neu vergolden lassen, damit die Seele Tschus an meinen Handlungen Wohlgefallen finde.] Was wollen Sie? Hat Sie der Verstorbene zum Wächter über mich gesetzt? Darf der Blick einer Witwe nicht mit Wohlgefallen auf einem anderen Manne ruhen?

Tschu. Sie glauben, ein Liebhaber ist besser als der Schatten des verstorbenen Ehemannes. Was sagt Ago, die Göttin des

Ehebettes, der Sie zu Lebzeiten Tschus Opfer brachten, wenn Sie nun die begehrlichen Blicke zu einem anderen Manne schweifen lassen?

Yü-pei. Ago ist uralt. Sie hat es leicht, eheliche Treue zu halten. Ich aber bin jung. Warum ließen mich die Götter leben, als Tschu starb? Nun will ich leben.

Tschu. Und als Tschu noch lebte? Gestanden Sie nicht selbst, daß Sie ihn mit Huang-Tschao betrogen?

Yü-pei. Ist Liebegirren und Kuß Betrug?

Tschu. Die Wildgänse sind die Hüter der ehelichen Treue. Fliegen noch Wildgänse über Tschus Haus?

Yü-pei. Ich hatte keine Zeit, auf den Flug der Wildgänse zu achten.

Tschu. Auch als Tschu noch unter den Lebenden wandelte, hatten Sie keine Zeit, auf den Flug der Wildgänse zu achten.

Yü-pei. Was wissen Sie von mir und dem Verstorbenen?

Tschu (versunken). Wenn Yü-pei zu Lebzeiten Tschus ein Lied sang und Huang-Tschao, sein Assessor, sie auf dem Saiteninstrument begleitete, lächelte nicht der Verstorbene über den Büchern und nickte beruhigt: der Assessor ist ein angenehmer Gesellschafter?! — Wenn Huang-Tschao die Gattin Tschus auf den Lotosteich hinausruderte, die Schwäne zu füttern und dem Glitzern der Goldfische zuzuschauen, lächelte nicht der Verstorbene über den Büchern und nickte beruhigt: der Assessor ist ein zuverlässiger Begleiter?! — (Laut) Ich habe euch überrascht. Der Verstorbene weiß — in diesem Augenblick weiß Tschu, daß er von euch betrogen ward.

Huang-Tschao. Ich werde nicht dulden, daß —

Tschu. Mit welchem Recht schlichen Sie sich ein, Herr Assessor — ja so, Herr Kaiserlicher Richter?! Wenn Tschu betrog — wer hatte Anteil am unrechtmäßigen Gut? Der Assessor Huang-Tschao! Aber ging die Anteilschaft des Assessors so weit, daß er auch des Richters Weib als sein Eigentum betrachten durfte? — Der Richter hat betrogen. Er hat das Volk betrogen, den Kaiser betrogen. Mich dünkt: ihm ward das Schicksal, das ihm gebührte. Aber Sie, Huang-Tschao — Sie sind wie der Wolf in die Stille eines Hauses eingebrochen und Sie schänden noch jetzt das Andenken eines Toten!

Huang-Tschao. Wer bist du denn? Wer sind Sie denn, daß Sie sich erfrechen —

Tschu (versunken). Wer bin ich denn, daß ich dem Gezwitscher

eines verliebten Paares lausche? Wer bin ich denn, daß die schamlosen Geständnisse zweier Verworfener mir das Blut in die Schläfen peitschen? Ich fühle wohl: diese Nase, dieser Mund, diese Lippen gehören einem anderen. Ich wünschte wohl, es wäre mir möglich, die fremde Hülle abzustreifen. Aber so sehr ich auch schüttle: ich werde die unwillkommene Last nicht los.

Huang-Tschao. Sind Sie ein Verwandter des Verstorbenen, der nun Schicksal spielen will?

Tschu (geduckt). Das Schicksal spielt mit mir! Warum wühle ich in Vergangenem? Warum sehe ich, auch wenn ich die Augen schließe?

Huang-Tschao. Ich werde dafür sorgen, daß Sie unschädlich gemacht werden.

Tschu. Ist Tschu-juen-wai auch unschädlich gemacht worden? Sind Sie sicher, daß er nicht eines Tages den Arm vertraulich in den Ihren hängt und Sie zwingt, ein Geständnis abzulegen?

Huang-Tschao. Eine tote Schlange spritzt kein Gift. Zudem, was immer Sie auch reden mögen, Tschu schätzte mich. Also wird es seinem verehrten Schatten nicht einfallen, mir nun ein Bein zu stellen.

Tschu (nachdenklich). Tschu schätzte Sie. Er war Ihnen ein väterlicher Freund. Besorgt um seinen Assessor, dem Ehrgeiz und Habgier an der Seele fraßen, lud Tschu ihn ein: Kommen Sie mit mir in das „grüne Haus". Ich will Ihnen eine Spielgefährtin suchen. Und Sie gingen mit. Das grüne Haus birgt kleinfüßige Dinger mit Augen wie Sterne, mit Händen wie Puppenhände, mit einem Lachen, das wie Vogelgezwitscher klingt. — (Mit erhobener Stimme.) Herr Assessor, haben Sie nicht eine Geliebte: die Tänzerin Liang-kung? Was wollen Sie also bei der Witwe Tschus? — Und Sie, Witwe Tschus, besitzen Sie nicht das Andenken Ihres Gatten? Was gelüstet Sie also nach den Liebkosungen Huang-Tschaos?

Huang-Tschao (starr). Woher wissen Sie denn —?

Tschu (mit schwermütigem Lächeln). Woher weiß ich denn? — Es ist wie ein Schacht, der zu meiner Seele führt. Ich blicke hinab und sehe —

Yü-pei (unterbricht ihn, mit sich steigernder Heftigkeit). Huang-Tschao, Sie besitzen eine Geliebte? Sie kommen in mein Haus, knien zu meinen Füßen, küssen mir die Füße — und haben eine Geliebte?

Huang-Tschao (gedrückt). Geben Sie etwas auf das Geschwätz eines Dahergelaufenen?

Yü-pei. Nicht Dahergelaufenen. Er ist das Auge Tschus.

Huang-Tschao (gewunden). Warum erzählt er nur von mir? Er ist ja der Freund Tschus. Also kennt er Tschu wie sich selbst. Wer führte mich denn ins grüne Haus? Tschu! Wer pries mir die Zärtlichkeit lilienfüßiger Tänzerinnen und riet mir wie ein Vater, die Liebkosungen Liang-kungs zu erwidern? Tschu! Immer Tschu! Vielleicht verwechselt er mich überhaupt mit Tschu. Vielleicht denkt er gar nicht an Liang-kung, die meine Freundin ist, sondern an Yin-ying, die Tschus Geliebte war!!

Yü-pei (wechselt die Angriffsfront). War Yin-ying Tschus Geliebte? Will er sich durch dich über den Assessor und eine arme, liebebedürftige Witwe entrüsten? Ach, der Scheinheilige! [Immer, wenn er das Haus verließ, war sein Blick sorgenvoll hinter geränderter Brille! Immer, wenn er sich von mir verabschiedete, schob er das Gesetzbuch unter den Arm und brummte griesgrämig.] Seht doch den Duckmäuser! Und [ich habe mich geängstigt, wenn der Assessor kam, mir die Zeit zu verkürzen.] Ich habe den Göttern geopfert, um mein Gewissen zu erleichtern, wenn nur ein Händedruck, ein zärtliches Wort, ein zaghafter Kuß —

Huang-Tschao. Merken Sie nun, wie Ihr Freund Tschu bei Lichte betrachtet aussieht? Es tut mir in der Seele leid, daß wir ihn immer so schonend behandelt haben. Den Erzschelm, gesottenen Sünder!

Tschu (zermürbt). Wir waren schon saubere Brüder. Doch Tschu war nicht schlechter als ich und Sie, als jene da, seine Witwe, die ihrer Witwenschaft überdrüssig ist, als der Statthalter des Kaisers, oder der Bruder des Mondes und der Sonne selbst. Menschen, Menschen! — Warum zwingt es mich, hinabzublicken in den Abgrund? Ich weiß, was ich nicht wußte, und ich könnte schreien!

Yü-pei. Worauf warten Sie noch? Es ist selbstverständlich, daß Sie den Platz Ta-his nicht länger einnehmen werden.

Tschu (weicht geduckt zurück).

Yü-pei. Und auch Sie, Huang-Tschao! Haben Sie noch den Mut, mir ins Auge zu blicken?

Huang-Tschao. Ich bin untröstlich über den Grad meiner Verworfenheit.

Yü-pei (schmollend). Ach, wir Armsten, die wir den liebegirrenden Worten unsrer Anbeter Glauben schenken müssen!

Huang-Tschao. Trieb mich nicht Verzweiflung über die Unerreichbarkeit der Geliebten in die Arme des Lasters?

Yü-pei (kokett). Einsame Witwe. Schutzlos und ohne Trost.

Huang-Tschao (kühner). Können Sie mir verzeihen, Yü-pei?

Yü-pei. Sind Sie gewillt, das Bild Liang-kungs aus Ihrer Seele zu entfernen?

Huang-Tschao. Ich sehe nur noch Yü-pei, und der Himmel färbt sich wie blaue Seide.

Yü-pei (an den Teetisch treiend). Kandierten Kalmus? Granatäpfel? Bambusscheibchen?

Huang-Tschao (sinkt vor ihr in die Knie). Sie sind die neunte Stufe der Ruhe und der zehnte Grad der Seligkeit!

Yü-pei (steckt ihm ein Kalmusstückchen in den Mund).

Huang-Tschao (umschlingt ihre Knie). Blume meines Herzens! Glanz meiner Seele!

Tschu (abseits mit leeren Augen). Ich bin Li. Ganz einfach Li.

Huang-Tschao (Yü-pei herzend). Duft der Akazienblüte! Wo du bist, ist das westliche Paradies und die Gnade der Götter!

Tschu (geduckt). Yuelau, der Mann im Monde, verbindet die Herzen der Liebenden mit himmlischer Seidenschnur. Der Mond steht am Himmel. Die Nacht ist der Himmel der Liebe. Still, Brust! Schweig, Mund! Wirf deinen Schatten nicht ins Licht der Liebe, Körper!

(Er wendet sich zum Gehen, blickt sich noch einmal nach den Liebenden um, zuckt zusammen. Dann schleicht er sich geduckt hinaus. Die Liebenden küssen sich.)

Drittes Bild

Ein Zimmer bei Yin-ying.

In der Anordnung ähnlich wie im Hause Tschus, aber zierlicher, spielerischer. Im Hintergrund der Haupteingang. In der Mitte Tischchen mit Miniaturschemeln. Links eine Anrichte mit Geschirr und Speisen. **Yin-ying. Frau Tschang,** die Kupplerin.

Frau Tschang. Liebes Vögelchen, du darfst den Kopf nicht hängenlassen.

Yin-ying. Ich bin sechzehn. Doch wenn ich denke, ist es, als glitten die Wellen der Zeit seit Ewigkeit mir unter den

Füßen hin. Ich bin alt. Ich bin dreißig. Ich bin kein tönendes Glöckchen mehr.

Frau Tschang. Ich kenne da einen Herrn. Er trägt die Perlmutterkugel auf der Mütze. Mandarin sechster Klasse. Reich. Zartfühlend. Allerdings sechzig. Er wird dir mit Schonung begegnen, Yin-ying. Er liebt Schönheit und Jugend so sehr. Wenn er deine Haut streichelt, wenn er deine Jugend bewundern will — nun, davon geht kein Stäubchen Schönheit verloren.

Yin-ying. Jetzt tanzen sie im grünen Haus. Die Lampions blinzeln. Der Tee dampft in Schalen. Reiswein duftet aus zierlichen Tassen. Yin-ying mag nicht tanzen.

Frau Tschang. Du bist ein undankbares Geschöpf. [Wer hat dich Herrn Tschu-juen-wai, als er noch im Glanze seines Ruhmes war, empfohlen? Ich habe mir solche Mühe um dich gegeben. Willst du nun warten, bis man dir die Schemel und Tische, das Bett und die Teppiche pfändet? — Besieh dich doch im Spiegel! Jetzt ist deine Zeit. Deine Augen sind Mandeln. Deine Ohren Korallen. Dein Mund blüht wie Himbeeren. Und der Duft deines Leibes gleicht dem Duft von Tee, Ambra oder Moschus.] Wer wird denn die Zeit verstreichen lassen? Ich sage dir ja: ich kenne einen reichen Herrn.

Yin-ying. Er gefällt mir nicht.

Frau Tschang. Gefällt mir nicht! Als ich dich Herrn Tschu-juen-wai zuführte, sagtest du da auch: er gefällt mir nicht! Oder: er gefällt mir! Du schwiegst und hattest keine Meinung. Damals, ja, damals war ich gut. Wer war denn auch Yin-ying? Kaum dreizehnjährig. Mit Brüsten — ach, was sage ich: Brüsten?! Es war alles nur eine Ahnung, ein Versprechen für die Zukunft. Aber sagte ich etwa: wir wollen abwarten, ob aus dem Versprechen Erfüllung wird? Ich sagte: Herr Tschu-juen-wai, ich übergebe Ew. Exzellenz eine kleine, klingende Muschel. Hüten Sie die Muschel. In ihrem Inneren birgt sie eine Perle! — Jawohl, das sagte ich! Und so oft Herr Tschu-juen-wai, der ein vornehmer Mann war und Verdienste nach ihrem Wert belohnte, mir in Zukunft begegnete, pflegte er zu versichern: Sie haben recht gehabt, Frau Tschang. Yin-ying hat mich nicht um die Perle betrogen.

Yin-ying (mit verträumtem Lächeln). Tschu-juen-wai!

Frau Tschang. Ich begreife, du hast viel an ihm verloren. [Er hatte so eine Art, mit Weibern umzugehen. Er liebte die Fröhlichkeit, und er knauserte nicht mit Geschenken.] Aber

Tschu-juen-wai, den die Götter segnen mögen, ist tot. Entweder: du bist dem reichen Herrn gefällig, der einen klingenden Preis für deine Schönheit bietet. Oder: du siehst es gelassen mit an, wie man dir deinen Schmuck von Nephrit und Jaspis, deine Korallen und Perlen, deine Silbergehänge und Seidenfächer pfändet, und kehrst nackt zu den leichtfüßigen Schwestern zurück, die dich nicht eben mit Liebkosungen bewillkommnen werden.

Yin-ying. Ich habe dem Andenken Tschus eine Räucherkerze geweiht. Ich habe zu den Richtern der Unterwelt gefleht, daß sie ihn nicht von Dämonen zerreißen lassen mögen. Ich habe mir gewünscht, Tschu in seiner jetzigen Gestalt wenn auch nur ein einziges Mal zu sehen.

Frau Tschang. Und —?

Yin-ying (enttäuscht). Er kam nicht.

Frau Tschang (geschäftig). Hast du auch alles vorher bedacht? Hast du geweihte Papierstreifen verbrannt, die mißgünstigen Geister mit Gongschlägen aus dem Hause getrieben und die Teufel mit Silbergeld auf der Schwelle bestochen?

Yin-ying. Ich habe alles nach der Sitte getan. Aber er kam nicht. Der Qualm der Räucherkerze roch süß und zitterte. Ich setzte mich auf die Matte und schlief ein. Aber im Schlaf begegnete mir die Stimme Tschus. Sie sagte genau wie im Leben: Ich komme, kleine Yin-ying, um aus deinem Lächeln Reinheit zu schlürfen. Ich bin der lasterhafte Tschu. Bin ein Betrüger, ein Dieb, ein Hehler. Aber ich betrüge, weil alle betrügen. Der Assessor den Richter, der Richter den Statthalter, der Statthalter den Kaiser, der Kaiser die Götter. Was soll ich tun, kleine Yin-ying? Mein Hirn dampft. Mein Herz schüttelt sich. Ich will bei dir von Reinheit und Ruhe träumen.

Frau Tschang. Ein vornehmer Mann. Wenigstens im Traum sieht er seine Verfehlungen ein. Mögen ihn die Teufel gelinde braten! — Aber dies alles ist doch kein Grund für dich, noch drei Wochen nach seinem Tode um ihn zu trauern.

Yin-ying. Sie verstehen mich vielleicht nicht recht, Frau Tschang. Ich trauere um den Verstorbenen, weil mir in ihm mein Spielzeug verloren ging. Das ist so verdrießlich. Kann denn Ihr reicher, alter Herr mein Spielzeug sein?

Frau Tschang. Was für ein kindisches Geschwätz ist das nun wieder?

Yin-ying. Nicht weil er mir Schmuck und Leckereien brachte, nicht weil er der große Herr Tschu-juen-wai war, liebte ich den Verstorbenen. Aber — wenn Schwermut kam, wenn ich nicht zwitschern und musizieren mochte — dann war Tschu da, und er verstand es, die Singtöne in meiner Kehle zu wecken und die Welt in seliges Licht zu tauchen.

Frau Tschang. Dummchen, das kann doch jeder Mann. Eben weil er ein Mann ist.

Yin-ying (schüttelt den Kopf). Sie verstehen mich immer noch nicht, Frau Tschang. Tschu versuchte es ja auch mit Liebkosungen, mit Versprechen und Geschenken. Aber wenn nichts half, wenn Trübsinn wie Spinnennetz die Seele umgitterte, dann, ja, dann rief Tschu Tollheit und Taumel zu Hilfe, gab ihm ein zwinkernder Dämon ein — auf einem Bein zu tanzen, hell wie die Spitzmaus zu pfeifen und die Augen wie glänzende Kirschen aus den Höhlen hängen zu lassen! — Sehen Sie, Frau Tschang, der Anblick kurierte mich von aller Schwermut. Ich mußte wie ein Kind lachen, so sehr ergötzte mich die Possierlichkeit des tanzenden Tschu! — Nun aber zu Ihrem reichen, alten Herrn mit der Perlmutterkugel auf der Mandarinenmütze! Könnte er je auf einem Bein tanzen, wie die Spitzmaus pfeifen und mich mit glänzenden Kirschenaugen zum Lachen bringen? — Ich fürchte, es gibt nur einen Tschu. Die Richter der Unterwelt aber sind gegen den Kummer der Sterblichen mit Unerbittlichkeit gewappnet.

Frau Tschang. Dir ist nicht zu helfen. Ich sage dir: du wirst bald am Bettelstab gehen! (Sie wendet sich der Tür zu, hält jedoch noch einmal inne und dreht den Kopf nach Yin-ying.) Soll ich dir Herrn Sang-juen-wai schicken? Ich meine den alten, reichen Herrn, welcher —. Mandarin sechster Klasse! He?

Yin-ying (schüttelt den Kopf).

Frau Tschang (heftig). Deine Undankbarkeit wird dich noch um deine letzte Korallenkette bringen. Ich gehe. Möge Herr Tschu, der in der Hölle siedet, für deine Zukunft sorgen, undankbare Tochter des Rinnsteins! (Sie geht durch die Mitteltür ab.)

Yin-ying (steht versunken. Endlich erwacht sie. Sie eilt zu einem Tischchen und entnimmt der Schublade einen Leuchter und eine Räucherkerze. Sie schlägt Feuer und zündet die Kerze an. Rauch steigt auf und durchflutet den Raum. Dann eilt Yin-ying an die Seitentür, an der ein Gong hängt, und schlägt dröhnend und anhaltend auf den Gong. Darauf entnimmt sie einem Geldbeutelchen Münzen und streut sie vor die Tür im

Hintergrunde. Schließlich bleibt sie stehen, horcht in Gedanken auf, greift nach einem Saiteninstrument, kauert sich auf eine Matte und beginnt leise zu klimpern. Ihr Auge ist verträumt. Wie im Traum erhebt sie sich und beginnt mit leisen, langsamen Bewegungen zu tanzen, gleichzeitig das Instrument spielend. Im Tanzen verneigt sie sich nach allen vier Himmelsrichtungen.)

Tschu (erscheint in der Tür zum Hintergrund. Er sieht ihrem Tanz zu).

Yin-yang (ganz im Tanz versunken).

Tschu (glückselig, klatscht leise in die Hände).

Yin-yang (erschrickt, hält im Tanzen inne, ohne sich jedoch nach dem Besucher umzuwenden, läßt das Saiteninstrument wie gelähmt sinken).

Tschu (kommt näher, stumm).

Yin-yang (tonlos). Sind Sie von — Frau Tschang gesandt?

Tschu (zärtlich). Ich bin — ich komme —. (Er nimmt ihr das Saiteninstrument behutsam aus der Hand und schlägt ein paar rasche, aufreizende Rhythmen an.)

Yin-yang (wendet sich aufatmend nach ihm um, in die Hände klatschend). Ein Musikant!

Tschu (schon wieder ernüchtert). Ein Stümper.

Yin-yang (dem Rhythmus sehnsüchtig hingegeben). Süße Lieder der Singspielhallen!

Tschu. Plumpe Finger auf zuckenden Saiten!

Yin-yang (verwandelt). Sie kommen zu — spät.

Tschu. Zu spät? —

Yin-yang. Verstummt ist das Haus.

Tschu (ungläubig). Das Haus klingt. Lachen und Fröhlichkeit hallen von den Wänden. Darf ich mich nicht am Echo des fröhlichen Lachens erfreuen?

Yin-yang. Gehen Sie doch durch alle Räume und sagen Sie mir, wo das Lachen sich versteckt hält. Selbst das Lachen hat mich verlassen.

Tschu. Sind Sie allein? Es gibt doch heitere Gäste.

Yin-yang. Die Gläubiger sind meine Gäste. Vielleicht haben auch Sie eine Forderung an mich und wollen Geld oder Schmuck. Das Haus ist gefüllt mit Schmuck. Greifen Sie doch zu, ehe andere Hände sich rühren.

Tschu. Ich komme nicht, um —. Ich will —. Sehe ich aus wie ein Mensch, der Forderungen stellt? Ich habe mir das Fordern abgewöhnt. (Er sieht in Gedanken versunken. Plötzliches Erwachen. Er blickt sich im Raume um.) Dringen die Gläubiger ungestüm ins Haus? Warum ist kein Hund vor der

Schwelle, de. sie mit Zähnefletschen empfängt? Warum geht nicht ein Wächter ums Haus, der ungebetene Gäste verscheucht?

Yin-ying. Als Tschu noch lebte, bedurfte ich keines Hundes und Wächters.

Tschu (zaghaft). Ich komme —. Ich möchte —. Ich will Ihnen Hund und Wächter sein, Yin-ying!

Yin-ying (ungläubig). Sie wollten —? Wer dient um nichts? Ich selbst werde dienen müssen, wenn das Haus leer ist und die hartherzigen Gläubiger mich von der Schwelle jagen.

Tschu. Haben Sie denn nicht —? Sie sind doch eine Tochter der Freude! — Verzeihen Sie, wenn ich frage: haben Sie denn keinen reichen Liebhaber?

Yin-ying. Ich verdiene mir durch Lächeln das tägliche Brot. Aber — mein Liebhaber ist gestorben.

Tschu. So wird ihn ein neuer ersetzen.

Yin-ying. Ich fürchte mich vor dem neuen.

Tschu. Haben Sie sich vor dem alten auch gefürchtet?

Yin-ying (kindlich). Warum sollte ich mich vor Tschu fürchten? Ich reichte ihm Tee. Ich reichte ihm Reiswein. Ich reichte ihm die Lippen zum Kuß.

Tschu (stammelnd). Ich — danke — Ihnen.

Yin-ying. Warum sind Sie so bedrückt?

Tschu. Mein Hirn dampft. Mein Herz schüttelt sich. Ich bin gekommen, aus Ihrem Lächeln Reinheit zu schlürfen.

Yin-ying (plötzlich). Haben Sie nicht Tschus Augen? Ja — Sie haben Tschus Augen. Ich opferte den Richtern der Unterwelt diese Räucherkerze, damit sie mir den Verstorbenen, wenn auch nur ein einziges Mal, heraufsenden möchten. Tschu ist nicht gekommen. Aber Sie haben seine Augen. — Warum schlagen Sie die Augen nieder?

Tschu. Es schickt sich nicht für einen Diener, die Herrin mit Blicken zu behelligen.

Yin-ying. Sind Sie denn Diener? Und wenn Sie es sind, warum drängen Sie sich danach, es im Hause der Schwermut zu sein?

Tschu. Kann nicht das Haus der Schwermut wieder zum Haus der Freude werden?

Yin-ying. Freude ist immer mit einem neuen Liebhaber verbunden. Ich habe Angst vor dem neuen. Er ist sicher ein Mandarin sechster Klasse. Alt. Eifersüchtig und geizig. Wenn er küßt, wird er nach Atem ringen. Wenn er Geschenke macht,

wird er mit ihrer Kostbarkeit prahlen. — (Mit plötzlichem Entschluß.) Bleiben Sie! Ja, bleib! Wenn du im Hause bist, klopft mein Blut nicht so laut. — Kennst du Frau Tschang? Sie hat mich in ihr Herz geschlossen. Weißt du, was es heißt, eine Kupplerin hat ein tönendes Glöckchen in ihr Herz geschlossen? Es heißt: die Liebhaber salben sich mit Öl und legen seidene Kleider an. Ich wage nicht aufzublicken. Ihre gierigen Blicke töten. Bleib, wenn es dir gefällt, und geh, wann es dir gefällt!

Tschu. Du beschenkst mich, Yin-ying.

Yin-ying. Ich bin arm. Aber dein Blick ist Geschenk. — Wie heißt du?

Tschu. — — Li.

Yin-ying (enttäuscht). Warum heißt du nicht Tschu? Ich sehe Tschus Augen, und wenn ich dich mit seinem Namen anrede, möchte ich glauben, Tschu selbst —. Ich nenne dich Tschu!

Tschu (verneigt sich). Womit kann ich Yin-ying dienen?

Yin-ying. Bereite alles zum Empfang.

Tschu (verwundert). Yin-ying erwartet Besuch?

Yin-ying. Wir wollen denken, Tschu käme. Nicht dich meine ich, sondern Tschu-juen-wai, der mein Liebhaber war.

Tschu (lächelnd). Tee mit Aprikosenkernen, gerösteten Mandeln, gezuckerten Orangeschalen?

Yin-ying. Du weißt —?

Tschu. Oder lieber gewärmten Reiswein?

Yin-ying. Lieber gewärmten Reiswein. Es ist festlicher. Wir wollen Tschu festlich empfangen. Rücke die Matten, die Schemel, damit Tschu behaglich sitze.

Tschu (ordnet die Schemel usw.). Der Reiswein! (Er nimmt von der Anrichte kleine Porzellanschälchen und setzt sie auf den Tisch in der Mitte der Bühne. Dann ergreift er eine Flasche mit Wein und drückt sie an seine Brust.)

Yin-ying. Was tust du?

Tschu. Ich wärme den Reiswein.

Yin-ying (lächelnd). Ist es Sitte bei euch —?

Tschu (ernsthaft). Bei uns ist es Sitte.

Yin-ying (klatscht in die Hände). Musik! Tschu liebte Musik!

Tschu (ergreift das Saiteninstrument und präludiert).

Yin-ying. Tanz! Tschu liebte den Tanz! (Sie beginnt zu tanzen.)

Sang-juen-wai (der Mandarin sechster Klasse, mit weißem Ziegenbart, schlank, geistiges Gesicht, steht mit feinem Lächeln in der Mitteltür).

Yin-ying (erblickt ihn, bricht den Tanz ab, läßt die Arme schlaff sinken).

Sang (gütig). Ich sehe, du bist doch nicht so schwermütig, wie mich Frau Tschang glauben machen wollte. Du tanzest. Ich will dich nicht im Tanze unterbrechen. Bitte.

Yin-ying (steht wie erstarrt.)

Sang (seinen Arm behutsam um sie legend). Nun, nun, hat sich das Vögelchen erschreckt?

Yin-ying (befreit sich von seiner Umarmung).

Sang. Frau Tschang ließ mich verstehen, du seiest dafür geschaffen, jedes Mannes Herz zu erfreuen. Du hast das Schachspiel studiert. Du bist Meisterin in der Kalligraphie und Malkunst. Du weißt Perlstickereien zu verfertigen. Du spielst ein Saiteninstrument. Du kannst singen und tanzen.

Yin-ying (bleibt stumm).

Sang. Warum antwortest du mir nicht? Ich sehe, du hast mich erwartet. Dort steht Reiswein, Kuchen, Leckereien. Wollen wir uns nicht setzen? (Er setzt sich an den Mitteltisch, Yin-ying folgt ihm apathisch. Tschu steht in der demütigen Haltung des Dieners im Hintergrund.)

Sang. Ich liebe die Blumen und Weiden. Ich liebe die schönen Künste und die Mandelaugen lilienfüßiger Mädchen. Ich habe mich von meinem Amt zurückgezogen, denn wer ein Amt bekleidet, tut Unrecht, muß Unrecht tun. Ich habe nie gern Unrecht getan, und ich bin in ein Alter getreten, in dem man sich nach Reinheit sehnt. Ich liebe die Menschen. Ich liebe das Leben. Ich habe erkannt, daß es nichts Lieblicheres auf Erden gebe als die Kinderhände eines reizenden Weibes, die Nackenlinie einer Sechzehnjährigen und den leichtversteckten Busen einer knospenhaften Schönen.

Yin-ying (bleibt stumm).

Sang (verwundert). Du bist nicht gesprächig. Vielleicht muß dich erst Reiswein beleben. — (Blickt sich nach Tschu um.) Bist du ihr Diener?

Tschu (nickt).

Sang. So fülle die Tassen. (Zu Yin-ying.) Und wenn ich eine Bitte aussprechen darf —

Yin-ying (haucht). Bitte!

Sang. Ich liebe zum Reiswein geröstete Melonenkerne.

Tschu (verneigt sich, tritt an die Anrichte, bringt das Gewünschte auf einem Teller und schenkt den Reiswein in Tassen. Dann tritt er wieder demütig zurück).

Sang (schlürft den Reiswein und nimmt einen Melonenkern. Yin-ying rührt nichts an). Ich will dir erzählen: Ich besitze ein Haus und ich habe in meinem Leben köstliche Schätze gesammelt. Der Garten hinter dem Haus birgt Akazien und Zimtbäume. Man pflückt Äpfel und Bananen, und die Orangen lachen wie kleine himmlische Sonnen. — Achtest du auch darauf, was ich dir sage? Du bist ein tönendes Glöckchen, eine klingende Schelle; aber dein Freund ist tot. Wie denkst du dir die Zukunft? Der Winter kommt, und du findest kein Holz im Schuppen. Du hungerst und findest keinen Reis in der Vorratskammer. Du wirst weinen und häßlich werden. Welche Aussichten! Wenn es dir an Holz und Reis gebricht, so will ich dich mit allem versorgen. Du sollst nicht weinen. Du sollst nicht häßlich werden. Ich will dich mit Reichtümern überschütten. (Er ergreift ihre Hand und preßt sie an sich.)

Yin-ying (tonlos). Sie sind kalt. Ihre Fingerspitzen sind kalt. Ich kann nicht.

Sang. Ich wünsche mir ja nur, daß du mich ein klein wenig lieb habest. [Ich bin nicht gewalttätig. Ich betrachte lächelnd. Und betrachtend genieße ich.] Kannst du verstehen, daß man sich an der Perlmutterfarbe junger Haut ergötzt, daß man sich an dem Duft glänzenden Mädchenhaares berauscht? Ich ahne den Reiz deiner kindlichen Glieder. Ich genieße im voraus die Geschmeidigkeit deines Schmetterlingskörpers. Und wenn ich die Finger über das zärtliche Rund deiner Arme gleiten lasse —

Yin-ying (erschauert).

Sang. Meine Fingerspitzen sind kalt. Aber kennst du nicht die Geschichte jenes Sohnes, dessen Mutter es im Winter nach Fischen gelüstete? Er legte sich mit entblößtem Leibe aufs Eis, bis die Wärme seines Körpers das Eis geschmolzen hatte. Siehst du, da fand er Fische für seine Mutter.

Yin-ying. Bin ich denn Ihre Tochter? Und sind Sie mein Vater?

Sang. Ich bin ein Vater des Volkes. Ich habe mein Leben im Dienste aller verzehrt. Ich war nicht so wie jene, die ihre Untergebenen aussaugen, weil sie selbst von ihren Vorgesetzten ausgesaugt werden. Und wenn ich in menschlichem Irren Unrecht tat, so reute es mich nachträglich, und ich litt an meinem Unrecht.

Yin-ying. Sie sind gut, Vater. [Ich weiß, ich müßte Ihnen eine gehorsame Tochter sein.] Aber —

Sang. Ich bin reich. Ich besitze Macht. Aber ich habe in meinem Leben nicht viel Liebe geerntet. Meine Gattin — mußt du wissen — ist spitz wie eine Nadel, und ihr Atem erkältet. Wir leben seit vierzig Jahren nebeneinander her, und ich habe Zärtlichkeiten entbehren gelernt. Du bist die Priesterin der Zärtlichkeit. Dein Lächeln ist dein Beruf. Dein Leib ist eine Blütenknospe, die sich im Kuß des Mannes erschließt. Die Spitzen deiner Brüste sind wie Edelsteine, vor deren Glanz man erschauert. Warum gilt dein Lächeln nicht mir? Warum verbirgt sich deine Zärtlichkeit hinter der Maske der Schwermut? Ich bitte dich — laß mich deinen Nacken küssen.

Yin-ying (hat sich apathisch erhoben).

Sang (folgt ihr, tritt hinter sie, küßt sie behutsam und ehrfurchtsvoll auf den Nacken).

Yin-ying (schlägt die Hände vors Gesicht und bricht schluchzend in die Knie).

Sang (überrascht). Nun, nun! — (Zu Tschu gewandt.) Ist sie immer so — schreckhaft? — Vielleicht, daß Frau Tschang doch recht hatte!? Krankhafte Schwermut! Oder bin ich nur zu ungelegener Zeit gekommen? — Yin-ying! Schmetterling! Duftwölkchen!

Yin-ying (schluchzt).

Sang (will seinen Arm um ihren Nacken legen, schüttelt jedoch, sie heimlich beobachtend, den Kopf und schleicht auf Zehenspitzen zu Tschu, der sich noch immer im Hintergrund aufhält. Hoheitsvoll). Yin-ying ist meine Freundin. Sie hat Anspruch auf mein Vermögen und meine Hilfe. [Du eilst zu mir, sobald sie meiner bedarf. Du sorgst dafür, daß kein Zudringlicher ihr nahe.] Vielleicht daß ich sie zu meiner zweiten Gemahlin erhebe. Bist du ein guter Diener, wird es dein Schade nicht sein. — [Ich entferne mich, denn ich sehe wohl: meine Anwesenheit zu dieser Stunde bereitet ihr Kummer.] (Er nickt Yin-ying grüßend zu, ohne von ihr beachtet zu werden, und verläßt das Zimmer auf Zehenspitzen.)

Tschu (steht stumm, sein Blick ruht auf Yin-ying).

Yin-ying (auf der Matte kauernd, schluchzt in sich hinein).

Tschu (leise). Yin-ying!

Yin-ying (antwortet nicht).

Tschu (tritt behutsam an den Tisch, nimmt eine Tasse mit Reiswein und beugt sich zu Yin-ying hinab). Trink!

Yin-ying (schüttelt den Kopf).

Tschu (erhebt sich, setzt die Tasse beiseite, ergreift den Teller mit Melonenkernen, beugt sich abermals zu Yin-ying hinab). Geröstete Melonenkerne!

Yin-ying (schluchzt krampfhaft).

Tschu (erhebt sich müde, setzt den Teller auf den Tisch, ergreift einen Teller mit Kuchen, setzt ihn aber kopfschüttelnd wieder beiseite, blickt sich ratlos im Raume um, stutzt, wird nachdenklich. Ein scheues Lächeln gleitet ihm übers Gesicht. Er wirft einen verstohlenen Blick auf Yin-ying, zögert verlegen, dann aber beginnt er auf einem Bein zu tanzen und komisch-schwermütig wie eine Maus zu pfeifen. Die Augen hängen ihm trostlos-vergnügt aus den Höhlen).

Yin-ying (horcht auf, hebt den Kopf. Ihre verdüsterten Züge klären sich langsam auf. Sie wendet den Kopf und erblickt den tanzenden Tschu. Ihr Antlitz lächelt. Sie schaut dem Tanzenden zu und wird immer fröhlicher. Schließlich lacht sie hell auf, springt in die Höhe und fällt Tschu um den Hals). Ich will nicht die Geliebte eines eisgrauen Mandarins sein. Du bist Tschu! Tschu ist wieder da! Es ist Laternenfest. Du hast dir nur eine Maske vorgebunden. Ach, wie komisch ist deine Nase, Tschu, und wie närrisch fremd sind Kinn und Lippen. Aber die Augen sind die alten geblieben. [Sie leuchten durch die Löcher der Maske und schlagen eine schimmernde Brücke von Gegenwart zu Vergangenheit.] Ich lasse dich nicht wieder aus meinen Armen, süßer Tschu! (Sie dreht ihn wirbelnd im Kreise.)

Tschu (schwermütig lächelnd). Ich heiße Tschu. Aber ich bin nicht Tschu-juen-wai. Ich bin der Flickschneider Tschu. Ich besitze nur diesen armseligen Kittel und diese zwei Hände, die nichts gelernt haben. Du aber, Yin-ying, bist die Freundin Sang-juen-wais. Du hast Anspruch auf sein Vermögen und seine Hilfe. [Er übergab dich mir, damit ich die Wolken deiner Schwermut verscheuche und Zudringliche von dir fernhalte.] Da er dich zu seiner zweiten Gemahlin erheben will, so habe ich kein Recht, ihn mit dir zu betrügen.

Yin-ying (leidenschaftlich). Er ist kalt. Seine Fingerspitzen sind kalt. Du aber bist heiß. Dein Auge leuchtet. Deine Lippen lächeln Sehnsucht und starke Begier.

Tschu (beglückt). So magst du den Fuß auf meinen Rücken setzen, Herrin!

Yin-ying (demütig). Ich will dir Schemel und Matte sein. Ich will dir in die ärmlichste Hütte folgen. Ich will mit dir aus einem Napf essen.

Tschu. Wenn aber der Napf leer ist, sorglose Yin-ying —?

Yin-ying. So wollen wir von allen Reichtümern der Welt träumen und dem begüterten Sang-juen-wai eine Nase drehen!

Tschu (übermütig). Ach, wer ist nun Herr Sang-juen-wai? Ich werde meinem Schicksal eine Nase drehen! Bin ich euch doch noch entschlüpft, mißgünstige Dämonen? Gebt Obacht, wenn ihr mich wieder zu fangen gedenkt! Einmal entronnen, für immer untergetaucht im Meer der Liebe!! — (Er schlingt seine Arme um Yin-ying und trägt sie glückstrahlend zur Tür hinaus).

Viertes Bild

Das Innere einer armseligen Bambushütte.

Die Tür im Hintergrund wird von einem Fetzen alter Sackleinewand notdürftig verschlossen. Nackter Fußboden. Eine harte Pritsche. Ein Herd. Die linke Wand der Hütte ist durchlöchert. — **Tschu** und **Yin-ying** kauern auf dem Fußboden, weit voneinander entfernt, apathisch.

Yin-ying. Der Fischhändler gibt nicht auf Borg.

Tschu (mit leiser Hoffnung). Aber der Suppenverkäufer —?

Yin-ying. Hetzt Hunde auf uns, lassen wir uns blicken.

Tschu (bekümmert). Feindliche Welt!

Yin-ying. Man lebt nicht von Blumenduft.

Tschu. Warum sind Träume so kurz?

Yin-ying. Ja, das frage ich dich! Bitterer Nachgeschmack des Erwachtseins!

Tschu. Hast du dies Leben schon satt?

Yin-ying. Niemand kommt, dir Arbeit zu bringen.

Tschu (eingeschüchtert). Und wenn jemand käme —?

Yin-ying. Sie lachen dich aus.

Tschu. Sie drohen mit Stockschlägen. — Ich fürchte mich vor den Menschen!

Yin-ying. Ein Flickschneider! Und weiß nicht mal Zwirn einzufädeln! (Brennend.) Da! Sieh, mein Gewand! Einst prangte es makellos. Nun geht es in Fetzen, und du springst nicht herbei, es vor den Augen der Welt notdürftig zu flicken.

Tschu. Warum demütigst du mich so tief? Bin ich nichts weiter als ein Tagedieb, ein Zeitvergeuder?

Yin-ying (dringlich). Die Nadel! Der Faden! Muß ich nicht glauben, du habest dein Leben unter kenntnislosen Bettlern verbracht?

Tschu. Ich habe Schneider gesehen, die wie die kenntnislosen Bettler lebten, obwohl ihre Finger von morgens bis abends über die Kittel wartender Kunden glitten. — (Stolz.) Ich aber kenne mich in den Gesetzbüchern aus. Welcher Flickschneider ist denn imstande, alle Arten von Strafen an den Fingern aufzuzählen? Ach, ich sage dir, es ist belustigend, dies und tausend andere Dinge zu wissen. Die Gesetzbücher, mein Kind —

Yin-yang. Warum bist du nicht Kaiserlicher Richter geworden, wenn deine Hand zittert, sobald sie nach Nadel und Schere greift? Ein Flickschneider, der einem Mandarin ins Handwerk pfuscht, ist eine Spottpuppe für Gassenbuben und Schenkenbesucher.

Tschu (geduckt). Ich bin an keinem glücklichen Tage geboren. Aber, wenn dein Auge mir lächelt — (Er kriecht zu Yin-yang hinüber und berührt sie mit der Hand.)

Yin-yang (tonlos). Du bist kalt. Deine Fingerspitzen sind kalt.

Tschu. Wir haben kein Holz. Der Winterwind zerschneidet den Bambus. Ich friere.

Yin-yang. Warum verbrennst du nicht deine Kleider? Feuer wärmt.

Tschu. Ich schäme mich, völlig entblößt vor dir zu stehen.

Yin-yang. Die Flußbewohner wissen auch nichts von Kleidung. Sie entbehren nichts. Sie schämen sich nicht.

Tschu. Die Flußbewohner sind die ärmsten Menschen unter dem alles duldenden Himmel. Der Wind verlacht sie. Die Sonne verlacht sie. Und der Mond hat nur ein spöttisches Lächeln.

Yin-yang. Die ärmsten Menschen unter dem alles duldenden Himmel sind wir! Wir glaubten: ein leerer Napf habe den gleichen Wert wie ein gefüllter Napf. Wir wähnten: das Leben sei ein Märchen, und wir brauchten nur mit der Zunge zu schnalzen, so verwandelte sich die elendeste Bambushütte in das westliche Paradies.

Tschu. Ist Liebe nicht das westliche Paradies? Hing nicht dein Blick an meinem Blick? — Lächelnd und voller Liebe?

Yin-yang. Wer bist du denn, daß mein Blick sich in dich verlor? Dein Auge erinnerte mich an einen, der ein großer Mann und mein Liebhaber war. Dein Tanz machte mich fröhlich wie der Tanz eines Mächtigen unter der Sonne. Nun

aber, da ich dich näher kenne, weiß ich: du bist ein Schelm, der betrügen möchte und doch nur sich selbst betrog.

Tschu (kriecht beschämt an seinen alten Platz zurück).

Yin-ying. Wir haben keinen Reis. Und mich hungert. Sang-jüen-wai, der ein vornehmer und gütiger Mann ist, sagte: Wenn es dir an Holz und Reis gebricht, so will ich dich mit allem versorgen! — Ich habe den Flickschneider dem vornehmen und gütigen Manne vorgezogen. Womit willst du nun die Versprechen des Reichen aufwiegen?

Tschu (schüchtern). Vielleicht — ich kenne die Gesetze. Wird es mir nicht ein Leichtes sein, der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen? — Im Hause Tschu-yuen-wais liegen die Bücher der Gesetze unberührt. Wenn ich mich nun hineinstehlen, sie entwenden und Holz und Reis für ihren Erlös schaffen würde?

Yin-ying. So haben wir für drei Tage Wärme und Nahrung. Dann? Was dann?

Tschu. Ich bekomme Übung im Stehlen. Der boshafte und gierige Statthalter hat Schätze rings um sich gehäuft. Er verdiente schon, daß man seine Schatzkammer erbräche. Eine einzige erbeutete Perlenkette schafft Holz für den ganzen Winter und Nahrung für Winter und Frühling.

Yin-ying. Doch wenn du ins Gefängnis geworfen würdest zu Räubern und Aussätzigen? Wenn du unter dem Schwert des Henkers endetest?

Tschu (kleinlaut). Ja, wenn —! So wärest du frei. Und dein Leben begänne.

Yin-ying. Tränen werden mein Leben vorher zu Ende gebracht haben. Ich werde weinen. Ich werde häßlich werden. Ich werde wie Frau Tschang als Kupplerin mein Leben fristen müssen. Welche Aussichten!

Tschu (bittend). Yin-ying!

Yin-ying (versunken). Man soll sein Herz nicht an einen Mann hängen, weil Sonne lacht, Reiswein duftet und Finger über ein Saiteninstrument gleiten. Winter kommt. Und es ist kein Holz im Schuppen. Hunger kommt. Und es ist kein Reis in der Vorratskammer. Ein Mann ist da. Aber seine Hände haben nichts gelernt. Er schwatzt von Gesetzbüchern. Aber seine Worte sind Wind, der mit der Kälte wetteifert. Ach, wie hochmütig war ich, daß ich vor der Berührung der kalten Fingerspitzen eines vornehmen und gütigen Mannes auswich!

Tschu (kriecht gesenkten Hauptes durch das Loch in der linken Wand der Hütte).

Yin-ying (vor sich hinstarrend). Es war ein Mädchen im Reich der Mitte. Sie hatte kein Holz. Sie hatte keinen Reis. Es gab keinen Menschen auf der Welt, der gesagt hätte: Ich will für dich sorgen! Da entsann sie sich der Sage, daß im Flusse Götter lebten, die armen Menschenkindern Hilfe brächten. Und sie lief an den Fluß. Da war eine gläserne Treppe im grünen Wasser. Ein Palast tat sich auf, ganz aus Glas, und die Flußgötter thronten lächelnd im glitzernden Spiegelsaal. Da beugte das Mädchen beglückt die Knie, öffnete die Lippen und sagte dankbaren Sinnes —

Frau Tschang (steht in der Tür). Liebes Vögelchen, du darfst den Kopf nicht hängen lassen.

Yin-ying (wie elektrisiert). Frau Tschang!

Frau Tschang. Man hat doch ein Herz. Man hört: da ist Yin-ying. Es geht ihr nicht gut. Sie hat sich an einen Tagedieb und Schaumschläger verzettelt. Vielleicht daß ihr doch zu helfen ist!

Yin-ying. Sie kommen von Sang-juen-wai?

Frau Tschang (schüttelt den Kopf). Seine Exzellenz, Herr Sang, hat nicht warten wollen. Wer Schnee im Bart trägt, hat keine Zeit zum Warten. Ich bin mit ihm durch die grünen Häuser gegangen. Die roten Lippen der leichtfüßigen Schwestern lächelten. Ich sagte: Dies ist Fu-ling, Ew. Exzellenz. Sie ist eine Meisterin auf dem Yen, und die Töne, die sie ihm entlockt, sind wie der Gesang der Windgeister. Fu-ling lächelte und knickste. Aber Seine Exzellenz schritt mit einer Verbeugung an ihr vorüber. Ich sagte: Dies ist Pi-chin, Ew. Exzellenz. Sie ist die zärtlichste der leichtfüßigen Schwestern. Der Strahl ihrer Kirschenaugen ist wie lindes Bambusfeuer, und wenn sie singt, ist es wie der Ruf einer verschlafenen Wachtel im Reisfeld. Pi-chin lächelte und knickste. Aber Seine Exzellenz schritt mit einer Verbeugung an ihr vorüber. Da sagte ich: Dies ist Chiao-ling. Sie ist erst heute in den Bund der leichtfüßigen Schwestern aufgenommen. Ein Kind, Ew. Exzellenz. Ihre Lippen sind noch nicht feucht vom Kusse des Mannes, und ihre kleinen Brüstchen hüpfen noch nicht beim Tanze. Da verneigte sich Seine Exzellenz, Herr Sang, dreimal und sagte: Ich habe die Ehre, dich in dein Gemach zu

führen, Chiao-ling. Ich will auf dem Schemelkissen sitzen und dich lächelnd betrachten. Lächelnd werde ich mich einer deiner Schwestern entsinnen, welche —

Yin-yang (unruhig). Einer deiner Schwestern, welche —?

Frau Tschang. Weiter hörte ich nichts, denn Chiao-ling zog Seine Exzellenz an den Fingerspitzen in ihr Gemach.

Yin-yang. Und —?

Frau Tschang. Nichts — und! Anderen Tags sandte mir Seine Exzellenz eine gefüllte Börse. Ich war sehr zufrieden.

Yin-yang (senkt die Stirn).

Frau Tschang. Du bist nicht zufrieden?

Yin-yang. Ich habe kein Holz. Ich habe keinen Reis. Der Winter ist da. Der Wind zerschneidet die Bambuswände. [Nun schminken sich die leichtfüßigen Schwestern die Wangen weiß, die Lippen rot. Sie kleiden sich in seidene Gewänder. Sie stecken Silberpfeile ins schwarzglänzende Haar. Und ihr Gesang ist wie der Ruf verschlafener Wachteln im Reisfeld.]

Frau Tschang. Sehnst du dich, liebes Vögelchen?

Yin-yang. Warum fürchtete ich mich vor den kalten Fingerspitzen Sang-juen-wais?

Frau Tschang. Du hast dich an einen Tagedieb und Schaumschläger verzettelt. Aber wer Unrecht tat, darf sein Unrecht wiedergutmachen.

Yin-yang. Ich liebte ihn, Frau Tschang. Ich wollte ihm Schemel und Matte sein. Ich versprach, mit ihm aus einem Napf zu essen. Aber der Napf war leer, und die Versprechungen des Geliebten waren leer. Nun ist mein Herz leer. Ich träume von den Flußgöttern und dem glitzernden Spiegelsaal in den milden Wellen. Wohin — wohin sich wenden?

Frau Tschang. Herr Sang-juen-wai ist zu ersetzen. Jeder ist zu ersetzen, liebes Vögelchen. Ich kenne doch die Männer, laß mich nur sorgen.

Yin-yang. Was soll ich tun?

Frau Tschang. Mit mir kommen.

Yin-yang. Wenn aber Tschu zurückkehrt —

Frau Tschang. So ist das Nest leer. Was weiter?

Yin-yang. Wir scheuen uns, dem Tier weh zu tun. Wir töten die Hornisse nicht, die uns sticht. Wir vergelten nicht den Biß der heiligen Schlange. Warum tun wir den Menschen weh?

Frau Tschang. Höre, mein Vögelchen! Wenn du meinem Rat nicht folgst, so tust du mir weh! Nun wähle! — Ich gehe. Ich erwarte dich in meinem Hause. In mein Haus kommen nur feine Herren. Ich sehe schon die Kristallkugeln und Perlmutterkugeln auf ihren Mützen. Es ist Auflehnung gegen die Gnade gutgesinnter Götter, wenn du das Gute verschmähst, um dich dem Nichts in die Arme zu werfen. Nun wähle! (Sie geht ab.)

Yin-ying (zögert. In ihrem Gesicht spiegelt sich der Kampf des Innern wieder. Dann rafft sie sich auf, blickt sich nach allen Seiten unruhig um. Sie horcht gespannt, ob Schritte zu vernehmen seien. Plötzlich streift sie den Pantoffel vom rechten Fuß, drückt ihn ans Herz und legt ihn auf den Schemel. Dann eilt sie wie ein verfolgtes Wild zur Tür hinaus).

(Kleine Pause.)

Tschu (kehrt durch das Loch in der linken Wand hastig zurück. Lehnt sich geduckt gegen die Wand, atmet tief und ängstlich, als sei er schnell und wie auf der Flucht vor Verfolgern gelaufen). Es ist gut so. Gut. Nur Mut! — Warum Mut, da die Tat vollbracht ist? — Mein Herz pocht. Aber vielleicht ist es gar nicht mein Herz, sondern ein Schusterhammer in der Nachbarschaft? — Ich habe gestohlen. Ich habe den Statthalter bestohlen. Und doch ist alles wie zuvor. Wer hätte gedacht, daß Stehlen so leicht ist? Man schleicht um den Palast. Man zwängt sich ins Gemach des Statthalters. Man läßt die Blicke wie Bienen schwärmen. Und da — und da — auf dem Tisch — zuoberst der Akten und Papiere — die kleine, goldene Schildkröte —!!! (Er öffnet die Hand: eine goldglänzende Schildkröte wird sichtbar.) Wer gab denn dem Statthalter das Recht, die Schildkröte samt Perlen und Silberstickereien aus dem Hause Tschu-juen-wais zu entfernen? — Habe ich gestohlen oder nur an mich genommen, was man einem anderen widerrechtlich entzog? Ich bin ja gar kein Dieb. Ich bin die höhere Gerechtigkeit. Bin das Lachen des Weltgeistes, der über den Dingen schwebt. — Wie das Gold in meiner Hand blitzt! Lachend gewahre ich, wie es sich in meinen Augen zu Reis und Holz verwandelt. Yin-ying, nun will ich dich in kostbare Kleider kleiden und deine Glieder mit dem Duft des Moschus umhüllen. (Er blickt sich suchend im Raum um.) Yin-ying —?! (Richtet sich mit einem Ruck auf, eilt zur Tür, blickt hinaus, wendet sich, sucht in allen Winkeln, preßt die Hand aufs Herz. Endlich nähert er sich dem Schemel, gewahrt den Pantoffel, erschrickt, greift danach, läßt ihn fallen. Tonlos.) Fort —!! — (Er bricht auf dem Fußboden zusammen.) Hölle!! — Dies ist die Hölle!! — Tor,

der ich mich brüstete, die höhere Gerechtigkeit zu sein! In den Holztragen! Zu Mördern und Aussätzigen ins Gefängnis! An den Galgen mit Tschu, der die Gesetze kennt, um sie zu übertreten! — Weh, die Schildkröte brennt wie das höllische Feuer!!! (Er wirft die Schildkröte von sich.)

(Durch das Loch in der Wand zwängt sich ein Polizeisoldat. In der Tür im Hintergrund erscheint ein zweiter Polizeisoldat. Der erste stürzt sich auf die fortgeworfene Schildkröte, der andere packt Tschu und hält ihm die Hände auf dem Rücken fest, ohne daß dieser den Versuch machte, sich zu wehren oder zu entfliehen.)

Erster Polizeisoldat. Du bist ein arger Tölpel von einem Dieb!

Zweiter Polizeisoldat. Sah man schon je einen ungeschickteren Verbrecher?

Tschu (kleinlaut). Ihr müßt schon entschuldigen, ich bin Anfänger.

Erster Polizeisoldat. Glaubtest du, der Palast des Statthalters sei verwaist wie ein verfallenes Bettelmönchskloster?

Tschu. Ich glaubte — ich dachte — (in tiefem Schmerz) Yin-ying! Sie hat keinen Reis. Sie hat kein Holz. Winterwind pfeift um die Bambusritzen.

Zweiter Polizeisoldat. Meiner Treu, ein gefühlsseliger Dieb! Stiehlt, wie ein Dichter Verse macht, und wirft den Raub von sich, weil er sich eines solchen Schatzes nicht für würdig erachtet.

Erster Polizeisoldat (zu Tschu). Wärest du bei mir in die Schule gegangen, du hättest es gelernt, einen fetten Bissen zu fangen und — festzuhalten. (Die Schildkröte gierig betrachtend.) Ein sauberes Ding! Gold durch und durch! Wenn der Statthalter dich danach fragt, so sagst du: du habest die Schildkröte in den Fluß geworfen, wo sie nun mit ihren Schwestern um die Wette schwimme. Verstehst du —? Oder —! (Er macht eine Bewegung, als wolle er ihn mit seinem Bambus prügeln, und steckt die Schildkröte zu sich.)

Tschu (duckt sich betäubt).

Zweiter Polizeisoldat (zum ersten). Und ich —? War ich umsonst Zeuge deiner Geschicklichkeit? Wenn ich dem Statthalter verriete, wer den Schatz in die Tasche steckte?

Erster Polizeisoldat. Narr! Ich weiß deine Wahrheitsliebe nach Gebühr zu schätzen. (Vertraulich.) Halbpart, Bruder!

Zweiter Polizeisoldat (sich die Hände reibend). Gesegneter Tag!

Erster Polizeisoldat (Tschu in die Höhe reißend). Du aber spute dich, daß Unrecht wieder zu Recht werde!

Tschu (dumpf). Erwachen!

Zweiter Polizeisoldat. Träumst du am hellichten Tage?

Tschu. Mein Hirn dampft. Mein Herz schüttelt sich. — Begegnete ich euch nicht in einer anderen Welt? Du — ja, du sprangest mir mit einem Hundekopf entgegen. Und du mit dem widerlichen Schädel eines Schakals.

Zweiter Polizeisoldat. Ausbund von Phantasie! Hochstapler mit Bildern und Worten!

Erster Polizeisoldat. Willst du uns noch länger zum Narren halten? — Marsch, vor den Statthalter mit dir! Zerrbild von einem Dieb!! (Er stößt Tschu vor sich her.)

5. Bild

Empfangsraum beim Statthalter.

Reich geschmückt. Türen im Hintergrund und an den Seiten. **Der Statthalter. Frau Tschang.**

Frau Tschang (kniend, mit der Stirn den Boden berührend). Ich bitte Ew. Exzellenz um geneigtes Gehör. In den Himmeln stehen die Taten Ew. Exzellenz auf marmornen Tafeln verzeichnet, und die Erde ist voll von den guten Werken, die Ew. Exzellenz unsterblich machen.

Der Statthalter (in einem reichen Sessel, korpulent, mit wulstigen, grausamen Lippen und kleinen, boshaft blitzenden Augen). Ich bin der Statthalter des Kaisers. [Ich habe nicht Zeit, die Schmeichelworte jedes Dahergelaufenen wie süßen Birnensaft in mich einzuschlürfen.] Wer wie ich Vater eines jeden Staatsbürgers in der Provinz ist, bestiehlt sich selbst, wenn er deinem Geschwätz in Geduld zuhört. — Übrigens: sprach ich von Stehlen? Ich bin übler Laune, denn ich bin bestohlen worden. Wohin kommen wir, wenn selbst der Statthalter des Kaisers vor Dieben nicht mehr sicher ist? Aber ich fange ihn. Und hab' ich ihn erst: wie will ich mich an seiner Folter weiden!

Frau Tschang. Die Urteilssprüche Ew. Exzellenz werden in Ewigkeit leuchten. Glücklich, wer vom Atem Ew. Exzellenz gestreift wird! Ich selbst bin unwürdig, den Raum der Gnade mit Ew. Exzellenz zu teilen. Nur das Köstlichste der Welt —

Der Statthalter. Ich sehe schon, was du im Schilde führst. Steh auf. Es handelt sich um —

Frau Tschang (erhebt sich). Ew. Exzellenz, sie ist zart wie die

Flaumfeder. Der Glanz ihres Körpers ist wie die Spiegelung des Himmelslichtes im Wasser. Ew. Exzellenz dürfen überzeugt sein: ich kenne die grünen Häuser im Osten, Westen, Süden und Norden des Reiches. Nie aber sah ich eine leichtfüßige Schwester, die es mit Yin-ying an Schönheit des Leibes und Lieblichkeit der Seele hätte aufnehmen können.

Der Statthalter. Deine Schilderung ist blumig, deine Sprache kupplerisch. Aber ich erinnere dich an Wang-hsi, die du mir auch in Gold und Seidenblau maltest, bis sie mir vor Eifersucht das Gesicht zerkratzte.

Frau Tschang. Wang-hsi war eine Undankbare, ein zersprungener Spiegel, eine blinde Perle. [Noch heute bin ich untröstlich, mich so in der ungeratenen Tochter des Rinnsteins getäuscht zu haben.] Wer aber wird Yin-ying mit Wang-hsi vergleichen? Yin-ying ist der lispelnde Frühlingswind, das Rauschen der Birkenblätter, das Zirpen der Grille im Teefeld. Yin-ying ist nur Schatten und Echo. Und wenn sie spricht, ist es wie Ticken warmer Regentropfen auf sommerlichem Laub.

Der Statthalter. Man erwartet Zutaten beim Gemüse und ein hübsches Gesicht bei einer Beischläferin. Solltest du mir den Mund fälschlicherweise wäßrig gemacht haben, werde ich dich die vier Grade der Tortur kosten lassen.

Frau Tschang. Ich bin meiner Sache sicher, Ew. Exzellenz. Wenn Ew. Exzellenz mich nun der Gnade würdigten, Yin-ying zu holen —

Der Statthalter. Also zeig deine Zauberkünste, alte Gauklerin! Ich bin sehr für das Rauschen der Birkenblätter, das Zirpen der Grille im Teefeld und für die silbertönigen Reize einer lieblichen Tochter des Vergnügens.

Frau Tschang (mit tiefer Verneigung). Wie Ew. Exzellenz befehlen. Ich hole Yin-ying. (Sie geht durch eine Seitentür ab.)

Der Statthalter (dreht sich im Sessel behäbig nach einem Tischchen um, auf dem Teller und Schalen mit Süßigkeiten stehen, und kaut Aprikosenkerne).

Yin-ying (hinter ihr Frau Tschang, tritt ein. Yin-ying ist reich gekleidet).

Der Statthalter (erblickt sie, springt auf, frappiert). Ah — in der Tat —!

Yin-ying. Ich bitte untertänigst um die Erlaubnis, niederknien und mir den Kopf auf die Erde schlagen zu dürfen.

Der Statthalter (galant). Ich bin einer solchen Ehre kaum würdig.

Yin-ying (verneigt sich dreimal vor dem Statthalter).

Der Statthalter (verneigt sich dreimal vor Yin-ying).

Yin-ying (ergreift einen Schemel, rückt das Kissen und bringt dem Statthalter den Schemel).

Der Statthalter (ergreift gleichfalls einen Schemel, rückt das Kissen und bringt Yin-ying den Schemel).

Beide (setzen sich gleichzeitig).

Frau Tschang (bleibt strahlend im Hintergrund).

Der Statthalter (hält Yin-ying eine Schale mit Früchten und Süßigkeiten hin). Gestatte deinem ergebenen Freunde Tschong-ße-tao, daß er dich mit süßen Kuchen, Lotoskernen und Zuckerrohr bewirte.

Yin-ying. Ich danke meinem hohen Gastgeber und bin glücklich, daß er sich als mein leutseliger Freund bezeichnet. (Sie knabbert Süßigkeiten.)

Der Statthalter. Du heißest Yin-ying?

Yin-ying. Ich heiße Yin-ying. Ich habe das Schachspiel studiert. Ich verstehe mich auf Kalligraphie und Malkunst. Ich weiß Perlstickereien zu verfertigen. Ich spiele ein Saiteninstrument. Ich kann singen und tanzen.

Der Statthalter. Und — dein Herz ist frei?

Yin-ying. Ich bin eine Tochter des Vergnügens. Mein Leib ist eine Blütenknospe, die sich dem Kusse des Mannes erschließt. Ich bin ein Weib. Das Weib ist der Weinbecher des Mannes. Ich bin nur Schatten und Echo. Verfügen Sie über mich.

Der Statthalter (aufgekratzt). Sie ist reizend, Frau Tschang. Ich muß gestehen, in der Tat — ich bin befriedigt.

Yin-ying (kindlich). Ich habe noch nie den Statthalter des Kaisers von Angesicht gesehen. Ich finde, das Antlitz Ew. Exzellenz ist wohlwollend wie das des Mondes. Die Lippen Ew. Exzellenz zucken behaglich, und die Fülle Ihres Leibes verkündet ein väterliches Herz. Ich bin sehr glücklich.

Frau Tschang (verlegen). Ew. Exzellenz müssen bedenken: sie ist noch ein Kind!

Der Statthalter. Ich liebe Kinder, wenn ihre Augen glänzen wie die Yin-yings und ihr Busen sanft atmet wie der meiner kleinen Freundin.

Yin-ying. Meine Lieblingsspeisen sind Schneebirnen und honigsüßer Pumelo. Ich liebe Tee mit Aprikosenkernen. Doch wenn Sie mir Ihr väterliches Wohlwollen erweisen möchten, so denken Sie an Chrysanthemumklößchen zum Nachtisch.

Der Statthalter. Wie reizend! Sie hat Zähnchen wie eine junge Katze, und das Feuchte ihrer Lippen schimmert wie Schuppen des Silberfisches.

Yin-ying. Wenn mich Schwermut befällt, müssen Sie mich aufheitern. Sie werden begreifen, daß Schwermut eines jungen Weibes wie Winternebel im Kirschblütengarten ist.

Der Statthalter. Oh, ich verstehe, kleine Yin-ying. Man kann nicht immer wie Flaumwölkchen vor der Sonne lächeln. Wenn dich Schwermut befällt, lasse ich alle Diebe der Stadt foltern. Warst du einmal Zeuge, wie ein armer Sünder in der Schlinge zappelte? — Übrigens trifft du es gut. Man hat mich — den Statthalter des Kaisers — bestohlen. Natürlich bin ich dem Schelm auf der Spur. Ich werde Befehl erteilen, den Kerl vor deinen Augen foltern zu lassen, bis er vor Schmerzen lacht und winselt.

Yin-ying. Für den Statthalter des Kaisers ist es keine Kunst, anderen zu befehlen. Wenn ich aber der Ergebenheit meines leutseligen Freundes versichert sein soll, muß ich mich davon überzeugt haben, daß er sich selbst befehlen kann und gewillt ist, meine bescheidenen Wünsche zu erfüllen.

Frau Tschang (erschrocken). Ew. Exzellenz müssen bedenken: ein Kind!

Der Statthalter. Ich liebe Kinder, wenn ihnen wie Yin-ying die Krallen kleiner Raubtiere zu wachsen beginnen. Ich bin der ergebene Diener meiner jungen Freundin, und ihre Bitten sind mir Befehl.

Yin-ying. Werden Sie, wenn ich es wünsche, auf einem Bein tanzen, wie die Spitzmaus pfeifen und die Augen wie Kirschen aus den Höhlen hängen lassen?

Frau Tschang. Launen, Ew. Exzellenz!

Der Statthalter. Spaßig! — Hehe! — (Mit Würde.) Ich bin der Statthalter des Kaisers, meine Liebe. Ich habe noch nie auf einem Bein gepfiffen.

Yin-ying (erhebt sich). Ich sehe, Ihre Freundschaft ist wie Schatten, der vor dem Monde hingleitet. Ich bitte unterthänigst um die Erlaubnis, Ew. Exzellenz verlassen zu dürfen.

Frau Tschang. Kind! — Um Vergebung, Ew. Exzellenz!

Der Statthalter (erschrocken). Du willst mich doch nicht in Wahrheit verlassen, meine Liebe? Ich werde den Dienern Auftrag geben, daß sie dir Schneebirnen und honigsüßen Pumelo reichen. Chrysanthemumklößchen zum Nachtisch nicht zu vergessen! — —

(Greift in die Tasche). Des ferneren habe ich hier ein Ohrgehänge, siehst du, meine kleine Freundin! Es funkelt wie Tautropfen in der Morgensonne. Wenn es aber an deinem Ohrläppchen funkelt, wird sich die Sonne beschämt hinter Wolken verkriechen.

Yin-ying (nimmt das Ohrgehänge und reicht es Frau Tschang, ohne es zu betrachten, unbeirrt). Werden Ew. Exzellenz auf einem Bein tanzen, wie die Spitzmaus pfeifen und die Augen wie Kirschen aus den Höhlen hängen lassen?

Der Statthalter (mit wachsender Angst). Als ich Assessor war, mußt du wissen, schätzte man meine Tanzkunst. Damals war ich freilich leicht wie der Wind und konnte mich wie ein Kreisel drehen. Ein Statthalter des Kaisers hat die Pflicht, durch Wohlbeleibtheit dem Volke Vertrauen einzuflößen. Ich habe einen kurzen Atem, und wenn ich auf einem Beine —

Yin-ying (mit den Füßchen hysterisch aufstampfend). Werden Ew. Exzellenz —

Der Statthalter (dem der Angstschweiß auf die Stirn tritt). Wenn dies deine Vorbedingung ist! Warum soll nicht auch der Statthalter des Kaisers auf einem Bein tanzen? Ich werde Befehl geben, daß alle Ehemänner und Liebhaber der Provinz diese Mode zu befolgen haben.

Yin-ying. Ich warte —

Der Statthalter (hält sich am Schemel fest.). Auf der Stelle, meinst du —?

[**Frau Tschang.** Ich bin untröstlich, Ew. Exzellenz. Mein Herz verdunkelt sich.

Ying-ying. Schwermut legt sich wie Winternebel auf den Kirschblütengarten meiner Seele.]

Der Statthalter. Ja, dann, kleine Yin-ying! — (Mit statthalterlicher Würde zu Frau Tschang.) Ich befehle dir, auf der Stelle zu vergessen, was deine Augen erblicken werden!

Frau Tschang. Ich bin blind geboren, Ew. Exzellenz.

Der Statthalter. Ein kaiserlicher Statthalter ist natürlich auch ein König der Tänzer. Du wirst deine Freude an mir haben. (Er beginnt auf einem Bein zu tanzen und dabei ohne Talent zu pfeifen. Seine Körperfülle läßt ihn jedoch immer wieder straucheln. Das Pfeifen wird hastiger, asthmatischer. Er gerät in Zorn und Schweiß. Yin-ying klatscht in die Hände und lacht.)

Der Statthalter. Lachst du, kleine Yin-ying? Habe ich den Winternebel aus deiner Seele verjagt? (Er bricht erschöpft auf einem Schemel zusammen. Yin-ying eilt auf ihn zu, schlingt den Arm

um seinen Nacken und streichelt ihm die Glatze. Da heitert sich sein Antlitz auf.) Übrigens finde ich diesen neumodischen Tanz allerliebst. Er macht das Hirn dämmrig, trunken wie von Opium sozusagen. (Er zieht Yin-ying auf seinen Schoß.) Du bist eine kleine Katze mit weichem Fell und Krallen. Der Glanz deiner Augen ist wie Glühkäferleuchten. Und die Wärme deines Leibes —! (Er ruft.) Wein! Pfirsiche! Leckereien! — (Frau Tschang unterwürfig ab.) Ich bin dein ergebener Freund. Und wenn du meine Freundschaft mit aufrichtiger Liebe vergiltst, so werde ich dich — —! (Im Vorraum entsteht ein Geräusch. Die Tür wird aufgerissen. Die beiden Polizeisoldaten erscheinen mit Tschu. Sie werfen sich vor dem Statthalter auf die Knie und berühren mit der Stirn den Fußboden. Nur Tschu bleibt aufgerichtet stehen und verschlingt Yin-ying mit schmerzlichen Blicken.)

Der Statthalter (springt auf. Yin-ying tritt zur Seite). Habt ihr den Schelm, der sich erdreistet, den Vater der Provinz in eigner Person zu bestehlen? — (Starrt Tschu an.) Du — Höllenhund — weißt du nicht, wer vor dir steht? Warum fällst du nicht in die Knie? Warum schlägst du nicht den Boden mit deiner Stirn? Warum gaffst du mit einer Keckheit, für welche du hundert Bambushiebe ernten wirst, meine Freundin Yin-ying an?

Tschu (in tiefer Qual). Finde ich dich hier, Yin-ying?

Der Statthalter. Teufel! Willst du etwa behaupten, du kenntest die Freundin des Statthalters?

Tschu (ohne den Statthalter zu beachten). Yin-ying! Deine Liebe war das westliche Paradies. Nun ist die siebente Hölle über mich gekommen.

Der Statthalter. Wagst du es, in Anwesenheit des kaiserlichen Statthalters und ohne meine Erlaubnis das Wort zu führen? (Zu den Polizeisoldaten.) Ihr da! Auf! Wo fandet ihr ihn? Wo ist die goldene Schildkröte, die er mir stahl? (Die Polizeisoldaten springen auf.)

Erster Polizeisoldat. Geben Ew. Exzellenz ihm die vier Grade der Tortur zu kosten! Sah man je einen Menschen, der mit der Geschwindigkeit eines Windhundes lief wie dieser da?

Zweiter Polizeisoldat. Kaum da er merkte, daß wir ihm auf den Fersen waren, schwang er sich mit der Gelenkigkeit eines Affen auf die Dächer der Häuser und lief wie ein Gaukler über die schmalsten Firste.

Erster Polizeisoldat. Aber wir verloren ihn nicht aus den Augen.

Stehst du mit widerwärtigen Geistern im Bunde, riefen wir, so sind wir die Schildträger der Gerechtigkeit! Und Recht muß vor Unrecht gehen!

Zweiter Polizeisoldat. Aber er fletschte die Zähne, lachte wie ein Teufel und verdoppelte seine Eile.

Erster Polizeisoldat. Dennoch —

Zweiter Polizeisoldat. Dennoch gewannen wir einen Vorsprung. Als wir aber nahe daran waren, Hand an ihn zu legen, warf er die goldene Schildkröte Ew. Exzellenz in den Fluß und —

Zweiter Polizeisoldat. Tölpel! Sahst du nicht, wie er die Schildkröte in den Himmel schnellte, bis sie, klein wie ein Punkt, hinter den gierigen Schneewolken verschwand?

Zweiter Polizeisoldat (unsicher). Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll: er warf sie in den Fluß.

Erster Polizeisoldat (fanatisch). Er schnellte sie in den Himmel.

Zweiter Polizeisoldat. In den Fluß.

Erster Polizeisoldat. In den Himmel.

Zweiter Polizeisoldat. Ew. Exzellenz sehen, daß er mit obdachlosen Dämonen im Bunde steht, denn er hat unsere Augen mit Doppelsichtigkeit geschlagen.

Der Statthalter. Ruhe! — Ich bin der Statthalter des Kaisers. Ich sehe den Dingen auf den Grund. — (Zu Tschu.) Du! Steh Rede! Warum stahlst du dem Vater der Provinz jene goldene Schildkröte, die nun im Flusse schwimmt oder durch alle Himmel fliegt?

Tschu (versunken). Ich höre eine Stimme wehklagen: Ich habe kein Holz. Ich habe keinen Reis. Soll ich mir die Ohren verstopfen? — Ich habe gestohlen. Ich habe den Statthalter bestohlen. Ich schäme mich nicht.

Der Statthalter. Woher nimmst du den Mut, mit deiner Schamlosigkeit zu prahlen? — Kleine Yin-ying, nun will ich dich erheitern! (Tschu mit wollüstigem Behagen umtanzend.) Hundert Bambushiebe täglich! Gliederstrecken! Fußsohlenkitzeln! Knöchelknacken!

Yin-ying (weint lautlos vor sich hin).

Der Statthalter (hält betroffen inne). Du weinst? Ich bin ratlos.

Tschu (zu Yin-ying). Trockne deine Tränen! Ich will dir nie wieder unter die Augen treten.

Der Statthalter (wie von einer Natter gebissen). Halt! — Ich bin wie vor den Kopf geschlagen. [Ein Dieb, der noch vor Abend am Galgen baumeln wird, erdreistet sich, die Freundin des

Statthalters wie seinesgleichen zu behandeln.] Yin-ying! Kennst du den Mann, der dich mit unbotmäßigen Blicken betastet?

Yin-ying (apathisch). Ich kenne ihn nicht mehr. Er hat mich sehr enttäuscht.

Tschu (in tiefem Schmerz). Süße Dumpfheit der tränenlosen Pflanze! Ach, Mensch zu sein! (In sich erstarrt.) Dies ist das Leben! Was ich vormals zu erleben wähnte, war teuflischer Traum! [Alle Gewässer stehen still. Ich aber hänge über einem stumpfen Abgrund von Ewigkeit zu Ewigkeit, und meine Fußspitzen tasten ins Uferlose.]

Yin-ying (schluchzend). Warum muß ich leiden? Frauen sollten nicht denken, nur lächeln. Frauen sollten sich nicht einem Manne ergeben, denn sie sind — wie das Licht der Sonne, der Duft der Blumen, der Gesang der Vögel — für alle da. (Sie weint bitterlich.)

Der Statthalter (zu Tschu). Siehst du nun, wohin dein Frevelmut uns geführt hat? Du hast mich nicht nur bestohlen — du Hund hast den Statthalter des Kaisers auch um die glücklichste Stunde des Tages betrogen. Ich werde dich bei lebendigem Leibe in einen Ameisenhaufen verscharren lassen!

Yin-ying (weint).

Der Statthalter (verwirrt). Lächle doch! Ich erfülle dir jeden Wunsch deines Herzens. Nur um das eine bitte ich dich: trockne deine Tränen! Ich bin sehr weichmütig, mein Blut fließt stockend. Ich werde mir einen Schlagfluß zuziehen!

Yin-ying (weint).

Der Statthalter. Teufel! Ich bin mit dieser Wendung höchst unzufrieden. Es muß etwas geschehen. Was tun, zum Henker?! (Der Statthalter blickt sich hilfesuchend im Kreise um, sein Blick kreuzt sich mit dem Tschus. Beider Blicke flammen auf. Ein Gedanke steigt gleichzeitig in ihnen empor und erhellt ihr Antlitz. Gleichzeitig beginnen sie, auf einem Bein zu tanzen und zu pfeifen.)

Yin-ying (hebt die Stirn, gewahrt die Tanzenden, muß fröhlich lachen).

Der Statthalter (sieht Tschu tanzen, bricht empört ab). Höhnst du mich, Höllenhund? Wie kannst du es wagen, den kaiserlichen Statthalter nachzuäffen?

Tschu. Ich äffe nicht Sie nach. Sie äffen mich nach.

Yin-ying (unter Tränen lachend). Ihr äfft beide einen dritten nach. Oh, mein süßer, seliger Tschu!

Der Statthalter (stierwütig, zu Yin-ying). Wer ist dein seliger

Tschu? — Mir reißt die Geduld! (Brüllend.) Ein Ende gemacht!!!

Tschu (versunken lächelnd). Ende gemacht — —

[**Der Statthalter** (höhnisch). Fieberst du schon danach, am Galgen zu baumeln?

Tschu. Wer lebt, besudelt sich.

Der Statthalter. Meine Hände sind rein.

Tschu. Ich höre deine Worte wie das Rasseln der Begräbnistrommeln. Schon dämpft die Scheidewand zwischen Sein und Nichtsein den hohlen Schall.]

Der Statthalter. Schaumschläger! Ahntest du die Qualen des Todes —

Tschu. Ahntest du die Qualen des Lebens, du gingest mit mir den Weg in das glücklichere Nichts!

[**Der Statthalter.** Der Kaiser hat mir die gelbe Jacke verliehen. Und du — Lästermaul — Gaukler —

Tschu. Die wehende Flamme der Ungeduld erlischt. Ich schwimme auf der Flut des Abends. Begehrliche Hände sinken erschöpft in den Schoß der Gnade. (Triumphierend.) Du kannst mich nicht vernichten!!]

Der Statthalter. Oh, du verfluchtes Possenspiel! Ich möchte lachen. Aber ich fürchte: über dem Lachen stößt's mir das Herz ab. (Gibt dem Polizeisoldaten einen Wink.) Her mit dem Henker!

Erster Polizeisoldat (ab).

Der Statthalter (zu Yin-ying). Ich werde dir die Tränen trocknen, Yin-ying. Wir werden uns gemeinsam an den Todesqualen des Delinquenten ergötzen.

Der Henker (steht in der Tür. Es ist der Türhüter der Unterwelt aus dem ersten Bild, in blutrotem Kittel, dessen Ärmel über die Raubtierpranken fallen. In der rechten Hand hält er eine Lederschlinge, deren Enden aus dem Ärmel baumeln. Hinter ihm der erste Polizeisoldat).

Der Statthalter (wendet sich nach dem Hintergrund um). Das nenn' ich mir eine geschwind arbeitende Staatsmaschine! (Zu Yin-ying.) Lache doch, Täubchen! Nun wird sich alles zum Besten kehren.

Tschu (bricht in die Knie und breitet die Arme weit). Gnade der Heimkehr! — Ich schwebe und sinke. Schon bin ich auf dem Grund des gläsernen Teiches. Über mir verzittert die Welt.

Der Statthalter. Siehst du, meine kleine Freundin, wie er sich in Qualen windet? Warte ein Weilchen, und die Todes-

angst wird ihm in Funken aus den Augen sprühen. (Er gibt dem Henker ein Zeichen. Dieser wirft Tschu die Schlinge wie ein Lasso um den Hals.)

Tschu. Entronnen den Häscherarmen des Lebens! Teil der Ruhe! (Er erhebt sich und wendet sich dem Henker zu. Beider Blicke begegnen sich und ruhen ineinander. Tschu wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. Der Henker zwinkert verstohlen lächelnd.)

Tschu. Bist du es, Führer ins Jenseits? Schlägt das Licht deiner wissenden Augen Brückenbogen vom Gestern zum Morgen? — In unendliche Tiefen dringt mein Blick. Tor, der ich wähnte: eine seidene Schnur, ein Ruck, ein Ächzen — und alles sei abgetan. Es ist nicht alles abgetan! Wenn Schuld beglichen, Leben gesühnt, dann — ja dann —! (In stillem Triumph.) Ich habe mir die Füße blutig gelaufen. Mein Herz hängt in Fetzen. Ich bin glücklich.

Der Statthalter. Ich werde dich am Galgen wie eine Fahne hissen und senken — hissen und senken — [bis du die obdachlosen Geister wie Fledermäuse um deine trotzige Stirn flattern siehst!] Hinunter mit ihm!

Der Henker (legt die Raubtiertatze auf Tschus Schulter).

Tschu (richtet sich auf, sein Blick wendet sich Yin-ying zu. Er streckt die Hand noch einmal nach ihr aus).

Yin-ying (begegnet seinem Blick, senkt die Stirn in Melancholie).

Tschu (läßt die Hand sinken. Ein unirdisches Lächeln verklärt seine Züge. Er wendet sich langsam und schreitet aufrecht zur Tür hinaus. Der Henker folgt ihm, das Ende der Schlinge, die sich um Tschus Hals schmiegt, haltend. Die Polizeisoldaten schließen sich an).

(Einen Augenblick atemloses Schweigen.)

Der Statthalter (mit lustiger Beweglichkeit, zu Yin-ying). Nun will ich dir ein Schauspiel bereiten, daß dein kleines Herz vor Freude hüpfen soll.

Yin-ying (herb). Ich gehe, Ew. Exzellenz. Ich bin ein unwürdiges Akazienblatt, das der Wind über die Felder treibt.

Der Statthalter (verständnislos). Ein Schauspiel, daß dir vor Lachen die Tränen über die Wangen rieseln werden!

Yin-ying (abwesend lächelnd). Man soll sein Herz nicht an einen Mann hängen. Ich werde ein klingendes Glöckchen, eine tönende Schelle sein. Ich werde die Saiten zupfen und musizierend über Teefelder wandeln. In jedem Mann, der mir begegnet, werde ich Tschu-juen-wai erkennen. Ich werde nicht denken, nur lächeln. (Sie wendet sich zum Gehen.)

Der Statthalter (wild). Yin-ying! Warte, Yin-ying! (In zügelloser Wut.) Hundert Bambushiebe! Ins Gefängnis mit dir zu Räubern und Aussätzigen! Liederliche Tochter des Rinnsteins!

Yin-ying (mild lächelnd). Hüten sich Ew. Exzellenz doch vor Erregung und Schlagfluß! Wollen Sie den Schmetterling halten, der über den Wellen des gelben Flusses gaukelt? [Trauen Sie es sich zu, dem Seidenwölkchen vor sinkender Sonne zu gebieten?] — Mein Fuß schwebt. Tschu ruft von allen Enden der Welt. Ich gehe. Alle Wege führen zu ihm hin. (Sie nickt ihm lächelnd zu und geht.)

Der Statthalter (hebt die Hand wie zum Schlage, aber sie sinkt ihm schlaff herab wie bei einem Schlagflüssigen).

Platons Theaitetos

oder

Vom Wissen

Übersetzt von

Friedrich Schleiermacher

Neu herausgegeben von
Dr. Curt Woyte

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Vorwort.

Bei der Bearbeitung des Theaitetos bin ich denselben Grundsätzen gefolgt wie beim Phaidros (vgl. Vorwort zum Phaidros, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 5789). Von den zahlreichen Hilfsmitteln, die für den Theaitet in Betracht kommen, führe ich, abgesehen von den textkritischen Ausgaben, folgende an: Platons sämtliche Werke, übersetzt von Hieronymus Müller (mit Einleitungen von K. Steinhart). 3. Band. Leipzig 1852. — Platons Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. 20. Teil. Theätetus von F. W. Wagner. Leipzig 1855. — Platons Theätet. Übersetzt von J. Deutschle. Stuttgart 1856 (Sammlung von Osiander und Schwab). — Platons Dialog Theätet. Übersetzt und erläutert von Dr. Otto Apelt. Zweite, der neuen Übersetzung erste Auflage. Leipzig 1911 (Philosophische Bibliothek, Band 82). — H. Bonitz, Platonische Studien. 2. Auflage. Berlin 1875.

Leipzig, im Juni 1916.

Dr. Curt Woyte.

Gedankengang des Dialogs.

Der Dialog Theaitetos zerfällt in eine Einleitung, drei Hauptteile und einen kurzen Schlußteil.

Die Einleitung umfaßt die Kapitel 1—7. Eukleides von Megara hat dem Athener Theaitetos, der, im Kriege verwundet und außerdem an einer Krankheit leidend, von Korinth nach Athen zurückgebracht worden ist, eine Strecke das Geleit gegeben. Als er auf dem Rückwege mit Terpsion zusammentrifft und diesem das Vorgefallene erzählt, muß er infolge der von Theaitetos im Kampfe bewiesenen Tapferkeit daran denken, wie richtig einst Sokrates die künftige Charakterentwicklung des Theaitetos vorausgesehen hatte in einem Gespräche, das er mit Theaitetos und dem angesehenen Mathematiker Theodoros führte. Als nun Terpsion den Wunsch äußert, das Gespräch kennen zu lernen, gehen sie beide ins Haus des Eukleides, wo ihnen ein Sklave das Gespräch vorliest. Eukleides hat es sich nämlich von Sokrates erzählen lassen und gleich danach aufgezeichnet, und zwar unmittelbar so, wie es geführt worden ist, um die ermüdende Wiederholung des „sagte ich" und „sagte er" zu vermeiden (Kap. 1).

In dem nun folgenden Eingang des eigentlichen Gesprächs nennt Theodoros dem Sokrates auf die Frage, welche athenischen Jünglinge infolge ihrer Talente zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, den Theaitetos. Dieser wird zum Gespräch herbeigerufen. Sokrates wirft zunächst die allgemeine Frage nach dem Wesen des Wissens auf. Theaitetos übernimmt bereitwilligst die Beantwortung und zählt zuerst einzelne Wissenschaften auf. Von Sokrates

des Irrtums überführt, beweist er durch Anführung eines Gegenbeispiels aus der Mathematik, daß er den Sokrates verstanden hat, und wird nun von diesem unter Hinweis auf seine „Geburtshelferkunst" (Maieutik), mit der er gedankenschwangeren Jünglingen beistehe, zu erneuter Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Wissens ermuntert (Kap. 2—7).

Zu Beginn des ersten Hauptteils definiert Theaitetos das Wissen als Wahrnehmung. Diese Definition erklärt Sokrates als identisch mit dem Satze des Protagoras: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" usw. und mit der Lehre des Herakleitos, daß nur Bewegung, kein bleibendes Sein an sich anzunehmen sei, wie ja stets auf sinnlichem, ebenso wie auf geistigem Gebiete Bewegung das Leben fördere, Ruhe aber den Tod bringe. Im folgenden erläutert Sokrates den Satz des Protagoras weiter, indem er die Einwände widerlegt, die gegen ihn erhoben werden können und die in Platons Sinne nicht stichhaltig sind. Alle diese Einwände erklären sich, wie Sokrates in Protagoras' Namen ausführt, daraus, daß man die Veränderungen in den Zuständen des wahrnehmenden Subjekts nicht berücksichtigt. Daran schließt sich eine entscheidende Widerlegung des Protagoreischen Satzes, und zwar im Sinne Platons. Wenn Protagoras nämlich erklärt, daß die Meinung oder Vorstellung eines jeden für eben diesen Wahrheit habe, so übersieht er, daß es weise und unweise Menschen gibt, und daß man die Weisheit als Erkenntnis der Wahrheit und die Unweisheit als Verfallen in Irrtum bezeichnet. Diesen Unterschied in der Befähigung zur Erkenntnis der Wahrheit muß Protagoras seinem Satze zufolge zugeben und also das Gegenteil seiner eigenen Lehre als wahr anerkennen. Besonders zeigt sich diese Verschiedenheit der Menschen in der Beurteilung der Zukunft; wohl aber

haben die sinnlichen Empfindungen für jeden einzelnen Gültigkeit.

In letztere Erörterung verflochten ist eine Episode, die den Gegensatz zwischen der geistigen Vertiefung in die Philosophie und dem geschäftsmäßigen Treiben in den Gerichtshöfen schildert. Weisheit und Tugend besteht einzig und allein in möglichster Annäherung an das unbedingt gute Wesen der Gottheit.

Darauf folgt die Widerlegung der Lehre des Herakleitos. Einerseits sind in dem Begriff der Bewegung beide Arten, die Veränderung des Ortes sowie die der Qualität, enthalten, anderseits aber besteht Wahrnehmung im Zusammentreffen des eben durch dieses Zusammentreffen erst dazu werdenden Tätigen und Leidenden oder des Wahrgenommenen und Wahrnehmenden, und beides ändert sich fortwährend in Hinsicht auf Ort und Qualität. Infolgedessen ändert sich die Wahrnehmung in demselben Augenblick, wo sie eintritt, und ist eigentlich überhaupt nicht möglich. Im Anschluß daran wird des Theaitetos Definition, daß Wissen Wahrnehmung sei, unmittelbar widerlegt (Kap. 8—30).

Im Anfang des zweiten Hauptteils definiert Theaitetos das Wissen als wahre Meinung. Da diese Definition das Vorhandensein auch falscher Meinungen voraussetzt, so werden zunächst die Möglichkeiten dieser falschen Meinungen oder des Irrtums untersucht. Man darf ihn nicht erklären durch Annahme eines Wissens oder Nichtwissens jedem Dinge gegenüber, ebenso nicht durch die Annahme, daß man Seiendes für Nichtseiendes und umgekehrt halten könne; desgleichen besteht der Irrtum nicht in einer Verwechslung der Meinungen. Darauf sucht Sokrates den Irrtum durch die Unterscheidung der aktuellen Wahrnehmungen von den in unserer Seele angenommenen Gedächtnisbildern zu erklären. Er vergleicht das Gedächtnis mit

einer Wachstafel, die die Abdrücke der Wahrnehmungen bewahrt. Beides aber, die Wahrnehmungen wie die Gedächtnisbilder (Abdrücke), sind für sich richtig und irrtumsfrei; nur durch die Verbindung einer aktuellen Wahrnehmung mit einem nicht dazu gehörigen Gedächtnisbild kann Irrtum entstehen. So erklärt es sich auch, daß die einzelnen mehr oder weniger zum Irrtum neigen. Da sich aber der Irrtum auch dort findet, wo es sich um bloßes Denken handelt und keine Wahrnehmung in Betracht kommt, so reicht auch diese Erklärung des Irrtums noch nicht aus. Infolgedessen unterscheidet Sokrates jetzt den in unserer Seele ruhenden Besitz eines Wissens und das Habhaftwerden desselben durch das Bewußtsein unter Verwendung des Bildes vom Taubenschlag. Sein Besitzer hat zwar jederzeit die Möglichkeit, eine der im Schlage befindlichen Tauben in der Hand zu halten, doch muß er sie dazu erst greifen. Mit diesem Fassen der Tauben vergleicht nun Sokrates das geistige Ergreifen des Wissens. Durch Fehlgreifen erklärt sich dann der Irrtum in den Fällen, wo von einer falschen Verbindung einer Wahrnehmung mit einem Gedächtnisbilde nicht die Rede sein kann. Da man aber auch hierbei zu gleicher Zeit etwas wissen und nicht wissen müßte, so zeigt sich die Unmöglichkeit, den Irrtum zu erklären, bevor man nicht das wahre Wesen des Wissens erkannt hat. Danach wird die Definition des Wissens als wahre Meinung durch den Hinweis darauf widerlegt, daß richtige Meinung auch ohne Wissen vorkommt (Kap. 31—38).

Der dritte Hauptteil beginnt damit, daß Theaitetos das Wissen als wahre Meinung in Verbindung mit Erklärung definiert. Zwecks Prüfung dieser Definition im Sinne ihres Urhebers Antisthenes unterscheidet Sokrates zwischen den Elementen und Komplexen der Dinge. Jene sind als nicht weiter zerlegbar auch nicht erklärbar, wie

z. B. die einzelnen Laute, die als Summe den Komplex (die Silbe) bilden. Will man nun den Komplex durch das Wissen erfassen, so muß dies auch schon bei den Elementen möglich sein. Ist aber die Silbe ein nicht aus Teilen bestehendes Ganzes, so ist sie auch nicht zerlegbar in Teile und kann also auch nicht Gegenstand des Wissens sein.

Zum Zweck der allgemeinen Prüfung der zuletzt genannten Definition des Wissens werden die drei Bedeutungen des Wortes Erklärung festgestellt. Erklärung kann sein Aussprechen eines Gedankens in Worten. Da dies aber jedem möglich ist, der der Sprache mächtig ist, so ist das kein besonderes Merkmal der richtigen Meinung. Demnach wäre also jede richtige Meinung Wissen. Sodann kann Erklärung gefaßt werden als Aufzählung der einzelnen Teile einer Sache. Da dies jedoch, wie das Beispiel von der Silbe zeigt, sowieso schon zur richtigen Meinung notwendig ist, führt auch diese Bedeutung des Wortes Erklärung sachlich nicht weiter. Die dritte Bedeutung ist: Angabe des unterscheidenden Merkmals eines Gegenstandes. Da aber die Vorstellung dieses Merkmals an und für sich zur richtigen Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes unerläßlich ist, so kommt auch bei dieser Bedeutung des Wortes Erklärung nichts Neues zur richtigen Meinung hinzu (Kap. 39—43).

Im Schlußteil weist Sokrates darauf hin, daß die Untersuchung am nächsten Tage fortgesetzt werden soll (Kap. 44).

Theaitetos oder Vom Wissen.

Die Personen des Dialogs sind:
Eukleides, Terpsion, Sokrates, Theodoros, Theaitetos.

1.

Eukleides.*) Kommst du eben erst, Terpsion, oder bist du schon lange vom Lande hier?

Terpsion.**) Ziemlich lange schon. Auch habe ich dich auf dem Markte gesucht und mich gewundert, daß ich dich nicht finden konnte.

Eukleides. Ich war eben nicht in der Stadt.

Terpsion. Wo denn?

Eukleides. Als ich nach dem Hafen hinunterging, begegnete ich dem Theaitetos, der aus dem Lager vor Korinth nach Athen gebracht ward.

Terpsion. Lebend oder tot?

Eukleides. Lebend, aber kaum noch. Er leidet nämlich schon schwer an einigen Wunden, noch mehr aber setzt ihm die Krankheit zu, die im Heere ausgebrochen ist.

Terpsion. Doch nicht die Ruhr?

Eukleides. Eben sie.

---

*) Eukleides aus Megara, der Stifter der sogenannten megarischen Schule, war ein treu ergebener Schüler des Sokrates. Als es den Megarern einst bei Todesstrafe verboten war, nach Athen zu kommen, schlich er sich in der Abenddämmerung und in Frauenkleidern in die Stadt zu Sokrates und kehrte beim Morgengrauen wieder nach Megara zurück.

**) Terpsion, Landsmann des Eukleides, war mit diesem zusammen beim Tode des Sokrates zugegen.

Terpsion. Welch ein Mann ist da in Gefahr!

Eukleides. Ja, wohl ein edler und trefflicher, mein Terpsion! Auch jetzt hörte ich einige sein Verhalten in der Schlacht sehr rühmen.

Terpsion. Das ist auch gar nicht unglaublich, sondern weit wunderbarer wäre es, wenn er sich nicht so benommen hätte. Jedoch, wieso hat er nicht hier in Megara Rast gemacht?

Eukleides. Er eilte heimwärts. Gebeten habe ich ihn genug, zu rasten, und es ihm auch geraten, allein er wollte nicht. Nachdem ich ihn nun begleitet hatte, habe ich auf dem Rückweg wieder des Sokrates gedacht und ihn bewundert, wie treffend er außer von vielen anderen auch von diesem geweissagt hat. Ich glaube, es war kurz vor seinem Tode, als er mit dem Theaitetos, der noch ein heranwachsender Jüngling war, bekannt ward, und nachdem er mit ihm zusammen gewesen war und sich mit ihm unterhalten hatte, große Freude hatte an seiner Begabung. Als ich nun nach Athen kam, erzählte er mir die Unterredungen, die sie gehabt hatten, und die es auch sehr verdienen, gehört zu werden. Dabei sagte er, es könne nicht ausbleiben, daß dieser ein ausgezeichneter Mann werde, wenn er erst das Mannesalter erreiche.

Terpsion. Und ganz wahr hat er geredet, wie es scheint. Jedoch könntest du wohl erzählen, was für Unterredungen dies gewesen sind?

Eukleides. Unmöglich, beim Zeus! Wenigstens nicht so aus dem Kopfe. Allein ich zeichnete mir gleich damals, als ich nach Hause kam, etwas darüber auf, hernach habe ich bei größerer Muße nachgesonnen und was mir einfiel, aufgeschrieben, und so oft ich nach Athen kam, fragte ich Sokrates nach dem, dessen ich

mich nicht recht erinnerte, und berichtigte meine Niederschrift, wenn ich wieder hierher kam, so daß fast die ganze Unterredung aufgeschrieben ist.

Terpsion. Ganz recht. Auch sonst habe ich dies schon von dir gehört, und ich wollte dich immer bitten, sie mir mitzuteilen, es ist aber bis jetzt unterblieben. Allein was hindert uns, sie jetzt durchzugehen? Auf jeden Fall tut mir ohnedies not, mich auszuruhen, da ich vom Lande komme.

Eukleides. Auch ich habe doch den Theaitetos bis zum Erineon*) begleitet, so daß ich ebenfalls gar nicht ungern ruhte. So laß uns denn gehen,**) und indes wir der Ruhe pflegen, mag uns der Knabe vorlesen.

Terpsion. Wohl gesprochen.

Eukleides. Dies hier also, Terpsion, ist das Buch. Ich habe aber das Gespräch nicht so niedergeschrieben, daß Sokrates erzählt, wie er gesprochen hat, sondern so, daß er wirklich mit denen redet, die er als Unterredner nannte. Er nannte aber den Geometer Theodoros***) und den Theaitetos. Damit nämlich in der Schrift die Hinweise inmitten des Gesprächs nicht störten, wie das „Da sprach ich" oder „Darauf sagte ich", wenn er selbst, Sokrates, gesprochen hat, und das „Das gab er zu" und „Darin wollte er nicht beistimmen", mit Bezug auf den Antwortenden, deshalb habe ich geschrieben, als ob er unmittelbar mit den anderen redete, mit Hinweglassung aller dieser Zusätze.

---

*) Ein in Attika am Flusse Kephissos gelegener Flecken.

**) D. h. in mein Haus.

***) Aus Kyrene in Nordafrika; Freund des Sokrates und des Protagoras.

Terpsion. Gar nicht übel, Eukleides.

Eukleides. So nimm denn das Buch, Knabe, und lies.

2.

Sokrates. Theodoros. Theaitetos.

Sokrates. Wenn die Kyrenaier meinem Herzen näher ständen, mein Theodoros, so würde ich dich über sie und die Verhältnisse bei ihnen befragen, besonders, ob es einige unter den jungen Leuten dort gibt, die sich der Geometrie oder einer anderen Wissenschaft befleißigen. Nun aber — ich liebe nämlich jene weniger als die hiesigen und trage ein besonderes Verlangen zu wissen, welche von unseren Jünglingen wahrscheinlich einmal Ehre einlegen werden —, suche ich selbst dies nach Möglichkeit zu erforschen und befrage darum auch andere, mit denen ich die Jünglinge gern verkehren sehe. Dich nun umgeben nicht wenige; du verdienst es nämlich, wie in anderer Beziehung, so auch wegen der Geometrie. Wenn dir also einer begegnet ist, der Erwähnung verdient, so wünschte ich es wohl zu wissen.

Theodoros. Allerdings, Sokrates, darf ich dir wohl gern sagen und wirst du auch gern hören wollen, was für einen Jüngling ich unter euren Bürgerssöhnen angetroffen habe. Wäre er etwa schön, so würde ich mich sehr scheuen, es zu sagen, damit nicht jemand meine, ich hege eine Leidenschaft für ihn. Nun aber — werde mir nur ja nicht böse — ist er eben nicht schön, sondern mit der aufgeworfenen Nase und den heraustretenden Augen gleicht er dir; nur sind diese Züge bei ihm nicht so stark ausgeprägt wie bei dir. Ohne Scheu rede ich also, und so wisse denn,

daß unter allen, mit denen ich jemals bekannt geworden bin — und ich habe schon sehr viele um mich gehabt — ich noch nie einen mit so wunderbaren Anlagen angetroffen habe. Denn daß einer, der schnell auffaßt, wie schwerlich ein anderer, zugleich so sanftmütig ist, und überdies tapferer als jeder andere, solche Leute, hätte ich geglaubt, gibt es gar nicht, auch sehe ich nicht, daß es deren sonst gibt. Vielmehr pflegen die, die so scharfsinnig sind, so schnell auffassen und ein so gutes Gedächtnis haben, auch zum Zorn sehr geneigt zu sein und werden hin und her gerissen wie Schiffe ohne Ballast, sind auch von Natur mehr heftig als beharrlich. Die Gesetzteren aber zeigen sich wiederum gewissermaßen träge zum Lernen und gar sehr vergeßlich. Dieser aber betreibt so leicht und sicher und mit Erfolg die Wissenschaften und Untersuchungen und mit einer Ruhe, gleich dem Strome des geräuschlos fließenden Öles, so daß zu bewundern ist, wie er in diesem Alter dergleichen Dinge auf solche Art behandeln kann.

Sokrates. Du gibst treffliche Botschaft! Aber wer von unsern Bürgern ist sein Vater?

Theodoros. Gehört habe ich zwar den Namen, ich entsinne mich seiner aber nicht mehr. Allein er ist unter denen, die hier herankommen, der mittlere. Denn eben hat er mit diesen seinen Freunden sich draußen gesalbt, nun aber scheinen sie, nachdem sie sich gesalbt, hierher zu kommen. Also sieh zu, ob du ihn kennst.

Sokrates. Ich kenne ihn, es ist der Sohn des Euphronios von Sunion,*) eines Mannes, Freund, gerade so wie du diesen da beschreibst. Er war auch

*) Gemeinde in der südlichsten Spitze Attikas (jetzt Kap Colonna).

sehr angesehen und hinterließ ein großes Vermögen. Den Namen des Jünglings aber weiß ich nicht.

Theodoros. Dessen Name ist Theaitetos. Sein Vermögen indes haben die Vormünder, glaube ich, durchgebracht. Dennoch ist auch in Geldangelegenheiten seine edle Gesinnung zu bewundern.

Sokrates. Du schilderst ihn ja als edlen Charakter! So fordere ihn denn auf, sich hierher zu uns zu setzen.

Theodoros. Das soll geschehen. Theaitetos, hierher neben Sokrates!

Sokrates. Allerdings, mein Theaitetos, damit ich mich auch einmal beschaue, was für ein Gesicht ich wohl habe. Denn Theodoros sagt, es sei dem deinigen ähnlich. Jedoch wenn wir nun beide jeder eine Leier hätten und er sagte, sie wären gleich gestimmt: würden wir ihm das sogleich glauben, oder würden wir erst untersuchen, ob er denn auch als ein Musikkundiger sein Urteil abgibt?

Theaitetos. Das würden wir untersuchen.

Sokrates. Wenn wir ihn nun als einen solchen erfänden, würden wir ihm glauben; wenn er sich aber als musikunkundig erwiese, würden wir ihm nicht glauben?

Theaitetos. Richtig.

Sokrates. Nun aber, meine ich wenigstens, wenn wir über die Ähnlichkeit unserer Gesichtszüge gewiß sein wollen, werden wir wohl zusehen müssen, ob er ein Maler ist und also hierüber etwas behaupten kann oder nicht.

Theaitetos. So scheint es mir.

Sokrates. Ist nun wohl Theodoros ein Maler?

Theaitetos. Nicht, daß ich wüßte.

Sokrates. Auch kein Geometer?

Theaitetos. Das freilich ganz und gar, mein Sokrates.

Sokrates. Etwa auch ein Sternkundiger, ein Rechner, ein Tonkundiger, und was sonst zu Bildung gehört?

Theaitetos. Ich denke wohl.

Sokrates. Wenn er also sagt, daß wir uns irgendwie körperlich ähnlich sind, er sage es nun in lobendem oder tadelndem Sinne, so ist wohl nicht viel darauf zu geben?

Theaitetos. Vielleicht nicht.

Sokrates, Wie aber, wenn er die Seele eines von uns der Tugend und Weisheit wegen lobte, sollte dann nicht einerseits, wer es hört, sich billig Mühe geben, den Gelobten zu betrachten, dieser aber wiederum sich bereitwillig vorstellen?

Theaitetos. Allerdings, mein Sokrates.

3.

Sokrates. So ist demnach, mein lieber Theaitetos, an dir die Reihe, dich vorzustellen, an mir aber, dich zu beschauen. Denn wisse nur, daß Theodoros zwar schon viele mir gegenüber gelobt hat, Fremde sowohl als Bürger, noch keinen aber hat er jemals so gelobt, wie dich jetzt eben.

Theaitetos. Das wäre ja herrlich, mein Sokrates. Aber sieh zu, daß er es nicht etwa im Scherz gesagt hat.

Sokrates. Das ist nicht des Theodoros Art. Also nimm nur nicht das, was du zugestanden hast, zurück unter dem Vorwande, er rede im Scherz, damit er nicht genötigt werde, feierlich Zeugnis abzu-

legen; denn es wird ihn dann gewiß niemand wegen falschen Zeugnisses anklagen; sondern bleibe lieber getrost bei deinem Zugeständnis.

Theaitetos. Wohl werde ich es so halten müssen, wenn du meinst.

Sokrates. So sage mir denn: Lernst du wohl bei Theodoros etwas in der Geometrie?

Theaitetos. O ja.

Sokrates. Auch in der Sternkunde und der Tonkunst und den Rechnungsarten?

Theaitetos. Ich gebe mir wenigstens Mühe.

Sokrates. Auch ich, mein Sohn, suche zu lernen bei diesem und anderen, denen ich zutraue, daß sie etwas davon verstehen. Dennoch aber, wiewohl ich im übrigen ziemlich Bescheid weiß, bin ich im unklaren über eine Kleinigkeit, die ich wohl mit dir und diesen da untersuchen möchte. Sage mir also: Heißt nicht lernen dessen kundiger werden, was man lernt?

Theaitetos. Was denn sonst?

Sokrates. Und die Weisen, glaube ich, sind doch durch Weisheit weise?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und das ist doch nichts anderes als Wissen?

Theaitetos. Was denn?

Sokrates. Die Weisheit. Oder ist man nicht in dem, worin man Wissen hat, auch weise?

Theaitetos. Wie sonst?

Sokrates. Also ist Wissen und Weisheit einerlei?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Dies ist es nun eben, worüber ich im unklaren bin, und was ich durch mich selbst nicht hinreichend ergründen kann, was nämlich Wissen wohl

eigentlich sein mag. Sollten wir es wohl bestimmen können? Was meint ihr? Wer von uns will es zuerst erklären? Wer aber jetzt fehlgeht und weiterhin fehlgehen wird, soll, wie es die Knaben beim Ballspiel nennen, Esel sitzen. Wer aber den Sieg davonträgt, ohne fehlzugehen, der soll unser König sein und uns zu beantworten aufgeben, was er will. Warum schweigt ihr? Ich werde doch nicht etwa aus Redelust lästig, Theodoros, indem ich es darauf anlege, daß ein Gespräch zwischen uns zustande kommt und wir miteinander befreundet und näher bekannt werden?

Theodoros. Keineswegs, mein Sokrates, kann das lästig sein. Aber heiße nur einen von den Jünglingen dir antworten, denn ich bin dieser Art zu reden ungewohnt, und mich etwa noch daran zu gewöhnen, dazu bin ich zu alt. Diesen aber steht es sehr wohl an, und sie werden dadurch nur um so größere Fortschritte machen. Denn in der Jugend, das ist wahr, kann man in allem Fortschritte machen. Laß also, wie du angefangen hast, nicht ab vom Theaitetos, sondern befrage ihn.

Sokrates. Du hörst doch, Theaitetos, was Theodoros sagt, und ihm wirst du doch, glaube ich, nicht ungehorsam sein wollen; auch würde es wohl einem Jüngeren nicht ziemen, den Anweisungen eines weisen Mannes in solchen Dingen nicht zu gehorchen.

So sage denn gerade und dreist heraus: Was verstehst du unter Wissen?

Theaitetos. Ich muß wohl, Sokrates, da ihr es ja gebietet. Auf jeden Fall werdet ihr ja, wenn ich etwas falsch mache, es berichtigen.

4.

Sokrates. Allerdings, soweit wir es wenigstens vermögen.

Theaitetos. Ich glaube also, sowohl das, was jemand vom Theodoros lernen kann, ist Wissen, die Geometrie nämlich und die anderen Künste, die du jetzt eben genannt hast, als auch anderseits die Schuhmacherkunst und die Künste der übrigen Handwerker, sie scheinen mir alle insgesamt und jede einzelne von ihnen nichts anderes zu sein als Wissen.

Sokrates. Gar ritterlich und freigebig, mein Lieber, gibst du, um eins gefragt, vielerlei und Mannigfaltiges statt des Einfachen.

Theaitetos. Was meinst du damit, Sokrates?

Sokrates. Vielleicht nichts; was ich aber meine, will ich dir erklären. Wenn du sagst „das Schuhmachen", meinst du damit etwas anderes als das Wissen von der Verfertigung der Schuhe?

Theaitetos. Nichts anderes.

Sokrates. Und wenn du sagst „die Tischlerei", meinst du dann etwas anderes als das Wissen von der Verfertigung hölzerner Gerätschaften?

Theaitetos. Auch dann nicht.

Sokrates. In beiden Fällen also bestimmst du, wovon ein jedes die Kenntnis ist.

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Die Frage aber war nicht die, wovon etwas das Wissen sei, auch nicht wie vielerlei Arten es davon gebe. Denn wir fragten nicht in der Absicht sie aufzuzählen, sondern um zu erfahren, was Wissen selber sei. Oder irre ich mich etwa?

Theaitetos. Durchaus nicht.

Sokrates. Erwäge auch folgendes. Wenn uns jemand nach etwas ganz Gewöhnlichem und Alltäglichem fragte, etwa nach dem Lehm, was der wohl ist, und wir antworteten ihm, es gebe Lehm für die Töpfer und Lehm für die Ofensetzer und Lehm für die Ziegelstreicher: würden wir uns da nicht lächerlich machen?

Theaitetos. Vielleicht.

Sokrates. Zuerst nämlich schon, weil wir glaubten, der Fragende könne nun aus unsrer Antwort die Sache verstehen, wenn wir „Lehm" sagen, mögen wir nun hernach hinzusetzen: der Puppenmacher oder sonst welcher Handwerker. Oder glaubst du, daß jemand die besondere Bezeichnung eines Dinges versteht, von dem er nicht weiß, was es ist?

Theaitetos. Auf keinen Fall.

Sokrates. So versteht also auch das Wissen von Schuhen nicht, wer überhaupt nicht weiß, was Wissen ist.

Theaitetos. Freilich nicht.

Sokrates. Also auch was Schuhmachen ist oder irgendeine andere Kunst, versteht der nicht, der nicht weiß, was Wissen ist.

Theaitetos. So ist's.

Sokrates. Es ist also eine lächerliche Antwort von dem, der gefragt wird, was Wissen ist, wenn er darauf mit dem Namen irgendeiner Kunst antwortet; denn er gibt das Wissen irgendeines Gegenstandes zur Antwort, ohne hiernach gefragt zu sein.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Sodann macht er auch, während er schlicht und kurz antworten konnte, einen endlosen Umweg. So wie auch bei der Frage nach dem Lehm

konnte er ganz schlicht und einfach sagen: Erde mit Feuchtigkeit gemischt sei Lehm, für wen aber der Lehm sei, das konnte er übergehen.

5.

Theaitetos. Leicht, mein Sokrates, erscheint es nun. Du scheinst aber wohl nach etwas Ähnlichem zu fragen, wie uns neulich bei einer Unterredung in den Sinn gekommen ist, mir und deinem Namensgenossen hier, dem Sokrates.

Sokrates. Was war denn das?

Theaitetos. Von den Quadratwerten zeichnete uns Theodoros etwas vor, indem er uns bewies, daß die dreifüßigen und fünffüßigen an Länge nicht mit dem gleichen Maße meßbar wären wie der einfüßige. Und so ging er jedes einzelne durch bis zum siebzehnfüßigen; bei diesem hielt er inne. Uns nun fiel so etwas ein: da der Quadrate unendlich viele zu sein scheinen, wollten wir versuchen, sie zusammenzufassen in eins, womit wir diese alle bezeichnen könnten.

Sokrates. Habt ihr auch so etwas gefunden?

Theaitetos. Ich denke wenigstens; aber prüfe es nur auch.

Sokrates. So sprich.

Theaitetos. Wir teilten alle Zahlen insgesamt in zwei Arten. Diejenigen, die entstehen können durch gleiches gleichvielmal genommen, nannten wir unter Vergleichung mit der Gestalt des Quadrates quadratisch und gleichseitig.

Sokrates. Sehr gut.

Theaitetos. Die dazwischenliegenden Zahlen aber, zu denen auch drei und fünf gehören, und jede, die nicht aus gleichem gleichvielmal genommen ent-

stehen kann, sondern nur durch Multiplikation einer größeren Zahl mit einer kleineren oder einer kleineren mit einer größeren, die also immer von einer größeren und einer kleineren Seite eingefaßt werden, diese nannten wir unter Vergleichung mit dem Rechteck rechteckig.

Sokrates. Vortrefflich. Aber nun weiter.

Theaitetos. Alle Linien nun, die die gleichseitige Produktzahl als Quadrat darstellen, definierten wir als Länge und alle, die die ungleichseitige Produktzahl als Quadrat darstellen, definierten wir als Quadratwerte in dem Sinne, daß sie hinsichtlich ihrer Länge kein gleiches Maß mit jenen haben, sondern nur hinsichtlich der Flächen, die sie im Quadrat umschließen. Und ebenso mit den Kubikzahlen.

Sokrates. So vortrefflich als möglich, ihr Kinder! Nun wird Theodoros gewiß nicht wegen falschen Zeugnisses bestraft werden.

Theaitetos. Indes, mein Sokrates, kann ich deine Frage über das Wissen nicht so beantworten, wie die nach den Längen und Quadraten, obwohl du, wie es mir wenigstens scheint, etwas Ähnliches suchst, so daß Theodoros doch wieder Unrecht zu haben scheint.

Sokrates. Wieso? Wenn er dich deines Laufens wegen gelobt und gesagt hätte, er habe noch nie unter den jungen Leuten einen so schnellfüßigen angetroffen, und wenn du hernach beim Wettlauf von einem völlig ausgebildeten und sehr schnellen Läufer überwunden worden wärest, würdest du deshalb glauben, daß er dich minder mit Recht gelobt habe?

Theaitetos. Nein, das nicht.

Sokrates. Und glaubst du, daß den Begriff des Wissens, so wie ich es jetzt meinte, zu finden eine

Kleinigkeit ist und nicht vielmehr zu den gar schwierigen Aufgaben gehört?

Theaitetos. Beim Zeus, zu den allerschwierigsten, glaube ich.

Sokrates. So sei nur gutes Mutes deinetwegen und glaube, daß Theodoros wohl recht gehabt hat. Bestrebe dich aber in jeder Weise, wie bei andern Dingen, so besonders beim Wissen die Erklärung zu finden, was es eigentlich ist.

Theaitetos. Sofern es nur am Bestreben liegt, mein Sokrates, soll sie wohl ans Licht kommen.

6.

Sokrates. So komm denn; du hast eben ein gutes Beispiel gegeben. Nimm dir deine Antwort über die Quadratzahlen zum Muster und versuche, so wie du diese, so viele es auch sind, unter einen Begriff zusammengefaßt hast, so auch die vielen Arten des Wissens mit einer Erklärung zu bezeichnen.

Theaitetos. Wisse nur, mein Sokrates, ich habe oft versucht, über die Sache ins klare zu kommen, wenn ich die von dir in Umlauf gesetzten Fragen hörte: aber ich kann weder mich selbst überzeugen, daß ich etwas Genügendes ausgedacht hätte, noch höre ich irgendeinen anderen die Sache so, wie du es forderst, erklären. Ebensowenig aber kann ich jemals ablassen darauf zu sinnen.

Sokrates. Du hast eben Geburtsschmerzen, lieber Theaitetos, weil du nicht leer an Gedanken bist, sondern schwanger gehst.

Theaitetos. Das weiß ich weiter nicht; wie es mir aber ergeht, das habe ich dir gesagt.

Sokrates. Also, du närrischer Gesell, hast wohl niemals gehört, daß ich der Sohn einer Hebamme bin, einer sehr berühmten und würdigen, der Phainarete?

Theaitetos. Das habe ich wohl schon gehört.

Sokrates. Etwa auch, daß ich dieselbe Kunst ausübe?

Theaitetos. Das keineswegs.

Sokrates. Wisse denn: dem ist also. Verrate mich aber nicht den anderen gegenüber, denn es weiß niemand von mir, Freund, daß ich diese Kunstfertigkeit besitze. Da es nun die Leute nicht wissen, so sagen sie mir dies auch zwar nicht nach, wohl aber, daß ich der wunderlichste aller Menschen sei, und alle in Verlegenheit brächte. Gewiß hast du das auch gehört?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Soll ich dir die Ursache davon sagen?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Vergegenwärtige dir nur das gesamte Hebammengeschäft, dann wirst du leichter merken, was ich will. Denn du weißt doch wohl, daß keine, solange sie noch selbst empfängt und gebärt, andere entbindet, sondern nur solche, die selbst nicht mehr fähig sind zu gebären.

Theaitetos. So ist es allerdings.

Sokrates. Das soll, wie man sagt, von der Artemis herrühren, weil dieser, einer Nichtgebärenden, dennoch die Geburtshilfe zuteil geworden ist. Nun hat sie zwar den ganz Unfruchtbaren die Kunst der Geburtshilfe nicht verliehen, weil die menschliche Natur zu schwach ist, eine Kunst zu erlernen in Dingen, deren sie ganz unerfahren ist. Dagegen hat sie diese Kunst denen, die des Alters wegen nicht mehr gebären,

zugewiesen, um deren Ähnlichkeit mit ihr selbst einen Vorzug einzuräumen.

Theaitetos. Das klingt glaublich.

Sokrates. Ist nun nicht auch das wahrscheinlich und notwendig, daß, ob eine schwanger ist oder nicht, besser von Geburtshelferinnen erkannt wird als von anderen?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Und können die Hebammen nicht auch durch Arzneimittel und Zaubersprüche die Wehen erregen und, wenn sie wollen, auch wieder lindern, und den Schwergebärenden zur Geburt verhelfen oder auch das Kind abtreiben, wenn dies notwendig erscheint?

Theaitetos. So ist es.

Sokrates. Hast du nicht auch das schon von ihnen vernommen, daß sie ebenfalls die geschicktesten Freiwerberinnen sind, indem sie gründlich zu unterscheiden verstehen, was für eine Frau und was für ein Mann sich verbinden müssen, um die vollkommensten Kinder zu erzeugen?

Theaitetos. Das habe ich noch nicht so gewußt.

Sokrates. So wisse denn, daß sie sich darauf noch mehr einbilden, als auf das Abschneiden der Nabelschnur. Bedenke nämlich: Glaubst du, daß die Pflege nebst Einsammlung der Früchte des Erdbodens, und dann wiederum die Einsicht, welchem Boden man jegliches Gesäme und Gewächs anvertrauen muß, zu einer und derselben Kunst gehören oder zu verschiedenen?

Theaitetos. Nein, sondern zu ein und derselben.

Sokrates. Bei den Frauen aber glaubst du, daß das letztere eine andere Kunst ist als das Einsammeln?

Theaitetos. Das ist durchaus unwahrscheinlich.

Sokrates. Allerdings. Wegen des unrechtmäßigen und ungeschickten Zusammenführens der Männer und Frauen, was man Kuppeln nennt, enthalten sich die Hebammen als ehrbare Frauen auch des Freiwerbens, aus Furcht, sie möchten um dieser Kunst willen in jenen Verdacht geraten. Denn eigentlich steht es den wahren Geburtshelferinnen auch allein zu, auf die rechte Art Ehen zu stiften.

Theaitetos. Offenbar.

Sokrates. Soviel also hat es mit den Hebammen auf sich; weniger aber doch als mit meiner Tätigkeit. Denn die Frauen gebären zwar nicht bloß echte Kinder, sondern bisweilen auch Mondkälber, doch kommt es bei ihnen nicht vor, daß beides zu unterscheiden schwierig wäre. Denn wäre dies der Fall, so würde es gewiß die schönste und größte Aufgabe der Hebammen sein, das Echte und Unechte zu unterscheiden. Oder glaubst du nicht?

Theaitetos. Das glaube ich wohl.

7.

Sokrates. Von meiner Hebammenkunst nun gilt im übrigen alles, was von der ihrigen gilt; sie unterscheidet sich aber dadurch, daß sie Männern die Geburtshilfe leistet und nicht Frauen, und daß sie für ihre gebärenden Seelen Sorge trägt und nicht für ihre Leiber. Das größte aber an unserer Kunst ist dies, daß sie auf jede Weise imstande ist zu prüfen, ob die Seele des Jünglings Mißgestaltetes und Falsches zu gebären im Begriff ist oder Tüchtiges und Echtes. Ja, auch hierin geht es mir eben wie den Hebammen: ich bin unfruchtbar an Weisheit, und was mir bereits viele vorgeworfen haben, daß ich andere

zwar fragte, selbst aber nichts über irgend etwas antwortete, weil ich nämlich nichts Kluges zu antworten wüßte, darin haben sie recht. Die Ursache davon aber ist dies: Geburtshilfe zu leisten nötigt mich der Gott, zu erzeugen aber hat er mir gewehrt. Daher bin ich selbst keineswegs etwa weise, habe auch nicht irgendeinen Fund derart als Ausgeburt meiner eigenen Seele aufzuzeigen. Die aber mit mir umgehen, zeigen sich zuerst zwar zum Teil sehr ungelehrig; alle aber, denen es Gott vergönnt, machen bei fortgesetztem Umgange wunderbare Fortschritte, wie es ihnen selbst und anderen scheint; und dies offenbar, ohne jemals irgend etwas von mir etwa gelernt zu haben, sondern nur selbst aus sich selbst entdecken sie viel Schönes und halten es fest. Geburtshilfe indes leisten dabei der Gott und ich. Dies erhellt hieraus: Viele schon, die dies verkannten und sich selbst alles zuschrieben, mich aber verachteten, oder auch wieder von anderen überredet waren, haben sich früher, als recht war, von mir getrennt, und nach dieser Trennung dann teils infolge schlechter Gesellschaft nur Fehlgeburten getan, teils auch das, wovon sie durch mich entbunden worden waren, durch Verwahrlosung wieder verloren, weil sie die unechten und mißgestalteten Geburten höher achteten als die rechten. Zuletzt aber sind sie sich selbst und den andern gar unverständig vorgekommen. Einer von diesen war Aristeides,*) der Sohn des Lysimachos, und viele andere mehr. Wenn solche dann wiederkommen und nach meinem Umgange verlangen und wunder was darum tun, verbietet mir das Daimonion, das mir zu widerfahren pflegt, mit einigen

*) Der Enkel des berühmten athenischen Staatsmanns, des Aristeides des Gerechten.

den Umgang; mit andern dagegen läßt es ihn zu, und diese machen dann wieder Fortschritte. Auch darin ergeht es denen, die mit mir umgehen, wie den Gebärenden: sie haben nämlich Wehen und wissen sich nicht zu lassen bei Tag und Nacht, weit ärger als jene. Und diese Wehen kann meine Kunst sowohl erregen als auch stillen. So also ist es mit diesen beschaffen. Bisweilen aber, mein Theaitetos, wenn einige mir gar nicht recht schwanger zu sein scheinen, bin ich ihnen ein bereitwilliger Freiwerber, weil ich weiß, daß sie meiner gar nicht bedürfen, und mit Gott sei es gesprochen,*) ich treffe es zur Genüge, wessen Umgang ihnen vorteilhaft sein wird, wie ich denn ihrer schon viele dem Prodikos**) zugeführt habe, viele auch anderen weisen und gottbegabten Männern.

Dies habe ich dir, mein Bester, deshalb so ausführlich vorgetragen, weil ich vermute, daß du, wie du auch selbst glaubst, etwas in dir trägst und Geburtsschmerzen hast. So übergib dich also mir als dem Sohn einer Geburtshelferin, der auch selbst der Geburtshilfe kundig ist, und was ich dich frage, das bemühe dich, so gut du nur kannst, zu beantworten. Und wenn ich bei der Untersuchung etwas, was du sagst, für ein Trugbild und nichts Echtes erfinde, es ablöse und wegwerfe, so erzürne dich darüber nicht, wie die Frauen es bei der ersten Geburt zu tun pflegen. Denn schon viele, mein Guter, sind so gegen mich aufgebracht gewesen, wenn ich ihnen eine Faselei abgelöst habe, daß sie mich ordentlich hätten beißen mögen, und wollen

*) Durch diese Wendung suchte man den Neid der Götter von sich abzuwenden (vgl. unser „unberufen").

**) Der berühmte Sophist, der von der Insel Keos stammte und sich besonders mit dem Unterricht in der Beredsamkeit befaßte.

nicht glauben, daß ich das aus Wohlwollen tue, weil sie weit entfernt sind einzusehen, daß kein Gott jemals den Menschen mißgünstig ist, und daß auch ich nichts dergleichen aus böser Absicht tue, sondern daß es mir keineswegs verstattet ist, Falsches gelten zu lassen und Wahres zu unterschlagen.

8.

Versuche also noch einmal von Anfang an, mein Theaitetos, zu sagen, was Wissen ist. Daß du es aber nicht kannst, sage niemals. Denn so Gott will und du wacker bist, wirst du es wohl können.

Theaitetos. Wenn du freilich so zuredest, mein Sokrates, wäre es schändlich, nicht auf alle Weise getrost zu sagen, was man eben weiß. Mir also scheint, wer etwas weiß, dasjenige wahrzunehmen, was er weiß; und wie es mir jetzt scheint, ist Wissen nichts anderes als Wahrnehmung.

Sokrates. Gut und wacker, mein Sohn. So muß sich deutlich machen, wer etwas erklärt. Wohlan, laß uns nun dies gemeinschaftlich betrachten, ob es eine rechte Geburt ist oder ein Windei. Wahrnehmung, sagst du, sei Wissen.

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wie es scheint, hast du gar keine schlechte Erklärung des Wissens gegeben, sondern die, die auch Protagoras*) gibt; nur daß er dieses Nämliche auf eine etwas andere Weise ausgedrückt hat. Er sagt nämlich, der Mensch sei das Maß aller Dinge,

*) Protagoras aus Abdera, der berühmteste Vertreter der älteren Sophistik, lebte von etwa 480—411. Er leugnete jede objektiv sichere Erkenntnis. Seine bekannteste Schrift führte den Titel Ἀλήθεια (Wahrheit).

der seienden, daß sie sind, der nichtseienden, daß sie nicht sind. Du hast dies doch gelesen?

Theaitetos. Oftmals habe ich es gelesen.

Sokrates. Nicht wahr, er meint dies so: wie ein jedes Ding mir erscheint, so ist es auch für mich, und wie es dir erscheint, so ist es wiederum für dich? Ein Mensch aber bist du sowohl wie ich?

Theaitetos. So meint er es ohne Zweifel.

Sokrates. Wahrscheinlich wird doch ein so weiser Mann keine Torheiten reden. Laß uns seiner Lehre also nachgehen. Wird nicht bisweilen, wenn derselbe Wind weht, den einen von uns frieren, den andern nicht? oder den einen wenig, den andern sehr stark?

Theaitetos. Jawohl.

Sokrates. Sollen wir nun in diesem Falle sagen, daß der Wind an und für sich kalt ist oder nicht kalt? Oder sollen wir dem Protagoras glauben, daß er für den Frierenden kalt ist, für den Nichtfrierenden aber nicht?

Theaitetos. So wird es wohl sein müssen.

Sokrates. Und so erscheint er doch jedem von beiden?

Theaitetos. Freilich.

Sokrates. Dieses „erscheint" ist aber doch so viel, wie „er nimmt wahr".

Theaitetos. So ist es.

Sokrates. Erscheinung also und Wahrnehmung ist dasselbe bei dem Warmen und allem, was dem ähnlich ist? Denn wie ein jeder etwas wahrnimmt, so scheint es für ihn auch zu sein.

Theaitetos. Das leuchtet ein.

Sokrates. Wahrnehmung bezieht sich also wohl immer auf das Seiende und ist untrüglich, da sie ja Wissen ist.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Nun, so war — bei den Chariten — Protagoras gar überweise und hat die Sache uns, dem großen Haufen, nur dunkel angedeutet, seinen Schülern aber im geheimen die Wahrheit gesagt?

Theaitetos. Wie doch, mein Sokrates, meinst du dies?

Sokrates. Ich will es dir sagen; es ist gar keine schlechte Rede, daß nämlich gar nichts ein an und für sich Bestimmtes ist, und daß du keinem Dinge mit Recht welche Eigenschaft auch immer beilegen kannst, vielmehr wenn du etwas groß nennst, wird es auch klein erscheinen, und wenn schwer, auch leicht, und so gleicherweise alles, indem eben nichts weder eins noch etwas noch irgendwie beschaffen ist; sondern durch Bewegung und Veränderung und Vermischung miteinander wird, wovon wir sagen, daß es ist, indem wir es aber nicht richtig bezeichnen; denn niemals ist eigentlich irgend etwas, sondern immer nur wird es. Und hierüber mögen denn der Reihe nach alle Weisen, den Parmenides*) ausgenommen, einig sein, Protagoras sowohl als Herakleitos**) und Empedokles***), und so auch von den Dichtern die vortrefflichsten in beiden Dichtungsarten, in der komischen Epicharmos†)

*) Parmenides aus Elea, geb. um 500 v. Chr., ging vor allem dem Begriff des einheitlichen und einzigen Seins nach.

**) Herakleitos aus Ephesos, um 500 v. Chr., erklärte den Urstoff als ein ewig Bewegliches und rastlos in Gegensätzen sich Gestaltendes.

***) Empedokles aus Agrigent, 490—430 v. Chr., erklärte alles scheinbare Entstehen und Vergehen als Mischung und Entmischung des mehrfach gedachten Seienden (d. h. der vier Elemente Wasser, Feuer, Luft und Erde). Die Trennung und Vereinigung führte er auf die Grundkräfte des Hasses und der Liebe zurück.

†) Lebte um 500 v. Chr. in Syrakus und war der Begründer der dorischen Komödie. Seine Stücke waren zum großen Teil mythologische

und in der tragischen Homer, denn wenn dieser sagt*): „Daß ich den Vater Okeanos schau' und Thetis, die Mutter", will er andeuten, daß alles entsprungen ist aus dem Fluß und der Bewegung. Oder scheint er dir dies nicht so zu meinen?

Theaitetos. Allerdings.

9.

Sokrates. Wer dürfte nun wohl gegen ein solches Heer und seinen Anführer Homer etwas bestreiten, ohne sich lächerlich zu machen?

Theaitetos. Leicht ist es nicht, mein Sokrates.

Sokrates. Gewiß nicht, Theaitetos. Zumal auch das noch hinlängliche Beweise sind für diese Behauptung, daß nämlich allemal das scheinbar Seiende und das Werden durch die Bewegung verursacht sind, das Nichtsein aber und das Vergehen durch die Ruhe. Denn Wärme und Feuer, die dann wieder die anderen Dinge erzeugen und in Ordnung halten, werden selbst durch Umschwung und Reibung erzeugt; diese aber sind Bewegung. Oder sind dies nicht die Entstehungsarten des Feuers?

Theaitetos. Dies sind sie freilich.

Travestien. Seine philosophischen Lehren legte er in zahlreichen weisen Sprüchen nieder.

*) Der Vers steht Ilias 14,201, wo Hera der Aphrodite erklärt:

„Hingehn will ich und schaun der ernährenden Erde Begrenzung,
Auch den Okeanos, der uns gezeugt, und Thetis, die Mutter."

Wenn Homer hier — wie auch sonst öfter bei Platon — der tragischen Poesie zugerechnet wird, so hat das seinen Grund darin, daß seine wie der andern Epiker Gedichte die Fundgrube für die in den Tragödien behandelten Mythen bilden. In diesem Sinne hat ja Aischylos seine Tragödien „Brosamen von der Tafel Homers" genannt.

Sokrates. Ferner entsproß ja auch das Geschlecht der lebenden Wesen aus eben den Ursachen.

Theaitetos. Wie anders?

Sokrates. Und wie steht's mit dem ganzen Zustand des Leibes? Wird er nicht durch Ruhe und Trägheit zerrüttet, durch Leibesübungen aber und Bewegungen im ganzen gesund erhalten?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und was den Zustand der Seele anlangt, pflegt sie nicht durch Lernen und Übung, also Bewegungen, Kenntnisse zu erwerben und festzuhalten und so besser zu werden; durch die Ruhe aber, die sich in Gedankenlosigkeit und Trägheit zeigt, nicht nur nichts zu lernen, sondern auch das Gelernte zu vergessen?

Theaitetos. Ganz gewiß.

Sokrates. Das Gute also für Seele und Leib ist Bewegung und umgekehrt das Gegenteil davon.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Soll ich dir nun auch noch die Windstillen anführen, und was dem ähnlich ist, wie überall die Ruhe Fäulnis und Zerstörung bewirkt, das Gegenteil aber Erhaltung? Und soll ich nun alledem die Krone aufsetzen und beweisen, daß unter der goldenen Kette Homer nichts anderes versteht als die Sonne und also andeutet, so lange der Umschwung und die Sonne in Bewegung sind, so lange sei und bleibe auch alles wohlbehalten, wenn aber dies einmal wie gebunden stillstände, so würden alle Dinge untergehen und, wie man sagt, das unterste zu oberst gekehrt werden?

Theaitetos. Mir, mein Sokrates, scheint er das anzudeuten, was du sagst.

10.

Sokrates. Denke dir also, mein Bester, die Sache so: zuerst in Beziehung auf die Augen, sei das, was du weiße Farbe nennst, nicht selbst etwas Besonderes außerhalb deiner Augen noch auch in deinen Augen, auch darfst du ihm ja keinen Ort bestimmen, denn dann wäre es schon an bestimmter Stelle und es beharrte und wäre nicht im Entstehen begriffen.

Theaitetos. Aber wie denn?

Sokrates. Folgen wir nur dem eben vorgetragenen Satz, daß nichts an und für sich eins ist, und es wird uns deutlich werden, daß Schwarz und Weiß und jede andere Farbe aus dem Zusammenstoßen der Augen mit der dazu gehörigen Bewegung entstanden sind, und was wir jedesmal Farbe nennen, wird weder das Anstoßende sein noch das Angestoßene, sondern ein Mittleres, das sich für jeden besonders gestaltet. Oder möchtest du behaupten, daß jede Farbe, eben wie sie dir erscheint, auch einem Hunde oder irgendeinem anderen Tiere so erscheinen wird?

Theaitetos. Beim Zeus, das möchte ich nicht.

Sokrates. Und weiter! Erscheint einem andern Menschen irgend etwas gerade ebenso wie dir? Bist du dessen recht gewiß oder vielmehr dessen, daß etwas nicht einmal dir selbst immer als dasselbe erscheint, da du dir niemals ganz gleich bleibst?

Theaitetos. Mich dünkt dies eher der Fall zu sein als jenes.

Sokrates. Also, wenn das Gemessene oder Berührte groß oder weiß oder warm wäre, so könnte es nicht dadurch, daß es auf einen anderen träfe, ein anderes werden, solange es sich nicht selbst verändert.

Wenn aber wiederum das Messende oder Berührende jedes von diesen wäre, so könnte es nicht, wenn ein anderer Gegenstand herankommt oder dem vorigen etwas begegnet, ihm selbst aber nichts widerfährt, dennoch ein anderes werden. Denn jetzt, mein Freund, werden wir genötigt, Wunderbares und Lächerliches getrost zu behaupten, wie Protagoras und jeder, der dasselbe wie er behaupten will.

Theaitetos. Wie doch und was für Dinge meinst du?

Sokrates. Nimm nur ein kleines Beispiel, und du wirst alles wissen, was ich meine. Sechs Würfel, verglichen mit vier werden mehr sein als die vier, nämlich noch ein halbes Mal soviel; verglichen aber mit zwölf, weniger, nämlich die Hälfte, und man darf nicht einmal leiden, daß etwas anderes behauptet werde. Oder möchtest du es leiden?

Theaitetos. Keineswegs.

Sokrates. Wie nun, wenn dich Protagoras oder ein anderer fragte: Ist es wohl möglich, Theaitetos, daß etwas größer oder mehr werde auf eine andere Weise als dadurch, daß es zunimmt? Was wirst du antworten?

Theaitetos. Wenn ich, mein Sokrates, was mir in Beziehung auf diese Frage allein richtig scheint, antworten soll, so werde ich sagen, es ist nicht möglich; wenn aber in Beziehung auf die vorige, so werde ich, um mich zu hüten, etwas Widersprechendes zu sagen, wohl antworten, es sei gar wohl möglich.

Sokrates. Sehr gut, mein Freund, bei der Hera, und ganz göttlich. Jedoch, wenn du antwortest, es sei möglich, wird es dir, wie mir scheint, gehen, wie

es im Euripides*) heißt: Es wird uns die Zunge zwar unwiderlegt bleiben, aber nicht unser Gedanke.

Theaitetos. Ganz wahr.

Sokrates. Wenn wir nun gewaltige Weise wären, du und ich, die das gesamte Gedankenreich schon durchgeprüft haben, so würden wir von nun an immer weiter nur zum Zeitvertreib einander versuchen und auf sophistische Art einen ebensolchen Kampf beginnend, jeder die Reden des anderen mit den seinigen niederschlagen. Nun wir aber nur schlichte Menschen sind, werden wir doch zuerst die Sache an sich selbst betrachten wollen, wie das wohl beschaffen ist, was wir uns vorstellen, ob es uns miteinander übereinstimmt oder vielleicht nichts weniger als das.

Theaitetos. Auf jede Weise würde ich dies letztere wollen.

11.

Sokrates. Auch ich gewiß. Da es sich nun so verhält, wollen wir da nicht anders als ganz gelassen in voller Muße die Sache wieder von vorn untersuchen, ohne verdrießlich zu werden, sondern indem wir uns recht aufrichtig prüfen, was doch diese Erscheinungen in uns eigentlich sind. Wenn wir nun davon die erste untersuchen, werden wir, wie ich wenigstens glaube, sagen müssen, daß niemals irgend etwas mehr oder weniger wird, weder der Masse noch der Zahl nach, so lange es sich selbst gleich ist. Nicht so?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Zweitens auch wohl, daß etwas, dem

*) Gemeint ist Hippolyt, Vers 612: „Die Zunge hat den Eid geschworen, nicht das Herz."

nichts zugesetzt oder weggenommen wird, niemals weder zu- noch abnimmt, sondern sich immer gleich bleibt.

Theaitetos. Ganz offenbar.

Sokrates. Nicht auch das dritte, daß, was vorher nicht war, später aber ist, dazu unmöglich gelangen kann, ohne geworden zu sein und zu werden?

Theaitetos. So scheint es freilich.

Sokrates. Diese drei Behauptungen nun streiten, glaube ich, in unserer Seele miteinander, wenn wir jenes von den Würfeln aussagen, oder wenn wir behaupten: ich, der ich diese bestimmte Größe habe, werde ohne weder zu wachsen noch das Gegenteil zu erleiden, binnen Jahresfrist, während ich jetzt zwar größer bin, als du der Jüngere, hernach aber kleiner sein, während ich doch von meiner Masse nichts verloren habe, sondern nur du an der deinigen gewonnen hast. Denn ich bin ja hernach, was ich vorher nicht war, ohne es geworden zu sein. Denn ohne Werden ist das Gewordensein unmöglich, und wenn ich nichts von meiner Masse einbüßte, würde ich ja niemals kleiner. Und mit tausend und aber tausend Sachen verhält es sich ebenso, wenn wir dies wollen gelten lassen. Du kommst doch wohl mit, Theaitetos? wenigstens scheinst du mir in diesen Dingen nicht unerfahren zu sein.

Theaitetos. Wahrlich bei den Göttern, mein Sokrates, ich wundere mich ungemein, was doch diese Dinge eigentlich zu bedeuten haben; ja bisweilen, wenn ich recht hinsehe, schwindelt mir ordentlich.

Sokrates. Theodoros, du Lieber, urteilt eben ganz richtig über deine Natur. Denn gerade das ist der Zustand eines Freundes der Weisheit, die Verwunderung; ja es gibt keinen andern Anfang der

Philosophie als diesen, und wer*) gesagt hat, Iris sei die Tochter des Thaumas, scheint die Abstammung nicht übel getroffen zu haben. Aber erkennst du schon aus dem, was unsrer Meinung nach Protagoras behauptet, weshalb dies sich so verhält oder noch nicht?

Theaitetos. Noch nicht recht.

Sokrates. So wirst du es mir wohl Dank wissen, wenn ich dir den rechten verborgenen Sinn der Meinung dieses Mannes oder vielmehr vieler berühmter Männer aufspüren helfe?

Theaitetos. Wie sollte ich dir dafür nicht Dank wissen und zwar sehr großen?

12.

Sokrates. Sieh dich aber wohl um, und habe acht, daß uns nicht einer von den Ungeweihten**) zuhöre. Dies sind aber die, die von nichts anderem glauben, daß es sei, als von dem, was sie recht herzhaft mit beiden Händen greifen können, das Handeln und das Werden aber und alles Unsichtbare gar nicht mit unter dem, was ist, gelten lassen wollen.

Theaitetos. Das sind ja verstockte und widerspenstige Menschen, Sokrates, von denen du redest.

Sokrates. Jene freilich, mein Sohn, sind sehr roh. Viel feiner aber sind die***), deren Geheimnisse ich dir jetzt mitteilen will. Der Anfang aber, an dem auch, was wir vorhin sagten, alles hängt, ist bei ihnen der, daß alles Bewegung ist und es anderes außerdem nicht gebe. Von der Bewegung aber gibt es zwei Arten, beide der Zahl nach unendlich, deren

*) Hesiod, Theogonie 773.

**) Wahrscheinlich Antisthenes mit seinen Anhängern.

***) Aristippos und seine Anhänger.

eine ihr Wesen hat im Wirken, die andere im Leiden, und aus dem Begegnen und der Reibung dieser beiden gegeneinander entstehen Erzeugnisse, der Anzahl nach auch unendlich, je zwei aber immer Zwillinge, das Wahrnehmbare und die Wahrnehmung, die immer zugleich hervortritt und erzeugt wird mit dem Wahrnehmbaren. Für die Wahrnehmungen nun haben wir Namen wie diese: Gesicht, Gehör, Geruch, Wärme und Kälte, auch Lust und Unlust werden sie genannt, Begierde und Abscheu, und andere gibt es noch, unbenannte, unzählbare, sehr viele aber auch noch benannt. Die Arten des Wahrnehmbaren aber sind je eine einer von jenen entsprechend, dem mancherlei Sehen die mancherlei Farben, dem Hören gleichermaßen die Töne, und so den übrigen Wahrnehmungen das übrige ihnen verwandte Wahrnehmbare. Was sagt uns nun diese Darlegung, mein Theaitetos, in Beziehung auf das vorige? Merkst du es wohl?

Theaitetos. Noch nicht ganz, Sokrates.

Sokrates. Aber sieh zu, ob wir sie irgendwie zum Abschluß bringen können. Sie will nämlich sagen, daß alles dies, wie wir auch sagten, sich bewegt. In dieser Bewegung aber findet sich Schnelligkeit und Langsamkeit. Alles nun, was langsam ist, hat seine Bewegung an demselben Ort und in Beziehung auf das Nahe, und zeugt auf diese Weise. Das auf diese Weise Erzeugte aber ist langsamer. Was aber schnell ist, hat seine Bewegung in Beziehung auf Entfernteres und zeugt so, und das so Erzeugte ist schneller; denn es geht im Raume fort, und in diesem Fortgehen besteht die Natur seiner Bewegung. Wenn nun ein Auge und ein anderes ihm Entsprechendes

zusammentreffen und die weiße Farbe erzeugen nebst der mit ihr entstandenen Wahrnehmung, was beides nicht wäre erzeugt worden, wenn eines von jenen beiden auf ein anderes gestoßen wäre, dann wird, indem beide sich bewegen, nämlich das Sehen auf Seiten der Augen, die Weiße aber auf Seiten des die Farbe miterzeugenden Gegenstandes, auf der einen Seite das Auge erfüllt mit der Gesichtswahrnehmung und sieht alsdann und ist nicht eine Gesichtswahrnehmung geworden, sondern ein sehendes Auge; auf der andern Seite wird das die Farbe Miterzeugende erfüllt von der Weiße und ist auch wiederum nicht weiße Farbe geworden, sondern ein Weißes, sei es nun Holz oder Stein oder welches Ding sonst mit dieser Farbe zufällig gefärbt war. Und für alle übrigen Wahrnehmungen, das Harte und Warme und alles andere gilt dieselbe Annahme, daß es nämlich an und für sich nichts ist, wie wir auch vorher sagten, sondern daß in dem einander Begegnen alles allerlei wird vermöge der Bewegung. Denn auch daß das Wirkende etwas ist und das Leidende wiederum etwas, läßt sich an einem nicht fest und sicher bemerken; denn weder ist etwas ein Wirkendes, ehe es mit einem Leidenden, noch ein Leidendes, ehe es mit dem Wirkenden zusammentrifft; ja auch, was mit dem einen zusammentreffend ein Wirkendes wird, zeigt sich, wenn es auf ein anderes stößt, als ein Leidendes. Alledem zufolge ist also, wie wir von Anfang an sagten, nichts an und für sich ein Bestimmtes, sondern wird immer nur im Verhältnis zu irgendeinem anderen. Das Sein aber muß überall ausgerottet werden, obwohl wir es eben erst aus Gewohnheit und Unkenntnis gar oft und viel zu gebrauchen genötigt waren.

Nach der Rede der Weisen aber darf man weder den Ausdruck „etwas“ zulassen noch den Ausdruck „dieses“ oder „jenes“, noch irgendeine andere Bezeichnung, die etwas feststellt, sondern der Natur gemäß muß man nur reden von Werdendem und Gewirktem, Vergehendem und Verändertem, so daß jemand, der etwas als beharrlich hinstellt in seiner Rede, sehr leicht zu widerlegen ist. So muß man sowohl von dem Einzelnen reden als auch von dem aus vielem Zusammengefaßten, für welche Zusammenfassung man Mensch sagt und Stein und jegliches einzelne Tier und seine Gattung. Ist dir dies nun angenehm, Theaitetos, und gefällt es dir, so daß du davon kosten möchtest?

Theaitetos. Ich weiß nicht recht, Sokrates. Denn auch von dir kann ich nicht inne werden, ob du es sagst als deine Meinung, oder ob du mich nur auf die Probe stellst.

Sokrates. Du erinnerst dich nicht mehr, mein Lieber, daß ich selbst dergleichen gar nicht weiß, auch nichts davon als das meinige vorbringe, sondern ganz und gar unfruchtbar bin in dergleichen. Dir aber will ich Geburtshilfe leisten, und deshalb bespreche ich mich mit dir und lege dir zu kosten vor von allerlei Weisheit, bis ich endlich auch deine Meinung mit ans Licht bringe. Ist sie aber ans Licht gebracht, dann will ich auch gleich sehen, ob sie sich als ein Windei oder als eine echte Geburt erweisen wird. Also halte nur aus und sei gutes Mutes und antworte brav, was dich über das, wonach ich frage, dünkt.

Theaitetos. So frage denn.

13.

Sokrates. Erkläre dich also noch einmal, ob es dir recht ist, daß Gutes und Schönes und alles, was wir eben durchgingen, gar nicht sein, sondern immer nur werden soll?

Theaitetos. Freilich scheint mir, wenn ich dich die Sache so erörtern höre, alles ganz erstaunlich vernünftig zu sein und daß es so müsse gedacht werden, wie du es auseinandersetzest.

Sokrates. So wollen wir denn auch das nicht unerörtert lassen, was noch daran fehlt. Es ist aber noch übrig das von den Träumen und Krankheiten, besonders auch von dem Wahnsinn, und was man sich verhören oder sich versehen oder sonst eine Sinnestäuschung nennt. Denn du weißt doch wohl, daß es den Anschein hat, als könne in allen diesen Fällen einstimmig der Satz widerlegt werden, den wir jetzt eben durchgesprochen haben, und als wären unsere Wahrnehmungen in diesen Fällen zweifellos falsch, und als fehlte viel daran, daß, was einem jeden erscheint, auch sei, sondern ganz im Gegenteil, als sei nichts von dem, was erscheint.

Theaitetos. Vollkommen recht, mein Sokrates.

Sokrates. Was für eine Ausrede, mein Sohn, bleibt also dem noch übrig, der sagt, Wahrnehmung sei Wissen, und was jedem erscheine, das sei auch wirklich für den, dem es erscheint?

Theaitetos. Es fehlt mir der Mut, Sokrates, zu gestehen, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll, weil du mich eben vorhin gescholten hast, als ich dies sagte. Und doch wäre ich in der Tat nicht imstande zu bestreiten, daß die Wahnsinnigen oder die Träu-

menden nicht falsche Vorstellungen haben, wenn jene Götter zu sein glauben, diese aber sich geflügelt und im Traume fliegend vorkommen.

Sokrates. Merkst du auch nicht folgenden Einwand, besonders was Wachen und Schlafen betrifft?

Theaitetos. Welchen denn?

Sokrates. Den du, meine ich, oft gehört haben wirst, wenn man nämlich die Frage aufwirft, was für ein Kennzeichen jemand wohl angeben könnte, wenn einer fragte, jetzt gleich im Augenblick, ob wir schlafen, und alles, was wir uns vorstellen, nur träumen, oder ob wir wachen und wachend uns unterreden?

Theaitetos. Und wahrlich, Sokrates, es ist sehr schwierig, den erforderlichen Beweis zu führen. Denn es folgt ganz genau auf beiden Seiten dasselbe. Was wir nämlich jetzt gesprochen haben, das können wir ebensogut im Traume zu sprechen glauben; und wenn wir im Traume über etwas zu sprechen meinen, so ist ganz wunderbar, wie ähnlich dies jenem ist.

Sokrates. Du siehst also, daß das Bestreiten nicht schwer ist, wenn sogar darüber gestritten werden kann, was Schlaf und was Wachen ist. Und da die Zeit des Schlafens der des Wachens ziemlich gleich ist und die Seele in jedem von diesen Zuständen behauptet, daß die ihr jedesmal gegenwärtigen Vorstellungen auf jeden Fall wahr sind, so behaupten wir eine gleiche Zeit hindurch, einmal, daß das eine, dann wieder ebenso daß das andere wirklich ist, und beharren beidemal gleich fest auf unsrer Meinung.

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Verhält es sich nun mit Krankheiten und mit dem Wahnsinn nicht ebenso, bis auf die Zeit, die nicht gleich ist?

Theaitetos. Ganz recht.

Sokrates. Wie nun? Soll das Wahre nach der Länge und Kürze der Zeit bestimmt werden?

Theaitetos. Lächerlich wäre das ja in vielerlei Hinsicht.

Sokrates. Hast du aber sonst einen sicheren Beweis dafür, welche von diesen Vorstellungen wahr sind?

Theaitetos. Wie mich dünkt, keinen.

14.

Sokrates. So höre denn von mir, was diejenigen darüber sagen würden, die behaupten, was jeder sich vorstellt, sei für den, der es sich vorstellt, auch wahr. Sie werden aber, wie ich glaube, uns so befragen: Was ganz und gar von einem anderen verschieden ist, Theaitetos, kann das wohl irgendwie einerlei Vermögen mit jenem haben? Und wir wollen ja nicht annehmen, daß der fragliche Gegenstand in einer Hinsicht doch einerlei ist mit jenem und nur in einer anderen verschieden, sondern nur, daß er ganz verschieden ist.

Theaitetos. Es ist ja unmöglich, daß etwas mit einem anderen, sei es nun an Vermögen oder in sonst einer Beziehung etwas Übereinstimmendes habe, wenn es ganz und gar davon verschieden ist.

Sokrates. Muß man nicht auch zugeben, daß ein solches dem andern notwendigerweise unähnlich ist?

Theaitetos. Mir scheint es wenigstens so.

Sokrates. Wenn es sich also trifft, daß etwas einem anderen ähnlich wird oder unähnlich, es sei nun sich selbst oder einem anderen, werden wir da nicht, wenn es ähnlich wird, sagen, daß es einerlei, wenn aber unähnlich, daß es verschieden wird?

Theaitetos. Unbedingt.

Sokrates. Haben wir nun nicht vorher gesagt, daß es vielerlei und unzähliges Wirkendes gebe, und Leidendes auch?

Theaitetos. Das haben wir.

Sokrates. Und auch, daß eins mit einem anderen und dann wieder mit einem anderen sich vermischend beidemal nicht einerlei, sondern Verschiedenes erzeugen wird?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. So laß uns denn von dir und mir und allem auf dieselbe Weise sprechen, von dem kranken Sokrates und dem gesunden Sokrates. Sollen wir dies jenem ähnlich nennen oder unähnlich?

Theaitetos. Meinst du dieses Ganze, den kranken Sokrates, jenem Ganzen, dem gesunden Sokrates?

Sokrates. Ganz recht hast du verstanden, so meine ich es.

Theaitetos. Also unähnlich.

Sokrates. Auch verschieden etwa auf eben die Art wie unähnlich?

Theaitetos. Ohne Zweifel.

Sokrates. Auch von dem Schlafenden also, und was wir sonst jetzt angeführt haben, wirst du das Nämliche behaupten.

Theaitetos. Gewiß.

Sokrates. Wird also nicht jedes seiner Natur nach etwas Bewirkende mit mir als einem anderen verfahren, wenn es den gesunden Sokrates trifft, und wieder anders, wenn es den kranken trifft?

Theaitetos. Wie sollte es nicht?

Sokrates. Und Verschiedenes werden wir also in beiden Fällen erzeugen, ich, der Leidende, und jenes, das Wirkende?

Theaitetos. Wie sonst?

Sokrates. Wenn nun ich, der Gesunde, Wein trinke, so erscheint er mir lieblich und süß?

Theaitetos. O ja.

Sokrates. Es haben nämlich alsdann nach dem zuvor Eingeräumten das Wirkende und das Leidende erzeugt die Süßigkeit und die Wahrnehmung, beide zugleich schwebend. Und zwar hat die Wahrnehmung, die auf der Seite des Leidenden ist, seine Zunge wahrnehmend gemacht, die Süßigkeit aber, die auf der Seite des Weines um ihn schwebt, hat bewirkt, daß der Wein für die gesunde Zunge süß nicht nur war, sondern auch schien.

Theaitetos. Darüber waren wir allerdings vorhin übereingekommen.

Sokrates. Wenn er aber den Kranken trifft, hat er dann nicht in Wahrheit nicht denselben getroffen, da er zu einem dem vorigen Unähnlichen gekommen ist?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Verschiedenes also erzeugten wiederum ein solcher Sokrates und das Trinken des Weines: an der Zunge nämlich die Wahrnehmung der Bitterkeit, an dem Wein aber die werdende und schwebende Bitterkeit, und machten diesen nicht zur Bitterkeit, sondern zu einem bitteren, mich aber nicht zur Wahrnehmung, sondern zu einem Wahrnehmenden.

Theaitetos. Ganz offenbar.

Sokrates. Also werde sowohl ich nichts anderes jemals werden, so lange ich so wahrnehme, denn nur eine andere Wahrnehmung von etwas anderem macht den Wahrnehmenden zu einem Veränderten und anderen, als auch jenes, das auf mich Wirkende, wird niemals, sobald es mit einem anderen zusammentrifft,

dasselbe erzeugend, ein ebensolches werden. Denn mit anderem wird es anderes erzeugen und so ein Verändertes werden.

Theaitetos. So ist es.

Sokrates. Ebensowenig aber werde ich für mich selbst ein solcher noch jenes für sich selbst ein solches werden.

Theaitetos. Natürlich nicht.

Sokrates. Notwendig also muß sowohl ich, wenn ich ein Wahrnehmender werde, es von etwas werden, denn ein Wahrnehmender zwar, aber ein nichts Wahrnehmender zu werden, ist unmöglich, als auch jenes muß, wenn es süß oder bitter oder etwas dergleichen wird, es notwendig für einen werden. Denn süß, aber für niemanden süß zu werden, ist unmöglich.

Theaitetos. Allerdings muß es so sein.

Sokrates. Es bleibt also, glaube ich, nur übrig, daß wir füreinander etwas sind oder werden, je nachdem man nun sein oder werden sagen will, da die Notwendigkeit unser Sein zwar in feste Verbindung setzt, aber weder mit irgendeinem anderen noch mit uns selbst. Also bleibt nur übrig, daß wir miteinander verknüpft sind. Mithin muß, wer vom Sein eines Dinges spricht, sagen, es sei für etwas oder von etwas oder in Beziehung auf etwas. Daß aber etwas an und für sich sei oder werde, das darf man weder selbst behaupten, noch wenn ein anderer es behauptet, es gelten lassen, wie unsre bisherige Untersuchung beweist.

Theaitetos. So ist es allerdings, mein Sokrates.

Sokrates. Nicht wahr also, wenn das mich Beeinflussende für mich ist und nicht für einen anderen,

so nehme auch nur ich es wahr, ein anderer aber nicht?

Theaitetos. Wie anders?

Sokrates. Wahr also ist für mich meine Wahrnehmung, denn sie ist die meines jedesmaligen Seins, und ich bin, nach Protagoras, der Richter sowohl darüber, was für mich ist, daß es ist, als darüber, was für mich nicht ist, daß es nicht ist

Theaitetos. So scheint es.

15.

Sokrates. Wie also sollte ich, da ich untrüglich bin und nie fehle in meiner Vorstellung von dem, was ist oder wird, dasjenige nicht auch erkennen, was ich wahrnehme?

Theaitetos. Es läßt sich auf keine Weise anders denken.

Sokrates. Vortrefflich also hast du gesprochen, daß Wissen nichts anderes ist als Wahrnehmung; und es fällt in eins zusammen, daß nach Homer, Herakleitos und ihrem ganzen Anhang alles sich wie Ströme bewegt, daß nach dem sehr weisen Protagoras der Mensch das Maß aller Dinge ist und daß nach Theaitetos, wenn dieses sich so verhält, die Wahrnehmung Wissen wird. Nicht wahr, mein Theaitetos, wir sagen doch, daß dies gleichsam dein neugeborenes Kindlein ist und von mir geholt? Oder wie meinst du?

Theaitetos. Notwendig so, Sokrates.

Sokrates. Dies hätten wir denn recht mit Mühe endlich geboren, was es auch nun eigentlich sein mag. Nach der Geburt aber müssen wir nun das wahre

Umtragen*) im Kreise damit vornehmen, indem wir durch weitere Untersuchung prüfen, ob das Geborene vielleicht, ohne daß wir es wußten, gar nicht wert ist, auferzogen zu werden, sondern ein leeres Windei. Oder glaubst du, dein Kind müsse man auf alle Fälle auferziehen und nicht aussetzen? Oder wirst du es doch ertragen, wenn du siehst, daß es die Prüfung nicht besteht, und nicht allzuverdrießlich werden, wenn es dir jemand wegnimmt, wie einer Frau, die zum erstenmal geboren hat?

Theodoros. Er wird es ertragen, unser Theaitetos, mein Sokrates, denn er ist gar nicht empfindlich. Aber, bei den Göttern, sage, ob sich die Sache nun wieder nicht so verhält?

Sokrates. Offenbar hast du großes Wohlgefallen an solchen Reden, Theodoros, und bist sehr harmlos, daß du glaubst, ich sei gleichsam ein Schatzkasten von Behauptungen und könnte ohne Mühe nur eine herausgreifen und beweisen, daß sich die Sache wiederum nicht so verhalte. Wie es aber wirklich damit zugeht, merkst du nicht, daß nämlich keine dieser Behauptungen von mir ausgeht, sondern immer von dem, der sich mit mir unterredet, ich aber weiter nichts weiß, als nur dies Wenige, nämlich die Rede eines anderen Weiseren aufzufassen und gehörig zu behandeln. Und so will ich es auch jetzt mit diesem da versuchen, nicht aber selbst etwas sagen.

Theodoros. Du hast recht, mein Sokrates, und handle nur so.

*) Nach griechischem Brauch trug die Hebamme am 5. oder 7. Tage nach der Geburt das Kind mehrere Male um den brennenden Hausaltar. Dadurch erhielt es gleichsam die läuternde Weihe. An demselben Tage vereinigten sich die Hausgenossen im Hause der Eltern zu einem festlichen Schmause.

16.

Sokrates. Weißt du also, Theodoros, was mich bei deinem Freunde Protagoras wundert?

Theodoros. Was denn?

Sokrates. Das übrige hat mir alles sehr wohl gefallen, was er sagt zum Beweise dafür, daß das, was jedem scheint, für ihn auch ist; nur über den Anfang seiner Rede wundere ich mich, daß er nicht gleich seine Wahrheit so beginnt, das Maß aller Dinge sei das Schwein oder der Affe, oder was man noch von allem, was Wahrnehmung hat, Unvernünftigeres nennen könnte, damit er recht hochmütig und herabwürdigend zu uns zu reden beginne, indem er zeigte, daß wir zwar ihn als einen Gott seiner Weisheit wegen bewunderten, er aber doch an Einsicht nichts vor einer Kaulquappe voraus hätte, geschweige denn vor irgendeinem anderen unter den Menschen. Oder was wollen wir sagen, Theodoros? Denn wenn für einen jeden wahr sein soll, was er sich mittels der Wahrnehmung vorstellt, und weder einer den Zustand des anderen besser beurteilen noch auch seine Vorstellung richtiger prüfen kann, ob sie wahr oder falsch ist, sondern wie schon so oft gesagt ist, jeder sich nur sein Eignes für sich vorstellt und dies alles richtig und wahr ist, wie soll dann wohl, mein Freund, nur Protagoras weise sein, so daß er mit Recht auch von anderen zum Lehrer angenommen wird und das um großen Lohn, wir dagegen unwissender, so daß wir zu ihm in die Schule gehen müssen, da doch jeder Mensch das Maß seiner eigenen Weisheit ist? und wie sollen wir nicht glauben, daß Protagoras dies bloß im Scherz vorbringt? Was nun gar mich betrifft und meine Kunst der Geburts-

hilfe, so schweige ich ganz davon, welches Gelächter wir billig erregen. Ich glaube aber, es wird auch dasselbe sein mit dem ganzen Geschäft des wissenschaftlichen Unterredens. Denn die beiderseitigen Vorstellungen und Meinungen zu prüfen und zu widerlegen, wenn sie doch alle richtig sind, ist das nicht eine langweilige und überlaute Kinderei, wenn anders die Wahrheit des Protagoras wirklich wahr ist und nicht nur scherzend aus dem verborgenen Heiligtum des Buches herausgesprochen hat?

Theodoros. Der Mann, lieber Sokrates, ist mein Freund, wie du eben sagtest. Darum möchte ich weder, daß Protagoras durch meine Eingeständnisse widerlegt würde, noch auch möchte ich dir gegen meine eigene Überzeugung widersprechen. Deshalb nimm dir nur wieder den Theaitetos vor; schien er dir doch durchweg und auch eben erst sehr aufmerksam zu folgen.

Sokrates. Würdest du denn auch, Theodoros, wenn du nach Lakedaimon zu den Fechtschulen kämest und dort die anderen entblößt sähest, darunter auch einige Unansehnliche, dennoch lieber dich nicht neben ihnen auskleiden und ihnen deine Gestalt zeigen?

Theodoros. Warum sollte ich nicht, wenn sie es mir nur vergönnten und sich überreden ließen? So wie ich jetzt euch zu überreden hoffe, mich zuschauen zu lassen und mich, der ich schon ungelenker bin, nicht auf den Übungsplatz hineinzuziehen, sondern lieber mit einem Jüngeren und Vollsaftigeren zu ringen.

17.

Sokrates. Wenn es dir so recht ist, Theodoros, ist es mir auch nicht zuwider, wie man zu sagen pflegt. So muß ich mich denn wieder an den weisen Theaitetos wenden.

Sage also, Theaitetos, zuerst was wir jetzt eben durchgesprochen haben, ob du dich nicht ebenfalls darüber wunderst, daß sich auf einmal zeigt, du seist um nichts schlechter in der Weisheit als einer unter den Menschen oder auch unter den Göttern? Oder glaubst du, das Maß des Protagoras gelte weniger für die Götter als für die Menschen?

Theaitetos. Beim Zeus! Keineswegs, und was du fragst, wundert mich freilich sehr. Denn als wir erörterten, weshalb man wohl sage, was jedem erscheine, das sei auch für den, dem es erscheine, fand ich, daß dies vortrefflich gesagt war, nun aber ist es ganz schnell ins Gegenteil umgeschlagen.

Sokrates. Du bist eben noch jung, mein lieber Sohn, deshalb achtest du schneller auf verfängliche Reden und schenkst ihnen Gehör. Denn Protagoras oder ein anderer für ihn würde hierauf antworten: Ihr trefflichen Knaben und Greise sitzt hier zusammen und führt verfängliche Reden, indem ihr die Götter, deren Sein oder Nichtsein ich in meinen Reden und Schriften gänzlich beiseite lasse, mit in die Sache hineinzieht. Und was auf den großen Haufen Eindruck machen würde, wenn er es hörte, dergleichen redet ihr, nämlich daß es doch etwas Schreckliches wäre, wenn jeder Mensch um gar nichts besser wäre in der Weisheit als irgendein Tier. Von Beweisen aber und notwendigen Schlußfolgerungen ist dabei gar nicht die

Rede, auch nicht im entferntesten, sondern ihr begnügt euch mit dem Scheinbaren, das doch weder Theodoros noch irgendein anderer Geometer bei seiner Meßkunst anwenden würde, wenn er nicht völlig sein Ansehen einbüßen wollte. So überlegt nun, du und Theodoros, ob ihr in so wichtigen Dingen solchen Reden Beifall zollen wollt, die nur aus Überredungskünsten und Wahrscheinlichkeiten zusammengesetzt sind.

Theaitetos. Daß dies billig wäre, Sokrates, würdest weder du noch auch wir sagen wollen.

Sokrates. Auf eine andere Weise also, wie es scheint, müssen wir die Sache betrachten, deiner und des Theodoros Rede zufolge.

Theaitetos. Allerdings auf eine andere.

Sokrates. Laß uns denn auf folgende Weise betrachten, ob wohl Wissen und Wahrnehmung gleich sind oder verschieden. Denn darauf zielte doch unsre ganze Untersuchung hin, und deshalb haben wir so viele wunderliche Behauptungen aufgestellt. Nicht wahr?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Sollen wir also zugeben, daß wir alles, was wir durch Sehen oder Hören wahrnehmen, zugleich auch wissen? Zum Beispiel bei Ausländern, deren Sprache wir noch nicht gelernt haben, sollen wir sagen, wir hören sie nicht, wenn sie darin sprechen? oder sollen wir sagen, daß wir sie nicht nur hören, sondern auch verstehen, was sie sagen? Ebenso, wenn wir Buchstaben noch nicht kennen, doch aber unsere Augen auf sie richten, sollen wir behaupten, daß wir sie nicht sehen, oder daß wir sie auch verstehen, wenn wir sie sehen?

Theaitetos. Eben das an ihnen, mein Sokrates, was wir sehen und hören, werden wir auch zu ver-

stehen behaupten, daß wir nämlich von letzteren die Gestalt und Farbe sehen und auch erkennen, von jenen aber die Höhe und Tiefe hören und auch wissen; daß wir aber das, was von beiden die Schreiblehrer und Dolmetscher lehren, weder wahrnehmen durch das Sehen und Hören noch auch verstehen.

Sokrates. Vortrefflich, Theaitetos! und es wäre nicht recht, dir dies zu bestreiten; denn dein Selbstvertrauen soll ja wachsen.

18.

Aber betrachte auch dies andere, das im Anzuge ist, und sieh zu, wie wir es von uns abwehren können.

Theaitetos. Was denn?

Sokrates. Dieses: wenn jemand fragte, ob es wohl möglich sei, daß einer etwas, wovon er einmal Wissen erlangt hat und woran er die Erinnerung noch unverloren bei sich bewahrt, dann, wenn er sich erinnert, eben das doch nicht weiß, dessen er sich erinnert. Ich bin aber, wie ich merke, sehr weitläufig, da ich doch nur fragen wollte, ob jemand, was er gelernt hat, doch nicht weiß, wenn er sich dessen erinnert.

Theaitetos. Nimmermehr, Sokrates? Das wäre ja ein Wunder, was du da sagst.

Sokrates. Bin ich denn etwa irre? Sieh doch zu! Sagst du nicht, das Sehen sei ein Wahrnehmen und jeder Gesichtseindruck eine Wahrnehmung?

Theaitetos. So sage ich.

Sokrates. Hat nun nicht nach unserm jetzigen Satze der, der etwas gesehen hat, ein Wissen bekommen von dem, was er gesehen hat?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wie weiter? Gibst du nicht auch eine Erinnerung zu?

Theaitetos. O ja.

Sokrates. An nichts oder an etwas?

Theaitetos. An etwas, versteht sich.

Sokrates. Wohl an etwas von dem, was einer gelernt und wahrgenommen hat?

Theaitetos. Woran sonst?

Sokrates. Und was jemand gesehen hat, dessen erinnert er sich doch bisweilen?

Theaitetos. Gewiß.

Sokrates. Auch indem er die Augen schließt? Oder hat er es, sobald er dies tut, auch vergessen?

Theaitetos. Das zu behaupten, mein Sokrates, wäre gewagt.

Sokrates. Und doch müssen wir es, wenn wir nämlich den vorigen Satz aufrecht erhalten wollen; wo nicht, so ist es vorbei mit ihm.

Theaitetos. Auch ich, beim Zeus, merke so etwas, noch begreife ich es aber nicht ganz genau. Sage mir also wie?

Sokrates. Wer sieht, sagen wir, hat Wissen bekommen von dem, was er sieht. Denn Gesicht und Wahrnehmung und Wissen, haben wir zugegeben, ist einerlei.

Theaitetos. Nun ja.

Sokrates. Wer nun gesehen und Wissen von dem, was er gesehen, bekommen hat, erinnert sich dessen zwar, wenn er auch die Augen schließt, sieht es aber dann nicht. Ist es nicht so?

Theaitetos. Ganz recht.

Sokrates. Dies „Er sieht nicht" heißt aber so-

viel wie „Er weiß nicht“, wenn anders „Er sieht“ ebensoviel ist wie „Er erkennt“.

Theaitetos. Das ist richtig.

Sokrates. Es tritt also der Fall ein, daß jemand dessen, wovon er Wissen bekommen hat, sich erinnert, ohne es zu wissen, weil er es nicht sieht, eben das, wovon wir gesagt haben, es würde ein Wunder sein, wenn es geschähe.

Theaitetos. Ganz richtig.

Sokrates. Etwas Unmögliches scheint also zu erfolgen, wenn jemand sagt, Wissen und Wahrnehmung sei dasselbe.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Man muß also sagen, jedes von beiden sei ein anderes.

Theaitetos. So wird es sein müssen.

Sokrates. Was ist also wohl Wissen? Wir müssen es, wie es scheint, noch einmal von vorn an erklären.

Allein, mein Theaitetos, was sind wir doch im Begriff zu tun?

Theaitetos. Wieso?

Sokrates. Es kommt mir vor, als ob wir nach Art eines schlechten Hahnes, von der Sache abspringend, unser Siegesgeschrei anstimmten, ehe wir noch gesiegt haben.

Theaitetos. Wieso denn?

Sokrates. Gerade, ob es uns nur um des Widerspruchs halber wäre, scheinen wir, bloß den Worten nachgehend, unsere Gegenbehauptung aufgestellt zu haben und damit zufrieden zu sein, daß wir durch solche Mittel mit dem Satz fertig geworden sind; und während wir doch behaupten, keine Kunstfechter, son-

dern Weisheitsfreunde zu sein, tun wir dennoch unvermerkt gerade dasselbe wie jene gewaltigen Männer.

Theaitetos. Ich verstehe noch immer nicht, wie du es meinst.

Sokrates. So will ich denn versuchen, dir deutlich zu machen, was ich von der Sache denke. Wir fragten, ob wohl, wenn jemand etwas gelernt hat und sich dessen erinnert, er es doch nicht weiß; und nachdem wir gezeigt hatten, daß, wer etwas gesehen hat und dann die Augen schließt, sich nun dessen erinnert, es aber nicht mehr sieht, zeigten wir, daß er sich erinnere, aber nicht mehr wisse; dies aber sei unmöglich, und so war es aus mit der Fabel des Protagoras sowohl als auch zugleich mit der deinigen von Wissen und Wahrnehmung, daß beides dasselbe sei.

Theaitetos. Offenbar.

Sokrates. Das wäre aber, glaube ich, nicht der Fall gewesen, mein Lieber, wenn nur der Vater der einen Lehre noch lebte, dieser würde ihr noch auf vielerlei Art zu Hilfe gekommen sein. Nun aber, da sie verwaist ist, mißhandeln wir sie, zumal auch nicht einmal die Vormünder, denen Protagoras sie übergeben hat und zu denen auch Theodoros hier gehört, ihr zu Hilfe kommen wollen. Es scheint vielmehr die Gerechtigkeit zu fordern, daß wir ihm beistehen.

Theodoros. Nicht ich, mein Sokrates, sondern vielmehr Kallias, der Sohn des Hipponikos, ist Vormund für des Protagoras Angelegenheiten. Ich aber habe mich ziemlich bald aus dem bloßen Denken in die Geometrie gerettet. Dennoch aber werde ich es dir Dank wissen, wenn du ihm beistehst.

Sokrates. Wohl gesprochen, Theodoros. So betrachte nun meine Hilfeleistung. Es könnte nämlich

jemand noch viel schlimmere Zugeständnisse machen müssen als bisher, wenn er nicht genau auf die Ausdrücke acht hat, so wie wir gewöhnlich zu bejahen oder zu verneinen pflegen. Soll ich mich damit an dich oder an Theaitetos wenden?

Theodoros. An beide gemeinschaftlich, Sokrates. Antworten aber mag dir der Jüngere; denn wenn er fehlt, wird es ihm weniger übel anstehen.

19.

Sokrates. So will ich denn gleich die schlimmste Frage vorbringen. Das ist aber, glaube ich, die folgende: Ist es wohl möglich, daß derselbe Mensch, der etwas weiß, das, was er weiß, zugleich auch nicht weiß?

Theodoros. Was wollen wir hierauf antworten, Theaitetos?

Theaitetos. Ich meinesteils halte es für unmöglich.

Sokrates. Keineswegs, wenn du nämlich sagst, das Sehen sei Wissen. Denn was willst du mit der verfänglichen Frage machen, wenn du einmal, wie man sagt, in die Falle gegangen bist und ein zudringlicher Mensch dir mit der Hand das eine Auge zuhält und dich fragt, ob du mit dem zugehaltenen seinen Mantel siehst?

Theaitetos. Ich werde sagen: mit diesem zwar nicht, wohl aber mit dem anderen.

Sokrates. Also siehst du doch zu gleicher Zeit dasselbe und siehst es auch nicht?

Theaitetos. Auf gewisse Weise wohl.

Sokrates. Ich begehre ja gar nichts, sagt er alsdann, von der Art und Weise zu wissen, habe auch danach gar nicht gefragt, sondern nur, ob du, was du weißt, auch nicht weißt? Nun aber zeigt sich, daß du siehst, was du auch nicht siehst. Und eingestanden hast

du vorher, das Sehen sei Wissen und das Nichtsehen Nichtwissen. So folgere nun selbst, was sich dir hieraus ergibt.

Theaitetos. Ich folgere schon das Gegenteil meiner Annahme.

Sokrates. Wahrscheinlich, du Wunderbarer, würde dir noch mehr dergleichen begegnen, wenn dich jemand noch außerdem fragte, ob man wohl auch deutlich und undeutlich wissen könne, oder aus der Nähe zwar, von weitem aber nicht, und ebenso, ob laut und leise, und tausenderlei dergleichen, was ein dir auflauernder und leichtbewaffneter Mann, ein Söldner in Reden, dich fragen könnte; und wenn du Wissen und Wahrnehmung als dasselbe gesetzt hast, würde er auf das Hören und Riechen und diese Arten von Wahrnehmungen losgehen und dich widerlegen, nicht nachlassend, sondern immer eindringend, bis du in Bewunderung seiner verwünschten Weisheit ganz verstrickt würdest, wodurch er dich in seine Gewalt und seinen Gewahrsam bekäme. Dann würde er dich nur für soviel Geld loslassen, wie dir und ihm gutdünken würde. Was für eine Schutzrede würde also wohl, fragst du vielleicht, Protagoras für seine Lehre halten? Sollen wir nicht versuchen, sie vorzutragen?

Theaitetos. Ja gewiß.

20.

Sokrates. Dies alles, was wir jetzt, um ihm beizustehen, vortragen, wird er vorbringen, und er würde, glaube ich, ziemlich verächtlich gerade auf uns eingehen und sprechen: Dieser ehrliche Sokrates, weil ein Knäblein sich gefürchtet hat, als es gefragt ward, ob wohl derselbe Mensch derselben Sache sich erinnern

und sie doch nicht wissen könnte, und vor Schreck es geleugnet, weil es eben nicht weiter sehen konnte, hat einen Mann wie mich hernach zum Gelächter gemacht in seinen Reden. Die Sache aber, du mutwilliger Sokrates, verhält sich so. Wenn du etwas von dem meinigen durch Fragen untersuchst und der Gefragte wird, indem er das antwortet, was ich selbst geantwortet hätte, des Irrtums überführt, dann werde ich freilich auch widerlegt. Antwortet er aber etwas anderes, dann geschieht letzteres auch ihm, dem Gefragten, allein. So z. B., um nur bei dem nächsten anzufangen, glaubst du denn, jemand werde dir zugeben, daß, wenn einem die Erinnerung an etwas, was ihm begegnete, innewohnt, dies ein ebensolcher Zustand sei, wie der, da es ihm begegnete, obwohl es ihm nun nicht mehr begegnet? Weit gefehlt. Oder daß jemand Bedenken tragen werde zuzugeben, es sei möglich, daß derselbe dasselbe wisse und auch nicht wisse? Oder wenn er sich davor scheuen sollte, daß er jemals zugeben werde, der Veränderte sei noch derselbe wie vor der Veränderung? Oder vielmehr, es sei überhaupt jemand nur der und nicht vielmehr die, und zwar unzählig viele Werdende, solange es noch Veränderung gibt, wenn man sich doch hüten soll, auf die Worte des anderen Jagd zu machen. Vielmehr, mein Bester, würde er sagen: Gehe doch tapferer auf das los, was ich eigentlich behaupte, wenn du nämlich kannst, und widerlege dies, daß nicht jeder von uns seine ihm eigentümlichen Wahrnehmungen hat, oder daß, wenn auch dies der Fall ist, darum doch nicht das Erscheinende für jenen allein werde, oder wenn man Sein sagen soll, sei, dem es erscheint. Sprichst du aber von Schweinen und Affen, so beträgst du dich nicht nur selbst als ein Schwein, son-

dern überredest auch die, die dir zuhören, sich ebenso gegen meine Schrift zu betragen, woran du nicht schön handelst. Denn ich behaupte zwar, daß es um die Wahrheit so steht, wie ich geschrieben habe, daß nämlich ein jeder von uns das Maß dessen sei, was ist und was nicht ist, daß aber dennoch der eine tausendfach sich unterscheide von dem anderen, und zwar eben dadurch, daß dem einen dies ist und erscheint, dem anderen etwas anderes. Und ich bin weit entfernt zu behaupten, daß es keine Weisheit und keinen Weisen gebe; sondern eben den nenne ich weise, der bei einem unter uns, dem Übles erscheint und ist, die Umwandlung bewirken kann, daß es ihm gut erscheine und sei. Diese Rede aber verfolge mir nicht wieder bloß nach dem Wortlaut, sondern vernimm erst folgendermaßen noch deutlicher, was ich meine. Erinnere dich nämlich nur, was zum Beispiel früher gesagt wurde, daß dem Kranken bitter erscheint und ist, was er genießt, während dem Gesunden das Gegenteil ist und erscheint. Weiser nun soll man freilich keinen von beiden machen, es ist auch nicht möglich; auch darf man nicht sagen, der Kranke sei unverständig, weil er sich dies so vorstellt, der Gesunde aber weise, weil er es sich anders vorstellt; wohl aber muß man bei jenem eine Umwandlung bewirken nach der anderen Seite hin, denn die andere Beschaffenheit ist die bessere. Ebenso ist auch in Sachen der Erziehung die eine Beschaffenheit in die bessere umzuwandeln. Der Arzt nun bewirkt diese Umwandlung durch Arzneien, der Sophist aber durch Reden. Und niemals hat einer einen, der sich Falsches vorstellte, dahin gebracht, hernach sich Wahres vorzustellen. Denn es ist weder möglich, das, was nicht ist, sich vorzustellen, noch überhaupt anderes, als in jedem erzeugt wird:

dies aber ist immer wahr. Ich meine vielmehr, nur bei demjenigen, der, vermöge einer schlechteren Beschaffenheit seiner Seele, auch auf eine ihr verwandte Art sich die Dinge vorstellt, kann eine bessere bewirken, daß er sich andere ihr entsprechende Erscheinungen vorstelle, die dann einige aus Unkenntnis wahr nennen, ich aber nenne nur einiges besser als anderes, wahrer hingegen nenne ich nichts. Und unter den Weisen, mein lieber Sokrates, die Frösche zu verstehen, davon bin ich weit entfernt, sondern in Beziehung auf Leiber verstehe ich darunter die Ärzte, in Beziehung auf Gewächse die Landwirte. Ich behaupte nämlich, daß auch diese den Pflanzen anstatt schlechter Wahrnehmungen, wenn sie etwa krank sind, heilsame und gesunde Wahrnehmungen und Wahrheiten beibringen, so wie weise und gute Redner wiederum bewirken, daß den Staaten anstatt des Verderblichen das Heilsame gerecht erscheint und ist. Denn was jedem Staate schön und gerecht erscheint, das ist es für ihn ja auch, so lange er es dafür erklärt; der Weise aber bewirkt, daß anstatt des Verderblichen ihnen nun Heilsames so ist und scheint. Auf eben diese Art nun ist auch der Sophist, der diejenigen, die sich unterrichten lassen, so zu erziehen versteht, allerdings weise und verdient es, große Belohnungen von den Unterrichteten zu empfangen. Und so gilt beides, daß einige weiser sind als andere und daß doch keiner sich Falsches vorstellt, und auch du, magst du nun wollen oder nicht, mußt dir gefallen lassen, ein Maß zu sein. Denn hierdurch wird diese Lehre aufrecht erhalten. Gegen sie magst du nun Einwendungen machen, wenn du aufs neue etwas einzuwenden hast, indem du in einer Rede das Gegenteil durchführst, oder willst du

es lieber durch Fragen, auch so. Denn auch dies Verfahren darf der Verständige nicht scheuen, sondern muß ihm ganz besonders nachtrachten. Nur dies beobachte: betrüge nicht im Fragen. Es ist ja auch eine große Torheit, wenn einer sagt, es sei ihm nur an der Tugend gelegen, und wenn er sich dann doch nicht anders als betrügerisch in seinen Reden zeigt. Betrügen aber heißt in dieser Sache, wenn jemand nicht dies beides gänzlich voneinander trennt und seine Unterredungen anders einrichtet, wenn er nur streiten will, anders aber wieder, wenn er untersuchen will, und im ersten Falle zwar immerhin scherzt und überlistet, soviel er kann, bei der ordentlichen Untersuchung dagegen ernsthaft ist und den mit ihm Untersuchenden zurechtweist, indem er ihm nur diejenigen Fehler aufweist, zu denen er durch sich selbst und durch die, mit denen er früher umging, verleitet worden ist. Wenn du es nun so machst, werden diejenigen, die sich mit dir unterhalten, die Schuld von ihrer Verwirrung und Ungewißheit nur sich selbst, nicht aber dir beimessen, und werden dir nachgehen und dich lieben, sich selbst aber hassen, und in die Philosophie flüchten, um andere zu werden und nicht länger die zu bleiben, die sie vorher waren. Wofern du aber, wie die meisten, das Gegenteil hiervon tust, so wirst du auch das Gegenteil erfahren, und die, die mit dir umgehen, anstatt zu Philosophen vielmehr zu Feinden dieser Sache machen, wenn sie älter geworden sind. Wenn du mir aber folgst, so wirst du, wie schon früher gesagt wurde, nicht etwa feindselig oder streitsüchtig, sondern mit gelassenem Sinn darauf eingehend wirklich untersuchen, wie wir es eigentlich meinen, wenn wir behaupten, daß sich alles bewegt und daß, was

ein jeder sich vorstellt, für ihn auch ist, für den einzelnen sowohl als für den Staat. Und hieraus kannst du hernach weiter folgern, ob Wissen und Wahrnehmung ein und dasselbe sind oder verschieden, nicht aber wie vorher bloß aus dem gewohnten Gebrauch der Worte und Bezeichnungen, die die meisten willkürlich pressen, wodurch sie einander Schwierigkeiten aller Art bereiten.

Dies, mein Theodoros, habe ich deinem Freunde zur Hilfe dargebracht, nach Vermögen, freilich nur Weniges von Wenigem; wenn er aber selbst lebte, würde er seiner Lehre weit glänzender beigestanden haben.

21.

Theodoros. Du scherzest, Sokrates; denn du hast dem Manne mit recht jugendlichem Mute beigestanden.

Sokrates. Wohl gesprochen, mein Freund. Sage mir aber, hast du wohl darauf geachtet, was Protagoras eben sagte, und wie er uns Vorwürfe darüber machte, daß wir an ein Knäblein unsere Rede richten und die Furcht dieses Knaben mit zum Kampfe gegen ihn ausnutzten? Nannte er dies nicht einen schlechten Scherz und wollte er nicht, wie er selbst sein Maß aller Dinge sehr tiefsinnig und gründlich behandelte, daß auch wir ernsthaft umgehen sollten mit seiner Lehre?

Theodoros. Wie sollte ich nicht darauf geachtet haben?

Sokrates. Wie also? Rätst du, ihm zu folgen?

Theodoros. Allerdings.

Sokrates. Du siehst aber doch, daß diese hier sämtlich Knaben sind, außer dir. Sollen wir also dem Manne folgen, so müssen wir beide einander fragen und antworten, um seinen Satz ernsthaft zu

erwägen, damit er uns wenigstens das nicht vorwerfen kann, daß wir nur spielend mit jungen Bürschchen seine Lehre untersucht hätten.

Theodoros. Wie? sollte nicht Theaitetos besser als viele, die große Bärte tragen, der Prüfung eines Satzes folgen können?

Sokrates. Doch aber nicht besser als du, Theodoros. Denke also nur nicht, daß ich zwar deinem verstorbenen Freunde auf alle Weise zu Hilfe kommen müsse, du aber gar nicht. Sondern komm her, mein Bester, und gehe ein wenig mit, nur so weit, bis wir sehen, ob du in geometrischen Zeichnungen das Maß sein sollst oder ob alle ebensogut wie du sich selbst genügen können auch in der Sternkunde und dem übrigen, worin du den Ruf hast dich auszuzeichnen.

Theodoros. Es ist wahrlich nicht leicht, Sokrates, wenn man bei dir sitzt, dir nicht Rede zu stehen, und ich habe eben gar sehr vorbeigeschossen, als ich meinte, du würdest mir wohl erlauben, mich nicht zu entkleiden, und würdest mich nicht zwingen wie die Lakedaimonier. Du aber scheinst dich gar nicht mehr dem Skiron*) zu nähern. Denn die Lakedaimonier befehlen nur entweder sich zu entfernen oder sich zu entkleiden. Du aber scheinst deine Sache mehr nach Art des Antaios**) durchzuführen; denn wer einmal da ist, den läßt du gar nicht los, bis du ihn gezwungen hast, sich zu entkleiden und in Reden mit dir zu streiten.

---

*) Der von Theseus bezwungene sagenhafte Riese, der am Meeresgestade zwischen Megaris und Athen alle Vorübergehenden zum Kampfe zwang. Die Besiegten mußten ihm die Füße waschen und wurden dabei ins Meer gestoßen.

**) Ein riesenhafter libyscher König, der von Herakles im Ringkampf überwunden wurde.

Sokrates. Vortrefflich, Theodoros, hast du meine Krankheit durch diesen Vergleich bezeichnet. Nur daß ich noch stärker bin als jene. Denn gar mancher Herakles und Theseus, mächtig im Reden, hat sich mir schon gestellt und mich tüchtig zusammengehauen; aber ich lasse deshalb doch nicht ab, eine so gewaltige Liebe zu solchen Kampfübungen hat mich ergriffen. Und so mißgönne auch du es mir nicht, dich mit mir zu unterreden zu unserm beiderseitigen Nutzen.

Theodoros. Ich widerspreche nicht länger. Führe mich also, wohin du willst; auf alle Weise werde ich hierin das Schicksal, das du mir spinnen wirst, ertragen müssen und widerlegt werden. Weiter jedoch als du vorher bestimmt hast, werde ich mich dir nicht hingeben können.

Sokrates. Auch soweit ist es genug. Und gib mir nur ja darauf Achtung, daß wir nicht wieder unvermerkt in eine kindische Art von Reden hineingeraten, damit uns dies nicht jemand noch einmal vorwerfen kann.

Theodoros. Ich will es wenigstens nach Kräften versuchen.

22.

Sokrates. Eben das also laß uns auch jetzt wieder zuerst vornehmen, was wir früher besprachen, und laß uns sehen, ob wir mit Recht oder mit Unrecht ärgerlich wurden und es an dem Satze tadelten, daß er einen jeden für sich selbst genügend an Einsicht erklärte; und Protagoras gab uns doch zu, daß in Hinsicht auf das Bessere und Schlechtere einige einen Vorzug hätten, die daher auch weise wären. Nicht so?

Theodoros. Ja.

Sokrates. Wenn er nun, selbst gegenwärtig, dieses zugestanden hätte und nicht bloß wir es zugegeben hätten, die wir ihn vertreten, so würde es nicht einmal nötig sein, noch einmal von vorn anzufangen, um es zu bestätigen. Nun aber könnte vielleicht jemand behaupten, wir seien nicht bevollmächtigt, für ihn etwas zuzugestehen. Daher ist es besser, eben dies noch einmal genauer durchzugehen. Denn es macht keinen geringen Unterschied, ob es sich so verhält oder anders.

Theodoros. Du hast recht.

Sokrates. Laß uns daher von nirgend anders her, sondern eben aus seinem Satze so kurz als möglich die Zustimmung hierzu ableiten.

Theodoros. Wie aber?

Sokrates. So.

Was jedem zu sein scheint, so sagt er doch, das ist auch für den, dem es scheint?

Theodoros. Das sagt er freilich.

Sokrates. Also, Protagoras, sprechen auch wir eines Menschen oder vielmehr aller Menschen Meinungen aus, wenn wir sagen, es gebe keinen, wer es auch sei, der nicht in einigen Dingen sich selbst für weiser halte als die anderen, in anderen aber auch andere für weiser als sich, und daß sie in den größten Gefahren, wenn sie in Feldzügen, in Krankheiten, auf der See in Not geraten, sich zu denen, die in diesen Umständen die Regierung führen, als zu Göttern wenden und auf sie als ihre Retter hoffen, die sich doch durch nichts anderes unterscheiden als durch das Wissen. Und überall im menschlichen Leben ist es voll von solchen, die Lehrer und Gebieter suchen für sich selbst und die anderen Geschöpfe und ihre Handlungen, und ebenso auch von solchen, die glauben, daß sie im-

stande sind zu lehren und imstande zu gebieten. Und was können wir in allen diesen Fällen anders sagen, als daß die Menschen selbst glauben, es wohne ihnen Weisheit und Unwissenheit inne?

Theodoros. Nichts anderes.

Sokrates. Halten sie nun nicht die Weisheit für richtige Einsicht, die Unwissenheit aber für falsche Vorstellung?

Theodoros. Wofür sonst?

Sokrates. Was also, Protagoras, sollen wir mit dieser Rede anfangen? Sollen wir sagen, daß die Menschen immer richtige Vorstellungen haben? oder bisweilen richtige, bisweilen falsche? Denn aus beidem ergibt sich auf jeden Fall, daß sie nicht immer Richtiges, sondern beides meinen. Denn bedenke nur, Theodoros, ob wohl einer von denen, die es mit dem Protagoras halten, oder du selbst behaupten wolltest, daß niemand glaube, ein anderer sei unwissend und mache sich falsche Vorstellungen?

Theodoros. Das wäre ganz unglaublich, Sokrates.

Sokrates. Und doch kommt man in diese Verlegenheit mit dem Satz, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist.

Theodoros. Wie doch?

Sokrates. Wenn du dir selbst über etwas ein Urteil gebildet hast und mir nun deine Vorstellung davon kundtust, so muß nach jenes Behauptung für dich zwar dies wahr sein; steht es aber uns anderen nicht frei, auch wieder Richter zu sein über dein Urteil, oder urteilen wir, daß du immer eine richtige Vorstellung hast? und werden nicht vielmehr in jedem Fall unzählig viele gegen dich auftreten, die das Gegenteil meinen und glauben, daß du falsch meinst und urteilst?

Theodoros. Jawohl, beim Zeus, mein Sokrates, unzählig viele, wie Homer*) sagt, die mir aller Welt Händel erregen.

Sokrates. Wie also? Sollen wir sagen, daß dann deine Meinung für dich wahr ist, für jene Unzähligen aber falsch?

Theodoros. So scheint es wenigstens dem Satze nach notwendig zu sein.

Sokrates. Wie steht es aber mit dem Protagoras selbst? Wird er nicht zugeben müssen, daß, wenn weder er selbst glaubte, daß der Mensch das Maß ist, noch auch die Leute, — wie denn diese es auch nicht glauben, — daß dann diese Wahrheit, die er geschrieben hat, für niemanden Geltung hat? Und wenn er es glaubt, die Leute aber es nicht mit ihm glauben, so weißt du doch zunächst, daß sie alsdann desto mehr nicht ist als ist, je mehr Leute nicht dieser Ansicht sind.

Theodoros. Allerdings, da sie ja nach Maßgabe der einzelnen Vorstellungen auch sein und nicht sein wird.

Sokrates. Dann ist doch dies das schönste bei der Sache: er gibt gewissermaßen zu, daß die Meinung der über seine Meinung entgegengesetzt Denkenden, vermöge deren sie der Ansicht sind, er irre, wahr ist, da er ja einräumt, daß aller Menschen Meinungen wahr seien.

Theodoros. Allerdings.

Sokrates. So gäbe er also zu, daß seine eigene falsch ist, wenn er eingesteht, daß die Meinung derer wahr ist, die dafür halten, er irre.

Theodoros. Notwendigerweise.

*) Odyssee 16,121, wo Telemachos zu Odysseus sagt: „Diesem (d. i. mir) erfüllen anjetzt unzählige Feinde die Wohnung."

Sokrates. Die anderen aber geben von sich nicht zu, daß sie irren?

Theodoros. Ganz und gar nicht.

Sokrates. Er aber gesteht auch dieser Vorstellung wiederum zu, daß sie richtig sei, zufolge dessen, was er geschrieben hat?

Theodoros. So scheint es.

Sokrates. Von allen also, beim Protagoras angefangen, wird beansprucht werden oder vielmehr von ihm doch zugestanden, daß, wenn er dem, der das Gegenteil von ihm behauptet, zugibt, seine Meinung sei richtig, auch Protagoras selbst einräumen wird, daß weder ein Hund noch auch der erste beste Mensch das Maß ist, auch nicht für eine einzige Sache, die er nicht erlernt hat. Nicht so?

Theodoros. So ist es.

Sokrates. Wenn darüber also alle einig sind, so wäre sie ja für niemanden wahr diese Wahrheit des Protagoras, weder für irgendeinen anderen noch auch für ihn selbst.

Theodoros. Gar zu heftig, mein Sokrates, rennen wir meinen Freund an.

Sokrates. Aber, mein Lieber, es ist ungewiß, ob wir nicht auch etwa an dem Richtigen vorbeirennen. Denn es ist anzunehmen, daß jener so viel Ältere auch weiser ist als wir, und könnte er sich jetzt hier nur bis an den Hals hervorarbeiten, so würde er mich sowohl dafür, daß ich in den Tag hineingeredet, wie sehr wahrscheinlich, hart bestrafen, als auch dich dafür, daß du alles zugegeben, und würde dann wieder untertauchen und verschwinden. Indes werden wir uns, denke ich, mit uns selbst begnügen müssen, so schwach wir auch sind, und nur sagen, was uns jedesmal richtig scheint. So

auch jetzt. Können wir etwas anderes sagen, als daß jeder, wer es auch sei, dies zugeben müsse, daß einer weiser ist als der andere, und so auch unwissender?

Theodoros. Mich zum wenigsten dünkt es so.

23.

Sokrates. Auch etwa, daß der Satz am besten so bestehen werde, wie wir ihn, um dem Protagoras zu helfen, bestimmt haben, daß vieles zwar für einen jeden, wie es ihm scheint, so auch ist, das Warme nämlich, das Trockne, das Süße und alles zu dieser Art Gehörige. Wenn er aber doch einräumt, daß in einigen Dingen einer besser ist als der andere, so würde er am liebsten sagen mögen, daß in Hinsicht auf das Gesunde und Ungesunde nicht jedes Weib oder Kind oder Tier imstande sei, sich selbst zu heilen durch seine Erkenntnis dessen, was ihm gesund ist, sondern daß hierin, wenn irgendwo, der eine besser sei als der andere.

Theodoros. So wenigstens scheint es mir.

Sokrates. Ebenso auch auf staatlichem Gebiete; was in betreff des Schönen und Schlechten, des Gerechten und Ungerechten, des Frommen und Unfrommen ein Staat für eine Meinung faßt und dann feststellt als gesetzmäßig, das ist es nun auch für jeden in Wahrheit, und in diesen Dingen ist weder ein einzelner noch ein Staat weiser als der andere. Aber in der Festsetzung dessen, was ihm zuträglich ist oder nicht zuträglich, da wiederum wird, wenn irgendwo, zugegeben werden müssen, daß ein Ratgeber sich unterscheidet von dem anderen und eines Staates Ansicht von der anderen in Hinsicht auf Wahrheit, und keineswegs dürfte er wagen zu behaupten, daß, was ein

Staat als nützlich für sich festsetzt, dies ihm auch auf jeden Fall nützen werde. Bei jenem vorher Erwähnten aber, dem Gerechten und Ungerechten, dem Frommen und Gottlosen, wollen sie behaupten, daß nichts in dieser Art schon von Natur eine bestimmte Wesenheit habe, sondern, was allgemein angenommen werde, das werde wirklich zu der Zeit, wann und so lange es dafür gehalten werde. Und so viele doch nicht völlig des Protagoras Lehre lehren, halten es mit ihrer Weisheit ungefähr folgendermaßen. Aber, Theodoros, wir kommen immer aus einer Untersuchung in die andere und aus einer kleineren in eine größere.

Theodoros. Haben wir denn nicht Muße, Sokrates?

Sokrates. Ja, so scheint es. Deshalb, du herrlicher Mann, habe ich schon oftmals und auch jetzt wieder bedacht, wie natürlich es zugeht, daß die, die viele Zeit mit wissenschaftlichen Dingen hinbringen, wenn sie einmal in die Gerichtshöfe kommen, als Redner sich lächerlich machen.

Theodoros. Wie meinst du das?

Sokrates. Mir scheint, daß diejenigen, die sich von Jugend auf an den Gerichtsstätten oder dergleichen aufhalten, im Vergleich mit denen, die bei den Wissenschaften und in solchen Beschäftigungen erzogen worden sind, die Erziehung von Sklaven erhalten im Gegensatz zu der von Freien.

Theodoros. Inwiefern denn?

Sokrates. Insofern jenen das, was du eben nanntest, die Muße, niemals fehlt und sie ruhig mit Muße ihre Untersuchungen anstellen, so wie wir jetzt schon die dritte an die früheren anknüpfen; so verfahren auch sie, wenn ihnen eine sich eben darbietende besser

gefällt als die bereits vorliegende, und es kümmert sie gar nicht, ob sie lange oder kurze Zeit reden, wenn sie nur das Rechte treffen. Die anderen aber reden teils immer im Gedränge, denn das abfließende Wasser*) treibt sie zur Eile und läßt sie nicht Untersuchungen anstellen, worüber sie es am liebsten möchten; sondern der Gegner steht dabei mit dem Zwangsmittel der verlesenen Anklageschrift, der sogenannten Antomosie, über deren Grenzen hinaus sie nichts reden dürfen. Dann auch beziehen sich ihre Reden immer auf einen ihrer Mitknechte, und sind gerichtet an einen Herrn, der vor ihnen sitzt und die Gewalt in Händen hat. Und der Streit geht niemals um dies und jenes, sondern immer um die Sache, ja oft geht es um das Leben. So kommt es, daß sie durch alles dies zwar scharfsichtig und gewitzigt werden und sich trefflich darauf verstehen, ihrem Herrn mit Worten zu schmeicheln und mit der Tat zu dienen; aber kleinlich und unehrlich sind ihre Seelen. Denn die Knechtschaft von Jugend an hat ihnen die Vervollkommnung und das freie gerade Wesen benommen, indem sie sie zwingt, krumme Wege zu wandeln, und die noch zarten Seelen in große Gefahren und Besorgnisse verwickelt, die sie ohne Verletzung des Gerechten und Wahren nicht überstehen können. Indem sie sich daher sogleich zur Lüge und zum gegenseitigen Unrechttun hinwenden, werden sie so verunstaltet und verkrüppelt, daß schon nichts Gesundes mehr an ihren Seelen ist, wenn sie aus Jünglingen zu Männern werden, wie gewaltig und weise sie auch geworden zu sein glauben. So nun sind diese beschaffen, Theodoros. Was aber die von unsrer

*) Die dem Redner vor Gericht gegönnte Zeit wurde durch eine einer Sanduhr ähnliche Wasseruhr (κλεψύδρα) gemessen.

Schar anlangt, sollen wir die auch beschreiben oder sollen wir die beiseite lassen und uns wiederum zu unserer Rede wenden, damit wir nicht die Freiheit und Ungebundenheit unserer Reden, von denen ich eben sprach, allzustark gebrauchen?

Theodoros. Keineswegs, Sokrates, sondern wir wollen sie beschreiben. Denn sehr richtig hast du dies bemerkt, daß wir, die wir zu einer derartigen Schar gehören, nicht Sklaven unsrer Reden sind, sondern die Reden gleichsam unsere Diener, die es abwarten müssen abgefertigt zu werden, wie es uns gefällt. Denn weder ein Richter noch wie bei den Dichtern ein Zuschauer sitzt vor uns mit der Befugnis, uns zu tadeln oder zu gebieten.

24.

Sokrates. So laß uns denn, da es dir so gefällt, von denen reden, die an der Spitze stehen. Denn was wollte man auch von denen sagen, die sich nur auf eine schlechte Art mit der Philosophie beschäftigen? Jene nun wissen von Jugend auf nicht einmal den Weg auf den Markt, noch wo das Gerichtshaus, noch wo das Versammlungshaus des Rates ist, noch wo irgendeine andere Staatsgewalt ihre Sitzung hält. Gesetze aber und Volksbeschlüsse, geschriebene oder ungeschriebene, sehen sie weder noch hören sie von ihnen. Den Wettbewerb der Genossenschaften*) um die obrigkeitlichen Ämter und die beratschlagenden Zusammenkünfte und die Feste mit Flötenspielerinnen — dergleichen zu besuchen fällt ihnen auch im Traume nicht ein. Ob ferner jemand edel oder unedel geboren ist in der

*) Der politischen Klubs.

Stadt, oder was einem von seinen Vorfahren her Übles anhängt von väterlicher oder mütterlicher Seite, davon weiß er weniger, wie man sagt, als wieviel es Sand am Meere gibt. Und von alledem weiß er nicht einmal, daß er es nicht weiß. Denn er enthält sich dessen nicht etwa um seines guten Rufes willen, sondern in der Tat wohnt nur sein Körper im Staate und hält sich darin auf; seine Seele aber, die dies alles für gering und nichtig hält, schweift nach Pindar überall umher, messend, was auf der Erde und was in ihren Tiefen ist, und am Himmel die Sterne beobachtend, und überall jegliche Beschaffenheit jeder Gattung alles dessen, was ist, erforschend, zu nichts aber von dem, was in ihrer unmittelbaren Nähe ist, sich herablassend.

Theodoros. Wie meinst du das, Sokrates?

Sokrates. Wie auch den Thales, mein Theodoros, als er, um die Sterne zu beschauen, den Blick nach oben gerichtet, in den Brunnen fiel, eine kluge und witzige thrakische Magd soll verspottet haben, daß er, was am Himmel sei, wohl zu erfahren strebte, was aber vor ihm und zu seinen Füßen liege, ihm unbekannt bleibe. Mit diesem nämlichen Spotte nun reicht man noch immer aus gegen alle, die in der Philosophie leben. Denn in der Tat, ein solcher weiß nichts von seinem Nächsten und Nachbarn, nicht nur nicht, was er betreibt, sondern kaum, ob er ein Mensch ist oder etwa irgendein anderes Geschöpf. Was aber der Mensch an sich sein mag und was einer solchen Natur demgemäß im Unterschied von allen anderen zu tun und zu leiden ziemt, das untersucht er und das zu erforschen läßt er sich Mühe kosten. Du verstehst mich doch, Theodoros, oder nicht?

Theodoros. Sehr gut; und sehr richtig ist, was du sagst.

Sokrates. Daher erregt auch ein solcher, mein Freund, wenn er mit jemand für sich Geschäfte zu treiben hat oder auch in öffentlichen Angelegenheiten, wie ich anfangs sagte, wenn er etwa vor Gericht oder sonst irgendwo von dem, was vor seinen Füßen oder Augen ist, zu reden genötigt wird, Gelächter nicht nur bei den Thrakerinnen, sondern auch bei dem übrigen Volk, indem er aus Unerfahrenheit in Brunnen fällt und in allerlei Verlegenheit gerät, und seine gewaltige Ungeschicklichkeit erregt die Meinung, er sei unverbesserlich. Denn wo es darauf ankommt, einen mit Schmähungen anzugreifen, weiß er keinen einzeln anzugreifen, indem er von niemand irgend etwas Übles weiß, weil er sich nie darum bekümmert hat. Weil er nun keinen Rat weiß, erscheint er lächerlich. Und wiederum, wo gelobt und in prächtigen Worten von anderen geredet werden soll, merkt man, daß er lacht nicht etwa bloß zum Schein, sondern im Ernst, und so erscheint er albern. Denn wo er einen Tyrannen oder König preisen hört, kommt es ihm vor, als hörte er irgendeinen Schweine- oder Schaf- oder Rinderhirten glücklich preisen, weil er viel melkt; nur glaubt er, daß jener ein unlenksameres und bösharteres Tier hütet und melkt als diese und daß ein solcher aus Mangel an Muße nicht minder ungesittet und ungebildet sein muß als die Hirten, eingezwängt auf dem Berge in seine Mauern wie in eine Hürde. Hört er aber von 10000*) Morgen Landes oder noch mehr,

*) Mit diesem Zahlworte bezeichneten die Griechen eine unendlich große Anzahl wie die Römer mit sescenti (600). Vgl. unser „tausendmal".

als hätte, wer sie besitzt, ein ungeheuer großes Besitztum, so dünkt ihn, er höre eine Winzigkeit erwähnen, gewohnt, wie er ist, über die ganze Erde zu schauen. Und wenn sie gar die Geschlechter besingen, wie irgendein Edler sieben reiche Ahnherren aufzuweisen habe, so meint er, ein sehr kurzsichtiges Lob zu hören von solchen, die nur auf das Kleine merken und aus Unwissenheit nicht vermögen, immer auf das Ganze zu blicken noch zu berechnen, daß ein jeder unzählige Tausende von Ahnen und Vorfahren hat, worunter Reiche und Arme, Könige und Knechte, Ausländer und Hellenen oftmals zehntausend bei dem ersten besten gewesen sein können. Aber ein Verzeichnis von fünfundzwanzig Vorfahren für etwas Großes auszugeben und etwa auf Herakles, den Sohn des Amphitryon, zurückzugehen, das gilt ihm für das Ungereimteste in der Kleinlichkeit; und er lacht darüber, daß sie sich nicht einmal klar machen können, daß sie, wie nun aufwärts vom Amphitryon der fünfundzwanzigste, also der fünfzigste von ihm selbst, doch wieder einer war, wie es sich eben traf, und daß sie dadurch das aufgeblasene Wesen einer törichten Seele nicht zu beseitigen vermögen. Wegen alles dessen nun wird ein solcher von der Menge verlacht, indem er hier sich stolz zeigt, wie es ihnen dünkt, dort aber wieder unwissend in dem, was vor seinen Füßen liegt, und ratlos in allen Einzelheiten.

Theodoros. Genau so, wie es in Wirklichkeit vorkommt, stellst du es dar, Sokrates.

25.

Sokrates. Zieht er selbst aber einen zu sich hinauf, mein Lieber, und will sich einer ihm zuliebe ver-

steigen von dem „Ob ich dir hierin unrecht tue oder du mir“ zur Untersuchung der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit selbst, was jede von ihnen ist, und wodurch sie unter sich und von allem übrigen unterschieden sind, oder von dem „Glücklich ist ein König, der viel Gold besitzt“ zu der Frage vom Königtum selbst und überhaupt von menschlicher Glückseligkeit und Elend, worin beides besteht und auf welche Weise es der menschlichen Natur zukommt, die eine zu erlangen und dem anderen zu entgehen — sobald über eins von diesen Dingen ein solcher kleinlich Gesinnter, Scharfsinniger, in Rechtsstreiten Gewandter Rede stehen soll, dann geht es ihm genau so: schwindelig von der Höhe, in der er schwebt, und von oben herabschauend, infolge des ungewohnten Zustandes ängstlich und unbeholfen, der Sprache nicht mächtiger als ein Ausländer, erregt er bei den Thrakerinnen zwar nicht Gelächter, auch sonst bei den Ununterrichteten nicht, denn sie bemerken es nicht, wohl aber bei allen, die nicht wie Leibeigene, sondern auf die entgegengesetzte Art aufgewachsen sind. Dies nun, Theodoros, ist die Weise eines jeden von beiden, die eine dessen, der wahrhaft in Freiheit und Muße auferzogen ist, den du einen Philosophen nennst und dem es ungestraft hingehen mag, daß er einfältig erscheint und nichts gilt, wo es auf knechtische Dienstleistungen ankommt, daß er etwa nicht versteht, das Bündel zu schnüren oder eine Speise oder auch schmeichlerische Worte zu würzen; die andere dessen, der alles dies zwar zierlich und behende zu beschicken weiß, dagegen aber nicht einmal seinen Mantel wie ein freier Mann zu tragen versteht, viel weniger den Wohlklang der Rede, das wahrhafte Leben der seligen Götter und Menschen würdig zu preisen.

Theodoros. Wenn du, Sokrates, alle ebenso wie mich von der Wahrheit deiner Worte überzeugen könntest, so würde mehr Friede und weniger Übel unter den Menschen sein.

Sokrates. Aber das Übel, Theodoros, kann weder ausgerottet werden, denn es muß immer etwas dem Guten Entgegengesetztes geben, noch auch bei den Göttern seinen Sitz haben; es umwandelt vielmehr mit Notwendigkeit die sterbliche Natur und zieht in dieser Gegend umher. Deshalb muß man auch danach trachten, von hier so schnell wie möglich dorthin zu entfliehen. Der Weg dazu ist möglichste Verähnlichung mit Gott; und diese Verähnlichung bedeutet, daß man gerecht und fromm sei mit Einsicht. Allein, mein Bester, es ist gar nicht leicht deutlich zu machen, daß nicht aus der Ursache, weshalb die meisten sagen, daß man die Schlechtigkeit fliehen und der Tugend nachstreben solle, die eine zu suchen ist und die andere nicht, damit man nämlich nicht böse, sondern gut zu sein scheine. Denn dies ist nur, was man der alten Weiber Geschwätz nennt, wie mir scheint; das Wahre aber wollen wir so vortragen: Gott ist niemals auf irgendeine Weise ungerecht, sondern im höchsten Sinne vollkommen gerecht, und nichts ist ihm ähnlicher, als wer unter uns ebenfalls so gerecht wie möglich ist. Und hierauf geht auch die wahre Meisterschaft eines Mannes, so wie seine Nichtigkeit und Unmännlichkeit. Denn die Erkenntnis dessen ist wahre Weisheit und Tugend, die Unkenntnis offenbare Torheit und Schlechtigkeit. Jegliche andere scheinbare Meisterschaft und Einsicht aber ist, wenn sie in der bürgerlichen Verwaltung hervortritt, würdelos, wenn in den Handwerkerkünsten, etwas unedel. Für den also, der ungerecht han-

delt und Gottloses redet und tut, ist es das Beste, wenn er es zur Meisterschaft in arglistigem Wesen gebracht hat; denn solche Leute freuen sich über den Vorwurf und glauben herauszuhören, daß sie nicht Toren sind, unnütze Lasten der Erde, sondern Männer, wie die sein müssen, denen es im Staate wohlgehen soll. So muß man ihnen also die Wahrheit sagen, daß sie nur in um so höherem Grade so sind, wie sie nicht zu sein glauben, weil sie es nicht glauben. Denn unbekannt ist ihnen, was am wenigsten jemandem unbekannt sein sollte, die Strafe der Ungerechtigkeit, nämlich nicht, was sie dafür halten, Schläge und Todesstrafe, wovon ihnen oft nichts widerfährt trotz ihrer Freveltaten, sondern eine, der zu entfliehen unmöglich ist.

Theodoros. Welche meinst du denn?

Sokrates. Zwei Vorbilder, Freund, sind aufgestellt in der Welt, das Göttliche als das Glückseligste, und das Gottlose als das Unseligste; sie aber sehen nicht, daß es sich so verhält, und werden aus Torheit und unglaublichem Unverstande unvermerkt infolge ihrer ungerechten Handlungen diesem ähnlich, immer unähnlicher aber jenem. Dafür leiden sie dann die Strafe, indem sie ein Leben führen, dem angemessen, dem sie ähnlich geworden sind. Sagen wir ihnen nun, daß, wenn sie von jener Meisterschaft nicht ablassen, dann auch nach ihrem Tode jene von allen Übeln freie Stätte sie nicht aufnehmen werde, sondern sie immer hienieden ein ihrem Wandel entsprechendes Leben führen werden, als Böse im Bösen lebend, so hören sie als Weise und Überkluge das alles doch nur wie die Rede armseliger Toren an.

Theodoros. Ganz gewiß, Sokrates.

Sokrates. Ich weiß es, mein Freund. Eines aber begegnet ihnen doch: wenn sie nämlich einzeln Rede stehen und Antwort geben sollen über das, was sie tadeln, und wenn sie wirklich tapfer lange genug aushalten und nicht unmännlich fliehen, dann, mein Guter, endet es wunderlich mit ihnen, indem sie nämlich sich selbst nicht gefallen in dem, was sie sagen, und indem ihre Redekunst gleichsam ganz zusammenschrumpft, so daß sie sich in nichts von Kindern zu unterscheiden scheinen.

Doch dies Thema wollen wir nun verlassen, da es ohnehin nur beiläufig behandelt war; wo nicht, so möchte uns immer mehr Stoff zuströmen und die ursprüngliche Untersuchung ganz verschütten. Laß uns aber zu dem vorigen zurückkehren, wenn es auch dir genehm ist.

Theodoros. Mir, mein Sokrates, war nicht minder angenehm, dergleichen zu hören, dem auch in meinen Jahren leichter zu folgen ist. Gefällt es dir jedoch, so laß uns wieder zurückgreifen.

26.

Sokrates. Waren wir nicht in unsrer Untersuchung dort angelangt, wo wir sagten, daß diejenigen, die das bewegliche Sein annähmen und daß, was jedem jedesmal scheine, auch für ihn, dem es scheine, wirklich so sei, von allem übrigen und so auch vorzüglich vom Recht behaupten, was ein Staat feststelle als ihm annehmlich, das sei auch für ihn, der es feststelle, recht, solange er es stehen lasse, daß aber, was das Gute betrifft, doch wohl keiner von ihnen so mutig sei, daß er sich unterstehe zu behaupten, auch was ein Staat als nützlich aufstelle, weil er es dafür halte, das sei ihm auch, solange er es gelten lasse,

wirklich nützlich. Es müßte sich denn jemand auf das bloße Wort versteifen; das wäre aber in Beziehung auf das, was wir verhandeln, reiner Spott. Nicht wahr?

Theodoros. Freilich.

Sokrates. Man rede also nicht von dem Worte, sondern von der Sache, die unter diesem Namen zur Erörterung steht.

Theodoros. Allerdings.

Sokrates. Was er aber so nennt, das sucht auch jeder Staat bei seiner Gesetzgebung zu treffen, und er richtet alle Gesetze nach bestem Wissen und Können so nützlich für sich selbst ein als möglich. Oder sieht er auf etwas anderes, wenn er Gesetze gibt?

Theodoros. Gewiß nicht.

Sokrates. Trifft er es nun auch jedesmal? Oder verfehlt nicht auch jeder gar vieles?

Theodoros. Ich glaube, daß er auch fehlgreift.

Sokrates. Noch eher würde ferner jeder dasselbe zugeben, wenn man nach der ganzen Gattung fragte, zu der auch das Nützliche gehört. Es bezieht sich aber wohl auch auf die zukünftige Zeit. Denn wenn wir Gesetze geben, so geben wir sie, weil sie nützlich sein sollen für die spätere Zeit, und dies nennen wir doch mit Recht die Zukunft.

Theodoros. Freilich.

Sokrates. Komm also und laß uns den Protagoras oder einen andern, der dasselbe, wie er behauptet, also fragen: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, wie ihr sagt, Protagoras, des Weißen, des Schweren, des Leichten, kurz aller Dinge der Art ohne Ausnahme. Denn da er den Maßstab dafür in sich selbst trägt, so stellt er es sich, weil er es für solches

hält, wie es ihm begegnet, als wahr und wirklich für sich vor. Ist es nicht so?

Theodoros. Völlig so.

Sokrates. Sollen wir nun weiter sagen, Protagoras, daß der Mensch auch den Maßstab für das, was sein wird, in sich trägt, und daß, was jeder als zukünftig annimmt, auch wirklich so geschieht für den, der es annimmt? Z. B. mit der Wärme: wenn irgendein Unkundiger glaubt, das Fieber werde ihn packen und diese Wärme werde sich bei ihm einstellen; ein anderer aber, ein Arzt, glaubt das Gegenteil: sollen wir dann sagen, die Zukunft werde sich nach der Meinung eines von beiden gestalten, oder etwa nach der beider? und wird er für den Arzt nicht warm und nicht fieberhaft werden, für sich aber beides?

Theodoros. Lächerlich wäre das fürwahr.

Sokrates. Ferner, glaube ich, ist über den zu erwartenden süßen oder herben Geschmack des Weines die Meinung des Landmanns, nicht aber die des Zitherspielers entscheidend.

Theodoros. Wie sonst?

Sokrates. Ebensowenig kann wohl von dem, was gut oder übel klingen wird, ein Turnmeister eine richtigere Vorstellung haben als ein Tonkünstler, selbst von dem, was hernach auch ihm, dem Turnmeister, wohlklingend erscheinen wird.

Theodoros. Keineswegs.

Sokrates. So ist auch, wenn ein Mahl bereitet wird, das Urteil dessen, der bewirtet wird und von der Kochkunst nichts versteht, minder gültig als das des Kochs über den daraus zu erwartenden Genuß. Denn über den Genuß, den jeder bereits hat oder gehabt hat, wollen wir nicht weiter aufs neue einen

Streit erregen, sondern nur, ob in betreff dessen, was künftig einem jeden scheinen und sein wird, auch ein jeder für sich selbst der beste Richter ist, oder ob du, Protagoras, was jeder von uns vor Gericht durch Reden glaublich machen kann, besser im voraus beurteilen wirst als irgendein der Sache Unkundiger?

Theodoros. Ei wohl, mein Sokrates; hierin eben verhieß er ja vornehmlich besser zu sein als irgendeiner.

Sokrates. Beim Zeus, mein Lieber. Oder es hätte ja gewiß niemand viel Geld für seinen Unterricht bezahlt, wenn er seine Zuhörer nicht zu überzeugen wußte, daß das, was in Zukunft scheinen und sein wird, weder ein Seher noch sonst ein anderer besser beurteilen könne als eben er.

Theodoros. Vollkommen wahr.

Sokrates. Gehen nun nicht auch die Gesetzgebungen und das Nützliche auf die Zukunft? und muß nicht jeder zugeben, daß ein gesetzgebender Staat oft das Nützlichste verfehlt?

Theodoros. Sicher.

Sokrates. Mit gutem Grunde also können wir zu deinem Lehrer sagen, daß er notwendig zugeben muß, einer sei weiser als der andere, und nur ein solcher sei ein Maß; ich aber, der Unwissende, könne auf keine Weise gezwungen werden ein Maß zu sein, wozu mich eben die für ihn gesprochene Rede zwingen wollte, ich mochte wollen oder nicht.

Theodoros. Auf jene Weise, Sokrates, scheint mir seine Lehre am besten widerlegt zu werden, die ja auch dadurch widerlegt wird, daß er die Meinungen anderer gelten läßt, die doch offenbar seine Sätze nicht für wahr halten wollten.

Sokrates. Noch auf manche andere Weise, mein Theodoros, kann ein solcher Satz, daß jede Vorstellung eines jeden wahr sein soll, widerlegt werden. Was aber die einen jeden treffende Empfindung betrifft, woraus die Wahrnehmungen und die sich auf sie beziehenden Vorstellungen entstehen, so ist es schwerer zu zeigen, daß diese nicht wahr sind. Vielleicht aber ist das nicht richtig ausgedrückt; sie sind vielleicht überhaupt nicht zu widerlegen, so daß diejenigen, die behaupten, sie seien untrüglich und Erkenntnisse, vielleicht wohl recht haben, und also auch unser Theaitetos nicht weit vom Ziele getroffen hat, als er festsetzte, daß Wahrnehmung und Wissen dasselbe wären. Wir müssen also näher darauf eingehen, wie die für den Protagoras geführte Verteidigung uns gebot, und dieses schwebende und bewegliche Sein durch Anklopfen daraufhin untersuchen, ob es ganz klingt oder zerbrochen. Der Streit darüber ist ja aber schon immer nicht gering gewesen, und nicht unter wenigen.

27.

Theodoros. Wahrlich keineswegs gering, vorzüglich in Jonien breitet er sich gar sehr aus. Denn die Freunde des Herakleitos sind sehr tapfere Anführer bei der Verteidigung dieses Satzes.

Sokrates. Desto mehr, lieber Theodoros, müssen wir die Sache von vorn an betrachten, so wie sie selbst uns weisen.

Theodoros. Allerdings, mein Sokrates. Nur daß man sich, was diese Heraklitischen oder, wie du sagst, Homerischen und noch älteren Behauptungen betrifft, mit denen zu Ephesos, so viel deren der Sache kundig zu sein vorgeben, sich ebensowenig in ein ernsthaftes

Gespräch einlassen kann wie mit den Rasenden. Denn vollständig im Geiste ihrer Schriften sind sie immer in Bewegung; festen Fuß aber zu fassen bei einem Satz und einer Frage und gelassen jeder nach seiner Ordnung zu fragen und zu antworten, davon ist ihnen weniger verliehen als nichts. Ja, auch dieses Nichts ist schon zu viel gesagt, so wenig Ruhe ist in diesen Leuten. Vielmehr, wenn du einen etwas fragst, so zieht er wie aus einem Köcher rätselhafte kleine Sprüchlein hervor und schießt sie ab; und willst du dann darüber wieder eine Erklärung, wie es gemeint gewesen, so wirst du von einem anderen neugeformten Ausdruck getroffen. Zu Ende bringen wirst du aber niemals etwas mit einem von ihnen, noch auch werden sie es selbst untereinander. Sondern sehr genau beobachten sie dieses, daß ja nichts fest bleibe weder in der Rede noch auch in ihrer eignen Seele, indem sie, wie mich dünkt, meinen, dies möchte etwas Beharrliches sein, wogegen sie ebenso gewaltig streiten, und es überall, wo sie nur können, ausmerzen.

Sokrates. Vielleicht, Theodoros, hast du die Männer nur gesehen, wenn sie Krieg führen, bist aber nicht mit ihnen gewesen, wenn sie Frieden halten; denn sie sind dir eben nicht freund. Dergleichen aber, glaube ich, werden sie in ruhigen Stunden ihren Schülern mitteilen, die sie sich ähnlich zu machen suchen.

Theodoros. Was doch für Schülern, du Wunderlicher! Bei diesen wird gar nicht einer des anderen Schüler, sondern sie wachsen von selbst auf, jeder aus zufälliger Veranlassung begeistert, und einer hält immer den anderen für nichts. Von diesen also wirst du, wie ich schon sagen wollte, niemals eine Antwort erhalten, weder gutwillig noch gezwungen; sondern wir

müssen sie selbst, als ob wir sie wie eine Aufgabe vorgelegt bekommen hätten, der Betrachtung unterwerfen.

Sokrates. Daran erinnerst du sehr richtig. Haben wir nun nicht die Aufgabe zuerst von den Alten empfangen, die mit Hilfe der Dichtkunst den meisten verbargen, daß der Ursprung von allem Okeanos und Thetys, Flüsse seien, und daß nichts feststehe; von den Neueren demnächst, die ja weiser sind und es ganz unverhohlen nachweisen, damit auch die Schuhmacher ihre Weisheit hören und lernen, und aufhören, törichterweise zu glauben, daß einiges beharrlich sei unter dem, was ist, und anderes sich bewege, vielmehr von ihnen lernen, daß alles sich bewegt, und sie dafür ehren mögen. Beinahe aber hätte ich vergessen, Theodoros, daß andere wiederum das gerade Gegenteil von diesem behauptet haben, nämlich das Unbewegliche sei der richtige Name des Ganzen, und was sonst die Melissos und die Parmenides allen diesen zuwider behaupten, daß alles eins ist und alles selbst in sich besteht, indem es keinen Raum hat, worin es sich bewegen könnte. Was nun, Lieber, sollen wir mit alledem beginnen? Denn allmählich vorgehend sind wir unvermerkt in die Mitte zwischen beide geraten, und wenn wir uns nicht auf irgendeine Art zu helfen wissen und entfliehen, so werden wir Strafe zahlen müssen wie die, die auf den Übungsplätzen das Ziehspiel spielen, wenn sie von beiden Parteien ergriffen nach entgegengesetzten Seiten gezogen werden. Ich denke also, wir wollen zuerst jene, auf die wir anfänglich stießen, betrachten, die Fliehenden, und wenn sich zeigt, daß sie etwas Gegründetes sagen, so wollen wir ihnen selbst helfen, uns zu sich hinüberzuziehen, und wollen versuchen, den anderen zu entkommen. Wenn

aber die, die das All feststellen, etwas Richtigeres zu behaupten scheinen, so wollen wir im Gegenteil zu ihnen fliehen von jenen, die auch das Unbewegliche bewegen, sollte sich aber zeigen, daß beide nichts Tüchtiges vorbringen, so würden wir uns ja lächerlich machen, wenn wir, die wir ganz gewöhnliche Menschen sind, uns selbst zutrauten, etwas Rechtes zu sagen, und darüber jener uralten und höchst weisen Männer Lehren verwürfen. Sieh also zu, Theodoros, ob es geraten ist, daß wir uns in eine so große Gefahr begeben.

Theodoros. Auf keinen Fall, Sokrates, wäre es jetzt noch zu ertragen, wenn wir nicht herausbringen wollen, inwiefern beide Teile wohl recht haben.

28.

Sokrates. Wir müssen es also erforschen, da es dir so darum zu tun ist.

Der Anfang der Untersuchung aber muß sich, wie mich dünkt, um die Bewegung drehen, was jene eigentlich damit meinen, wenn sie sagen, daß sich alles bewegt. Ich meine es nämlich so: nehmen sie nur eine Art der Bewegung an oder, wie mir scheint, zwei? Nicht mir allein aber soll es so scheinen, sondern nimm du auch mit teil an dieser Ansicht, damit wir hernach auch gemeinschaftlich leiden, was uns etwa begegnen soll.*) Und sage mir: Nennst du das Bewegung, wenn etwas seinen Ort mit einem anderen vertauscht oder auch sich an demselben Orte herumdreht?

Theodoros. Allerdings.

Sokrates. Das sei also die eine Art. Wenn aber etwas an demselben Orte bleibt, dabei aber altert

*) Das heißt: die Widerlegung durch die Gegner und ihren Spott.

oder schwarz wird, während es vorher weiß war, oder hart, während es weich war, oder irgendeine andere Veränderung erleidet, verdient dies nicht eine andere Art der Bewegung zu heißen?

Theodoros. So scheint es mir.

Sokrates. Es kann nicht anders sein. Diese zwei Arten der Bewegung meine ich also, die Veränderung und die Ortsbewegung.

Theodoros. Und daran tust du ganz recht.

Sokrates. Ist nun diese Einteilung gemacht, so laß uns dann mit denen reden, die behaupten, es bewege sich alles, und sie fragen: Sagt ihr, alles bewege sich auf beiderlei Art, sowohl durch Ortsbewegung als durch Veränderung, oder einiges auf beiderlei, anderes nur auf einerlei Art?

Theodoros. Beim Zeus, ich weiß es nicht zu sagen; ich glaube aber, sie werden behaupten: auf beiderlei Art.

Sokrates. Wo nicht, mein Freund, so müßten sie zugleich Bewegung und Stillstand annehmen, und es wäre ja dann ebenso richtig zu sagen, daß alles sich bewegt, wie daß alles feststeht.

Theodoros. Du sprichst vollkommen wahr.

Sokrates. Da nun alles sich bewegen und die Unbeweglichkeit in keinem Dinge anzutreffen sein soll, so muß sich alles immer auf jede Art von Bewegung bewegen.

Theodoros. Notwendig.

Sokrates. Ziehe nun auch folgende Ansicht jener in Erwägung. Sagten wir nicht, daß sie die Entstehung der Wärme oder der weißen Farbe oder was du sonst willst, ungefähr auf diese Art erklärten: jedes von diesen bewege sich während der Wahrnehmung

zwischen dem Bewirkenden und dem Erleidenden und letzteres werde alsdann ein Wahrnehmendes, nicht aber eine Wahrnehmung, und das Bewirkende ein irgendwie Beschaffenes, nicht aber eine Beschaffenheit? Doch Beschaffenheit ist dir vielleicht ein wunderliches Wort, und du verstehst es nicht so ganz im allgemeinen ausgedrückt. So fasse es denn nach den einzelnen Orten auf. Das Bewirkende nämlich wird weder Wärme noch weiße Farbe, sondern ein Warmes, ein Weißes und so auch in den übrigen Fällen. Denn du erinnerst dich doch, daß wir im vorigen sagten: nichts sei an und für sich ein Bestimmtes, also auch nicht das Bewirkende und Erleidende, sondern indem beide aus sich durch ihr Zusammenkommen die Wahrnehmungen und das Wahrnehmbare erzeugen, werde das eine ein irgendwie Beschaffenes, das andere ein Wahrnehmendes.

Theodoros. Ich erinnere mich dessen; wie sollte ich auch nicht?

Sokrates. Das übrige wollen wir nun ununtersucht lassen, ob sie es so oder anders meinen; nur das eine, weshalb wir dieses jetzt besprechen, wollen wir festhalten, indem wir sie fragen: es bewegt sich und fließt alles, wie ihr sagt? Nicht wahr?

Theodoros. Ja.

Sokrates. Und zwar auf beide Bewegungsarten, die wir unterschieden haben, indem es den Ort und sich verändert?

Theodoros. Wie sonst? Da es sich ja vollständig bewegen soll.

Sokrates. Wenn es nun nur den Ort wechselte, sich aber nicht qualitativ veränderte, dann könnten wir doch noch fragen, wie beschaffen eigentlich dasjenige sei, das seinen Ort wechselnd fließt. Oder wie sollen wir sagen?

Theodoros. Gerade so.

Sokrates. Da aber auch nicht einmal die weiße Farbe des Fließenden beharrt, sondern gleichfalls wechselt, so daß es auch von eben dieser weißen Farbe einen Fluß gibt und einen Übergang zu einer anderen Farbe, damit es nicht in dieser Beziehung als ein Beharrendes nachgewiesen werde, ist es da wohl möglich, daß man etwas als eine gewisse Farbe benennt, wenn man es richtig benennen will?

Theodoros. Wie sollte das wohl möglich sein, mein Sokrates, und ebenso irgend etwas anderes der Art, da ja alles als immer fließend dem Redenden unter den Händen entschlüpft.

Sokrates. Was sollen wir aber von irgendeiner Wahrnehmung sagen, wie vom Sehen oder Hören? Daß beim Sehen oder Hören jemals etwas verharre?

Theodoros. Wir dürfen es nicht, weil sich ja alles bewegt.

Sokrates. Man darf also nicht mit größerem Rechte etwas ein Sehen nennen als ein Nichtsehen, und ebenso in Beziehung auf jede andere Wahrnehmung, da ja alles auf alle Weise sich bewegt.

Theodoros. Freilich nicht.

Sokrates. Nun aber ist Wahrnehmung Wissen, wie wir beide behauptet haben, Theaitetos und ich.

Theodoros. So war es.

Sokrates. Wir haben also auf die Frage, was Wissen sei, mit etwas geantwortet, was ebensowohl das Nichtwissen wie das Wissen bezeichnet.

Theodoros. So scheint es.

Sokrates. Herrlich ist uns also die Bestätigung unsrer Antwort geraten, da wir zu zeigen suchten, es bewege sich alles, damit eben hierdurch jene Ant-

wort als richtig erschiene. Denn nun hat sich, wie es scheint, gezeigt, daß, wenn alles sich bewegt, jede Antwort, worauf auch jemand zu antworten hat, gleich richtig ist, man sage nun, es verhalte sich so oder nicht so, oder vielmehr es werde so oder nicht so, damit wir es nicht doch noch als beharrlich hinstellen.

Theodoros. Du hast ganz recht.

Sokrates. Ausgenommen, Theodoros, den einen Punkt, daß ich „so" gesagt habe und „nicht so". Denn auch dieses „so" darf man nicht sagen, weil das „so" sich nicht bewegt; noch auch „nicht so", denn auch das wäre keine Bewegung, sondern die, die diese Lehre aufstellen, müssen eine andere Sprache dafür einführen, denn bis jetzt gibt es für ihre Voraussetzung noch keine Worte, es müßte etwa sein das „überhaupt nicht"; so ganz unbestimmt ausgedrückt möchte es ihnen noch am ehesten zusagen.

Theodoros. Dies wäre freilich die ihnen angemessenste Redensart.

Sokrates. So hätten wir also, Theodoros, einerseits deinen Freund nun abgefertigt und geben ihm immer noch nicht zu, daß jeder das Maß aller Dinge sein soll, wenn einer nämlich nicht weise und verständig ist; anderseits werden wir nicht zugeben, daß nach der Lehre von der Beweglichkeit aller Dinge Wissen Wahrnehmung sei. Es müßte denn Theaitetos hier noch etwas anderes meinen.

Theodoros. Vortrefflich gesprochen, Sokrates. Denn da dieser Punkt erledigt ist, so muß auch ich nun der Pflicht zu antworten ledig sein — gemäß unsrer Verabredung — wenn nämlich die Untersuchung über den Satz des Protagoras zu Ende sei.

29.

Theaitetos. Nicht eher jedoch, Theodoros, bis Sokrates mit dir auch diejenigen, die ihrerseits behaupten, daß das Ganze still stehe, abgetan hat, wie ihr euch eben vorgenommen habt.*)

Theodoros. So jung noch, Theaitetos, und lehrst schon die Alten unrecht tun und Verträge übertreten? Nein, rüste du dich lieber, wie du auf das noch zu Erledigende dem Sokrates Antwort geben willst.

Theaitetos. Wenn er es will. Am liebsten jedoch hätte ich bei Besprechung des angedeuteten Punktes zugehört.

Theodoros. Das heißt Reiter in die Ebene locken, wenn man den Sokrates zum Reden auffordert. Frage ihn nur, und du wirst es wohl erfahren.

Sokrates. Dennoch dünkt mich, Theodoros, daß ich dem Theaitetos in seinem Begehren nicht willfahren soll.

Theodoros. Warum nicht?

Sokrates. Hinsichtlich des Melissos und der anderen, die das All ein unbewegliches Eins nennen, empfinde ich eine gewisse Scheu, ungebührlich bei der Untersuchung zu verfahren, mehr jedoch noch hinsichtlich des Parmenides. Parmenides aber ist nach Homer**) ehrenwert mir und zugleich furchtbar. Denn ich habe Verkehr mit dem Manne gehabt, als ich noch ganz jung und er schon alt war, und es offenbarte sich mir in ihm eine ganz seltene und herrliche Tiefe des Geistes. Ich fürchte daher, daß wir das, was er

*) Vgl. S. 88 und 89.

**) Ilias 3, 172, wo Helena zu Priamos sagt: „Ehrenwert mir bist du, o treuer Schwäher, und furchtbar."

gesagt, nicht verstehen, noch viel weniger aber, was er damit gemeint, und, was die Hauptsache ist, daß die Frage nach dem Wesen des Wissens, die unsere Unterredung erst veranlaßt hat, nicht zu erörtern sein wird wegen der sich aufdrängenden Fragen, wenn man ihnen stattgeben will, zumal auch schon die unübersehbar vielfältige Frage, die wir jetzt angeregt haben, Ungebühr leiden wird, wenn man sie nur beiläufig untersuchen will, wenn man sie aber ausführlich erörtert, die von der Erkenntnis verdrängen wird. Beides aber darf nicht sein, sondern wir müssen versuchen, den Theaitetos davon, womit er in betreff des Wissens schwanger ist, durch unsere geburtshelferische Kunst zu entbinden.

Theodoros. Wohlan, wenn es dir gut dünkt, mag es so sein.

Sokrates. So erwäge denn, Theaitetos, was das bisher Gesagte betrifft, auch noch das: Wahrnehmung sei Wissen, hattest du geantwortet. Nicht wahr?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wenn nun jemand dich so fragte: Womit sieht denn der Mensch das Weiße und Schwarze, und womit hört er das Hohe und Tiefe? würdest du, glaube ich, antworten: Mit den Augen und Ohren.

Theaitetos. Gewiß.

Sokrates. Es mit Worten aller Art nicht so genau zu nehmen und sie nicht mit Spitzfindigkeit auszusondern, das ist größtenteils gar nicht unfein, sondern vielmehr das Gegenteil davon hat etwas Unfreies und Knechtisches an sich, nur ist es bisweilen doch notwendig. So ist es auch jetzt nötig, die Antwort, die du gegeben hast, vorzunehmen, inwiefern sie

nicht richtig ist. Denn überlege selbst, welche Antwort richtiger ist: das, womit wir sehen, seien die Augen, oder wodurch und ob das womit wir hören, die Ohren sind, oder das wodurch?

Theaitetos. Wodurch wir jegliches wahrnehmen, dünkt mich besser als womit.

Sokrates. Arg wäre es auch, mein Sohn, wenn diese mancherlei Wahrnehmungen wie in hölzernen Pferden in uns nebeneinander lägen und nicht alle in irgendeinem, du magst es nun Seele oder wie sonst immer nennen, zusammenliefen, mit der wir dann vermittels jener, gewissermaßen ihrer Werkzeuge wahrnehmen, was nur wahrnehmbar ist.

Theaitetos. Darum dünkt mich auch dieses besser als jenes.

Sokrates. Weshalb aber nehme ich das so genau, ob wir mit einem und demselben in uns vermittels der Augen das Weiße und Schwarze, dann vermittels der anderen Sinne wieder anderes auffassen, und ob du, darum befragt, alle diese auf den Körper zurückführen würdest? Doch es ist vielleicht besser, daß du selbst dies beantwortest und erklärst, als daß ich mich für dich damit befasse. So sage mir denn, das, vermittels dessen du Warmes, Hartes, Leichtes, Süßes wahrnimmst, betrachtest du dies nicht alles als zum Leibe gehörig? oder als zu einem anderen?

Theaitetos. Zu nichts anderem.

Sokrates. Wirst du auch wohl zugeben wollen, daß du dasjenige, was du vermittels des einen Sinnes wahrnimmst, unmöglich vermittels eines anderen wahrnehmen könntest, wie z. B. was vermittels des Gesichtes, das nicht vermittels des Gehörs, und was vermittels des Gehörs, das nicht vermittels des Gesichtes?

Theaitetos. Wie sollte ich nicht wollen?

Sokrates. Wenn du also über beides etwas denkst, so kannst du dies weder mittels des einen noch des anderen Werkzeuges von beiden wahrgenommen haben?

Theaitetos. Freilich nicht.

Sokrates. Was nun den Ton und die Farbe anlangt, denkst du nicht von diesen beiden zuerst dies, daß sie beide sind?

Theaitetos. Das denke ich.

Sokrates. Nicht auch, daß jedes von beiden vom andern verschieden, mit sich selbst aber gleich ist?

Theaitetos. Freilich.

Sokrates. Und daß sie beide zusammen zwei sind, jedes von beiden aber eins?

Theaitetos. Auch dies.

Sokrates. Bist du nicht auch imstande zu erforschen, ob sie einander ähnlich oder unähnlich sind?

Theaitetos. Vielleicht.

Sokrates. Vermittels welches Sinnesorgans denkst du nun dies alles von ihnen? Denn weder vermittels des Gesichtes noch vermittels des Gehörs ist es dir möglich, das Gemeinschaftliche von ihnen aufzufassen. Auch folgendes ist noch ein Beweis mehr für unsre Behauptung. Wenn es nämlich möglich wäre zu untersuchen, ob beide salzig sind oder nicht, so weißt du doch zu sagen, mit welchem Organ du es untersuchen würdest, und das ist offenbar weder das Gesicht noch das Gehör, sondern etwas anderes.

Theaitetos. Unstreitig, nämlich das Vermögen vermittels der Zunge.

Sokrates. Ganz recht. Vermittels wessen wirkt denn aber nun dasjenige Vermögen, welches dir das, wie für alle, so auch für die erwähnten Wahrnehmun-

gen Gemeinschaftliche offenbart, womit du von ihnen das Sein oder Nichtsein aussagst, und das, wonach ich jetzt eben fragte? Welches werden deiner Meinung nach die Werkzeuge für dies alles sein, durch die unser Wahrnehmendes jedes Ding wahrnimmt?

Theaitetos. Du meinst ihr Sein und Nichtsein, ihre Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, Einerleiheit und Verschiedenheit, ferner ob sie eins sind und was sonst von Zahlen über sie ausgesagt wird. Offenbar begreifst du darunter auch die Frage nach dem Geraden und Ungeraden, und was damit zusammenhängt, vermittels welches körperlichen Organs wir mit der Seele wahrnehmen.

Sokrates. Ganz vortrefflich, mein Theaitetos, folgst du mir; denn dies ist es eben, wonach ich frage.

Theaitetos. Aber, beim Zeus, Sokrates, dies wüßte ich nicht zu sagen, außer daß es mir scheint, als gebe es überhaupt nicht ein solches besonderes Werkzeug für dieses wie für jenes, sondern die Seele scheint mir vermittels ihrer selbst das Gemeinschaftliche in allen Dingen zu erforschen.

Sokrates. Schön bist du, Theaitetos, und gar nicht, wie Theodoros sagte, häßlich; denn wer schön spricht, der ist schön und gut. Abgesehen davon aber, daß dies schön gesagt war, hast du mir eine große Wohltat erwiesen, indem du mir vieles Reden erspart hast, insofern es dir einleuchtet, daß die Seele selbst einiges vermittels ihrer selbst erforscht, anderes aber vermittels der verschiedenen Sinnesorgane des Körpers. Denn eben das war es, was ich selbst meinte und wovon ich wünschte, du möchtest es auch meinen.

Theaitetos. Gar sehr leuchtet mir das ein.

30.

Sokrates. Zu welchem von beiden rechnest du nun das Sein? Denn dies ist es doch, was am meisten bei allem vorkommt.

Theaitetos. Zu dem, was die Seele selbst durch sich selbst erfaßt.

Sokrates. Wohl auch die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, die Identität und die Verschiedenheit?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und weiter: das Schöne und Schlechte, das Gute und Böse?

Theaitetos. Auch hiervon scheint mir die Seele ganz besonders das gegenseitige Verhältnis zu erforschen, indem sie bei sich selbst das Geschehene und Gegenwärtige in Verhältnis zu dem Künftigen setzt.

Sokrates. Doch nicht zu hastig! Wird sie nicht die Härte des Harten und die Weichheit des Weichen vermittels des Betastens wahrnehmen?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Aber das Sein und was sie sind und den Gegensatz zueinander und das Wesen dieses Gegensatzes versucht unsere Seele selbst durch Betrachtung und Vergleichung zu beurteilen.

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Nicht wahr, jene Wahrnehmung, was nämlich irgend für Eindrücke durch den Körper zur Seele gelangen, ist Menschen und Tieren von Natur eigen, gleich nachdem sie geboren sind; allein die Erwägungen darüber hinsichtlich der Beschaffenheit und des Nutzens stellen sich nur schwer und langsam und nur durch viele Mühe und Unterricht bei allen ein, bei denen sie sich überhaupt einstellen?

Theaitetos. So ist es allerdings.

Sokrates. Kann nun wohl dasjenige das wahre Wesen von etwas erfassen, was nicht einmal sein Dasein erfaßt?

Theaitetos. Unmöglich.

Sokrates. Wovon man aber das wahre Wesen nicht erfaßt, kann man davon Wissen besitzen?

Theaitetos. Wie könnte man das wohl, Sokrates?

Sokrates. In jenen sinnlichen Eindrücken also ist kein Wissen vorhanden, wohl aber in dem darüber Erschlossenen. Denn das Sein und das wahre Wesen ist, wie es scheint, hier zu erfassen möglich, dort aber unmöglich.

Theaitetos. Das leuchtet ein.

Sokrates. Willst du nun jenes und dieses als ein und dasselbe bezeichnen trotz der so großen Verschiedenheiten?

Theaitetos. Das scheint wohl nicht billig.

Sokrates. Welchen Namen nun legst du jenem bei, dem Sehen, Hören, Riechen, Frieren und Warmsein?

Theaitetos. Wahrnehmen nenne ich es. Wie anders?

Sokrates. Insgesamt also nennst du dies Wahrnehmung?

Theaitetos. Natürlich.

Sokrates. Welcher, wie wir gesagt haben, nicht verliehen ist, bis zur Wahrheit zu gelangen, da sie ja auch nicht bis zum Sein gelangt?

Theaitetos. Gewiß nicht.

Sokrates. Also auch nicht zum Wissen?

Theaitetos. Nein.

Sokrates. Auf keine Weise also, Theaitetos, wäre Wahrnehmung und Wissen ein und dasselbe.

Theaitetos. Offenbar; vielmehr ist es jetzt vollkommen deutlich geworden, daß Wissen etwas anderes ist als Wahrnehmung.

Sokrates. Aber wir haben ja doch nicht deshalb unsere Unterredung begonnen, um zu finden, was Wissen nicht ist, sondern was es ist. Indes sind wir doch nun wenigstens so weit vorgedrungen, daß wir sie ganz und gar nicht in der Wahrnehmung suchen, sondern in der Bezeichnung desjenigen Zustandes der Seele, in dem sie sich befindet, wenn sie sich ganz für sich selbst mit dem, was ist, beschäftigt.

Theaitetos. Das aber, mein Sokrates, wird wohl Meinen genannt.

Sokrates. Ganz recht, mein Lieber. Und nun lösche alles Bisherige aus und sieh wieder von vorn zu, ob du nun mehr siehst, da du doch bis hierher vorgedrungen bist, und sage noch einmal, was wohl Wissen ist!

31.

Theaitetos. Zu sagen, mein Sokrates, daß es schlechtweg Meinung sei, ist unmöglich, da es auch falsche Meinungen gibt. Es mag aber wohl die richtige Meinung Wissen sein; und das soll meine Antwort sein. Denn sollte es uns, wenn wir weiter untersuchen, nicht mehr so scheinen, so wollen wir, wie jetzt auch, etwas anderes darüber zu sagen versuchen.

Sokrates. So muß man lieber etwas zuversichtlich reden als so zögernd, wie du anfangs, antworten. Machen wir es nämlich so, so werden wir eins von beiden erreichen: entweder werden wir das finden,

worauf wir ausgehen, oder nicht so sicher annehmen, das zu wissen, was wir keineswegs wissen. Und doch wäre auch schon ein solcher Gewinn nicht zu verschmähen. Was meinst du aber jetzt? Von zwei Arten der Meinung, deren eine die wahre, die andere die falsche ist, erklärst du die wahre für Wissen?

Theaitetos. Das tue ich; denn dies leuchtet mir für jetzt ein.

Sokrates. Sollen wir in betreff der Meinung noch einmal weiter zurückgehen?

Theaitetos. Worauf meinst du denn?

Sokrates. Es beunruhigt mich jetzt sowohl als auch sonst schon oft, so daß ich deshalb in großer Verlegenheit mir selbst und auch andern gegenüber gewesen bin, daß ich nämlich nicht zu sagen weiß, was dieser Zustand in uns eigentlich bedeutet und wie er in uns entsteht.

Theaitetos. Welcher denn?

Sokrates. Daß man Falsches meint. Und auch jetzt überlege ich noch im Zweifel darüber, ob wir es auf sich beruhen lassen oder ob wir es auf eine andere Art als vor kurzem nochmals untersuchen sollen.

Theaitetos. Warum nicht, Sokrates, wenn es dir nur im mindesten nötig scheint? Denn gar nicht schlecht habt ihr vorhin von der Muße gesagt, du und Theodoros, daß uns in dergleichen Dingen nichts drängt.

Sokrates. Ganz recht erinnerst du mich daran. Vielleicht ist es nicht unangebracht, die Spur noch einmal zu verfolgen. Denn es ist besser, ein weniges gut als vieles ungenügend abzutun.

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Wie nun? Was behaupten wir eigentlich? Wir behaupten doch gegebenenfalls, daß eine Meinung wirklich falsch sei, und daß der eine von uns Falsches meine, der andere Richtiges, da dies in unserer Natur so liege?

Theaitetos. Das behaupten wir freilich.

Sokrates. Nun gilt doch bei uns in allen Dingen und in jedem einzelnen, daß wir es wissen oder nicht? Denn das Lernen und Vergessen will ich als zwischen beiden befindlich für jetzt beiseite lassen, weil es für uns jetzt gar nicht zur Sache gehört.

Theaitetos. Freilich, mein Sokrates, bleibt nichts anderes übrig für jede Sache, als sie zu wissen oder nicht zu wissen.

Sokrates. Ist es nun nicht notwendig, daß, wer meint, entweder von dem etwas meint, was er weiß, oder von dem, was er nicht weiß?

Theaitetos. Notwendigerweise.

Sokrates. Daß aber, wer etwas weiß, dasselbe auch nicht weiß, oder, wer etwas nicht weiß, es weiß, ist doch unmöglich?

Theaitetos. Wie sollte es nicht?

Sokrates. Wer sich also das falsch vorstellt, was er weiß, der glaubt wohl, daß es nicht dieses ist, sondern etwas anderes, von dem, was er weiß und, beides wissend, kennt er auch wieder beides nicht?

Theaitetos. Aber das ist ja unmöglich.

Sokrates. Oder das, was er nicht weiß, hält er wohl für irgend etwas anderes als das, was er nicht weiß, und das hieße, jemandem, der weder den Sokrates noch den Theaitetos kennt, käme in den Sinn, Sokrates sei Theaitetos oder Theaitetos Sokrates.

Theaitetos. Aber wie ginge das an?

Sokrates. Doch wird auch niemand glauben, etwas, was er weiß, sei etwas, was er nicht weiß, noch auch auf der anderen Seite, was er nicht weiß, sei etwas, was er weiß.

Theaitetos. Ein Wunder wäre ja das.

Sokrates. Wie soll also noch einer Falsches meinen? Denn außer diesen Möglichkeiten ist es doch ausgeschlossen etwas zu meinen, da wir ja alles entweder wissen oder nicht wissen, und hierin scheint es unmöglich, irgendwie Falsches zu meinen.

Theaitetos. Sehr wahr.

Sokrates. Wollen wir nun nicht lieber auf die Art dem nachdenken, was wir suchen, daß wir nicht auf das Wissen oder Nichtwissen gehen, sondern auf das Sein oder Nichtsein?

Theaitetos. Wie meinst du das?

Sokrates. Ob nicht etwa schlechthin, wer von irgendeiner Sache das, was nicht ist, annimmt, auf jeden Fall eine falsche Meinung hegt, wie es auch sonst um seine Begabung stehen mag.

Theaitetos. Das wird wohl richtig sein, mein Sokrates.

Sokrates. Wie aber? Was werden wir sagen, Theaitetos, wenn uns jemand fragt: Ist das auch für irgendeinen möglich, was ihr da sagt, und kann wohl einer das, was nicht ist, meinen, sei es nun in bezug auf irgendein Ding oder an und für sich selbst? Darauf werden wir, wie es scheint, antworten müssen: Ja, wenn er zwar glaubt, aber nichts Wahres. Oder was wollen wir sagen?

Theaitetos. Eben dies.

Sokrates. Findet denn aber auch anderwärts ein solches Verhältnis statt?

Theaitetos. Was denn für eins?

Sokrates. Ob wohl jemand etwas sieht und doch nichts sieht?

Theaitetos. Wie könnte er das?

Sokrates. Wenn er nun aber ein Etwas sieht, so sieht er auch Wirkliches. Oder glaubst du, das Etwas könne je zu dem Nichtwirklichen gehören?

Theaitetos. Keineswegs.

Sokrates. Wer also etwas sieht, der sieht auch Wirkliches.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Und ebenso, wer hört, hört ein Etwas und Wirkliches?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und wer betastet, der betastet ein Etwas, und damit auch Wirkliches.

Theaitetos. Auch das.

Sokrates. Und wer eine Meinung hat, der sollte nicht ein Etwas meinen?

Theaitetos. Notwendigerweise.

Sokrates. Und wer ein Etwas meint, meint doch ein Wirkliches?

Theaitetos. Ich gebe es zu.

Sokrates. Wer also etwas meint, was nicht ist, der meint nichts?

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Wer aber nichts meint, der wird gewiß überhaupt nicht meinen?

Theaitetos. Offenbar, wie es scheint.

Sokrates. So ist es demnach nicht möglich, das,

was nicht ist, zu meinen, weder in bezug auf irgendein Ding noch auch an und für sich?

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Also muß „Falsches meinen" etwas anderes sein als „Nichtseiendes meinen".

Theaitetos. Etwas anderes, so scheint es.

Sokrates. Weder auf diese Art also noch nach unsrer vorhergehenden Untersuchung gibt es eine falsche Meinung in uns.

Theaitetos. Allerdings nicht.

32.

Sokrates. Sollen wir aber den Vorgang etwa so bezeichnen?

Theaitetos. Wie denn?

Sokrates. Als eine verwechselte Meinung bezeichnen wir eine falsche Meinung, wenn jemand etwas Wirkliches mit einem andern Wirklichen in Gedanken vertauscht und sagt, jenes sei dieses. Denn so stellt er sich immer etwas Wirkliches vor, aber eines statt des andern, und indem er das verfehlt, worauf er zielte, kann man mit Recht sagen, daß seine Meinung falsch ist.

Theaitetos. Jetzt scheinst du mir vollkommen richtig gesprochen zu haben. Denn wenn sich jemand statt Schönen Häßliches oder statt Häßlichen Schönes vorstellt, dann hat er wirklich eine falsche Meinung.

Sokrates. Offenbar, mein Theaitetos, behandelst du mich sehr obenhin und fürchtest mich gar nicht mehr.

Theaitetos. Wieso denn?

Sokrates. Du glaubst gar nicht, denke ich, daß ich dieses „wirklich falsch" aufgreifen und dich fragen

werde, ob es wohl möglich ist, daß Schnelles auf langsame Weise oder Leichtes auf schwere Weise oder sonst irgendein Entgegengesetztes nicht nach seiner eigenen, sondern nach der Natur seines Gegenteils auf sich selbst entgegengesetzte Weise werden könne. Doch dies will ich beiseite lassen, damit du nicht umsonst zuversichtlich gewesen bist. Es gefällt dir aber, wie du sagst, daß eine falsche Meinung eine verwechselte Meinung sei?

Theaitetos. Gewiß.

Sokrates. Es ist also deiner Meinung nach möglich, in Gedanken etwas für ein anderes und nicht für jenes eigentlich Gemeinte zu setzen?

Theaitetos. Das ist es auch.

Sokrates. Wenn dies nun jemandes Geist tut, so muß er doch notwendig entweder beides oder das eine denken.

Theaitetos. Notwendig.

Sokrates. Entweder zugleich oder nacheinander.

Theaitetos. Sehr schön.

Sokrates. Und verstehst du unter Denken dasselbe wie ich?

Theaitetos. Was verstehst du denn darunter?

Sokrates. Ein Gespräch, das die Seele mit sich selbst hält über das, was sie erforschen will. Freilich nur als ein Nichtwissender kann ich es dir beschreiben. Denn so schwebt sie mir vor, daß sie, solange sie denkt, nichts anderes tut als sich mit sich selbst zu unterhalten, indem sie sich selbst fragt und die Frage beantwortet, bejaht und verneint. Wenn sie aber, langsamer oder auch schneller vorgehend, etwas feststellt und auf dieser Behauptung beharrt und nicht mehr zweifelt, so nennen wir dann dies ihre Meinung.

Darum sage ich, das Meinen ist ein Reden und die Meinung eine gesprochene Rede, nur nicht zu einem andern und laut, sondern stillschweigend und zu sich selbst. Und du?

Theaitetos. Ich ebenso.

Sokrates. Wenn sich also jemand eins für das andere vorstellt, so sagt er auch, wie es scheint, zu sich selbst, das eine sei das andere?

Theaitetos. Wie sonst?

Sokrates. So erinnere dich also, ob du wohl jemals zu dir selbst gesagt hast, das Schöne sei doch ganz gewiß häßlich und das Ungerechte gerecht, oder auch, was die Summe von allem ist, bedenke, ob du wohl jemals auch nur versucht hast, dich selbst zu überreden, das eine sei doch gewiß das andere, oder ob es dir nicht vielmehr ganz im Gegenteil nicht einmal im Schlaf eingefallen ist, zu dir selbst zu sagen, ganz gewiß sei das Ungerade gerade, oder sonst etwas dergleichen?

Theaitetos. Du hast recht.

Sokrates. Und glaubst du, daß irgendein anderer bei gesundem Verstande oder auch gar ein Wahnwitziger den Mut hatte, im Ernst zu sich selbst zu sagen, der Ochse sei doch ganz gewiß ein Pferd oder die Zwei Eins?

Theaitetos. Das nicht, beim Zeus!

Sokrates. Wenn also das Zusichselbstreden Meinen heißt, so wird keiner, der beides sagt und meint und mit seiner Seele beides erfaßt, jemals sagen und meinen, daß eins das andere sei. Aber auch du mußt jenes Wort von dem einen anstatt des andern aufgeben; denn ich brauche den Ausdruck in dem Sinne,

daß niemand meint, das Häßliche sei schön oder sonst etwas dergleichen.

Theaitetos. Ich gebe es auf, und es dünkt mich so, wie du sagst.

Sokrates. Wer also beides meint, dem ist es unmöglich, eins als das andere zu meinen.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Wer aber nur das eine von beiden meint, das andere aber ganz und gar nicht, der kann doch gewiß niemals meinen, das eine sei das andere.

Theaitetos. Du hast recht. Denn er müßte sonst auch das mit hereinziehen, was er gar nicht meinen kann.

Sokrates. Weder also, wenn man beides, noch wenn man nur das eine meint, ist Verwechslung möglich. Wer daher erklären will, falsche Meinungen seien verwechselte Meinungen, würde Unsinn behaupten. Denn es ist klar, daß weder auf diese noch auf die vorher erwähnte Art eine falsche Vorstellung in uns ist.

Theaitetos. Allem Anschein nach.

33.

Sokrates. Aber, mein Theaitetos, wenn es diese falsche Meinung gar nicht geben soll, so werden wir gezwungen werden, viele sonderbare Zugeständnisse zu machen.

Theaitetos. Was für welche denn?

Sokrates. Das will ich dir nicht eher sagen, als bis ich auf jede mögliche Art versucht habe, die Sache zu erforschen. Denn ich würde mich für uns schämen, wenn wir während dieser Verlegenheit gezwungen würden, Zugeständnisse zu machen, wie ich

sie meine. Haben wir es aber gefunden und uns frei gemacht, dann wollen wir, selbst vor dem Gelächter geschützt, von den andern reden als solchen, denen es so dabei ergehen muß. Müssen wir aber jede Hoffnung aufgeben, dann wollen wir uns, meine ich, demütig dem Satz unterwerfen, uns wie Seekranke treten und mit uns machen lassen, was er will. So höre denn, was für einen Ausweg ich noch bei unserer Untersuchung sehe.

Theaitetos. Sprich nur.

Sokrates. Ich will sagen, daß wir nicht recht hatten, als wir einräumten, es sei unmöglich, das, was man wisse, für etwas zu halten, was man nicht wisse, und so sich zu irren, sondern dies ist allerdings auf gewisse Weise möglich.

Theaitetos. Meinst du etwa das, von dem auch ich damals, als wir dies erörterten, vermutete, es gehöre hierher? Zuweilen nämlich, wenn ich, der ich den Sokrates kenne, von fern einen andern, den ich nicht kenne, erblicke, glaube ich, es sei Sokrates, den ich doch kenne. Denn in diesem Falle geschieht, was du sagst.

Sokrates. Gaben wir die Erörterung dieses Punktes nicht sofort auf, weil daraus folgte, daß wir etwas, was wir wissen, trotz unsres Wissens zugleich auch nicht wissen?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Laß uns also nicht diese Annahme machen, sondern folgende. Vielleicht wird man es uns so zugeben, vielleicht auch sich wieder dagegen sträuben; allein wir sind in einer solchen Lage, daß wir notwendig jede Rede noch einmal umdrehen und prüfen müssen. Sieh also zu, ob ich recht habe. Ist

es möglich, etwas, was man früher nicht wußte, nachher zu lernen?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Also auch ein andermal anderes und wieder anderes?

Theaitetos. Warum nicht?

Sokrates. So nimm mir nun beispielshalber in unsern Seelen eine Wachstafel an, die bei dem einen größer, bei dem andern kleiner, bei dem einen von reinerem Wachs, bei dem andern von schmutzigerem, auch härter bei einigen und bei andern weicher, bei einigen auch geradeso, wie sie sein muß.

Theaitetos. Ich tue es.

Sokrates. Diese, wollen wir sagen, sei ein Geschenk von der Mutter der Musen, Mnemosyne, und was wir von dem Geschehenen oder Gehörten oder auch selbst Gedachten im Gedächtnis behalten wollen, das drücken wir auf diese Tafel ab, indem wir sie unter die Wahrnehmungen und Gedanken halten, wie beim Siegeln mit dem Gepräge eines Ringes. Was sich nun abdrückt, dessen erinnern wir uns, und wir wissen es, solange nämlich sein Abbild vorhanden ist. Hat sich aber dieses verwischt oder hat es gar nicht abgedrückt werden können, so vergessen wir die Sache und wissen sie nicht mehr.

Theaitetos. So soll es sein.

Sokrates. Wer nun auf diese Art etwas weiß und dann etwas betrachtet, was er sieht oder hört, wird wohl, wenn du acht haben willst, auf folgende Weise zu einer falschen Meinung gelangen.

Theaitetos. Auf welche denn?

Sokrates. Indem er etwas, was er weiß, bisweilen für etwas hält, was er weiß, und bisweilen

für etwas, was er nicht weiß. Denn daß dies unmöglich sei, haben wir im vorhergehenden mit Unrecht eingeräumt.

Theaitetos. Was sagst du denn jetzt darüber?

Sokrates. Indem man die Sache gleich von Anfang an näher bestimmt, muß man sich folgendermaßen darüber ausdrücken: Es ist unmöglich, das, was man weiß und wovon man die Erinnerung in der Seele hat, ohne das Objekt wahrzunehmen, für ein anderes zu halten, was man ebenfalls weiß und wovon man auch einen Abdruck, aber keine Wahrnehmung hat; wiederum etwas, was man weiß, für etwas zu halten, was man nicht weiß und wovon man auch keinen Abdruck besitzt; ebenso was man nicht weiß, für ein anderes, was man nicht weiß, oder etwas, was man nicht weiß, für etwas, was man weiß; ferner etwas, was man wahrnimmt, für ein anderes zu halten, was man ebenfalls wahrnimmt, oder, was man nicht wahrnimmt, für ein anderes, was man auch nicht wahrnimmt, oder auch, was man nicht wahrnimmt, für etwas, was man wahrnimmt. Ferner auch das, was man weiß und wahrnimmt und wovon man zugleich einen der Wahrnehmung entsprechenden Abdruck hat, für ein anderes zu halten, was man ebenfalls weiß und wahrnimmt, und wovon man ebenfalls zugleich einen der Wahrnehmung entsprechenden Abdruck hat, das ist womöglich noch unmöglicher als jenes. Ferner, was man weiß und wahrnimmt und wovon man ein richtiges Erinnerungszeichen hat, für ein anderes zu halten, was man weiß, ist ebenfalls unmöglich; und was man weiß und unter derselben Voraussetzung wahrnimmt, für ein anderes, das man wahrnimmt; ebenso, was

man weder weiß noch wahrnimmt, für ein anderes, was man weder weiß noch wahrnimmt; oder was man weder weiß noch wahrnimmt, für etwas, was man nicht weiß; oder etwas, was man weder weiß noch wahrnimmt, für etwas, was man nicht wahrnimmt. — In allen diesen Fällen ist es rein unmöglich, daß man eine falsche Meinung hat. Es bleibt also nur übrig, daß so etwas, wenn irgendwo, in folgenden Fällen geschehe.

Theaitetos. In welchen nun wohl? Vielleicht verstehe ich die Sache besser; denn jetzt kann ich gar nicht folgen.

Sokrates. Wenn man das, was man weiß, für etwas anderes hält, was man auch weiß und wahrnimmt; oder auch für etwas, was man nicht weiß, aber wahrnimmt; oder endlich etwas, was man wahrnimmt und was man weiß, für ein anderes, was man auch weiß und wahrnimmt.

Theaitetos. Nun bleibe ich noch viel weiter zurück als vorher.

34.

Sokrates. So höre es noch einmal auf folgende Art. Nicht wahr? Ich, der ich den Theodoros kenne und mich bei mir selbst erinnere, wie er beschaffen ist, und ebenso auch den Theaitetos, sehe sie doch nur bisweilen und dann wieder nicht, betaste sie und dann wieder nicht? Ebenso bisweilen höre ich euch oder nehme euch auf eine Art wahr; dann aber habe ich auch wieder ganz und gar keine Wahrnehmung von euch, erinnere mich aber eurer nichtsdestoweniger und kenne euch in meinem Innern?

Theaitetos. So ist es allerdings.

Sokrates. Merke dir also von dem, was ich sagen will, zuerst dies, daß man dasjenige, was man bereits weiß, bisweilen nicht wahrnimmt, bisweilen auch wieder wahrnimmt.

Theaitetos. Richtig.

Sokrates. Kann man nicht auch ebenso das, was man nicht weiß, bisweilen überhaupt nicht wahrnehmen, dann aber auch wieder nur wahrnehmen?

Theaitetos. Auch das verhält sich so.

Sokrates. So sieh nun, ob du mir jetzt besser folgst. Wenn Sokrates den Theodoros und Theaitetos kennt, aber keinen von beiden sieht und auch sonst keine Sinneswahrnehmung von ihnen hat, so wird er niemals in diesem Falle meinen, daß Theaitetos Theodoros sei. Habe ich recht oder nicht?

Theaitetos. O ja, ganz recht.

Sokrates. Dies war also der erste Fall von denen, die ich aufstellte.

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Der zweite nun war, daß, wenn ich den einen von euch kenne, den andern aber nicht, und keinen von beiden wahrnehme, ich dann nie auf den Gedanken kommen kann, der, den ich kenne, sei der, den ich nicht kenne.

Theaitetos. Richtig.

Sokrates. Der dritte war, daß, wenn ich keinen von beiden kenne oder wahrnehme, ich ebenfalls nicht glauben kann, der eine, den ich nicht kenne, sei der andere, den ich ebenfalls nicht kenne. Und so nimm an, du habest der Reihe nach noch einmal auf diese Art alle die vorigen Fälle gehört, in denen ich niemals in Hinsicht auf dich und den Theodoros eine falsche Meinung haben werde sowohl unter der Voraus-

setzung, daß ich euch beide kenne, als unter der, daß ich euch beide nicht kenne, und unter der, daß ich den einen von euch kenne, den andern aber nicht. Ebenso nun verhält es sich mit den Wahrnehmungen, wenn du jetzt folgst.

Theaitetos. Das tue ich.

Sokrates. Es bleibt also übrig, Falsches zu meinen in dem Falle, daß ich den Theodoros sowohl als dich kenne und von euch beiden wie von Siegelringen in jenem Wachs die Abdrücke habe. Wenn ich euch dann nur von weitem und nicht deutlich genug sehe und mir Mühe gebe, das einem jeden zugehörige Abzeichen mit der entsprechenden Gesichtswahrnehmung so zu vereinigen, daß ich diese gleichsam in die zugehörige Spur zu bringen suche, damit ein Wiedererkennen erfolge, so greife ich dann dabei fehl und wie die, die die Schuhe beim Anziehen vertauschen, verwechsele ich die Gesichtswahrnehmung eines jeden mit dem fremden Abdruck und beziehe sie falsch. Oder ich greife fehl, indem es mir wie bei den Bildern in den Spiegeln ergeht, wo die rechte Seite zur linken wird. Dann also entsteht die Verwechselung einer Meinung und die falsche Meinung.

Theaitetos. So scheint es, mein Sokrates. Es ist gar nicht zu sagen, wie gut deine Beschreibung den Vorgang bei der falschen Meinung trifft.

Sokrates. Ebenso auch ferner, wenn ich beide kenne und den einen außerdem auch wahrnehme, den andern dagegen nicht, und wenn meine Kenntnis des einen der Wahrnehmung nicht entspricht, was ich vorher ebenso ausführte und was du damals nicht verstandest.

Theaitetos. Ich verstand es allerdings nicht.

Sokrates. Ich sagte nämlich folgendes: wer den einen kennt und wahrnimmt und eine der Wahrnehmung entsprechende Kenntnis von ihm hat, wird gewiß niemals glauben, dieser sei ein anderer, den er auch kennt und wahrnimmt und von dem er ebenfalls eine der Wahrnehmung entsprechende Kenntnis hat. So war es doch?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. So blieb also wohl nur der jetzt angeführte Fall noch übrig, demzufolge wir behaupten, eine falsche Meinung könne entstehen, wenn einer, der beide kennt und beide sieht oder sonst eine sinnliche Wahrnehmung von ihnen hat, von beiden der Wahrnehmung vielleicht nicht entsprechende Abdrücke besitzt und so wie ein schlechter Schütze anderswohin trifft und sein Ziel verfehlt, was dann eben auch Irrtum heißt.

Theaitetos. Und ganz mit Recht.

Sokrates. Und wenn nun zu dem einen Abdruck die Wahrnehmung hinzukommt, zu dem andern aber nicht, und wenn dann die denkende Seele den Abdruck der fehlenden Wahrnehmung der vorhandenen zuschreibt, so irrt sie sich darin unbedingt. Und mit einem Worte: bei dem, was jemand nicht weiß noch jemals wahrgenommen hat, ist, wie es scheint, weder Irrtum noch falsche Meinung möglich, wenn anders wir jetzt irgend etwas Vernünftiges gesagt haben. In dem aber, was wir wissen und wahrnehmen, dreht und wendet sich die Meinung und wird bald richtig und bald falsch. Wenn sie nämlich gerade gegenübergeht und die zusammengehörigen Abbilder und Zeichen mit den Wahrnehmungen verbindet, wird sie richtig; wenn sie aber verdreht und kreuzweise verbindet, wird sie falsch.

Theaitetos. Ist das nicht vortrefflich gesagt, Sokrates?

Sokrates. Hast du erst auch folgendes gehört, so wirst du das noch entschiedener zugeben. Das Wahre zu meinen ist doch schön, sich aber zu irren ist häßlich?

Theaitetos. Wie sollte es nicht?

Sokrates. Das kommt, sagt man, daher. Wenn das Wachs in der Seele jemandes stark aufgetragen ist und reichlich und glatt und gehörig geknetet, dann sind bei solchen Menschen alle durch die Wahrnehmungen in dieses Mark der Seele, wie Homer die Ähnlichkeit mit dem Wachs andeutend sagt, gelangenden Abdrücke, da sie rein sind und Tiefe genug haben, auch dauerhaft, und solche Menschen selbst sind zuerst gelehrig und besitzen auch ein gutes Gedächtnis; ferner verwechseln sie nicht die Abdrücke der Wahrnehmungen, sondern haben immer richtige Meinungen. Denn sie können ihre festen und geräumig gelegenen Abbilder leicht an die ihnen zugehörigen Einzeldinge verteilen, an das sogenannte Seiende, und solche Menschen selbst heißen weise. Oder dünkt dich das nicht so?

Theaitetos. Durchaus.

Sokrates. Wenn nun jemandes Herz zottig ist, was freilich der in allen Dingen weise Dichter*) lobt, oder wenn es schmutzig ist und nicht aus reinem Wachs, oder auch zu feucht oder zu hart, so sind die mit dem feuchten Wachs zwar gelehrig, aber auch vergeßlich, die mit dem harten aber das Gegenteil davon. Die aber haariges, rauhes und steiniges oder mit Erde und Schmutz vermischtes Wachs haben, die

*) Homer, z. B. Ilias II, 851. XVI, 554.

haben auch nur undeutliche Abdrücke. Undeutlich sind sie auch bei denen, die zu hartes Wachs haben, denn sie sind nicht tief genug; undeutlich auch bei denen, die zu feuchtes Wachs haben, denn sie zerfließen und werden bald unkenntlich. Sind sie nun überdies noch aus Mangel an Raum übereinander gedrängt, wenn nämlich jemandes Seelchen nur klein ist, so werden sie noch undeutlicher als jene. Alle diese also werden solche, die falsche Meinungen haben. Wenn sie nämlich etwas sehen oder hören oder überdenken, so können sie nicht schnell jedem das Seine zuweisen, sondern sind langsam, und weil sie falsch anweisen, so versehen und verhören sie sich und denken oft verkehrt; und diese sind, wie man sagt, im Irrtum über die Wirklichkeit und ungebildet.

Theaitetos. Vortrefflich über alle Maßen, mein Sokrates.

Sokrates. Wollen wir also sagen, daß es falsche Meinungen in uns gibt?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Und auch richtige?

Theaitetos. Auch richtige.

Sokrates. Wir glauben also nun hinlänglich bewiesen zu haben, daß es diese beiden Arten von Meinungen ganz gewiß gibt?

Theaitetos. Vollkommen hinreichend.

35.

Sokrates. Nun wahrlich, mein Theaitetos, so ist es doch ein böses und höchst widriges Ding um einen Schwätzer in reifen Jahren.

Theaitetos. Wieso? Weshalb sagst du das?

Sokrates. Aus Verdruß über meine Ungelehrigkeit und mein nicht zu leugnendes Geschwätz. Denn wie soll man es anders nennen, wenn ein Mensch aus Stumpfsinn alle seine Reden immer wieder so und so umdreht und sich nicht überzeugen läßt und von jeder Untersuchung gar nicht wieder fortzubringen ist?

Theaitetos. Aber worüber bist du denn verdrießlich?

Sokrates. Nicht nur verdrießlich bin ich, sondern auch in Angst, was ich antworten soll, wenn mich jemand fragt: Du hast also gefunden, mein Sokrates, daß die falsche Meinung nicht im Verhältnis der Wahrnehmungen zueinander noch auch in dem der Vorstellungen, sondern in der Verbindung der Wahrnehmung mit der Vorstellung liegt? Ich werde es bejahen, glaube ich, nicht ohne mich ein wenig zu brüsten, als hätten wir etwas Schönes gefunden.

Theaitetos. Auch mir, Sokrates, scheint es gar nichts Schlechtes zu sein, was wir jetzt eben dargelegt haben.

Sokrates. Nicht wahr, Sokrates, wird er sagen, du meinst, daß wir von dem Menschen, den wir uns nur denken, nicht aber sehen, niemals glauben werden, er sei ein Pferd, das wir auch jetzt weder sehen noch betasten, sondern uns nur denken, ohne sonst etwas von ihm wahrzunehmen? Ich werde, glaube ich, die Frage bejahen.

Theaitetos. Und zwar mit Recht.

Sokrates. Wie nun, wird er sagen, die Elf, die jemand nur denkt, wird er wohl dieser Erklärung zufolge niemals für die Zwölf halten können, die er sich auch nur denkt? Doch darauf sollst du antworten.

Theaitetos. Gut, ich werde antworten, daß beim Sehen oder Betasten ja wohl jemand die Elf für Zwölf halten kann; von dem aber, was er nur in Gedanken hat, könnte er dies wohl niemals meinen.

Sokrates. Wie aber? Glaubst du wohl, es habe einer einmal bei sich selbst etwa die Fünf und Sieben — ich meine aber nicht, er habe sich sieben und fünf Menschen vorgenommen zu betrachten oder dergleichen etwas, sondern die Fünf und Sieben selbst, die wir als Erinnerungszeichen in jenem Wachs angenommen und von denen wir gesagt haben, es sei unmöglich, über sie falsche Meinungen zu hegen — wenn also diese selbst einmal der und jener bei sich betrachtet hat, zu sich selbst sprechend und sich fragend, wieviel sie wohl sind, hat da der eine nun seine Meinung dahin geäußert, sie machten elf, der andere aber zwölf oder werden sie alle glauben und sagen, daß sie zwölf seien?

Theaitetos. Nein, beim Zeus, sondern viele auch werden für elf sein. Und wenn es einer gar bei einer größeren Zahl versucht, irrt er sich noch leichter; und ich glaube doch, du sprichst eigentlich von jeder Zahl.

Sokrates. Ganz recht. Und bedenke, ob dies etwas anderes bedeutet, als daß er diese Zwölf selbst, die auf dem Wachs, für elf hält.

Theaitetos. So scheint es wenigstens.

Sokrates. Kommt das nun nicht wieder auf die frühere Rede hinaus? Denn der, dem dies begegnet, hält etwas, was er weiß, für etwas anderes, was er ebenfalls weiß, was wir als unmöglich annahmen und wodurch wir bewiesen, daß es keine falsche Meinung gebe, damit man nicht annehmen müsse, einunddersel be wisse dasselbe und zugleich auch nicht.

Theaitetos. Ganz richtig.

Sokrates. Wir werden also zeigen müssen, die falsche Meinung sei etwas anderes als eine Verwechselung der Gedankenbilder und der dazu gehörigen Wahrnehmungen. Denn wenn es dies wäre, so würden wir uns nicht in den Gedanken selbst irren. Nun aber gibt es entweder keine falsche Meinung, oder es ist möglich, daß jemand das, was er weiß, zugleich auch nicht weiß. Welches von beiden wählst du nun?

Theaitetos. Eine schwierige Wahl legst du mir vor, mein Sokrates!

Sokrates. Beides zugleich aber will doch, wie es scheint, unsere Rede nicht gelten lassen. Indes — man muß ja alles wagen — wie wäre es, wenn wir uns erdreisteten, ganz unverschämt zu sein?

Theaitetos. Wieso?

Sokrates. Wenn wir sagen wollten, worin wohl eigentlich das Wissen besteht.

Theaitetos. Und was wäre dabei Unverschämtes?

Sokrates. Du scheinst nicht zu bedenken, daß unsere ganze Unterredung von Anfang an eine Frage nach dem Begriff des Wissens gewesen ist, als ob wir also nicht wüßten, was es ist.

Theaitetos. Ich bedenke es wohl.

Sokrates. Und es scheint dir dennoch nicht unverschämt, daß wir, die wir nicht wissen, was Wissen ist, dennoch nachweisen wollen, worin es besteht? Aber, mein Theaitetos, schon seit langer Zeit führen wir unser Gespräch gar nicht methodisch. Denn tausendmal haben wir schon gesagt, „wir erkennen“ und „wir erkennen nicht“, „wir wissen“ und „wissen nicht“, als ob wir einander hierüber verständen, während wir noch immer nicht wissen, was Erkenntnis ist. Ja,

auch jetzt wieder haben wir uns der Worte bedient „nicht wissen“ und „verstehen“, als ob es uns ziemte, sie anzuwenden, wenn uns auch der Begriff des Wissens noch fehlt.

Theaitetos. Auf welche Art aber willst du denn ein Gespräch führen, Sokrates, wenn du dich dieser Ausdrücke enthältst?

Sokrates. Auf gar keine, solange ich bin, der ich bin; wohl aber, wenn ich ein Streitlustiger wäre;*) wie denn ein solcher, wenn er auch jetzt hier wäre, allerdings behaupten würde, er enthalte sich derselben, und uns wegen meiner Äußerungen gar heftige Vorwürfe machen würde. Da wir nun aber nur Laien sind, willst du da, daß ich zu sagen wage, worin wohl das Wissen besteht? Denn es scheint mir gar sehr zweckdienlich zu sein.

Theaitetos. So wage es denn, beim Zeus! Und kannst du dich jener Ausdrücke nicht enthalten, so soll dir gern verziehen sein.

36.

Sokrates. Hast du wohl gehört, wie man jetzt das Wissen erklärt?

Theaitetos. Vielleicht; indes im Augenblick erinnere ich mich dessen nicht.

Sokrates. Man sagt nämlich, es sei das Haben des Wissens.

Theaitetos. Richtig.

Sokrates. Wir nun wollen mit einer kleinen Änderung sagen, es sei der Besitz des Wissens.

*) Gemeint sind die Sophisten, die sich rühmten, jene Ausdrücke wie „wissen“ und „erkennen“ entbehren zu können.

Theaitetos. Welchen Unterschied zwischen diesen beiden Bestimmungen willst du nun feststellen?

Sokrates. Vielleicht gar keinen. Höre aber, was mir gut scheint, und prüfe es mit mir.

Theaitetos. Wenn ich nur dazu imstande bin.

Sokrates. Mir also scheint Besitzen und Haben nicht einerlei zu sein. Wenn z. B. jemand ein Kleid, das er gekauft und nun allerdings zu seiner Verfügung hat, nicht trägt, so werden wir nicht sagen, daß er es an sich hat, sondern daß er es besitzt.

Theaitetos. Und mit Recht.

Sokrates. Sieh also zu, ob es nicht möglich ist, auch das Wissen auf diese Art zu besitzen, und es doch nicht zu haben; sondern wie wenn jemand wilde Vögel, Tauben oder sonst eine Art eingefangen und zu Hause einen Taubenschlag bereitet hat, worin er sie hält. Denn in gewissem Sinne würden wir dann sagen können, daß er sie immer hat, da er sie ja besitzt. Nicht wahr?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. In einem andern Sinne aber würden wir sagen, daß er gar keine hat, sondern daß ihm in betreff ihrer, da er sie in einem ihm gehörenden Behältnis zu seiner Verfügung hat, nur die Macht zukommt, sie zu nehmen und zu haben, wann er Lust hat, indem er fangen und wieder loslassen kann, welche er jedesmal will, und dies ihm freisteht zu tun, so oft es ihm nur gefällt.

Theaitetos. So ist es.

Sokrates. Wie wir also im vorigen ich weiß nicht mehr was für ein wächsernes Machwerk in der Seele bereiteten, so laß uns jetzt in jeder Seele einen Taubenschlag mit mancherlei Vögeln anlegen, von

denen sich die einen in Schwärmen von den andern absondern, die andern nur in kleinen Gruppen, noch andere einzeln unter allen, wie es gerade kommt, umherfliegen.

Theaitetos. Er sei angelegt. Was wird nun aber daraus?

Sokrates. In der Kindheit, muß man sagen, ist dieses Behältnis leer, und statt der Vögel muß man sich Wissensgebiete denken. Wer nun eins davon in Besitz genommen und in seinen Schlag eingesperrt hat, von dem sagt man, er habe die Sache, auf die sich dies Wissen bezog, gelernt oder gefunden, und dies eben sei das Wissen.

Theaitetos. So soll es sein.

Sokrates. Daß er aber jedes beliebige Wissen jagt und greift und dann festhält und wieder losläßt, mit welchem Namen wird man das wohl bezeichnen müssen, mit demselben, wie zuvor, da er es in Besitz nahm, oder mit einem andern? Du kannst aber aus folgendem noch deutlicher ersehen, was ich meine. Du nimmst doch eine Rechenkunst an?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Denke dir nun diese als Jagd nach Kenntnissen von jeglichem Geraden und Ungeraden.

Theaitetos. Das tue ich.

Sokrates. Vermittels dieser Kunst nun, meine ich, hat jemand die Kenntnis der Zahlen in seiner Gewalt und, wer sie einem andern weitergibt, tut dies vermittels dieser Kunst.

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und wir sagen von dem, der sie weitergibt, er lehre, von dem, der sie überkommt, er lerne,

und von dem, der sie hat, so daß er sie in jenem Taubenschlage besitzt, er wisse.

Theaitetos. Sehr wohl.

Sokrates. Nun merke auf das Folgende: Wer nun ein vollkommener Rechenkünstler ist, weiß der nicht alle Zahlen? Denn die Kenntnisse von allen Zahlen sind doch in seiner Seele.

Theaitetos. Wie sonst?

Sokrates. Rechnet nun ein solcher wohl einmal etwas bei sich, entweder Zahlen selbst oder auch etwas anderes außer ihnen, was zählbar ist?

Theaitetos. Wie sollte er nicht?

Sokrates. Das Rechnen selbst aber wollen wir doch als nichts anderes bezeichnen als das Nachforschen darüber, wie groß eine Zahl gerade ist?

Theaitetos. So ist's.

Sokrates. Was er also weiß, scheint er zu suchen wie ein Nichtwissender, da wir doch eingeräumt haben, daß er alle Zahlen wisse. Denn du hörst doch von solchen Streitfragen?

Theaitetos. O ja.

37.

Sokrates. Werden wir nun nicht, wenn wir dies mit dem Besitz der Tauben und mit der Jagd auf sie vergleichen, sagen, daß es eine doppelte Jagd gibt, die eine vor dem Besitz, des Besitzes wegen, die andere für den, der besitzt, wenn er greifen und in Händen haben will, was er schon lange besessen hat. Ebenso kann auch jemand ebendasselbe, wovon er durch Lernen schon seit langer Zeit Kenntnisse hatte und was er wußte, sich wieder vergegenwärtigen, indem er das Wissen einer Sache wieder aufnimmt und

festhält, das er zwar schon lange besaß, aber nicht bei der Hand hatte fürs Denken.

Theaitetos. Sehr richtig.

Sokrates. Danach nun fragte ich vorhin, mit welchen Ausdrücken man dies bezeichnen solle, wenn der Rechenkünstler sich anschickt, etwas auszurechnen, oder der Sprachkundige, etwas zu lesen. Als ein Wissender also geht er in diesem Fall wieder daran, von sich selbst zu lernen, was er weiß?

Theaitetos. Aber das ist ja ungereimt, mein Sokrates.

Sokrates. Sollen wir also sagen, er lese oder rechne, was er nicht wisse, nachdem wir jenem doch zugestanden haben, daß er alle Buchstaben, diesem, daß er alle Zahlen wisse?

Theaitetos. Aber auch das ist ja unvernünftig.

Sokrates. Sollen wir also sagen, um die Namen, mit denen einer das Wissen und das Lernen zu bezeichnen beliebt, kümmern wir uns gar nicht? Nachdem wir aber den Unterschied zwischen dem Besitze und dem Haben des Wissens festgestellt haben, behaupten wir, es sei zwar unmöglich, daß jemand das, was er besitzt, auch nicht besitze, so daß dies freilich ausgeschlossen sei, daß jemand, was er weiß, nicht wisse; wohl aber sei es möglich, eine falsche Meinung davon zu haben. Es ist nämlich möglich, daß er nicht dieses, sondern ein anderes Wissen statt dessen gefaßt hat, wenn, indem er auf eine von seinen Kenntnissen Jagd macht, diese durcheinander fliegen und er sich dann vergreift und anstatt der einen eine andere faßt; wenn er also glaubt, elf sei zwölf, indem er Wissen der Elf anstatt desjenigen der Zwölf gegriffen hat, gleichsam eine Holztaube statt einer Kropftaube.

Theaitetos. Das läßt sich hören.

Sokrates. Greift er aber die, die er greifen wollte, dann irrt er sich nicht, sondern stellt sich vor, was ist, und das nun ist die wahre und die falsche Vorstellung, und worüber wir vorher verdrießlich wurden, das steht uns gar nicht mehr im Wege? Vielleicht wirst du mir beistimmen, oder was wirst du tun?

Theaitetos. Beistimmen.

Sokrates. So wären wir demnach die Schwierigkeit, daß man das, was man weiß, nicht weiß, glücklich los. Denn daß wir nicht besitzen, was wir besitzen, der Fall tritt nun nicht mehr ein, mögen wir nun irren oder nicht. Allein es scheint mir jetzt ein schlimmerer Fall sich zu zeigen.

Theaitetos. Welcher denn?

Sokrates. Wenn das Verwechseln der Kenntnisse die falsche Meinung sein soll.

Theaitetos. Wieso?

Sokrates. Zuerst schon dies, daß jemand ein Wissen von einer Sache haben und doch diese selbst nicht kennen soll, und zwar nicht durch Unwissenheit, sondern eben infolge seines Wissens, daß er ferner sich ein anderes als dieses vorstellen und dieses als ein anderes; wie wäre dies nicht ganz widersinnig, daß die Seele, trotzdem ihr Wissen innewohnt, doch gar nichts kennen, sondern alles verkennen sollte? Denn nach demselben Satze hindert nichts, daß nicht auch eine ihr innewohnende Unwissenheit bewirken könnte, daß sie etwas weiß, und eine Blindheit, daß sie etwas sieht, wenn sogar ein Wissen bewirken kann, daß sie etwas nicht weiß.

Theaitetos. Vielleicht, mein Sokrates, war es nicht richtig, die Vögel nur als Gegenstände des Wis-

sens anzunehmen. Wir hätten vielmehr auch Gegenstände des Nichtwissens annehmen sollen, die in der Seele mit herumfliegen, so daß der Jagende, indem er bald ein Stück von jener und bald eins von dieser Art einfängt, von demselben Gegenstand vermittels der Unkenntnis eine falsche, vermittels der Kenntnis aber eine richtige Meinung hat.

Sokrates. Es ist nicht leicht, Theaitetos, dich nicht zu loben. Indes was du jetzt gesagt hast, das mußt du dir doch noch einmal bedenken. Es sei nämlich, wie du sagst: so wird also, wer die Unkenntnis gefangen hat, wie du behauptest, eine falsche Meinung haben? Nicht wahr?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Er wird aber doch wohl nicht auch selbst glauben, daß er eine falsche Meinung hat?

Theaitetos. Wie sollte er das?

Sokrates. Sondern eine wahre, und er wird sich vorkommen wie ein Wissender in dem, worin er sich doch irrt.

Theaitetos. Wie anders?

Sokrates. Ein Wissen wird er also glauben gegriffen und in der Hand zu haben, und nicht ein Nichtwissen.

Theaitetos. Offenbar.

Sokrates. Nach einem langen Umwege also befinden wir uns wieder bei unserer ersten Schwierigkeit. Denn lachend wird jener uns verfolgende Tadler sagen: Wie doch, ihr trefflichen Männer, einer, der beides weiß, das Wissen und das Nichtwissen, hält der das eine, was er weiß, für das andere, was er ebenfalls weiß? Oder wenn er keins von beiden weiß, hält er da das eine, was er nicht weiß, für etwas

anderes, was er ebenfalls nicht weiß? Oder hält er das, was er nicht weiß, für das, was er weiß? Oder werdet ihr mir wieder sagen, es gebe von den Arten des Wissens und Nichtwissens wiederum Arten des Wissens, die der Besitzer in irgendwelchen andern lächerlichen Taubenschlägen oder Wachsgebilden festhält und kennt, solange er sie besitzt, auch wenn er sie nicht bei der Hand hat in der Seele? Und so werdet ihr genötigt sein, tausendmal denselben Kreis zu durchlaufen, ohne etwas damit zu erreichen? Was werden wir hierauf antworten, Theaitetos?

Theaitetos. Ja, beim Zeus, Sokrates, ich weiß nicht, was darauf zu sagen ist.

Sokrates. Macht uns also unsere Untersuchung nicht ganz mit Recht einen Vorwurf, indem sie uns zeigt, daß wir Unrecht taten, die falsche Meinung eher zu suchen als das Wissen, indem wir von diesem absahen? Es ist aber unmöglich, jene zu verstehen, ehe man hinlänglich erfaßt hat, was Wissen ist.

Theaitetos. Unbedingt, mein Sokrates, muß man, wie die Sache jetzt steht, glauben, was du sagst.

38.

Sokrates. Wofür wird also jemand, um wieder von vorn anzufangen, das Wissen erklären? Denn wir wollen doch die Sache noch nicht aufgeben?

Theaitetos. Gewiß nicht, wenn du wenigstens nicht versagst.

Sokrates. So sprich denn: wie sollen wir es erklären, um uns selbst am wenigsten zu widersprechen?

Theaitetos. Wie wir es im vorhergehenden versucht haben, Sokrates; ich wenigstens weiß nichts anderes zu sagen.

Sokrates. Was meinst du denn?

Theaitetos. Daß richtige Meinung Wissen ist. Denn ohne Fehler ist das richtige Meinen, und was daraus hervorgeht, das geht alles schön und gut hervor.

Sokrates. Wer ins Wasser vorangeht, mein Theaitetos, sagt, es werde sich ja von selbst zeigen.*) So wird auch unsre Sache, wenn wir weitergehen und sie untersuchen, uns vielleicht hindern, dann aber selbst das Gesuchte uns zeigen. Bleiben wir aber stehen, so wird uns nichts deutlich werden.

Theaitetos. Du hast recht. Laß uns also weitergehen und untersuchen.

Sokrates. Das wird wohl eine kurze Untersuchung werden; denn eine ganze Kunst beweist dir schon, daß das nicht Wissen ist.

Theaitetos. Wieso, und was für eine?

Sokrates. Die der größten Weisheitshelden, die man Redner und Sachwalter nennt. Denn diese überreden vermittels ihrer Kunst, nicht indem sie lehren, sondern indem sie bewirken, daß man meint, was sie eben wollen. Oder hältst du einige für so bewunderungswürdige Lehrmeister, daß sie, wenn jemand seines Geldes beraubt ward oder sonst Unrecht erlitt, ohne daß sonst einer dabei war, es verständen, in der kurzen, ihnen zur Verfügung stehenden Zeit die Wahrheit dessen, was jenem widerfahren ist, gründlich zu lehren?

Theaitetos. Keineswegs glaube ich das, sondern daß sie nur überreden.

Sokrates. Heißt aber überreden nicht bewirken, daß etwas auf eine gewisse Art geglaubt werde?

Theaitetos. Was anders?

*) Ob man nämlich den Fluß durchwaten könne.

Sokrates. Wenn also Richter, so wie es sich gehört, überredet worden sind in bezug auf etwas, was nur, wer es selbst gesehen hat, wissen kann, sonst aber keiner, und wenn sie dann die Sache nach dem bloßen Gehör beurteilen, so urteilen sie auf Grund einer richtigen Meinung, aber ohne Wissen richtig, wenn anders sie, nachdem sie richtig überredet sind, gut geurteilt haben?

Theaitetos. So ist es allerdings.

Sokrates. Nicht aber, mein Freund, könnte jemals, wenn richtige Meinung und Wissen einerlei wären, auch der beste Richter und Gerichtshof eine wahre Meinung haben ohne Wissen. Nun aber scheint beides verschieden zu sein.

Theaitetos. Was ich auch schon einen sagen gehört und nur vergessen habe, jetzt aber erinnere ich mich dessen wieder. Er sagte nämlich, die mit Erklärung verbundene richtige Meinung sei Wissen, die ohne Erklärung dagegen liege außerhalb des Wissens. Und wovon es keine Erklärung gebe, das sei auch nicht wißbar — so nannte er das — wovon es aber eine gebe, das sei wißbar.

Sokrates. Gewiß schön gesagt. Wie aber, sage mir, unterschied er dies Wißbare und Nichtwißbare? Vielleicht haben wir es auf gleiche Weise gehört, du und ich.

Theaitetos. Ich weiß nicht, ob ich es wiederfinden werde. Trüge es aber ein anderer vor, so würde ich wohl, meine ich, folgen können.

39.

Sokrates. Höre also einen Traum für den andern. Mich nämlich dünkt, daß ich von einigen ge-

hört habe, die ersten gleichsam Urbestandteile, aus denen wir sowohl als alles übrige zusammengesetzt sind, ließen keine Erklärung zu; sondern man könne nur jedes von ihnen an und für sich bezeichnen, nicht aber irgend etwas anderes davon aussagen, weder daß sie seien noch daß sie nicht seien; denn alsdann würde ihnen doch ein Sein oder Nichtsein schon beigelegt, man dürfe aber nichts weiter hinzutun, wenn man eben jenes für sich aussagen wolle. Daher dürfe man ihnen weder das Selbst noch das Jenes noch das Jedes noch das Für sich noch das Dieses noch viel anderes dergleichen hinzufügen. Denn eben diese Begriffe seien überall im Umlauf und würden allem hinzugefügt, immer aber als verschieden von dem, dem sie beigelegt würden. Jenes (das Element) müßte aber, wenn es möglich wäre, darüber etwas auszusagen, und wenn es seine eigentümliche Erklärung hätte, ohne die andern Zusätze alle bezeichnet werden. So aber sei es unmöglich, irgendeins von den ersten Dingen durch eine Erklärung auszudrücken; denn es gebe für sie nichts als nur genannt zu werden, sie hätten eben nur einen Namen. Was aber aus diesen bereits zusammengesetzt sei, dessen Name sei, so wie es selbst aus mehreren zusammengeflochten ist, ebenfalls zusammengeflochten und zu einer Erklärung geworden. Denn Verflechtung von Namen sei das Wesen der Erklärung. Auf diese Art also seien die Urbestandteile unerklärbar und unerkennbar, aber wahrnehmbar; die Verknüpfungen hingegen erkennbar und erklärbar und durch richtige Meinung vorstellbar. Wenn nun jemand ohne Erklärung eine richtige Meinung von etwas empfange, so sei zwar seine Seele im Besitz der Wahrheit, aber nicht des Wissens. Denn wer

über etwas nicht Rede stehen und Erklärung geben könne, der sei ohne Wissen von diesem Gegenstand. Wer aber auch die Erklärung dazu habe, der sei zu alledem fähig und habe alles vollständig zum Wissen beisammen. Hast du den Traum ebenso gehört oder anders?

Theaitetos. Ganz genau so.

Sokrates. Gefällt es dir also und nimmst du an, daß wahre Meinung mit Erklärung Wissen ist?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Also hätten wir auf diese Art heute erreicht, was seit langer Zeit viele Weise gesucht haben und worüber sie alt geworden sind, ohne es zu finden?

Theaitetos. Mir scheint doch, Sokrates, das jetzt Vorgetragene sehr schön gesagt zu sein.

Sokrates. Es ist auch ganz wahrscheinlich, daß sich die Sache an sich so verhält. Denn was sollte es auch noch für ein Wissen geben ohne Erklärung und richtige Meinung? Nur eins will mir an dem Gesagten nicht gefallen.

Theaitetos. Was denn?

Sokrates. Gerade was das herrlichste zu sein scheint, daß nämlich die Urbestandteile unerkennbar sein sollen, alle Arten von Verknüpfungen aber erkennbar.

Theaitetos. Ist das nicht richtig?

Sokrates. Man muß zusehen. Haben wir doch die Beispiele, deren er sich bei seiner ganzen Erörterung bediente, gleichsam zu Geiseln für diesen Satz.

Theaitetos. Was für welche?

Sokrates. Die Urbestandteile der Schrift und deren Verknüpfungen. Oder glaubst du, daß derjenige,

der unsere Ansicht aufstellte, auf etwas anderes dabei gesehen hat als darauf?

Theaitetos. Nein, sondern hierauf.

40.

Sokrates. Prüfen wir sie also noch einmal von vorn oder vielmehr uns selbst, ob wir so oder nicht so lesen gelernt haben. Erstens also: haben die Silben eine Erklärung, die Buchstaben aber keine?

Theaitetos. Wahrscheinlich.

Sokrates. Das leuchtet auch mir vollkommen ein. Wenn zum Beispiel jemand nach der ersten Silbe von Sokrates so fragte: Theaitetos, sprich, was ist So? Was wirst du antworten?

Theaitetos. S und O.

Sokrates. Hast du da nicht eine Erklärung der Silbe?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. So komm und gib ebenso auch die Erklärung des S.

Theaitetos. Und wie sollte wohl jemand die Bestandteile eines Bestandteils angeben können? Denn überdies ist das S ein stummer Buchstabe, nur ein Geräusch, wie wenn jemand mit der Zunge zischt. Das B aber vollends hat weder ein Geräusch noch einen Laut, und ebenso die meisten Buchstaben. Deshalb ist es sehr richtig, wenn man sie unerklärbar nennt, da selbst die deutlichsten unter ihnen nur einen Laut haben, ganz und gar aber keine Erklärung.

Sokrates. Diesen Punkt in betreff des Wissens, mein Freund, hätten wir also erledigt.

Theaitetos. Es scheint so.

Sokrates. Wie aber? Daß der Bestandteil nicht erkennbar ist, wohl aber die Verknüpfung, haben wir denn das auch mit Recht angenommen?

Theaitetos. Doch wohl.

Sokrates. Gut denn. Wollen wir nun die Silbe als die zwei Buchstaben, oder, wenn sie aus mehr als zweien besteht, als die sämtlichen, oder als ein besonderes erst aus der Zusammensetzung von jenen Entstandenes bezeichnen?

Theaitetos. Als die sämtlichen, dünkt mich.

Sokrates. So betrachte es einmal an jenen zweien, dem S und O. Beide bilden die erste Silbe meines Namens. Wird nun nicht, wer diese Silbe kennt, auch jene beiden Buchstaben kennen?

Theaitetos. Wie anders?

Sokrates. Er kennt also das S und das O?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wie aber? Jeden von beiden kennt er also nicht, und, obschon er keinen von beiden kennt, kennt er doch beide?

Theaitetos. Das wäre ja toll und unvernünftig.

Sokrates. Allein, wenn es notwendig ist, daß er jeden von beiden kennt, um beide zu kennen, so muß ja unbedingt die Buchstaben schon vorher kennen, wer jemals die Silbe kennen will, und so wird uns diese schöne Erklärung wieder entschlüpfen und verschwinden.

Theaitetos. Und das sehr schnell.

Sokrates. Wir bewachen sie eben nicht gut. Denn wir durften vielleicht die Silbe nicht als die gesamten Buchstaben bezeichnen, sondern mußten sie erklären als eine aus jenen entstandene besondere Gat-

tung, die ihr eigenes Wesen und ihre Gestalt für sich hat und verschieden ist von den Buchstaben.

Theaitetos. Ganz gewiß, und es mag sich wohl eher so verhalten als anders.

Sokrates. Wir müssen zusehen und dürfen nicht unmännlich einen so großen und herrlichen Satz preisgeben.

Theaitetos. Keineswegs.

Sokrates. Es sei also, wie wir jetzt sagen, die Zusammenfassung eine aus den jedesmal sich zusammenfügenden Bestandteilen entstehende eigene Gattung, in gleicher Weise bei den Buchstaben wie überall.

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Teile darf es von ihr also nicht geben?

Theaitetos. Wieso?

Sokrates. Weil, wo es Teile gibt, das Ganze auch notwendig die Summe der gesamten Teile ist. Oder meinst du, auch das aus den Teilen entstandene Ganze sei ein von den gesamten Teilen Verschiedenes?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Verstehst du aber unter „einem Gesamten" und „einem Ganzen" dasselbe oder unter jedem etwas anderes?

Theaitetos. Darüber bin ich mir nicht klar. Weil du aber immer befiehlst, herzhaft zu antworten, so will ich es wagen und sagen: etwas anderes unter jedem.

Sokrates. Die Herzhaftigkeit, mein Theaitetos, ist gut; ob aber auch die Antwort, das müssen wir erst untersuchen.

Theaitetos. Das müssen wir allerdings.

41.

Sokrates. So wäre also der jetzigen Erklärung zufolge „das Ganze“ verschieden von „dem Gesamten?“

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wie aber nun? Sind „die alle“ und „das Gesamte“ auch verschieden? Z. B. wenn wir sagen eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, oder zweimal drei oder dreimal zwei, oder drei und zwei und eins, sagen wir da in allen diesen Fällen dasselbe oder in jedem etwas anderes?

Theaitetos. Dasselbe.

Sokrates. Etwas anderes als sechs?

Theaitetos. Nichts anderes.

Sokrates. In allen diesen Formeln also haben wir ein Gesamtes, die Sechs, bezeichnet?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und wiederum, meinen wir denn nicht auch etwas, wenn wir sagen „die sämtlichen“?

Theaitetos. Unbedingt doch etwas.

Sokrates. Etwas anderes etwa als die Sechs?

Theaitetos. Nichts anderes.

Sokrates. In allem also, was aus Zahlen besteht, nennen wir „das Gesamte“ und „die Sämtlichen“ ein und dasselbe.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Wir wollen also in dieser Hinsicht sagen: die Zahl eines Acker Landes und der Acker sind dasselbe. Nicht wahr?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und beim Stadion ebenso?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Und ebenso auch die Zahl eines Heeres und das Heer? und in allen ähnlichen Fällen auf gleiche Art. Denn die gesamte Zahl bedeutet auch den gesamten Bestand eines jeden Dinges.

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Die Zahl eines jeden Dinges aber ist doch nichts anderes als seine Teile?

Theaitetos. Nichts anderes.

Sokrates. Und was Teile hat, besteht aus Teilen?

Theaitetos. Offenbar.

Sokrates. Zugestanden ist aber, daß die sämtlichen Teile das Gesamte sind, wenn die gesamte Zahl das gesamte Sein ist.

Theaitetos. So ist es.

Sokrates. Das Ganze besteht also nicht aus Teilen. Denn sonst wäre es ein Gesamtes, wenn es die sämtlichen Teile wäre.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Kann aber ein Teil von irgend etwas anderem sein, was er ist, als vom Ganzen?

Theaitetos. Von einem Gesamten.

Sokrates. Recht mannhaft, mein Theaitetos, wehrst du dich. Ist aber das Gesamte nicht eben dies, ein Ganzes, wenn ihm nichts fehlt?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Ist aber nicht eben dies ein Ganzes, dem nirgends etwas fehlt? Wenn aber etwas fehlt, so ist es weder ein Ganzes noch ein Gesamtes, da beides zugleich aus demselben dasselbe geworden ist.

Theaitetos. Jetzt scheint mir das Ganze und das Gesamte in nichts mehr voneinander verschieden zu sein.

Sokrates. Sagten wir nun nicht, wo Teile seien, da sei das Ganze und das Gesamte die Summe sämtlicher Teile?

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Wiederum nun, was ich eben wollte, kann denn die Silbe, wenn sie nicht gleich mit den Buchstaben ist, etwa auch die Buchstaben als ihre Teile in sich haben; oder wenn sie mit ihnen gleich ist, muß sie dann nicht auch auf gleiche Art wie jene erkennbar sein?

Theaitetos. So ist es.

Sokrates. Und um dies zu vermeiden, nahmen wir an, sie sei etwas von ihnen Verschiedenes?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wie aber, wenn die Buchstaben nicht Teile der Silbe sind, kannst du etwas anderes anführen, was Teile derselben bildet, ohne jedoch Elemente derselben zu sein?

Theaitetos. Unmöglich, Sokrates! Denn sollte ich einmal Teile für sie gelten lassen, so wäre es lächerlich, die Buchstaben aufzugeben und andere Elemente aufzusuchen.

Sokrates. Nach dieser Rede also, Theaitetos, wäre die Silbe ganz und gar ein ungeteiltes Wesen?

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Erinnerst du dich nun, mein Freund, daß wir kurz vorher damit zufrieden gewesen sind und es als richtig anerkannt haben, daß sich von dem ersten, woraus das andere bestehe, keine Erklärung geben lasse, weil jedes nur für sich sei, unzusammengesetzt, und man nicht einmal das Sein hinzufügen und mit Recht davon aussagen könne, noch das Dieses, weil dies alles schon etwas anderes und Fremdes sei, und

aus dieser Ursache das erste unerkennbar und unerklärbar sei?

Theaitetos. Ich erinnere mich.

Sokrates. Gibt es nun wohl eine andere als diese Ursache dafür, daß es etwas Einfaches und Unteilbares ist? Ich wenigstens sehe keine andere.

Theaitetos. Es zeigt sich auch wohl keine.

Sokrates. Also gehört die Zusammenfassung (Silbe) zu derselben Gattung wie jenes (die Elemente oder Buchstaben), wenn sie keine Teile hat und ein bestimmtes Wesen ist.

Theaitetos. Auf jeden Fall.

Sokrates. Besteht nun also die Silbe aus den vielen Buchstaben und bildet sie ein Ganzes und sind die Buchstaben ihre Teile, so müssen die Silben auf gleiche Art erkennbar und erklärbar sein wie die Buchstaben, da die sämtlichen Teile sich als gleich mit dem Ganzen erwiesen haben.

Theaitetos. Freilich wohl.

Sokrates. Ist sie aber eins und unteilbar, so ist auch die Silbe ebensowohl wie der Buchstabe unerklärbar und unerkennbar. Denn dieselbe Ursache wird beide zu demselben machen.

Theaitetos. Ich weiß nichts anderes zu sagen.

Sokrates. Mit dem wollen wir es also nicht halten, der sagt, die Verknüpfung sei erkennbar und erklärbar, der Bestandteil aber sei das Gegenteil davon.

Theaitetos. Freilich nicht, wenn anders wir unserer Beweisführung folgen.

Sokrates. Wie aber? Wenn einer das Gegenteil behauptete, würdest du dem nicht lieber beistimmen nach all den Erfahrungen, die du bei Erlernung der Buchstaben gemacht hast?

Theaitetos. Welche meinst du?

Sokrates. Daß du beim Lernen nichts anderes tatest als dir Mühe zu geben, die Buchstaben mit den Augen zu unterscheiden, und ebenso auch mit dem Gehör jeden einzeln für sich, damit nicht ihre wechselnde Stellung verwirre, wenn sie gesprochen oder geschrieben würden.

Theaitetos. Vollkommen richtig.

Sokrates. Und bei den Kitharisten vollkommen gelernt zu haben, heißt das etwas anderes, als jedem Ton folgen zu können, welcher Saite er angehöre, was man, wie jeder zugeben wird, die Urbestandteile der Tonkunst nennen kann?

Theaitetos. Nichts anderes.

Sokrates. Wenn man nun von den Urbestandteilen und Verknüpfungen, die wir aus eigener Erfahrung kennen, auch auf das andere schließen darf, so werden wir sagen müssen, die Erkenntnis der Urbestandteile sei viel deutlicher und viel wirksamer, als die der Verknüpfungen zur vollständigen Erlernung einer Sache. Und wenn jemand sagt, die Verknüpfung sei ihrer Natur nach erkennbar, der Urbestandteil aber nicht, so wollen wir annehmen, er treibe Scherz, es sei nun wissentlich oder unwissentlich.

Theaitetos. Ganz gewiß.

42.

Sokrates. Doch dafür ließen sich noch andere Beweise anführen, wie mich dünkt. Laß uns aber darüber nicht vergessen, die vorliegende Aufgabe zu betrachten, die Frage nämlich, was es wohl zu bedeuten habe, daß die zu der richtigen Meinung hinzukommende Erklärung das vollkommenste Wissen sei.

Theaitetos. So laß uns denn sehen.

Sokrates. Wohlan, was wird hier wohl eigentlich das „Erklärung" bedeuten? Von drei Bedeutungen muß es, wie mir scheint, eine haben.

Theaitetos. Von welchen dreien?

Sokrates. Die erste wäre die, daß man seine Gedanken durch die Stimme vermittels der Haupt- und Zeitwörter ausdrückt, indem man seine Meinung wie in einem Spiegel oder Wasser so in dieser Ausströmung des Mundes abprägt. Oder scheint dir dies nicht „Erklärung" zu sein?

Theaitetos. Allerdings. Wenigstens sagen wir von dem, der dies tut, er spreche (d. i. gebe eine Erklärung ab).

Sokrates. Das kann nun aber jeder tun, schneller oder langsamer, nämlich äußern, was er von jeder Sache meint, wer nicht ganz und gar taub oder stumm ist. Und auf diese Art werden alle, so viele nur eine richtige Meinung haben, auch damit Erklärung verbinden, und es wird also nirgends mehr eine richtige Meinung sein ohne Wissen.

Theaitetos. Richtig.

Sokrates. Laß uns aber deshalb nicht leichtfertig verurteilend behaupten, derjenige habe rein nichts gesagt, der von dem Wissen die Erklärung gegeben hat, die wir jetzt untersuchen. Denn wahrscheinlich hat er nicht dies gemeint, sondern daß, wer nach dem Wesen eines Dinges gefragt wird, dem Fragenden über die Bestandteile der Sache Rechenschaft geben könne.

Theaitetos. Wie meinst du das, Sokrates?

Sokrates. Wie Hesiod*) vom Wagen sagt, die hundert Stücke des Wagens, die ich freilich nicht zu

*) Hesiod, ἔργα καὶ ἡμέραι 455.

nennen wüßte, und, wie ich glaube, auch du nicht. Wir würden vielmehr, wenn wir gefragt würden, was ein Wagen ist, zufrieden sein, wenn wir zu antworten wüßten: Räder, Achse, Obergestell, Sitz, Joch.

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Der Fragende aber würde uns, genau so, wie wenn wir nach deinem Namen gefragt nur silbenweise antworteten, auslachen; daß wir zwar eine richtige Meinung hätten und sagten, was wir sagen, uns aber sehr mit Unrecht einbildeten, Sprachkundige zu sein und von dem Namen Theaitetos die sprachkundige Erklärung zu besitzen und zu geben. Mit Kenntnis aber spreche man nicht eher über etwas, bis man imstande sei, neben der richtigen Meinung alles nach seinen ersten Bestandteilen zu beschreiben, wie es auch schon oben irgendwo gesagt worden ist.

Theaitetos. Das ist gesagt worden.

Sokrates. So hätten auch wir zwar eine richtige Meinung vom Wagen; wer aber das ganze Wesen desselben nach jenen hundert Stücken beschreiben könne, der habe eben durch dieses Plus auch noch die Erklärung zu der richtigen Meinung und sei anstatt eines bloß Meinenden auch ein Sachverständiger und Wissender in bezug auf das Wesen des Wagens, da er das Ganze nach seinen Bestandteilen vollständig beschreiben könne.

Theaitetos. Scheint dir dies nun richtig, mein Sokrates?

Sokrates. Glaubst du es denn, mein Freund, und nimmst du an, die Beschreibung eines Dinges nach seinen einzelnen Bestandteilen sei Erklärung, die aber nach den nächsten oder nach größeren Komplexen

keine Erklärung? Das mußt du mir sagen, damit wir die Sache in Erwägung ziehen.

Theaitetos. Ich nehme es durchaus an.

Sokrates. Und glaubst du etwa, daß jemand von etwas Kenntnis habe, wenn ihm dasselbe bald hierzu zu gehören scheint und bald dazu, oder auch, wenn er von demselben Dinge bald diese Meinung hat und bald jene?

Theaitetos. Beim Zeus, gewiß nicht.

Sokrates. Und erinnerst du dich nicht, daß anfangs dir und andern beim Lernen der Buchstaben dies begegnet ist?

Theaitetos. Meinst du, daß wir derselben Silbe bald diesen, bald einen andern Buchstaben zugeschrieben und denselben Buchstaben bald in die richtige, bald in eine andere Silbe gesetzt haben?

Sokrates. Eben dies meine ich.

Theaitetos. Dessen erinnere ich mich sehr wohl, beim Zeus, und ich glaube, daß derjenige, mit dem es sich so verhält, bei weitem noch nicht eigentlich „weiß".

Sokrates. Wie nun, wenn bei solcher Gelegenheit einer, indem er Theaitetos schreibt, ein Th und ein E schreiben zu müssen glaubt und auch wirklich schreibt; wenn er aber Theodoros schreiben will, ein T und ein E schreiben zu müssen glaubt und auch wirklich schreibt, soll man da sagen, daß er die erste Silbe eures Namens weiß?

Theaitetos. Wir haben uns ja eben dahin geeinigt, daß der, mit dem es sich so verhält, noch nicht wisse.

Sokrates. Hindert nun etwas, daß es ihm bei der zweiten, dritten und vierten Silbe auf ähnliche Art gehe?

Theaitetos. Durchaus nicht.

Sokrates. Wird er nicht alsdann, wenn er die Beschreibung nach den Bestandteilen innehat, den Namen Theaitetos mit richtiger Meinung schreiben, wenn er ihn in der gehörigen Ordnung schreibt?

Theaitetos. Offenbar.

Sokrates. Und dies, ohne noch Wissen zu besitzen, wohl aber richtige Meinung, wie wir behaupten?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Er hat aber doch die Erklärung nebst richtiger Meinung; denn er hatte ja beim Schreiben die ganze Reihe der Bestandteile, was wir eben Erklärung genannt haben.

Theaitetos. Richtig.

Sokrates. So gibt es also, mein Freund, eine mit der richtigen Meinung verbundene Erklärung, die man aber noch nicht Wissen nennen darf.

Theaitetos. So scheint es.

43.

Sokrates. Nur im Traume sind wir also reicher geworden, indem wir glaubten, die richtigste Erklärung des Wissens gefunden zu haben. Oder sollen wir noch nicht absprechen? Denn vielleicht möchte einer das Wort „Erklärung" nicht so verstehen, sondern nach der noch übrigen von jenen drei Bedeutungen, von denen eine, wie wir sagten, derjenige annehmen müsse, der das Wissen als eine mit Erklärung verbundene richtige Meinung definiert.

Theaitetos. Ganz richtig erinnerst du daran. Denn eine ist noch übrig; die erste war gleichsam ein Bild des Gedankens in der Stimme; die eben be-

sprochene war der Weg zum Ganzen durch die Bestandteile. Was meinst du aber mit der dritten?

Sokrates. Was die meisten sagen würden, daß man nämlich ein Merkmal angeben kann, wodurch sich der fragliche Gegenstand von allen übrigen Dingen unterscheidet.

Theaitetos. Was für eine Erklärung kannst du mir in diesem Sinne von irgend etwas geben?

Sokrates. Von der Sonne z. B., wenn du willst, würde es dir, glaube ich, genügen anzunehmen, daß sie das glänzendste ist von allem, was am Himmel um die Erde geht.

Theaitetos. Vollkommen.

Sokrates. Vernimm nun auch, weshalb es gesagt ist. Wenn du nämlich, wie wir eben sagten, den Unterschied eines Dinges erfaßt, wodurch es von den übrigen verschieden ist, so behaupten einige, du habest seine Erklärung erfaßt. Solange du aber etwas Gemeinschaftliches triffst, so wird sich deine Erklärung auf dasjenige beziehen, was zu dieser Gemeinschaftlichkeit gehört.

Theaitetos. Ich verstehe, und es dünkt mich sehr richtig, so etwas Erklärung zu nennen.

Sokrates. Wer aber nun mit richtiger Meinung von irgend etwas auch seinen Unterschied von dem übrigen hinzunimmt, der wird dann ein Wissen von demjenigen erlangt haben, von dem er vorher nur eine Meinung hatte.

Theaitetos. Das ist unsere Behauptung.

Sokrates. Jetzt aber, Theaitetos, da ich der fraglichen Sache nahe gekommen bin, wie einem großen und auf die Entfernung berechneten Gemälde, verstehe ich auch nicht mehr das mindeste davon. So-

lange ich von ferne stand, schien sie mir einen Sinn zu haben.

Theaitetos. Wie kommt das?

Sokrates. Ich will es dir deutlich machen, wenn es mir gelingt. Vorausgesetzt, ich habe eine richtige Meinung von dir, so kenne ich dich doch nur, wenn ich auch noch eine Erklärung von dir dazunehme; wo nicht, so habe ich nur eine Meinung von dir.

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Die Erklärung aber war die Angabe deiner Verschiedenheit.

Theaitetos. So war es.

Sokrates. Solange ich also nur eine Meinung von dir hatte, so traf ich mit meinen Gedanken nichts von dem, wodurch du dich von andern unterscheidest? Nicht wahr?

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Ich dachte also nur an etwas Gemeinschaftliches, was du um nichts mehr an dir hast als irgend ein anderer.

Theaitetos. Notwendig.

Sokrates. Wohlan denn, beim Zeus! Wie könnte ich wohl auf diese Art dich mehr meinen als irgendeinen andern? Denn setze den Fall, ich dächte mir, derjenige sei Theaitetos, der ein Mensch ist und Nase, Mund und Augen hat, und so jedes der übrigen Glieder. Wird nun diese Vorstellung bewirken, daß ich den Theaitetos besser erkenne als den Theodoros, oder, wie man zu sagen pflegt, den letzten der Myser?

Theaitetos. Unmöglich.

Sokrates. Allein, wenn ich mir auch nicht bloß einen, der eine Nase und Augen hat, denke, sondern einen stumpfnäsigen und mit heraustretenden Augen,

werde ich mir dann mehr dich vorstellen, als mich selbst und wer sonst noch so beschaffen ist?

Theaitetos. Um nichts mehr.

Sokrates. Vielmehr wird Theaitetos nicht eher, glaube ich, von mir gemeint werden, als bis diese Stumpfnasigkeit selbst ein unterscheidendes Merkmal in mir abdrückt und zurückläßt, das sie von andern, die ich auch schon gesehen, unterscheidet, und so alles übrige, woraus du bestehst, und diese Stumpfnasigkeit wird mich, auch wenn ich dir morgen begegne, erinnern und bewirken, daß ich mir dich richtig vorstelle.

Theaitetos. Ganz recht.

Sokrates. Also auch die richtige Meinung von einem jeden Dinge geht schon auf die Verschiedenheit.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Was hieße es also wohl noch: Zur richtigen Meinung die Erklärung hinzufügen? Denn heißt das, sich noch dasjenige dazu vorstellen, wodurch etwas sich von dem übrigen unterscheidet, so ist das ja eine lächerliche Vorschrift.

Theaitetos. Wieso?

Sokrates. Wovon wir schon eine richtige Meinung haben in betreff des Unterschiedes von den übrigen Dingen, dazu sollen wir nun noch eine richtige Meinung hinsichtlich des Unterschiedes von den übrigen Dingen hinzunehmen. Und so will das Herumdrehen eines Stabes oder einer Mörserkeule oder von irgend etwas nichts bedeuten im Vergleich mit dieser Vorschrift. Man könnte es aber mit mehr Recht die Aufforderung eines Blinden nennen. Denn uns zuzureden, daß wir doch nehmen möchten, was wir schon

haben, um das zu verstehen, was wir schon meinen, das schickt sich ganz vortrefflich für einen in Finsternis Lebenden.

Theaitetos. Sprich aber, was wolltest du vorhin mit deiner Frage noch herausbringen?

Sokrates. Daß, wenn mit dem Hinzufügen der Erklärung ein Erkennen der Verschiedenheit gemeint wäre, nicht nur ein Vorstellen, es dann eine gar herrliche Sache wäre um diese schönste von den Erklärungen des Wissens; denn erkennen heißt doch das Wissen erfassen. Nicht wahr?

Theaitetos. Ja.

Sokrates. Wer also gefragt wird, was Wissen ist, der soll, wie es scheint, antworten: richtige Meinung, verbunden mit Erkenntnis des Unterschieds. Denn eben dies soll ja das Hinzufügen der Erklärung sein.

Theaitetos. So scheint es.

Sokrates. Und es ist doch einfältig, denen, die das Wissen suchen, zu sagen, es sei richtige Meinung verbunden mit Kenntnis, gleichviel ob des Unterschiedes oder von sonst etwas anderem. Weder also Wahrnehmung, mein Theaitetos, noch richtige Meinung noch mit wahrer Meinung verbundene Erklärung kann Wissen sein.

Theaitetos. Allerdings.

Sokrates. Sind wir nun noch mit etwas schwanger, mein Freund, und haben wir noch Wehen in Sachen des Wissens oder haben wir alles geboren?

Theaitetos. Ich, beim Zeus, habe vermittels deiner Hilfe sogar mehr herausgesagt, als ich in mir hatte.

Sokrates. Und hat meine Geburtshelferkunst nicht dies alles für Windgeburten erklärt, die des Aufziehens gar nicht wert sind?

Theaitetos. Allerdings.

44.

Sokrates. Gedenkst du nun, mein Theaitetos, später wiederum mit anderem schwanger zu werden, so wirst du dann, wenn du es wirst, Besseres in dir tragen infolge der jetzigen Untersuchung: wenn du aber leer bleibst, so wirst du deiner Umgebung weniger beschwerlich sein und sanftmütiger, indem du besonnenerweise nicht zu wissen glaubst, was du nicht weißt. Denn nur so viel vermag diese meine Kunst, mehr aber nicht, und ich verstehe nicht so etwas, wie die andern großen und bewunderten Männer von jetzt und ehedem. Diese geburtshelferische Kunst aber ist meiner Mutter und mir von Gott zugeteilt worden, ihr für die Frauen und mir für edle und schöne Jünglinge. Jetzt nun muß ich mich in die Königshalle begeben wegen der Klage, die Meletos gegen mich erhoben hat. Morgen früh aber, mein Theaitetos, wollen wir uns wieder hier treffen.

Alt-Frankfurt

Gedichte und Erzählungen

von

Friedrich Stoltze

6340

Ausgewählt und mit
einem Nachwort versehen von
Karl Neurath

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Frankfurt

Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will merr net in mein Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

Un wär'sch e Engel un Sonnekalb,
E Fremder is immer von außerhalb!
Der beste Mensch is e Ärjernis,
Wann err net ääch von Frankfort is.

Was is des Ofebach for e Stadt!
Die hawwe's ganz in der Näh gehat
Un hawwe's verbaßt von Aabeginn,
Daß se net ääch von Frankfort sin.

Die Bockemer hawwe weiter geblickt,
Die hawwe mit uns zusammegerickt;
Die Bernemer*) awwer warn ääch net dumm,
Die gawe sogar e Milljon dadrum!

E Mädche von Hie, deß en Fremde nimmt,
Deß hat en vor was Höher'sch bestimmt;
Es mecht en von Hie, un err wääß net wie;
E Eigeplackter**) is immer von hie.

*) Bornheim wurde 1877 mit der Stadtgemeinde Frankfurt vereinigt.

**) „Eigeplackt" hieß in der freistädtischen Zeit, wer durch Heirat mit einer Bürgerstochter das Bürgerrecht erwarb.

Ē Mädche von draus, wann noch so sei,
Dhut immer doch net von Frankfort sei!
Doch nimmt se en hiesige Berjerschsoh,
So hat se ääch noch die Ehr derrvo.

Des Berjerrecht in de letzte Jahrn
Is freilich ebbes billiger warn;
Der Wohlstand awwer erhält sich doch,
Dann alles anner is dheuer noch.

So steuern merr frehlich uffs Tornerfest! *)
Bald komme se aa von Ost und West,
Von Nord un Sid un iwwer die Meern,
Gut Heil! Als ob se von Frankfort wärn.

Un wann se bei uns sich amesiern,
Dann werrd se der Abschied doppelt rihrn
Un gewwe merr recht un stimme mit ei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

Zu Schillers hundertjährigem Geburtstag

(1859)

Du hast derr dribb**), in de drei Rinner***),
Wohl in de achtz'ger Jahr'n logiert,
Doch von der Sprach der Landeskinner,
Da hast de gar nix profediert;

*) Das Gedicht erschien zuerst als Begrüßungsgedicht der „Frankfurter Latern" zum 5. Allgemeinen Deutschen Turnfest zu Frankfurt a. M. 1880.

**) dribb: Über dem Main drüben, auf der Sachsenhäuser Seite.

***) Drei Rinner: Gasthaus zu den drei Rindern, in dem Schiller bei seinem Aufenthalte in Frankfurt im September 1782 gewohnt haben soll.

Dann's is in alle deine Werke,
So schee se sin, so hoch un hehr,
Dorchaus ääch gar nix ze bemerke,
Was erjend Sachsehäus'risch wär.

No, 's war die Zeit ze korz gewese,
Un so was will verstanne sei
Un is ze schreiwe un ze lese
So schwer wie Griechisch un Cadei!
Doch Stoffche*) dhatst de sicher roppe!
Wie hat's geschmeckt? Gell, aagenehm?
Ja, 's is e wahrer Göttertroppe
So Reweblut von Äppelbääm!

Es war derr ääch der Wei ze dheier,
Dei ganz Vermöge war dei Lied;
Doch häst de for dei goldern Leier
Im Pandhaus noch kään Batze krieht;
Dann iwwerflissige Monete,
Die hast de grad net mitgebracht;
Die Kinnerkrankheit der Poete
Hat ääch der Schiller dorchgemacht.

Un als de derr hast misse flichte
Von Stugart bis in unser Stadt,
Da hast de sicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat.
Hast gar von Darmstadt lääfe misse
Per pedes dorch die Sonneglut.
Ach, dhet ich nor des Plätzi wisse,
Wo de in unserm Wald geruht!

*) Stoffche roppe: Äpfelwein trinken.

Des Plätzi, wo de haſt dei matte,
Dei miede Glidder ausgeſtreckt;
De heil'ge Baam, der mit ſeim Schatte
Hat unſern Schiller zugedeckt!
Da dhet merr mich im Zuck, im große,
Wohl net bei deiner Feier ſeh,
Doch mit em Körbche junger Roſe
Dhet ich in Wald im Stille geh.

Un dhet mei Feier da verbringe, –
Doch halte dhet ich derr kää Redd,
Doch was ich denke dhet un ſinge,
Käm in die „Krebbelzeidung"*) net.
Ich kann merr faſt des Plätzi denke,
Der Wald hat ſelbſt geſchmickt de Ort,
Es is am Weg, un Sommer'ſch henke
So viele wilde Roſe dort.

Un als de biſt von Darmſtadt komme,
Zogſt klanglos de dorchs Affedhor,
Und's hat von dir Notiz genomme
Allääns des Fremdeblättche nor.
Un als de tratſt, e aarmer Dichter,
Ins Werrthshaus, grad net ſehr beherzt,
Da ſein wohl ääch mit hunnert Lichter
Die Hausknecht net erausgeſterzt.

Doch's hawwe ſich gewendt die Zeite,
Und's Werrthshaus, wo de haſt logiert,
Des werrd derr jetz von alle Seite
Mit dauſend Lichter illmeniert.

*) Krebbelzeidung: Von Friedrich Stoltze in den fünfziger Jahren, vor Gründung ſeiner „Frankfurter Laterne" in zwangloſen Blättern herausgegebene humoriſtiſche Zeitung, die beſonders zu Faſtnacht, der Zeit der „Krebbele" (Krapfen) erſchien und inner- und außerhalb Frankfurts viel genannt und geleſen wurde.

Un der de damals biſt ſo trocke
Dorchs Affedhor ereigerickt,
Dir läut' merr jetz mit alle Glocke,
Un feſtlich is die Stadt geſchmickt.

Un Frankfort, des begeht dei Feier
Mit Uffzick un Begeiſterung;
Mir liewe ſchon die alte Leier,
Warum net dei, die ewig jung?
Un uff dem Römerberjer Brunne
Kriehſt de e Monement geweiht;
Hoch ſtehſt de, un ins Käſtche drunne
Kimmt derr die lahm „Gerechtigkeit" *).

Un was es ſonſt noch gibbt ze gucke,
Ze eſſe, trinke un ze hern,
Un was ſe male, was ſe drucke,
Geſchieht alläänſ nor dir zu Ehrn.
Un alle Deutſche ſein heut Brieder
Un ſein heut ſtolz druff, deutſch ze ſei,
Un feiern dich un all dei Lieder
Selbſt dief noch in Braſillje drei.

No, du werrſcht's gucke mit Behage
Hoch vom Olymp uff jeden Fall, —
Jedoch verderb derr net de Mage
An dene lange Redde all!
Un dhu mit bääde Backe blaſe,
Wann Feſtgedichte wern verbufft,
Dann, wääßt de, for verwehnte Naſe
Is deß kää ſießer Opferduft!

*) Bei der Schillerfeier 1859 wurde der Springbrunnen auf dem Römerberg in ein Schillerdenkmal umgewandelt, wobei die verſtümmelte Figur der Gerechtigkeit in den Sockel des Denkmals kam.

Der Profet Jonas

Erinnerung aus de Schuljahre

Von Acht bis Neun war Unnerricht
Stets in der bibliſche Geſchicht;
Merr warn an de Profete,
Am Jonas, wie err in die See
Geborzelt is bei Ninivee; –
Fort war err, – unner, – bleede!

E Wallfiſch hat en kaum geguckt,
So hat errn ääch ſchon gleich verſchluckt;
Err wollt en nicht erſt kaue.
Drei Dag lang ohne Stuhl un Diſch
Saß der Profet ſo in dem Fiſch
Un war net zu verdaue.

Der Wallfiſch, der ſehr Leibweh kraag,
Der ſpeuzt en aus am verrte Dag,
Grad uff de Ufertrappe.
Der Jonas rafft ſich mihſam uff
Un lobt den Herrn un kriecht enuff
Un mecht ſich aus de Lappe.

So etwa bracht's der Lehrer vor,
Mit annern, beſſern Worte nor,
Dann dafor war's der Lehrer.
Mir Buwe horchte fromm der Redd,
Nor Ääner hat's bedappelt net,
Der von Begriff war ſchwerer.

Der ſegt un mecht e dumm Geſicht:
„Ei letzt in der Nadurgeſchicht,

Da dhate Se doch sage,
Der Wallfisch hätt en enge Schlund,
Und deshalb könnt aus diesem Grund
Nix Großes in sein Mage,

Un es beständ sei Middagsdisch
Aus lauter ganze kläääne Fisch
Un Seegewerm un Schnecke. –
Bei so em enge Gorgelschlauch,
Wie kam der Jonas in den Bauch
Un blieb im Hals net stecke?"

Der Lehrer, der sprach ganz verblifft:
„E Wallfischschlund, was des betrifft,
Is zwar e enger, kläääner, –
Doch deshalb sei ganz außer Sorg',
E Judd drickt iwwerall sich dorch,
Un Jonas war ja ääner."

Frihlingslied

Es geht e Engel dorch die Welt,
Leis, leis, uff Strimb mit Zwickelcher,
Err hat sich ins Gebisch gestellt
Sei gehle Herrgottsschickelcher.

Un wo der Frihlingsengel zieht,
Da wölbe'm gleich sich Bögelcher
Von Kerscheblith un Äppelblith,
Un singe alle Vögelcher.

Mit Rose schmickt die Heck sich aus;
Die freindliche Gesichterchen,
Die hauche sacht zur Wis enaus,
Dann iwwerall stehn Lichterchen.

Un wo der Engel zieht die Straß,
Da regent's Blithefiſſelcher,
Un iwwerall ins grine Gras
Da ſtreut err Himmelsſchliſſelcher.

Komm, Schätzi, komm, merr ſchleiche'm nach,
So ſtill als wie die Mäuſercher, –
Doch, was ich derr im voraus ſag:
Plick uff der Wis kää Sträußercher.

Un laß merr ja beileiwe ſteh
Die Himmelsſchliſſelblimmercher!
Was Himmel! – Is die Welt net ſchee
Un voller Engelsſtimmercher?

Un du biſt mei! Die Welt iſt mei,
Die mit em Kranz umwunne is;
Un kann's im Himmel ſcheener ſei,
Wie's jetz bei uns hier hunne is?

Der Schütze von Oberrad

Eine Frankfurter Sage

Beim alte Claus in Owerrad*),
Wer dut ſich's noch beſinne?
Da war, wie uff der „Määluſt"**) grad,
Die nowelſt Welt ze finne.
Un ſah merr ääch kää Rääfröck hier,
Doch lauter Strohhüt von Babbier:
E Dippe, groß un mächdig
Un aißerſt fei un prächdig!

*) Vorort, eine halbe Stunde oberhalb der Stadt am Main gelegen.
**) Ein bis in die fünfziger Jahre vielbeſuchter Vergnügungsgarten unterhalb der Stadt am Main.

Un alle Dag war Muſik draus,
„Uff allgemää Verlange,"
Es is derr zu dem alte Claus
Als wie e Wallfahrt gange;
Zuehrſcht e „italjeniſch Nacht",
Die hat der alte Claus gemacht
Un ſich den Ruhm erworwe,
Wie's Wetter werrd verdorwe.

Des ehrſchte Gas, uff alle Fäll',
Des hat beim Claus geblunke;
Es war net ganz beſonnerſch hell,
Herngege hat's geſtunke.
Un uff der Kerb von Owerrad,
Was da der Claus ehrſcht leiſte dat
An große Feſtlichkeite,
Des lebt for alle Zeite!

Da war's dorchaus geſtoppte voll
Un nerjends Platz zem Sitze;
Dem Claus, dem war der Kopp ganz doll,
Un forchtbar dat err ſchwitze;
Doch wehrt err ſich, als wie e Held,
Un nahm euch ei e Heide-Geld
For Kuche, Wei un Brate
Un kläääne Karmenate*).

Un äänſtmol da war widder Kerb,
Un Frankfort hat's geleſe;
Des Wetter war ääch ganz ſüperb
Schon morjens frih geweſe.

*) Koteletten.

Der Claus mecht e vergniegt Geſicht
Un hat ſich ferchderlich gericht
Mit Kuche, Wei un Brate
Un kläääne Karmenate.

E Wetter war's, ſo war noch kääns!
Un jeder dat's bewunnern.
Uff äämol, zwiſche Zwölf un Ääns,
Fängt's awwer aa ze dunnern;
Un mit Entſetze hert's der Claus,
Err ſterzt derr in ſein Hof enaus
Un guckt als wie miſchucke:
Kää Wölkche war ze gucke.

Un wie err guckt erſtaunt enuff,
Als wollt en jemand foppe,
Da uff die Nas uff äämol druff
Fällt em e dicker Troppe;
Es danzt vorbei e Werwelwind —
Un iwwerm Gaarte, peilgeſchwind,
Da kimmt's am Himmelboge
Bechraweſchwarz gezoge.

Und's brach e Schittel jetz erei,
Doch regent's grad kää Roſe!
Dann's ſchmeißt dem Claus die Scheiwe ei
Mit fauſtedicke Schlooße;
E Wetterche, es war e Pracht!
Es ſchütt nor ſo bis halwer acht,
Dann ward's zwar ääch net heiter,
Doch regent's ſinnig weiter.

Der Claus, derr ſtann in ſeiner Kich
Un ſtarrt da uff ſei Schlegel,
Betracht ſei viele Welſche ſich
Un Gäns un Krammetsvegel
Un guckt ääch mit em falſche Blick
Sei Kuche aa, ſei hunnert Stick,
Die viele ſieße Brocke!
Des werrd jetz alles trocke!

Doch's fällt em ei der Gickelſchlag*);
Und's ſegt der Claus, der alte:
Der Mittwoch, des is ääch e Dag,
Bis dahi werrd ſich's halte;
Un in 're gute ſaure Soos',
Da weern ich noch mei Brate los,
Un Kuche ſin, ſo ſieße,
Ääch trocke ze genieße.

Un freindlich brach der Mittwoch aa,
Es waar ääch zu erwaarte,
Der Claus hat ſei Vergniege draa
Un deckt die Diſch im Gaarte;
Un wie gedeckt war — gleich derrnach,
Da dat's en ſtarke Donnerſchlag,
Und's packt de Dafeldicher
E Wind, e ferchderlicher.

Err werwelt ſe erum im Kreis,
Als wern deß alte Lappe,
Und's lääft en nach ganz ſchlooßeweiß
Der Claus, um ſe ze dappe;

*) Als „Gickelſchlag" wird an manchen Orten in der Umgebung von Frankfurt der Mittwoch nach dem Kirchweih- (Kerwe-) Sonntag bezeichnet.

Un ob se gleich gewäsche sin,
Bricht doch e Rege jetz erin!
Am Sonndag, ach, der Rege,
Der war nor Dreck derrgege!

Es hat geregent ferchderlich
Bis awends lang nach Siwwe,
Und's guckt der Claus in seiner Kich,
Was iwrig is gebliwwe;
Und's stann noch alles uff dem Herd,
Kää Schinkebrödche war verzehrt,
Kää Bröckelche un Krimmel,
Und's grollt der Claus dem Himmel.

Err warf enuff en beese Blick,
Und's dat sei Faust sich balle,
Da is em noch, zem gute Glick,
Die Nachkerb eigefalle;
Err denkt: Mit doppelt saurer Soos
Weern ich mei Brate doch noch los;
Die Kuche zwar, die siesse,
Sin net mehr ze genieße.

Un als der Kerwesonndag*) kam,
Jed' Wölkche war entwiche,
Nie is mit roserotrer Scham
Aurora uffgestiche;
Un ääch des Barometer war
Gestliche wahrhaft wunnerbar
Un stann uff warm un trocke;
Des Herz dat ääm frohlocke.

*) Gemeint ist der Sonntag danach.

Der Claus, der war ääch ganz entzickt
Un danzt erum, schwerhacke!
Un hat uff Preß un wie verrickt
Jetz Kuche lasse backe!
Und's Wetter hält sich ääch famos,
Nor gege Ääns da dunnert's bloß,
Doch ganz aus ferner Gegend;
Um Zwää ehrscht hat's geregent.

Und's riß der Claus da von der Wand
Die Doppelbichs erunner,
Err hat ergrimmt den Hahn gespannt
Un lääft in'n Hof enunner
Un legt da uff den Himmel aa,
Un gleich druff hat's en Knall gedaa
Un hinnenach e zweiter,
Un — 's regent sinnig weiter.

Un wie der Claus geschosse hat,
Da war die Sach erleddigt.
Un Sonndags druff hat in der Stadt
E Kandidat gepreddigt
Un iwwern Text, wie war err doch?
„Der alte Gott, er lebet noch!"
Un deshalb is ze hoffe:
Claus hat en net getroffe!

Absagebrief

„Jean, leb' wohl! Mei Vatter leidt's net,
Un merr soll die Eltern ehrn;
Ohne Sege da gedeiht's net,
Wann merr noch so glicklich weern.

Ewig zwar weern ich dich liewe,
Nimmermehr vergeß ich dich!
Doch die Eltern zu betriewe,
Des breng ich net iwwer mich.

Geh net mehr am Haus voriwwer,
Daß dich net mei Vatter sieht,
Dann ich krieh sonst Vorwerf driwwer,
Wie ich se schont oft habb' krieht.

Teurer Jean, du des bedenke!
Gelt, du dust's for ganz gewiß?
Dhu den alte Mann net krenke
Un komm ehrscht, wann's dunkel is!

Awwer komm dorchs Hinnerpörtche!
Dann mei kindlich Ehrlichkeit
Wääß zwar des gehääme Örtche,
Wo der Vorderschlissel leiht;

Doch die Eltern zu betriehe,
Liewer Jean, sei fern von mir! —
Nää, un krääg ich's ääch verziehe, —
Drum komm dorch die Hinnerdhir.

Stolper ja net uff de Stege,
Dann mei Vatter is ze Haus;
Du's um seines Schlummers wege!
Liewer zieh die Stiwel aus!"

Die Kapp

Der David sollt e Kaufmann weern,
Es dhat em net behage;
Sei Vatter awwer, der Tyrann,
Der sprach: „du werrscht e Hannelsmann!
Merr werrd dich ääch noch frage!

Ich wääß, der Medeziner steckt
Derr in der Nas, der Dokter;
Doch ehnder tret' ich derr en Bruch.
He? Sterwe net schon Leut genuch,
Du Laisbub, du verstockter?"

Un der David hat lamentiern mege, so viel als err gewollt hat, es hat all nix gebatt, dann sei Vatter war von ere sehr halsstarrige Gemietsart. Un an eme scheene Morjend hat err zum David gesacht: „Davidche!" hat err gesacht, „wäsch derr mit weißer Sääf der ganz Physionomie bis in der Ank ehinner, mach derr ferdig un zieh derr aa." Un wie der David ferdig war, hat sei Vatter gesacht: „Davidche!" hat err gesacht, „jetz setz der Kapp uff un komm mit."

„Wohi?" hat der David gesacht, „wohi?"

„Wohi? Dohi!" hat sei Vatter gesacht. Un da hat der David widder gesacht: „Vatter," hat err gesacht, „steh' ich heut morjend am Vorawend großer Ereignisse, odder steh' ich heut morjend net am Vorawend großer Ereignisse?" Un da hat der Alte gesacht: „Ja, du stehst draa," hat err gesacht, „odder du stehst ääch noch net draa, bis de vor der Hausdhir stehst von der Gebrieder Lärmeschläger," hat err gesacht.

„Gebrieder Lärmeschläger?!" hat der David gesacht un is drei Schritt zurickgefahrn un noch en halwe Schritt derrzu un hat e sehr kihn un malerisch Stellung eigenomme un den Aarm in die Höh gestreckt mitsamt der Hand un noch emal extra en Finger un hat die profetische Worte von sich gewwe: „Also soll ich net studiere der Wissenschafte? Werklich

der Wissenschafte nicht studiere? — Ich studiere der Wissenschafte awwer doch. Jetz studier ich der Wissenschafte grad, jetz studier ich err grad!"

„Ja," hat sei Vatter gesacht, „ja, du werrscht der Wissenschafte studiere, awwer der Hannelswissenschafte," hat err gesacht, „bei der Gebrieder Lärmeschläger, wo de komme werrscht in e groß, blihend Geschäft von lauter geblummte Kattun."

„O weh!" hat der David gesacht, „geblummter Kattun!"

„No," hat sei Vatter gesacht, „ääch gestreifter Kattun," hat err gesacht, „un gewerfelter Kattun un gedippelter Kattun. Un kannst weern e gewaltiger Hannelsherr, un kannst de's net brenge bis zu Rothschild, so brengst de's bis zu Schwab un Schwarzschild"*).

Un der David is gefihrt warn von seim Vatter zu der Gebrieder Lärmeschläger mitte ins Geschäft enei, wo gewese is e groß Gediwwer**) von de bääde Prinzepääl un der viele Gummi***) un drei Lehrling mit korze Ärmel un lange Feddern hinner de Ohrn. Un hawwe da gelege in der Reale un Gefächer e Kattunspiel von geblummte Kattun un gewerfelte Kattun un gedippelte Kattun un gestreifte Kattun bis enuff an der Deck un bis erunner an der Fußboddem. Un hawwe dagestanne e Kistespiel un e Kastespiel un e Ballespiel, daß der David sei bääde Ääge uffgerisse hat, sei linkes un sei rechtes, un hat gesacht vor sich in der diefste Grund seiner Verschwiegenheit: „Gott! was e Kattunspiel, was e schee Kattunspiel! Awwer ich studier der Wissenschafte doch!"

---

*) Ein bekanntes Frankfurter Warengeschäft. **) Geschwätz. ***) Commis.

Un dem David sei Vatter hat gesacht zu der Gebrieder Lärmeschläger: „Gute Morje, meine Herrn," hat err gesacht. „Hier breng ich Ihne doch den David."

„Aha, der David!" hawwe die Gebrieder Lärmeschläger gesacht un hawwe gerufe mit ganz lauter Stimm aus dem Lade in des Kandor ehinner hawwe se gerufe: „Herr Worms odder Herr Speier!" un da sin se gelääfe komme alle zwää und hawwe gesacht: „Was befehle Se?" hawwe se gesacht. Un da hawwe die Gebrieder Lärmeschläger gesacht: „Des is der nei Lehrling, der David," hawwe se gesacht, „nemme Se den mit ehinner uff de Kandor un an der Kopierbuch."

Un der David is mit ehinner genomme warn an der Kopierbuch, un sei Vatter hat zu de Gebrieder Lärmeschläger gesacht: „Se misse e bissi Geduld hawwe mit dem David, dann der David hat wolle studiern."

„Hat wolle studiern?" hawwe die Gebrieder Lärmeschläger gerufe; ganz erstaunt un verwunnert hawwe se des gerufe: „Hat wolle studiern?"

„Stuß!" hat dem David sei Vatter gesacht, „was steckt im Studiere?" hat err gesacht, „Hannel is doch Hannel."

„No," hawwe die Gebrieder Lärmeschläger gesacht, „merr weern Geduld hawwe mit der junge Mensche, un err werrd schont vergesse der Gelehrsamkeit un werrd kriehe e Plaisier von ere Frääd an das Geschäft."

Awwer der David hat kää Plaisier von ere Frääd an dem Geschäft krieht un hat sich aagestellt zu allem so olwern un so ääbsch, un es is net ze singe un ze sage, wie err sich aagestellt hat so dappich. Un die

Gebrieder Lärmeschläger hawwe gesacht zu enanner: „Der hat wolle studiere?" hawwe se gesacht, „der is doch so dumm, daß en der Gäns beiße un so ääfältig, daß em der Hinkel des Brot fresse."

Awwer der David hat sich nor so gestellt, dann err hat wolle fortgejagt sei. Un wie's nix geholfe hat mit der Dappigkeit un der Olwernheit, da hat sich der David verlegt uff allerlää Lumpesträäch un hat in de Brief, die err kopiert hat, Männercher gemalt mit lange Nase un hat drunner geschriwwe: Gebrieder Lärmeschläger; un hat gefriehstickt uff sei Kopierbuch sei Butterbrot, un hat's falle lasse mit der geschmiert Seit bald uff der A. B. C. Goldschmidt in Manchester, bald uff der D. E. F. Rödelheim in Londe. Und hat beim Zumache von de Brief eneigeschriwwe allerlää bösartige Grieß un Einladunge, un hat gemacht verkehrte Adresse un hat die Gebrieder Darmstadt adressiert an die Gebrieder Offebach un die Gebrieder Offebach an die Gebrieder Mainz. Un es hat e Dorchenanner gewwe in der Geschäft, daß die Gebrieder Lärmeschläger hawwe die Händ zesammegeschlage iwwer der Kopp un hawwe gesacht: „David! David!" hawwe se gesacht, „wann de net wärscht deim Vatter sei Soh, dhäte merr dich doch setze vor der Dhir, so e Laisbub bist de, so e große Laisbub un Schlemihl. Awwer nemm derr in acht, David! David, nemm derr in acht!"

Un an em e scheene Dag sin emal komme ze geh zwää Bolacke*); awwer kää Bolacke, die komme ze hole, sonnern Bolacke, die komme ze brenge: zwää reiche Bolacke. Un se hawwe aageseh des ganze

*) Polnische Juden.

Lager mit all dem Kattun, dem geblummte Kattun un dem gestreifte Kattun, dem gewerfelte Kattun un dem gedippelte Kattun. Un ob's awwer gleich gewese is lauter schee Waar un lauter neu Waar, hawwe se doch ihrn Stuß gehat un hawwe gesacht: „Hawwe Se nix Neies krieht? Nix Scheenes krieht? Is es doch lauder Bawel*), was Se da hawwe leihe."

Un die Gebrieder Lärmeschläger hawwe sich geärjert iwwer so Bolacke un hawwe gedacht: No waart, merr kriehe euch! hawwe se gedacht. Un hawwe gesacht zu de zwää reiche Bolacke: „Komme Se morje widder, dann heut mittag treffe ei fuffzig Kiste englisch Waar, alles neu, ganz neu, sehr neu!" Un die zwää reiche Bolacke hawwe gesacht zu de Gebrieder Lärmeschläger: „Merr kumme!" hawwe se gesacht. Un wie die Bolacke draus warn, hawwe die Gebrieder Lärmeschläger gerufe zu ihr gesamt Hannelsperſonal: „Kiste ebei!" hawwe se gerufe, „Kiste!" Un es is alles gesterzt in der Magazin un hat Kiste ebeigeschafft. Un in der Kiste hawwe se gepackt die Waarn un der Kattun, der geblummte Kattun un der gestreifte Kattun, un der gewerfelte Kattun un der gedippelte Kattun. Un hawwe der Kiste zugenagelt un hawwe se veramballiert un gezeichent. Un der David hat gepackt ääch sei Kist, un wie se voll war, hat der David sei Kapp genomme un hat se gelegt owe uff der Waar un hat den Deckel druff genagelt uff der Kist.

Un wie de annern Dag komme sin die zwää reiche Bolacke un hawwe gesehn der viele neu aagekommene Kiste un hawwe sich uffmache lasse die neu aage-

*) Ausschuß, schlechtes Zeug.

kommene Kiſte nachenanner, hat en uff äämal gefalle die Waar un hawwe geſacht: „Gebrieder Lärmeſchläger," hawwe ſe geſacht, „des is ſchee Waar, des is neu Waar, die weern merr numme." Un de Gebrieder Lärmeſchläger hawwe gedacht: Der Menſch is geſchaffe aus Eibildung. Un wie die Bolacke an die Kiſt komme ſin, die der David gepackt hat, hawwe ſe gefunne der Kapp von der David. Un ſe hawwe geſacht zu de Gebrieder Lärmeſchläger: „Wie kummt der Kapp in der Kiſt?" Un da hat der David geſacht: „Gewwe Se her der Kapp! Es is doch mei Kapp! Sie is merr doch geſtern eneigefalle, wie ich der neu Waar gepackt habb in der alte Kiſt!"

Un wie des gehört hawwe die zwää Bollacke, hawwe ſe geſacht zu der Gebrieder Lärmeſchläger: „Gu Morje!" hawwe ſe geſacht. Un ſe ſin enausgange un net widder ereikomme.

Un die Gebrieder Lärmeſchläger hawwe den David gepackt mit zwää linke Händ und zwää rechte Händ un hawwe'n geworfe vor der Dhir un hawwe'm nachgeworfe der Kapp un hawwe geſacht: „Laß derr net widder ſeh in unſer Geſchäft, Laisbub! Laß derr net widder ſeh!" hawwe ſe geſacht.

Un der David is geläääfe komme nach Haus in der größte Vergnüge un hat geſacht: „Se hawwe merr fortgejagt!" hat err geſacht. „Derf ich jetz noch net ſtudiere?"

Un der David hat ſtudiert un is warn e großer Gelehrter!

Kää Kinner

Un zu vermiete war emal
E Wohnung mit eme klääne Saal,
Doch gung merr hi un sah se aa,
So kraag merr gleich en Ekel draa.

Dann's hat der Hausherr gleich gereddt:
„Ihr Leut habbt doch kää Kinner net?
Und krieht ääch kää? Dann wann err krieht,
So bricht des äägeblicks die Miet."

Da is dann alles uffgepackt,
Dann wer geht ei so en Kontrakt?
Welch Ehepäärche von Gefiehl
Setzt so sich zwische derr zwää Stiehl?

Doch kam emal e Frää von hie,
Die hat betracht sich des Loschie,
Und's fregt se gleich der Hausherr schned,
Ob se kää Kinner hawwe dhet.

Und's segt die Frää: „Ach, leider, nää! –"
Doch frägt err gleich: „Un kriehn ääch kää?"
Da odder*) ward die Frää ganz rot
Un segt: „Mei liewer Mann is dodt!"

Doch's hat der Hausherr da gesacht:
„Damit is es net abgemacht!
Dann sterbt der Mann ääm unverhofft,
Nimmt merr sich als en zwette oft."

---

*) aber.

Da odder ſprach die Frää: „Baleib!
's is feſt, daß ich e Wittfrää bleib;
E Mann, ſo ſanft, wie meiner war,
So gibt's kää zwettes Exemplar."

Und's ſprach der Hausherr wohlgemut:
„Des fräät mich ja! Des is ja gut!"
Un weil ſe gar kää hat un krieht
Hat err ihr ſei Loſchie vermiet.

Un als euch, an em ſcheene Dag,
Der Hausherr an ſeim Fenſter lag,
Da kam, zwää Fetze Schimmel draa,
E großer Möbelwage aa.

Und's hält der Fuhrmann an ſeim Haus
Un läbt die ſcheenſte Mewel aus
Un ääch e grauſam Dippeſpiel,
E Bettpann ääch un Kaffeemiehl.

Und's hat der Hausherr ſcharf geſpeht,
Ob merr ins Haus nix ſchmuggle dhet,
Was ſeine Kääge wär e Greul:
Kää Trommel un kää Schockelgäul.

Allääns, zu ſeiner Seeleruh,
Gung alles euch ganz ehrlich zu,
Un darum ſchmunzelt err ääch bloß:
„Die Frää ſcheint werklich kinnerlos."

Un als im Haus die Sache warn,
Da is der Wage fortgefahrn;
Doch damit war'ſch net abgedhaa,
Es kam euch noch e zwetter aa.

Doch kam e Mewel da eraus,
Des sah euch höchst verdächdig aus,
Da gab's kää Kannebee, kään Stuhl,
Doch Disch un Bänk, wie for e Schul.

An dreißig lange Disch un Bänk!
Un mit Reale viele Schränk,
Un ääch e Dafel war dabei,
E Mords, un ääch e Staffelei.

Un ääch e Schwamm, e forchtbar Dier,
Un Farrnschwänz ääch e Sticker vier,
Ääch Kästercher, sehr blummereich,
Wie merr se hat for'sch Strickezeig.

Und's sah der Hausherr owe zu,
Und's fiel des Herz em in die Schuh;
Err sah euch zu un hat darob
Sehr stark geschittelt mit dem Kopp.

Un annern Dags, um halwer acht,
Hat err sei Fenster uffgemacht,
Da kam der Gaß, daß Gott erbarm,
Erab e großer Kinnerschwarm.

Von rechts un links, von Nord un Sieb,
Mit Schleier un mit Fedderhiet,
Un ströme in sei Haus enei;
Es mochte an zwääh unnert sei.

Un zornig krisch der Mann enab:
„Ihr Eeser*), kratzt die Schuh doch ab!"
Die odder achte gar net druff
Un bollern seiner Trepp enuff.

*) Oos, Mehrzahl Öser oder Eeser, ein in Frankfurt als Schimpfwort, zuweilen auch als Kosewort vielgebrauchter Ausdruck.

Und's war dem Mann net äänerlää
Un läät sogleich enab zur Frää
Un Mitte in die Schul enei;
Se dhate grad am Bete sei.

Und's krisch der Mann: „Ich bitt mersch aus!
Was geht dann vor hie in mei'm Haus?
Nää, so war des net abgereddt!
Sie hawwe ja kää Kinner net?

Kää Kinner net? Sie Lichnern, Sie!
Sein des vielleicht kää Kinner hie?
Zu ehrscht net ääns, es is zu doll!
Un jetz en ganze Deiwel voll!"

Und's krisch die Frää: „Un nää, un nää!
Un dreimal nää, ich habb ääch kää!
Kää äänzig Kind, seid doch gescheit!
Die Kinner hie sein annern Leit!"

Un wie der Mann gemerkt hat, daß err geuhzt war, hat err dere Frää widder gute Worte gewwe un hat err zwääähunnert Gulde Entschädigung aagebotte, for jed Kind en Gulde, wann se so bald wie meglich widder ausziehe dhet. Un die zwääähunnert Gulde hawwe doch der Frää eigeleicht, un se is widder ausgezoge mit ihre zwääähunnert Kinner. Un net lang druff is e ältlicher Herr komme, der ausgeseh hat, als wann err net satt ze esse kriehe dhet, der odder ganz schwarz gekläädt war un en stehende Rockkrage gehat hat un e blaß Gesicht un zwää zum Himmel verzwerwelte Käge un hat sich des Loschie aageseh. Odder der Hausherr hat en gleich in ääm Atem gefragt: „Hawwe Se ääch kää

Kinner? Kriehe Se ääch kää? Un hawwe Se odder ääch kää Schul? Kenne Se des beschwörn?" — Un da hat der ältliche Herr odder sei Kääge noch mehr zum Himmel enuff verzwerwelt und hat em erwiddert: „Deine Rede sei: Ja, ja! Nein, nein! Was darüber ist, das ist vom Übel! Ich habb kää Kinner, krieh kää Kinner un haww ääch kää Schul." Un der Hausherr hat des mit Vergnige vernomme un hat dem ältliche Herr, der ausgeseh hat, als wann err net satt zu esse kriehe dhet, sei Loschie vermiet. Un an em scheene Dag hat der Hausherr widder an seim Fenster gelege, un da is derselwige Mewelwage mit dene Fetze Gäul aagefahrn komme un hat vor seiner Hausdhir gehalte. Un mit Erstaune hat der Hausherr von owe erunnergeguckt, wie da an fuffzig alte un mit sehr verschossene Plisch iwwerzogene Sessel sein ausgelade warn, un e forchtbar Hausorjel un drei Wäschmahne voll Biwele. Un ääch des iw'rig Mewel war sehr biwelisch, dann es war aus der Eva ihrm Ausruf. Un als es is dunkel warn, sein euch e alt Weiwerspiel in des Haus geströmt un Männer, die den Kopp gehengt hawwe, als wär en hinne der Halswerwel abgefault, odder awwer, als hätte se des Genick gebroche. Un gleich druff hat die forchtbar Hausorgel ze brumme aagefange, daß des ganze Haus geschuttert hat, un die alte Weiwer hawwe dorch die Nas gesunge:

Wunden, Wunden, Wunden, Wunden,
O ihr Wunden, o ihr Wunden!

Un dem Hausherrn hat des ääch sehr die Ohrn verwundt, un err hat die Händ iwwern Kopp zesammegeschlage von wege dem Spekdackel in seim

Haus un hat gejammert äämal iwwersch annermal: „Ach hätt ich mei zwäähunnert Kinner noch emal!" — Un err hat sich enunnergeschliche un hat an der Dhir gelurt. Un da hat grad ääner gepreddigt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!" Un da is dem Hausherr sei ganz bees Gewisse uffgewacht, un err hat gesacht: „Ich will's mei Lebdag net mehr dhu! Un wann die ‚Krebbelzeidung' käm, die e ganz Mahn voll hat, un immer noch frische derrzukrieht!"

Er kann net

Der Gedallje als Schmarotzer war err iwwerall bekannt,
Wo's was Gutes gab ze achle, war err immer bei der Hand.
Un der Nathan hat geärjert zwar sich iwwer so en Wanst,
Un doch segt err'm: „Komm zum Esse morge middag, wann de kannst."
Der Gedallje hat zum Esse sich ääch pinktlich eigestellt,
Doch die Hausdhir war verschlosse. Der Gedallje hat geschellt;
Hat geschellt un hat gerisse, hat gezoge und gezoppt,
Hat Barademärsch getrommelt uff der Dhir un Storm gekloppt.
Guck, da öffent sich e Fenster, un der Nathan guckt eraus,
Un err rieft ennab: „Wer trummelt, schellt un lärmt so an mei Haus?"

Un Gedallje segt: „Herr Nathan, ich bin's doch, Herr Nathan, ich!"
„No, was gibt's dann, Herr Gedallje?" segt der Nathan ärjerlich.
„Was es gibt? Wie känn ich's wisse? Ebbes Gutes werrd's doch sei, —
Hast de mich doch eigelade; awwer känn ich dann erei?
Hast gesacht doch, komm zum Esse, komm zum Esse, wann de kannst,
Un jetz bin ich da, Herr Nathan, doch des Hausdor is verschanzt."
Un der Nathan rieft erunner: „So, verschlosse is der Dhor?
Is verschlosse, Freind Gedallje? — Werklich? — Doch wer känn derrfor?
Ja, ich habb derr eigelade, awwer was haww' ich gereddt?
‚Wann de kannst, so komm zum Esse.' — Kannst de? Nää! — Du kannst ja net!"

Einem unglickliche Familievatter, der nor verrzeh Döchter hat

Verrzeh Döchter is e Sege,
Verrzeh Döchter is e Wonn!
Verrzeh Barblee for den Rege!
Verrzeh Schermcher for die Sonn!
Verrzeh Regemäntel detto!
Verrzeh Paar Gallosche netto!
Achtunzwanzig Gummischuh! —
Himmel, gieß un regen zu!

Verrzeh Hüt mit Band un Fedder,
Blumme, Käwwern, Schmetterling!
Verrzeh Äärm voll Braceletter!
Achtunzwanzig Händ voll Ring!
Achtunzwanzig Ohrring leider!
Verrzeh Broſche un ſo weiter!
Achtunzwanzig falſche Zöpp!
Verrzeh Zottelfranze-Köpp!

Verrzeh goldne Uhrn mit Kette!
Ach, un Handſchuh ganze Schöck!
Verrzeh-verrzehmal Manſchette!
Hunnertverrzig Unnerröck!
Vierunachtzig Spitzehoſe!
Verrzeh große Puderdoſe!
Verrzeh venez'janiſche Schwämm!
Enge Kämm un weite Kämm!

Jetz kimmt net des kläänſte Zwel
Vom Papa ſeim Hääptplaiſier;
Dieſer Poſte, der heeßt: Stiwel!
Verrzeh Döchter en chaussure!
Von ſo verrzeh zarte Seele,
Wer vermag die Strimp zu zehle,
Dhääls gewebt und dhääls geſtrickt
Un mit Känftercher geſchmickt?

Die Korſette un ſo weiter
Wolle gar merr net berihrn, —
Doch e Unglick is der Schneider!
Verrzeh Döchter dhut merr ſpiern!
Moll un Woll, Kattun un Seide
Verrzehmal lääft in die Kreide!
Verrzeh Döchter ſamt der Schlepp
Uff en Baal, was koſt des Krepp!

Verrzeh Döchter is e Sege,
E Gedanke, zauwerhaft!
Awwer, wer is so verwege,
Daß errn verrzeh Männer schafft?
Verrzeh reiche, junge, scheene,
Hoffnungsvolle Schwiegersöhne,
Awwer ääch, als Lohn derrfor,
Eine Schwiegermutter nor!

Die Blutblas

Farrnschwänz odder Hasselstecke
Soll kää weiser Lehrer fihrn!
Statts e Bess'rung zu bezwecke,
Kann em Schlimmes mit bassiern.
Der Herr Diehl hat des erfahrn, ach,
An sich selwer wunnerbar,
Der vor so un so viel Jahrn, ach,
Hie in Frankfort Lehrer war.

Dann der Diehl war ääch so ääner:
Gleich uff Prichel stann sei Sinn,
Un sei Farrnschwanz war kää klääner,
Un sei Stecke warn net dinn.
Böse Buwe gibbt's ääch freilich,
Wahre Deiwel ganz gewiß,
Dene selwer net mehr heilig
In der Schul e Farrnschwanz is.

So e Schüler schlimmster Ass', ach,
Namens Mohr, e Metzgerschsoh*),
Unfug triew err in der Klass', ach,
Merr hat kään Begriff derrvo.

*) Metzgerssohn.

Dem Herr Diehl sein neue Stecke
Hatt' err'm häämlich sehr beschmiert;
Der Herr Diehl dhat's ehrscht entdecke,
Als err sich die Händ lackiert.

„Waart nor, Mohr'che! Kimmst de morje!
– Dann kää annrer hat's gedhaa, –
Weern ich Ebbes derr besorje,
Lumpebub! Da denkst de draa!"
Mohr von Ahnunge beläſtigt,
Dann err war von feiner Naſ',
Hatt' derr ſich wohi befeſtigt,
Blutgefillt e Schweineblas.

So begaw err in die Schul ſich,
Setzt ſich ſittſam uff ſein Blatz.
Diehl erhub da von ſeim Stuhl ſich!
„Komm doch emal her, mei Schatz
So. Jetz haww' ich dich! Bereue
Sollſt de jetz dein Frevel ſchnell!" –
Lehrer Diehl ließ ſich en neue
Farrnſchwanz hole beim Pedell.

Hat den Mohr dann flugs gezoge
Iwwern Stuhl. – „Waart, Satanas!"
Hui! Wie ſin die Schmiß gefloge
Uff dem Mohr ſei Schweineblas!
Bis ſe blatzt! – Un ausgeſtoße
Hat en dumpfe Ton der Mohr
Aus de Bää von ſeine Hoſe
Quoll e Blutſtrom, ach, evor.

Lehrer Diehl gewahrt's mit Schrecke,
Ihm entfiel der Farrenſchwanz.

Sterwend dhat der Mohr sich strecke
„Mörder!" krisch die Klass', die ganz.
Gar net war des Blut ze stille
In de bääde Hosebää.
„Liewer Mohr! Um Gottes wille,"
Rief der Diehl, „ach sterb net! Nää!

Da! Da hast de ääch drei Batze, —
Kääf derr driwwe bei dem Kitz
Aeppelranze odder Mazze,
Odder bei dem Steitz Lakritz!
Nemm se Mohrche! Guck mei Trene!
Hääg dich ääch gewiß net mehr!"
Da begann der Mohr ze stehne:
„No, so gewwe Se se her!"

Friedrichsdorfer Französisch

Hélas! Martin! Hélas! Martin!
Chassez le Gickel aus dem jardin!
Il verkratzt merr, häst-tu le Steuve!
Toutes les nouveaux gehle Reuwe!

Die Kanarienvögel

„David," hat e Prinzipal zu sei Commis gesacht, „David," hat err gesacht, „gehn Se doch emal gleich ehinner ins ‚Braunfels' im Ruttmann sei Versteigerung, un kääfe Se merr die zwää Kanarjevegel. Gucke Se, hier steht's im ‚Wocheblättche', gucke Se, hier: ‚1 Opernglucker, 2 Kanarienvögel und sonstige Küchengerätschaften.' Behalte Se awwer Ihrn Kondorrock aa mit dem Loch im Ehleboge, da kriehe Se's billiger."

Un der David is gange ehinner ins Braunfels im Ruttmann sei Versteigerung in seim Kondorrock mit dem Loch im Ehleboge un mit der Fedder hinnerm Ohr, damit err sich's nodiern könnt, wann err's vergesse dhet. Un der David is doch grad recht komme, dann der Herr Ruttmann hat doch grad ausgerufe: „Zwei Kanarienvögel!" – „Aha!" hat der David gesacht un hat sich dorchgedrickt dorch die Leut mit seim Ehleboge. Err hat doch e Loch drin gehat, was kann em da bassiern? –

„Einen Gulden!" hat der Herr Ruttmann ausgerufe: „Einen Gulden!"

„Behalte!" hat der David gesacht, „behalte!"

„Einen Gulden zum ehrschtemal!"

„Zwää Gulde!" hat's awwer da von ganz hinne aus de Leut evorgerufe: „Zwää Gulde!"

„Drei Gulde!" hat der David gesacht.

„Drei Gulden zum ehrschtemal!"

„Vier Gulde!" hat's widder von hinne evorgerufe.

„Finf Gulde!" hat der David gesacht, „finf Gulde!"

„Fünf Gulden zum ehrschtemal!"

„Sechs Gulde!"

„Sechs Gulde? Siwe Gulde!"

„Sieben Gulden zum ehrschtemal!"

„Acht Gulde!"

„Acht Gulde? Nei Gulde!"

„Zehe Gulde!"

Wart, dacht der David, ich krieh derr! – „Zwölf Gulde!"

„Zwölf Gulden zum ehrschte!"

„Dreizeh Gulde!"

„Dreizehn Gulden zum ehrschte! Zum zweite, — zum" —

„Verrzeh Gulde!" hat der David gesacht, awwer schon e bissi kläälaut.

„Sechzeh Gulde!"

„Sechzeh Gulde?" hat der David zu sich selwer gesacht, „sechzeh Gulde? For zwää Kanarjevegel? — Da muß ich ehrscht mei Prinzipal frage. Sechzeh Gulde for zwää Kanarjevegel, die doch noch nix weiter geschlage hawwe, als wie mit de Schwänz widder de Käwig."

Un der David hat sich widder aus de Leut enausgeareweit mit seim Ehleboge mit em Loch drin. Da kann widder nix bassiern. Un der David is zu sei Prinzipal geläääfe un hat gesacht: „Herr Prinzipal," hat err gesacht, „sechzeh Gulde sin gebotte, soll ich weiter biete?" — Un da hat der Prinzipal gesacht: „Sechzeh Gulde, David? Sechzeh Gulde? Bist de mischucke? Sechzeh Gulde? E ganz Roll vor zwää Roller? Nor net!" — Un wie des der Prinzipal kaum gesacht hat, is doch die Kondordhir uffgange, un erei is komme Meyer, e annerer Kommis vom Kondor, un hat an der Hand getrage en alte Käwig mit zwää Kanarjevegel un hat gerufe: „Vivat! Da sin se!" — Un da hat der Prinzipal zu Meyer ganz verwunnert gesacht un net ohne Vorworf in der Aussprach un Gebärd: „Meyer, hawwe Sie die zwää Kanarjevegel kääft for sechzeh Gulde? Ferchte Se sich net der Sind un der Schand an Ihrm Salair?" Un da hat awwer der Meyer noch verwunnerter gesacht: „Ich? — Wie haißt: Ich? — Sie hawwe se kääft! Sie!" — „Was!" hat awwer da der Prinzipal

widder gesacht, „was Meyer? Ich? Ich hab se kääft? Ich? Haw' ich Ihne des gehääße?"

„Gehääße? Nää! Awwer Ihr Herr Assosje, Ihr Herr Bruder hat merr's gehääße! Err hat merr doch gesacht: ‚Meyer, gehn Se ehinner ins Braunfels in dem Kuttmann sei Versteigerung un kääfe Se merr die zwää Kanarjevegel for mein Bruder; er will se doch.' — Un da haw' ich se kääft, un da — sin se!" —

„Da sin se? For sechzeh Gulde? Sin Se narrig, Meyer, Sin Se bestußt? Ich hab doch extra den David higeschickt in sei Kondorrock mit dem Loch im Ehleboge, daß err se billiger krieht, un jetz mache Se merr e Loch in Sack!" —

„Ja, Herr Prinzipal," hat awwer da der Meyer gesacht, „wann Se den David net higeschickt hätte, hätt ich se billiger krieht; err hatt merr bis uff sechzeh Gulde enuffgebotte."

Un wie des der Meyer gesacht hat, hat uff äämal der Lehrling hinne an seim Pult aafange ze lache, ganz laut ze lache. Un der Prinzipal hat sich erumgedreht nach dem Lehrling un hat gesacht: „Was lache Se, Hersch, wie e Esel? Was is da ze lache?" — Un da hat der Lehrling nor noch lauter gelacht. Da is awwer der Prinzipal sehr ärjerlich warn un hat gesacht: „Laisbub, lache Se iwwer mir? Wie könne Se lache, Hersch? Wie könne Se sich unnersteh ze lache? He?"

Un da hat awwer der Hersch widder gesacht: „Warum soll ich net lache? Ich känn doch lache! Ich hab doch die zwää Harzer in ere Verlosung gewonne. Es sin doch zwää Weiwercher, un da haw'

ich se dem Ruttmann in die Versteigerung gewwe. Ich känn doch lache!"

Un da hat der Prinzipal ganz verwunnert gesacht: „Zwää Weiberche? Käch noch? Känn merr mit dem Harz so viel Bech hawwe!" –

Der Pfarrturmbrand

(1867)

Der „Rewestock", mei Vattershaus,
Dhat nah beim Pathorn leihe;
Hoch iwwer unser Dach enaus,
Wie hoch sah ich en steihe.
Des war e Rewepahl, e Plock!
De Wolke nah, wo's wettert;
Doch is des Kind vom Rewestock
Wie oft enuffgeklettert!

Im Pathorn war kää Eckelche,
Ich wußt's, kää Luck, kää Boge;
Da hing kää Glock, kää Glöckelche,
Ich habb' schon draa gezoge.
Der Therner selbst uff der Altan
Wußt's besser net ze sage,
Wo's Sprachrohr un die Feuerfahn,
Trombeet un Fernrohr lage.

Im Pathorn war ich wie dehääm,
Ganz in der Näh war's freilich,
Un aus meim goldne Kinnerträäm
Da ragt err hoch un heilig.
Die Name von 're jede Glock
Un ihr Geburtsregister,
Ich wußt se wie im Rewestock
Von Eltern un Geschwister.

Ihr Klang, un was err hat bedeut',
Es bleibt merr unvergesse.
„Es hat ja schon zwölf Uhr geläut', –
Kriehn merr noch nix ze esse?"
Un wann der Awend kam gedhaut,
Ich hatt' mich mied gesprunge,
Da hat mich, wie e Mutter, traut,
Die Glock in Schlaf gesunge.

Un nachts, lag schlaflos ich un krank
Un habb die Glock vernomme:
„Es läut vier Uhr – ach, Gott sei Dank!
Jetz werrd der Dag bald komme!"
Un wann die Stormglock hat getönt
Bei Feuersnöte, kläglich,
Weh! – Weh! – Weh! – Weh! – hat se gestöhnt,
Als litt se selbst unsäglich.

Un wann im diefe, diefe Baß
Die Meßglock hat geklunge, –
„Mei Meß!" wie bin ich uff die Gaß
Mit lautem Ruf gesprunge!
Un fing derr die Karolusglock
Im Pathorn aa ze brumme,
Was war des iwwerm Rewestock
Hoch in der Luft e Summe!

Wie awwer hat der Thorn gebraust
Am achtzehte Oktober!
Als hätt' die deutsche Eisefaust
Dort dirigiert die Oper!

Von alle Glocke e Gebraus,
E Machtchoral, e ganzer,
Wie dorch die Luft ins Land enaus
E Storm mit Schild un Panzer!

Un wann des Marktschiff kam un ging
Stromab, stromuff bedächtig,
Der Therner uff dem Pathorn fing
Ze schmettern aa gar prächtig.
Un trug en Berjer merr zu Grab
Enaus zum kihle Rase,
Da ließ merr dem vom Thorn erab
En sanfte Abschied blase.

Un als ich in die Fremd mußt geh
Un mußt mei Sächzi lasse,
So lang der Pathorn war ze seh,
Wußt ich mich noch ze fasse.
Un als ich widder zog zum Mää,
Stellt' ich mich uff die Zehe
Un uff en Hause Chausseestää,
Ihn ehnder zu erspehe.

Da lag err! Leiser Glockeklang
Kam dorch die Luft gefloge;
Err lag, vom Sonneunnergang
Mit Gold ganz iwwerzoge.
Wer hätt gedacht bei jenem Rot,
In dem err sanft geschwomme,
Der Pathorn könnt durch Flammenot
In so e Unglick komme!

O Schreckensnacht! Ich habb empor
Geſtarrt, zu Tod erſchrocke;
Es licht merr immer noch im Ohr
Der Wehlaut von de Glocke!
Sie ſange in de Flamme drei
Ihr letzte bange Strophe;
Mir fiele die drei Männer ei
Im feuerige Ofe.

Un als ſe ſchmolze, Stick um Stick,
Enunner in die Glute,
Mir war's, als dhet mei Jugendglick
Mir aus dem Herze blute;
Mir war's, als ob mei Kinnerzeit
Mit allem Klang un Schimmer
Un ihrer ganze Seligkeit
Zerfalle dhet in Trimmer.

Da ſteht err jetz ſo leichehaft,
So ſtumm, es dhut ääm ſchauern!
Un bis err widder kimmt zu Kraft,
Werrd's noch e Weilche dauern.
Nor Mut! Du biſt noch net am End,
Sie reiße dich net nidder!
War ääch ſchon manchmal abgebrennt
Un ſing' un kling' doch widder!

Der warme Deckel

Die Ehe weern im Himmel geſchloſſe, aber die Heiratsbüro beſinne ſich uff der Erd. Seraphine, die holde achtunddreißigjährig Jungfrää un Inhawerin von em e Ladegeſchäft in Frankfort, feierte mit em große Uffwand von Rihrung un Lohnkutſche,

Glickwinsch un kalter Küch, alte Dante un sieße Wei, ihr glicklich Vermählung mit em nor verzeh Jahr jingere Berjerschsoh. Es war des im Hochsommer 1865. Acht Woche friher, „im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen," hatte sich ihr Herze in em bekannte Kaffeegaarte bei Bockenheim zufällig gefunne. Seraphine war damals e voll Stunn zu frih in besagtem Kaffeegaarte erschiene; dann des Alter geht vor, un sie nahm sich in ihrm zitronegehle Seidebarègeklääd un em jugendliche Hütche mit flatternde Rosabänder unner em alte bliehende Quetschebääm sehr malerisch un interessant aus, zumal se, ihrer Gesichtsbildung nach, zugleich en sehr fremdländische Eindruck gemacht hat. Dennoch hätt se dorch ältere Geburtsregister der Frankforter Kerchebuchfihrung den Beweis liwern könne, daß se net äthiobischer, sonnern germanischer Abkunft wär. Hartnäckige Naturforscher un Anatome, die uff e korrekt Standesbuchfihrung leider weniger Wert lege als uff e korrekt Schädelbildung, hätte sich vielleicht zu der hämische Bemerkung hinreiße lasse: der ebbes hellere Teint dieser Jungfrää sei zwar nicht ganz der tropische Färwung entsprechend, awwer sie könnt ja möglicherweis vier Woche uff der Heilbronner Bleich gelege hawwe. Allerdings deutete e paar dunkle brennende Kääge, die starr uff die Gaartedhir gericht warn, von wanne der von der Vorsehung bestimmte junge Gatte komme sollt, un e paar lüsterne uffgeblähte Naseflichel uff e innere südländische Glut.

Endlich erschien ääch der glihendhääß Ersehnte in der Gaartedhir; e blonder, wohlgenährter Jingling mit wasserblaue Kääge un em Gesicht, des ääm

unwillkirlich an Kalbfläääsch erinnert hat. Des also war err. Die verkörpert Negation aller ästhetische Bedenke im schwarze Frack un Nankinghose un als Fortsetzung seiner Persönlichkeit en Strohhut uff dem Kopp. Seraphine erhob sich in sießer Verwerrung unner ihrm alte blihende Quetschebääm, un er eilte mit ehrforchtsvoll gezogenem Panama uff se zu. Err kam, sah un siegte sogleich iwwer sein ehrschte Schrecke. Die Vernunft un die Aussicht uf e gut Versorjung gewanne awwer die Owerhand, dann so dumm war err net, als err aussah, err war ääch gefräßig un hatt geern sei reichlich Ordnung im Esse un Trinke. — Seraphine reichte ihm ihr zart knöchern Händelche zum Gruß un lud en mit em Lächele, bei dem sämtliche Amorette dorch ihre Abwesenheit geglänzt hawwe, zum Nidderlasse an ihrer zitronengehle Seit ei.

Was se zusamme sprache, mag der alte blihende Quetschebääm verzehle. Es muß zärtlich gewese sei, dann awends uff dem Häämweg hing die iwwerglicklich Seraphine bereits mit schmachtender feuriger Hingewung am Aarm ihres blonde wohlgenährte Jinglings. In der Näh vom Milichhof gab se'm schon, mit aagemessener Feierlichkeit un em dankbare Uffblick nach dem gietige Nachthimmel, das Jawort. Am Zoologische Gaarte war bereits der Hochzeitsdag bestimmt. In verzeh Däg, höchstens drei Woche, hoffte Seraphine „for dieses Lewe" mit Ihm verääänigt ze sei. Ääch for's kinftige wär zuviel for e Ladegeschäft verlangt gewese. — Seraphine sprach ääch von ere Brauträäs in die Schweiz, doch hielt er's für schicklich, dieser en festliche Imbiß vorausgeh ze lasse.

Awwer der Mensch denkt un Gott lenkt. Die Mutter der jugendliche Braut ward plötzlich uff den Dod krank; ob for Frääd iwwer den Schrecke, odder vor Schrecke iwwer die Frääd, wääß merr net. Merr kann sich die Angst der liewende Braut denke. Die Hochzeit mußt verschowe weern. Seraphine war außer sich. Ihr Bräutigam mußt beständig um se sei; es gab vielleicht noch heiratslustige Mädercher in der Stadt, die zwää Läde besaße. – „Nää, ich wart net länger!" jammerte sie. „Wann nu die Mutter sterwe dhut, so müßt ich die schicklich Trauerzeit eihalte un noch sechs Woche waarte?" – Nor mit der größte Mih un de eidringlichste Vorstellunge von seite der Verwandtschaft war se noch e korz Zeit hizuhalte. Dann awwer war's fertig. – „Du sollst Vatter un Mutter verlasse un deim Mann anhänge," sprach se; „des steht in der Biwel. – Un was Gott zusammegefügt hat, soll der Mensch net trenne." –

Beim Hochzeitsschmaus ging's sehr lustig her. Seraphine, die in ihrm weiße Brautgewand aussah wie e Mott, die in die Milich gefalle is, wollt sich ausschitte for Lache iwwer die zwäädeutige Späßercher, die zum Vortrag kame, während ihr junger Gatte sich mehr an die praktische Freude der Tafel hielt un dadrin ganz Unglaubliches geleist hat. Mit dem vorletzte Zug wollt des neue Ehepaar nach Heidelberg rääse, un Seraphine war bereits schon im schokoladfarwene Rääseanzug, als e frisch uffgetrage Schissel mit kalt Wildpretpastet ihrn junge Gemahl zu der feste un bestimmte Erklärung bracht: ehrscht mit dem letzte Zug abrääse ze wolle.

Als se awwer nach Heidelberg kame, wo uff der

Höhe der Saison die Gasthöf iwwerfillt sin, konnte se nerjends e Unnerkomme finne. Der Fiaker fuhr se mit ihrm neue Rääskoffer un zwää ältere Hutschachtele von Hotel zu Hotel. Iwwerall kää Platz mehr. Net des kläänste Stibbche im verte Stock hinne enaus mit nor eme äänzige ääschläfrige Bett. — Seraphine grollte mit Gott, un ihr Georg, odder vielmehr ihr „Schoorsch", wie se's wohlklingender fand, hat iwwer Hunger geklagt. — In em e Gasthof am Marktplatz war en von eme menschefreundliche Owerkeller des Anerbiete gemacht warn, err wollt en in der Gaststubb hinner ere spanische Wand zwei Feldbetter uffschlage lasse; was awwer von Seraphine mit sittlicher Entrüstung zurickgewisse is warn. Zuletzt awwer, als en der Fiaker-Kutscher an de letzte Häuser von Heidelberg erklärt hat, jetz wär sei Weisheit zu End, ließe se sich nach dem Gasthof am Marktplatz zurickfahrn.

Der menschefreundliche Owerkeller war noch immer bereit, ihne in der Gaststubb die zwää Feldbetter hinner ere spanische Wand uffschlage ze lasse; freilich awwer mißte se sich mit dem Schlafegeh so lang noch gedulde, bis die zwää Engländer im Gastzimmer ihr Schachbartie ausgespielt hätte, was allerdings vielleicht noch ebbes währn könnt. Diese bääde Herrn Engländer wärn ganz in dem Fall wie der Herr un die Madame; hätte ääch in kääm Hotel mehr Zimmer finne könne, wollte sich awwer, als verwöhnte Gentlemänn, zu kääner Schlafstell in der Gaststubb versteh un wollte, wann se mit ihrer Schachbartie fertig wärn, den Rest der scheene Sommernacht uff dem Heidelberger Schloß zubrenge un die Sonn uffgeh seh.

Als Seraphine am Aarm ihres Schoorsch ins Gastzimmer trat, saße die zwää Engländer, ächte rothaarige un langbäänige Söhne Albions, ganz in Nanking gekläädt, in der Näh vom Eingang an em kläänе Disch bei ihrer Schachbartie un blickte schweigsam, unbeweglich un stur, als wärn se aus gelwe Sandstää gehaue, uff ihr Schachbrett. Sie warn so stockverdieft in ihr Spiel, daß se von Seraphine un ihrem Schoorsch gar kää Notiz nahme. Die Neuvermählte ließe sich an der Werrtsdafel nidder, un Schoorsch griff sogleich nach der Speiskart.

„Ich trinke Tee," sprach Seraphine.

„Tee, o weh! Keller, gewwe Se mir e christlich Portion Roastbiff mit Kadoffele un en richdige Schoppe Rauenthaler."

Seraphine war sichtbar verstimmt; während Schoorsch mit vortrefflichem Appetit un schmatzendem Wohlbehage seiner späte Awendmahlzeit oblag, schlerfte sie ihren Tee un sah verstohle iwwer die Daß eweck nach de bääde Engländer, die nach wie vor schweigsam un unbeweglich uff ihr Schachbrett sturte un net emal den Hausknecht un die Bettmähd gewahrte, die dicht an ihrm Disch vorbei zwää Feldbettgestelle, Matrazze, Kisse un Koltern un zuletzt noch e groß spanisch Wand vorbeischleppte un net ganz ohne bedeitend Geräusch am End von der Gaststubb in ere Eck uffschluge.

Schoorsch hatt sei Awendmahlzeit bis uffs letzte Stück Fett un Kadoffel beendt un gab sei vorläufig Zufriedenheit dorch e helles Schmatze kund.

„Wann nor die zwää eklige Engländer fortgeh dhete," flisterte Seraphine. — „Wärn merr doch liewer

dehääm gebliwwe, wo merr unser Ordnung gehat hätte."

„Ja, 's war merr selbst lääd um des scheene Esse, des merr im Stich gelasse hawwe. Merr könnte jetz noch beisamme sitze."

„Warum muß so was grad uns bassiern? Ich haw' en Zorn in merr, ich könnt die Welt vergifte."

„Da sei Gott for! Des wär schadd um die lieb Gottesgab. — Wääßt de was? Merr wolle e Bissi drauß uff dem Marktplatz in der kihle Nachtluft uff un ab geh; vielleicht gehn mittlerweil die zwää vertrackte Engelänner fort. Hier in dere Stubb is merrsch zu schwiel. — Is derrsch recht, lieb Frää?"

„Ja, des is merr ganz recht, liewer Schoorsch, dadermit wärn ich ääch den verhaßte Aablick von dene zwää hölzerne Herrgötter los."

Als Seraphine am Aarm ihres Schoorsch an de zwää regungslose Engländer voriwwer kam, warf s'en en höchst geringschätzende Blick zu. — Un draus uff dem Heidelberjer Marktplatz sin nu die Neuvermählte in zärtliche anmutige Gespräche im keusche Mondschei gelustwannelt. — Nach ere kläänе halwe Stunn trate se widder ins Gastzimmer ei. Die bääde Engländer warn glicklich verschwunne.

„Gottlob un Dank, daß se fort sin!" flisterte Seraphine.

„Ja, daß merr endlich emal in unser Ruh komme," erwiderte Schoorsch, wobei em jedoch uffgefalle is, daß sich der Saalkeller*) mit unnerdricktem Lache aus dem Stääb gemacht hat. In demselwe Moment drange unverkennbare Schnarchtön hinner der spanisch Wand evor.

*) dial. = Kellner.

Seraphine erblaßte.

„Ich will nit hoffe, –“ sprach ihr junger Gemahl un begab sich mit große Schritt nach der spanische Wand. Seraphine in der Angst, ihr kaum aagetrauter Gatte könnt sich in Gefahr begewwe, is em uff dem Fuß nachgeeilt un wollt en zurickhalte. Sie trate zugleich hinner die spanisch Wand, wobei se beinah iwwer zwää Paar Stiwel gestolpert sin. Des ehrschte, was en hat entgegegeleucht, warn, uff zwää Stihl, zwää Paar vollständige Nankingaazüg. Dann sahe se in jedem Feldbett en Kopp mit ere mächtige weiße Zippelkapp erausgucke – aus ere hochrot wollene Bettdeck; der ääne mit weit offene Ääge un der annere mit geschlossene. Der mit de weit offene Ääge hat jetz ääch, ohne sich sonst weiter zu bewege, die Lippe geöffent: „Was wo-ollen Sie?“

„Des sin unser Better!“ rief Seraphinens Gatte.

„O no, Sir; das seind meun Bet und das is the Bet von Lord Douglas.“

„Ja, des sin unser Better!“ rief Seraphine.

„O no, Mylady; das seind meun Bet und das is the Bet von Lord Douglas.“

Jetz hat ääch der anner Engelänner die Ääge weit uffgemacht un hat gesacht:

„Yes, Mylady, das seind the Bet von Lord Douglas and das is the Bet von Viscount of Limoge.“

„Lord hin un Weikaunt her! Des sin unser Better! Un wann Se net erausgeh, hol' ich de Owerkeller.“

„O yes, sehr good!“ sprach der Viscount of Limoge, „hol Sie der Ower –“ – „Owerkellen“, hat der Lord Douglas ergänzt.

„What is Owerkellen?“ frug der Viscount of Limoge sein Freund.

„Owerkellen is the upper butler.“

„The upper butler? O, sehr gut. Holen Sie the upper butler.“

„Des wolle merr dann doch seh, ob Se sich so mir nix, dir nix in unser Better lege derfe!“ rief der junge Ehemann.

„Ja, des wolle merr dann doch seh!“ hat Seraphine widderholt.

„O, Mylady,“ sprach der Viscount of Limoge mit großer Seelenruh, „o, Mylady, I am very sorry to hear it. Sehr leid, Mylady. But, das seind mein Bet und das is the Bet von Lord Douglas.“

Schoorsch un Seraphine entfernten sich in großer Entristung, um den Owerkeller zu hole; der war awwer schon schlafe. Den Saalkeller awwer erwischte se noch, als err sich ewe im Portjestibbche versteckele wollt. Err hat zwar mit de Achsele gezuckt, sich awwer doch bereit erklärt mitzugeh.

„Meine Herren,“ sprach err zu de bäädе Engländer, die jetz langausgestreckt un fest in ihr rotwollene Bettdecke eigewickelt dalage, „diese Betten waren eigentlich für diesen Herrn und diese Dame bestimmt.“

„O yes, eikentlich!“ sprach der Viscount of Limoge gähnend, „eikentlich, das seind sehr gut. But the Bet das seind mein Bet un das is the Bet von Lord Douglas.“

„Des hilft alles nix, Sie misse eraus!“ rief der jung Ehmann.

„Ja, Sie misse eraus!“ rief Seraphine.

„O no, Mylady; ich können nicht. O no," sprach Lord Douglas. „I have sprained my foot. Ich haben verstauchen meun Fuss."

„O yes, Mylady," bestätigte Viscount of Limoge; „he had verstauchen sein Fuss."

„Des sin Schorrle morrle!" hat Seraphinens Gatte erwiddert un griff nach der rotwollene Bettdeck von Lord Douglas. Da hat sich der awwer bolzestrack un mit hochuffgerichter Zippelkapp im Bett uffgesetzt un sehr ernst un ungehalte gesacht:

„Was wo-ollen Sie greiffen, Sir, an the coverlet von Viscount of Limoge? Yes, auf was seind Sie begriffen?"

„Ich bin uff meiner Brauträäs begriffe, wann's Se's wisse wolle;" schrie der jung Ehemann.

„Brautreis, Sir? O, Brautreis is very good," sprach Viscount of Limoge sehr gelasse, awwer net ohne Freundlichkeit.

„Brautreis", erläuterte Lord Douglas „is bride-voyage."

„Ich verstehn sehr wohl, Mylord. Brautreis seind very good." Un daderrmit ließ err sich widder uff sei Bett zurickfalle un schloß die Ääge. Gleich druff fing err ääch zu schnarche aa, un nadierlich gleich druff ääch der Lord Douglas.

Was war da ze mache? Gewalt konnt merr net aawenne, un daderrzu hat's ääch an der netige Koraasch gefehlt. Seraphine un ihr Schoorsch brachten die Brautnacht uff zwää Stihl an der Werrtstafel in der Gaststubb zu. Un während die Köpp vor Müdigkeit uff den Disch sanke, hawwe'n die zwää Engelänner hinner der spanische Wand des Brautlied geschnarcht.

Mit dem ehrschte Frühzug is des junge Paar nach Bade-Bade abgerääst. Dort hawwe se sich e paar Stunn uffgehalte, hawwe sich des alt Schloß, den Kursaal un die neu Trinkhall beseh un sin dann, nach em reichliche Imbiß, mit der Eisebah nach Zürich weitergerääst.

Uff dem Baseler Bahnhof benutzte se den halbstünnige Uffenthalt zu ere net ganz unbedeitende Mahlzeit. Als se aus der Bahnhofresteration widder eraus uffs Perron trate, bot en e ländlich Schönheit in Schweizertracht Bommeranze zum Verkääf aa, wahre Prachtexemplar. Seraphinens Gatte, e vorsorglich Nadur, un in Erwägung der noch ziemlich lange Streck, der große Hitz un ere netige Erfrischung unnerwegs, nahm der erfrääte Schweizerin net weniger als zehe Stick ab. Dann fuhrn se nach Zürich weiter. — Der nächstfolgende Zug von Basel nach Zürich war e Fahrt, wenn ääch net uff Rose, doch uff Bommeranzeschale. — Seraphine aß bis zum große Hauensteintunnel von de goldne Frichte aus de glickliche italienische Gefilde nor ää; ihr Schoorsch herngege nor sechs. Mit der Siwwete im Aabiß verschlang en plötzlich die grausig Nacht des Hauensteins. Als der finstere Orkus uff der entgegegesetzte Seit den Bahnzug widder in die Owerwelt auspie, bat Seraphine, uff den gehabte Schrecke der Dorchfahrt, ihrn Schoorsch um e zwett Bommeranz. Awwer err hatte keine zweite zu versende. Verschlunge vom Hauenstein hatte err verschlungen. Err hatt kää Bommeranz mehr gehat, awwer Leibschneide. „Liebe Seraphine," hat err ihr zugeflistert un daderrbei höchst schmerzliche Gesichter geschnitte, „wärn merr in Zerch! Ich hab mordialisch Leibweh. Ich muß

mich dorch den plötzliche Iwwergang von der Hitz in den lange eiskalte Tunnel erkält hawwe."

„Du hast zuviel Bommeranze gesse, liewer Schoorsch, bedenk nor: neun dicke Bommeranze!"

„Ach, Bosse! Die paar Bommeranze! Nää, ich hab mich erkält. Ach, Seraphine, was haww' ich for Leibweh! Ich halt's net mehr aus." Un daderrbei hielt err sich mit bääde Händ den Leib un hat sich gekrümmt wie e Worm.

„Sei still, liewer Schoorsch," hat en Seraphine getröst, „merr sin ja bald in Zerch, un da läßt de derr gleich en Kamilletee mache."

„Ach, Seraphine, ich halt's net mehr aus! Ich halt's net mehr aus! Ach, was Leibweh!"

Seraphine schmiegte sich mit liewevoller Thääl-nahm an ihrn Schoorsch. Un unner fortwährendem Wimmern un Gesichterschneide von seiner Seit un liebreicher Zusprach ihrerseits, kame se endlich in spéter Awendstunn in Zürich aa un stiege im Goldne Falke ab. Es hat awwer net viel gefehlt, so wär's en gange wie in Heidelberg. Mit knapper Not bekame se noch e Stubb mit zwää Better in der dritte Etage, grad der Trepp gegeiwwer. „Ääch noch in dritte Stock mit dem Leibweh!" hat der Patient geseufzt un is, von Seraphine un em Zimmerkeller unnerstitzt, mihsam un mit eigezogenem Leib die drei sauere Steg enuff. Im Zimmer aagelangt, hat Sera-phine sogleich bei'm Keller for ihrn Mann en Kamille-tee bestellt. Der Hausknecht bracht jetz ääch den neue Hochzeitsrääskoffer uffs Zimmer. Von Seraphine nach de zwää Hutschachtele befragt, wußt err da-driwwer kää Auskunft ze gewwe.

Mit em Kuß uff die schmerzverzogene Lippe von

ihrm Schoorsch un de freindliche Worte: „Ich bin gleich widder da, ich will nor nach de Hutschachtele seh, ich laß die Dhir aagelehnt, damit ich dich rufe hörn", entfernte sich Seraphine mit dem Hausknecht. Als se widderkam, in jeder Hand e Hutschachtel, lag ihr Schoorsch bis an Hals zugedeckt im Bett.

„No, wie is derrsch, liewer Schoorsch?"

„Ach, Seraphine, was haw' ich vor Leibweh! Was haw' ich vor Leibweh! Is dann net bald der Kamilletee fertig? Des dauert ja e Ewigkeit." Seraphine zog die Schellekordel newer der Dhir.

Der Keller brachte den Kamilletee. Seraphine gab ihrm kranke Mann e Daß derrvo ans Bett un dann noch ää. — Es ward em e bissi besser druff, un err sprach matt: „Ich will seh, ob ich e bissi schlafe kann." Seraphine öffnete den neue Hochzeitsrääskoffer un entnahm em en blendend weiße Negligeeaazug un hat sich umgekläädd. Uff de Zehe schlich se dann an ihrm Schoorsch sei Bett un hat sich iwwern gebeugt. Err war eigeschlafe. Sie ließ sich vorm Bett uff en Stuhl nidder. Kaum saß se, so fuhr ihr Schoorsch aus dem Schlaf uff un hat gewimmert: „Ach, was Schmerze! Ach, was haw' ich for Leibweh!"

„Du aarmer Schoorsch!"

„Ach, Seraphine, es werrd immer ärjer! — Ich halt's net mehr aus! — Autsch! Autsch!" krisch err plötzlich laut. „Ich halt's net mehr aus! Oh! oh! oh!"

Da ertönte plötzlich an der Dhir, die des Zimmer mit dem Newezimmer verband, e kräftiger Faustschlag; es kann ääch von em Stiwelknecht hergerihrt hawwe, un gleich uff den Schlag ließ sich im Newezimmer e dief Baßstimm vernemme:

„Neun Schock Donnerwetter! Wird's bald da neben Ruhe jeben!"

„No, merr werrd doch uff der Welt noch Leibweh hawwe derfe!" rief der Gatte Seraphinens.

„So lang Sie wollen! Aber maunzen Sie nicht wie en alter Kater und stören Sie die Leut nicht in ihrer Nachtruhe."

„Ach, Seraphine," flisterte Schoorsch, „ich halt's net mehr aus! Ach Gott, ach Gott, ach Gottche, was haw' ich for Leibweh. — Wääßt — de — was — ich glääb, — ich — sterb. — "

Seraphine sprang erschrocke von ihrm Stuhl uff. „Um Gottes wille, liewer Schoorsch, was is derr dann? Soll ich zu em e Dokter schicke?"

„Ach nää!" —

„Soll ich derr en waarme Deckel mache lasse?"

„Ach ja — des könnst de. Vielleicht hilft des." —

Seraphine zog an der Klingel. — Se zog se noch emal un noch emal. Awwer es kam kää Keller. — Sie nahm des Licht vom Disch un ging de drei Treppe enunner. Als se in de Hausgang kam, hat sich die Dhir vom Portjestibbche geöffent, un e schlafstrunke Gesicht mit ere blaue goldbordierte Kapp kam zum Vorschei.

„Was is Ihne gefällig, Madame?"

„Ach, is niemand mehr in der Küch uff? Mei Mann hat so ferchterliche Leibweh, un ich will em en waarme Deckel mache lasse."

„Es ist alles schon schlafen, Madame."

„Ach, vielleicht sin noch e paar glihende Kohle im Herd? Könnte Sie merr net en waarme Deckel for mein Mann mache? Ich wern mich erkenntlich zeige."

„Verziehen Sie einen Augenblick, Madame; – ich will's versuchen." –

Der Portje warf sich in sein Schlafrock un ging mit Seraphine in die Küch. Im Herd fande sich in der Äsch noch glihende Kohle, un bald hat e lustig Feuerche geloddert. Der Portje hat ääch in der Küch en erdene Deckel ausfinnig gemacht un zwar den allergrößte; e Deckel wie e Schubkarrnrad. In e paar Minute war err so hääß, daß err mit de bloße Händ kaum anzufasse war. Der Portje schlug en in e Serviett un iwwergab en der Seraphine, die sich eiligst derrmit entfernt hat un de Treppe enuff sprang. Dorch den dadorch verursachte Luftzug gung ihr uff der zwette Trepp des Licht aus. Sie wußt awwer ja, daß ihr Stuwwedhir grad der Trepp gegeiwwer lag – Sie trat in die dunkel Stubb ei, stellte den Leuchter uff den Disch, trat dann mit ihrm waarme Deckel ans Bett ihres Schoorsch, hob die Bettdeck uff un hat dann den waarme Deckel mit bääde Händ un in der beste wagerechte Stellung ihrm junge Gatte uff den Mage appliziert.

Die Werkung war e äägeblicklich. Dann mit em laute Krisch: „Goddam! To help! To help! Fire! Robbers! Mauderer! To help, Douglas!" sprang e himmellanger Kerl mit bääde Bää zugleich aus dem Bett, so daß der waarme erdene Deckel mit lautem Geklerr uff dem Stuwweboddem in Sticke sprang.

„What is? What is?" schrie Lord Douglas un sprang gleichfalls mit bääde Bää zugleich aus dem Bett.

Seraphine war wie vom Schlag gerihrt.

„A spectre! A phantom!" brüllte der Viscount of Limoge un schauderte vor der weiße Erscheinung zurick.

„A spectre! A phantom!“ brüllte Lord Douglas, der jetz ääch die weiß Gestalt wahrgenomme hat, un war mit zwää Sätz der Dhir draus. E dumpf Gepolter hat verkindt, daß err ääch die Trepp enunner war.

„To help! To help!“ brüllte der Viscount of Limoge im Zimmer. „To help! To help!“ brüllte Lord Douglas unten im Hausgang.

Mit eme gellende Schrei gewann Seraphine Sprach, Besinnung und Bewegung widder un is aus dem Zimmer gesterzt un in verzweifelte Sätz e Trepp hecher enuff. Sie hatt sich um e Etage geerrt gehat.

— — — — — — — — — — — —

Viscount of Limoge sprang nach der Klingelschnur un hat aus Leiweskräfte geläut, während der Lord Douglas unne im Haus aus vollem Hals „Hilf!“ gekrische hat.

Des ganz Hotel kam in Uffruhr. Alles sprang aus de Better in der Määnung, es wär Feuer ausgebroche odder es wärn Räuwer un Mörder eigebroche un hätte bereits mehrere Häls abgeschnitte. Männer im bloße Hemd, mit Stoßdege, Revolver un Dodtschläger un Rasiermesser odder ääch nor mit em Stiwelknecht bewaffent, sprange, in der rechte Hand die Waffe, in der linke e brennend Wachskerz, aus alle Stuwwe uff de Korridor. Beherzte Dame im diefste Negligee drange nach, während aus viele Zimmer des Weine von weniger beherzte Dame un e laut Gezetter von Kinner drang. Mit hochgeschwungene Waffe un flatterndem Kampfhemd drange die männische Bewohner der Belle-Etage nach dem zwette Stock, dene im selwe Uffzug die Bewohner der zwett Etage entgegestermte, während die Bewohner vom

dritte Stock dene vom zwette in Ricke fiele. Es war e unbeschreiblicher Aablick. In alle zivilisierte Sprache ward gekrische un geflucht, un aus alle eraus hat merr die Stimme vom Viscount of Limoge un Lord Douglas gehört. Es war e wahrhaft gräulicher Lärm. Nor in dem Zimmer im dritte Stock, gegeiwwer der Trepp, war's mäusistill. Seraphine war halb ohnmächtig uff en Stuhl gesunke, un ihrm Schoorsch war der Schrecke so in Leib gefahrn, daß err dadriwwer sei Leibweh verlorn hat.

„Es is aus!" hauchte Seraphine tonlos. „Ich bin vernicht, blamiert, verlorn uff ewig!"

„Es is e Gottesglick, daß merr unser Name noch nicht ins Fremdebuch geschriwwe hawwe!" flisterte Schoorsch.

„Die zwää verfluchte Engelänner brenge ääch den noch eraus!" hat leis die Seraphine gejammert. „Ach Gott, wann e Hannelsrääsender die Geschicht nach Frankfort brengt, un sie werrd in der Stadt ruchbar, odder sie kimmt am End gar in die ‚Latern'; — ich sterz mich in Kreuzboge" *).

„Mit Tagesgraue misse merr hier aus dem Gasthof," flisterte Schoorsch.

„Un direkt widder nach Frankfort! Es ahnt merr, es bassiert uns sonst noch e dritt un noch größer Unglick mit dene zwää verdammte Engelänner. — Ich hab genuch an dere Brauträäs."

„Uffrichdig gesacht, Seraphine, ich ääch; gestern nacht bin ich um mei Bett komme un heint um mei Nachtesse."

---

*) Unter dem „Kreuzbogen" versteht man den mittleren Bogen der alten Mainbrücke, über dem sich der „Brickegickel", ein Hahn auf einem eisernen Kreuze, befindet.

Im Hotel ward's mittlerweil ebbes ruhiger. Uff dem Korridor im ehrschte Stock hatte sich um den Portje e groß dicht Grupp gebildt, der in seim Schlafrock un seiner blaue goldbordierte Kapp sehr wohlhawend von de annern abstach. Alles lauschte seiner Erzehlung. – „Was ist das?" flisterte im dritten Stock Seraphine ihrm Schoorsch zu, als plötzlich aus der Belle-Etage eruff e ungeheuer vielstimmig Gelächter drang, des gar net uffhörn wollt. Gleich druff kam's mit Gelächter die Treppe eruff gestolpert. Uff alle Gäng ward gelacht un dann in alle Zimmer: im Baß, Tenor, im Alt un Sopran un Diskant; Herrn, Dame, Jingling un Jungfraue, Kinner un Gouvernante, alles hat gelacht, daß die Fenster gezittert hawwe. Un wann merr gemeent hat, jetz wollt's uffhörn, is des Gelächter uff äämal um so stärker widder ausgebroche. Nor in dem Zimmer der zwää Engelänner war's still un driwwer in dem im dritte Stock. Der Herr awwer im Zimmer neweaa, der friher den Faustschlag uff die Verbindungsdhir der bääde Stuwwe hat ausgeübt, war gar net zu beruhige. Wie narrisch is err in seim Zimmer erumgesprunge un hat sich fast wälze wolle for Lache. „Nää, das is jottvoll! Jottvoll! Jottvoll! Diese Jeschichte mit dem waarme Deckel ist jottstrafmir jottvoll! Ha! ha! ha! ha! ha! Jottvoll."

Seraphine sank ohnmächtig in die Arme ihres Schoorsch.

Parre Kännche

Wann alle geistliche Herrn so denke dhete, als wie der Parre Kännche selig in Frankfort, da wär' alles ää Lieb's un Gut's in der Welt. Des war e Mann, der hat noch die Dugende von de bääde herrschende Staatsreligione in sich veräänigt: mit der evangelische Geistlichkeit hat err die viele Kinner gemäänsam gehat, un mit der katholische de viele Dorscht. Err hat net allää die greeßte Sticker uff sei ewig Seligkeit gehalte, err war ääch for sei errdisch Wohlfahrt sehr besorgt. Err hat geräächt wie e Derk, geschnuppt wie e Heid un hat ääch sonst nicht an der Schissel getrutzt un hinner der Bodell, sonnern hat allzeit verlieb genomme mit de giedigste Gawe der Nadur, korzum, err hat als frommer, gottesferchdiger Mann des Böse gemiede un hat was Gutes liewer gesse un getrunke als wie was Schlechtes. — Daß der liewe Gott dem Adam un der Eva verbotte hat im Paredies von em gewisse Eppelbääm ze esse, hat err sehr in der Ordnung gefunne un hat sich iwwerhääpt, als e uffgeklärter Mann, des ganze Alte Testament so zurechtgelegt, daß ääch e frommer Christ mit gutem Gewisse draa dhäälnemme konnt. Err is die Wege des Herrn gewannelt, un zwar am liebste nach Hause zum Braumann, un hat sogar, als toleranter Mann, ääch Ginheim nicht verschmeht, obgleich des nicht Frankfordisch war, dann die Erde is iwwerall des Herrn, un der beste Mensch geht de Pannekuche nach, wo se am greeßte sin. — Daderrmit soll zwar beileib nicht gesacht sei, daß der Herr Parre Kännche dessentwege die linksmainische Ortschafte

Owerrad un Nidderrad vernachläſſigt hätt; des hat err ſchont als Seelſorjer von Sachſehauſe nicht iwwerſch Herz brenge kenne. Dem Claus in Owerrad war err eweſo zugedhaa als wie dem Schneider in Nidderrad. — Kegele is kää Sind net. — Im Gegedhääl! — Im Kegelſpiel is e ſehr lehrreich Stick Weltgeſchicht, for iwwermitige Unnerdhane ſowohl, als wie ääch for de Hochmut der Menſche iwwerhääpt, enthalte. So oft ääch uff ſo ere Kegelbah der König geſchorn werrd, ſo werrd err doch immer widder, ſo lang des Spiel dauert, uffgeſtellt. Un was is der Hinnergrund vom ganze Kegelſpiel un vom ganze menſchliche Lewe? Der Strohſack! Uff den komme merr all emal druff. Daderrher kimmt gewiß ääch der Ausdruck: Barmherziger Strohſack! —

Der Parre Kännche war ääch e uffrichdiger Verehrer vom edele Kaarteſpiel, dann ääch daderrfor hatte die alte Frankforter e wichdig Sprichwort: „Gott im Herze un die Kaart im Ermel.“ Schont e halb Jahrhunnert vorm deitſche Bruderjahr hat der Parre Kännche „Sechsunſechzig“ geſpielt un „Iwwerſch Kreuz“. — Sei Hääptſtammkneip awwer in Frankfort war des Gaſthaus zum Reweſtock, obgleich errſch dribb in Sachſehauſe, wo ſei Sprengel war, näher gehat hätt. Awwer in dem Reweſtock gab's e beſonnerſcht gut Tröppche un große Porzione. An ſo em e Spoſaukopp war ääch noch e groß Stick vom Hals, mitſamt de Klaue von de zwää Vorderpote. — Zegleich hat der Herr Parre in dem Reweſtock jedesmal regelmäßig an em Samstagawend ſei Kreuzmariaaſchbardie gefunne. Des warn lauter Männer, die ſich uff Kaarteſpiel un Werfelluſt ſehr wohl verſtanne hawwe un ääch uff Gott Bacchus Bauch ihrn feſte

Gläääwe gesetzt hatte. Wehe dem awwer, der sich da beim Kaartespiel verworfe hätt odder hätt sich gar de Zehnter fange lasse! Wann so was bassiert is, da is der Parre Kännche von seim Stuhl uffgesprunge, hat die zwää Fäust uffs Spielbreet gestitzt, hat sein Mitmann mit e paar große zornige Ääge aagestarrt, mit e paar große zornige Ääge, die gefunkelt hawwe von Sindeabscheu, un hat gekrische: „Spiel' ich mit Männer odder mit Buwe?!"

An em e scheene Novemberawend, wo e Wetter war, daß merr noch lang net en Hund vor die Dhir geschickt hätt, kam der Herr Parre Kännche ganz besonnerscht beizeit in Rewestock. Err war in en große Regemantel von Wachsduch gehillt, weil da des Wasser besser abgeloffe is, dann der Herr Parre war e abgesagter Feind von allem Wasser, wann's net geweiht war. — Daß err so frih kam, des hat sei geweist Ursach*) gehat, dann es war an demselwigte Awend e Martinischmaus im Rewestock, un der Herr Parre wollt sich sei Leibesse an de Gäns, die Berzel, reserwiern lasse. — Aus Schenkel hat err sich nix gemacht.

„Also, die ehrschte sechs Berzel sein pour moi, Musje Lacroix — verstande vous?" hat der Herr Parre zum Owerkellner Lacroix gesacht, dann der Musje Lacroix war e geborener Franzos. — „Sechs Berzel vorderhand. Bei so em e Wetter sellt e Christemensch un zemal e Parre gar nicht aus dem Haus geh! Un des geschieht ääch net. Ich bin emal hier, un sobald geh ich ääch net widder iwwer die Brick."

*) seinen triftigen Grund.

Trotz dem Regewetter war der Martinischmaus im Rewestock sehr stark besucht, dann die Gäns könne schwemme. Die Gesellschaft, sowohl vom männliche als ääch vom weibliche Geschlecht, hatt en sehr gute Appedit mitgebracht un en noch bessern Dorscht. Der Herr Parre Kännche aße norzt verrzeh Gänsberzel mit de entsprechende Käste*) derrbei, benebst gedämpfte Eppel, trank awwer nor halb so viel Schoppe Deidesheimer derrzu. – Nach uffgehowener Dafel ward gedanzt, wodraa awwer der Herr Parre, als em e zu weltliche Vergniege, kään Dhääl nahm. Err zog sich mit seine drei Spielkollege in de Hinnergrund an en Disch zerick, uff dem nicht allää e funkelneu Spiel Kaarte, sonnern ääch noch e Werfelbecher bereitstand. Besagter Werfelbecher war von seite des Gasthalters Zum Rewestock e net ganz undeitlich Aaspielung uff e winschenswert Knöchele um Wei. – Dieser Werfelbecher ward ääch von dene vier Herrn dorchaus richdig uffgefaßt, dann in die Kreuzmariaasch wollt dorch die Näh von dene Knöchel kää recht Aadacht komme. – Un als sich gar der Mitmann von dem Herr Parre, e Kammachermääster, den Trumb Zehnter hat fange lasse, da warf der Herr Parre die Kaart unnern Disch un sprach:

„Knöchel owe! – Drei Basch! – Der Mann en Vogel! E Bodell Rideshеimer forn Gulde dreißig!"

Aus dere ääne Bodell worde zwää, aus dene zwää drei, aus dene drei vier. Un jetz hawwe sich ääch noch mehrere christliche un isserlittische Dhäälnemmer derrzu gesellt, un es gab zuletzt e groß un allgemää Sauferei. – Der Gasthalter Zum Rewestock wollt ääch sei iweriges dhu un hat e ganz Batterie Cham-

*) Kastanien.

pagner uffahrn lasse. Un gege Morjend zwische finf un sechs war alles, vorab der Herr Parre, so voll wie die Kroppe. – Da der Herr Parre awwer sehr schwer transportawel war, so ließ der Herr Gasthalter Zum Rewestock sei zwää Braune eispanne un hat de Herr Parre eniwwer nach Sachsehause fahrn lasse.

„No," hat der Kammachermääster mit schwerer Zung gesacht, wie der Herr Parre abkutschiert warn, „den megt ich heut morjend in der Dreikönigskerch die Preddigt halte hörn!"

„Merr bleiwe beisamme," hat e Dappezierer gerufe, „Gottverdoppel, merr bleiwe beisamme hier im Rewestock bis es Zeit zur Kerch is un gehn dann in corpore eniwwer in die Dreikönigskerch." –

„Bravo! Merr bleiwe beisamme!" hat alles gerufe.

Un es ward noch e Stunn weiter getrunke. Dann kam e schwarzer Kaffee. Dann ward widder weiter getrunke, un dann kam widder e schwarzer Kaffee. – So ward's Dag, un zwische siwe un acht gab's noch en Likör, un dann kam widder e schwarzer Kaffee. –

Gege halwer neu ward dann, zwelf Mann hoch, uffgebroche. –

„Um kää Uffseh ze errege," hat ääner von de Nichternste den Vorschlag gemacht, „söllt merr nicht iwwer de Sachsehäuser Brick geh, sonnern am Fahrdhor iwwerfahrn." – Allgemää Zustimmung.

Die Schwierigkeite beim Eisteihe in den Ache warn awwer nicht ganz unbedeitend, dann wann zwelf Mann an un for sich schont schwanke, un sie vertraue sich em e Ache als Dreizehter aa, der ääch schwankt, so entsteht e groß allgemää Schwankung.

Endlich saße se alle zwelf uff de zwää Bänk, un der Schiffer hat kräftig mit seim Fahrbääm abgedrickt, wodorch se alle zwelf widder von de Bänk erunnerkame. – Als se widder saße, kam ääner uff de gute Gedanke, sich de Kopp mit kihlem Määäwasser e bissi ze erfrische. Err nahm sich e paar hohle Händ voll un wusch sich des Aatlitz, wodruff err dann e laut „Ah!" vernemme ließ. Die Sach fand ääch gleich Nachahmung. Un bis die Achegesellschaft eniwwer ans Ufer kam, war se ganz wunnerbar erfrischt un hat, wann ääch noch e bissi vor sich gebeugt, doch sonst mit großem Aastand, die stäänern Ufertrepp erstiche. –

Mit Gott im Herze un nasse Sackdicher in de Hosesäck, sin se in die Dreikönigskerch eigetrete un hawwe sich aus Vorsicht ganz in der Näh von der Eingangsdhir hipostiert. –

Der Herr Parre Kännche war schont uff der Kanzel un hawwe e Preddigt gehalte, als hätt err in zehe Jahr nix als pure Wasser getrunke. Dann alles hat geflennt vor Rihrung. Der Herr Parre hielt e Preddigt iwwer den verlorne Soh in der Biwel. Un wie err da uff äämal sei zwelf Zechbrüder aus dem Rewestock hat in die Kerch ereikomme seh, da hat err gedacht: Warum ihr komme seid, des wääß ich! Awwer ich will euch hääme schicke! – Un uff äämal gab err seiner Preddigt e anner Wendung un sprach:

„Heil dem verlorenen Sohn, der ja wiedergefunden ist! Heil ihm, denn er hat sich gebessert. Aber wehe denen, die in der Sünde beharren! Den Schlemmern und Säufern, die da Hab und Gut verprassen ihren Weibern un Unmündigen! Welche die Nächte durchschwärmen in Völlerei bis der Hahn kräht und

die Sonne aufsteht, und dann zur Kirche wandern, wo man sie noch niemals gesehen hat an solcher Stelle; mit hochgerötetem Antlitz, so keine Röte der Andacht ist. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin!"

„Wärn merr widder drauß!" hat der Kammachermääster dem Dappezierer ängstlich ins Ohr gesacht. –

„Ich hab schont an der Dhir prowiert, awwer sie is von auße zugeschlosse," hat der Dappezierer erwiddert. – Der Herr Parre awwer hat jetz sein rechte Aarm ausgestreckt un mit de Finger uff die zwelf an der Kerchedhir higewisse:

„Aberrr sie werden dem Zorrrn des Herrrn nicht entgehen! Mit den Fingern wird man auf sie weisen und sprechen: Sehet, da stehen sie! Sehet, da stehen sie! Die Schlemmer, die Völler, die Trunkenbolde! – Schaut sie euch an, die Verschwender des Guts ihrer Frauen! Die Verprasser der Habe ihrer Kinder! – Schauet sie euch an, diese Nachteulen mit ihren großen gläsernen Augen und den struppigen Haaren, in die kein Kamm gekommen ist seit ehegestern. Schauet sie an!" –

Un die ganz versammelt Gemää hat sich wie ää Mann un wie ää Frää nach der Dhir zugewendt, wo die zwelf stanne, wie zwelf begossene Puddel un unner sich sahe in schwerer Verlegenheit un sich immer mehr an die Dhir zurickzoge zu em e dichte Klimbche.

Un der Herr Parre Kännche sprache weiter:

„Aberrr sie sind entlarvt vor den Augen der Gläubigen und können nicht bestehen vor den Blicken der Frommen! Und sie ziehen sich zurück vor dem Antlitz der Andächtigen und geraten in Verwirrung vor den Guten: Die Schlemmer! Die Völler! Die

Trunkenbolde! Die Saufause! Da stehen sie: Man könnte sie mit Händen greifen! – Man könnte sie mit Namen nennen!"

„Nor net! nor net!" hawwe die zwelf an der Kerchedhir vor sich hiegewimmert. „Nor net!" – Un ääner von ihne hat sachte an der Kerchedhir gekloppt. Un es ward von auße uffgemacht, un de zwelf hawwe sich iwwer Hals un Kopp enausgedrickt un hawwe nor noch gehört, wie der Herr Parre mit erhowener Stimme gesprochе hat:

„Weiche mit ihnen von dannen, Satanas! Und schleppe sie in den untersten Pfuhl der Höllen, die Völler! Die Söffer! Die Schlemmer!"

Oberräder Ländler

Un willst de net folge, so spier's!
Jetz nemm' ich mei Ränzi un schnier's!
Jetz nemm' ich mei Ränzi un geh
Un sag derr net äämal Adje.

Am Sonndag ehrscht widder beim Danz,
Da hast de scharmiert mit dem Hans;
Gew' acht, ich bezahl de Fresur,
Un e annerer mecht derr die Kur!

Gew' acht, ich bezahl derr de Wei,
Un e annerer schenkt en sich ei!
Gew' acht, ich bezahl die Musik,
Un e annerer mecht sich mit dick!

Un wann an dem End von der Welt
Der Hans in die Kluppe merr fällt,
Da klingelt's im Ohr derr gewiß, –
Dann ääner von uns krieht sei Schmiß!

Die Frau im schottischkarierten Mantel

Der Gasthalter Zum Rewestock un sei Freund Fleischmann, ewefalls e Gasthalter, hawe bei ihre häufige Spazierfahrte in die Umgegend von Frankfort zuweile ääch des Nitzliche mit dem Aagenehme verbunne. So ääch emal an em scheene sonnige Nachmiddag im März 1830. Sie wollte des Widdererwache der Nadur genieße, dann in ihne selwer war widder ebbes erwacht, was ääch sehr genießbarer Art war, nemlich die Sehnsucht nach e paar billige Schwartemäge. Bei de Metzker in Berge, odder, wann Se's liewer hörn: in Bergen, war des Pund um drei ganze Kreuzer wolfeller als wie in Frankfort, un bei zwanzig Pund hat des schont en ganze Gulde ausgemacht. Des hat sich freilich e Fahrt mit ere Einkehr in Bernem un e Rickfahrt iwer die Määkur, Fechenem un Ofebach verlohnt. Mit de Rääsespese hat so e Schwartemage heechstens dreimal so viel gekost als wie bei em e Frankforter Metzker. Awer in dere damalige Zeit, wo die Frankforter Metzkerzunft noch in ihrer volle Bliet stand un uff jed Loth Flääsch, des de Stadtdhorn ereikam, verseesse war, als wie der Deiwel uff e aarm Seel, hat des Schmuggele for en richdige Frankforter Berjer en ganz absonnerliche Reiz gehat.

An dem besagte scheene Märznachmiddag hat sich der Gasthalter Fleischmann schont bei Zeit im Rewestock eigestellt. Es war noch net zwää, un die Daweldhôte war grad ze End.

„Hör' emal, Fridderich," hat der Herr Fleischmann zum Gasthalter Zum Rewestock gesacht, „wie wär'sch,

wann merr nach Berje fahrn dhete? Der Fliſter" – ſo hat nemlich der Gaſtwert Zur Sonn uff der Zeil gehääße – „hat ſich geſtern in Berje drei ſtaatsmäßige Blunze*) geholt. Ich ſag derr, e Worſcht, ich habb ſe verſucht, ſo kriehſt de in ganz Frankfort kää an der Schern**); ſe is merr wie Butter uff der Zung vergange. Merr hawe lang net geſchmuggelt, wääß Gott, es is merr ſeither ordentlich nachgange."

Un da hat der Gaſthalter Zum Reweſtock in ſeim waldecker Dialekt geſacht: „Oh, lieber Franz, dem Kummer iſt abzuhelfen!" Un daderrmit hat err der Gaſtſtuwedhir enausgerufe: „Andrees! Anſpannen!"

E Vertelſtunn ſpäter ſin die zwää Gaſthalter ſchont dem Friberjerdhor enausgeraſſelt. De zwää Braune warn heut beſonnerſch mutig un hawe in dere friſche ſonnige Märzluft gekräht wie die Hahne. In zehe Minute warn ſe ſchont in Bernem bis am Pflug ſeim Gaarte. Der Andrees wollt da aahalte, awer der Herr Fleiſchmann hat em zugerufe: „Weiterr!" Dann die zwää Gaſthalter hawe ſich nicht viel aus Eppelwei gemacht. Alſo: weiter! Am Goldene Löwe, beim Matern, vorbeizefahrn, is de zwää Gaſthalter zwar ſchwer aakomme, awer ſe hawe's doch bis zum Schitzehof gebracht. Awer hie, beim alte Rühl, mußte ſe doch ere Bodell Forſchter 27er Gunn Dach ſage. No, die war bald drunne, un dann gungs widder weiter im ſcharfe Trabb nach Berje. Dort ſin ſe dann in der Scheene Ausſicht eigekehrt.

„Erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen!" hat der Gaſthalter Zum Reweſtock geſacht un war der Määnung, merr ſöllt ehrſcht die Schwartemäge

*) Blutwürſte. **) Scharen = Fleiſchbänke.

kääfe un dann ehrſcht Ebbes genieße. Dere Aaſicht war jedoch der Herr Fleiſchmann nicht. „Daderrfor haw ich zuviel Dorſcht!“ hat err geſacht. Die zwää Gaſthalter hawe alſo zuehrſcht e Bodell Forſchter 27er getrunke, um bei der Sort un dem Jahrgang ze bleiwe, hawe e Portzjon Schwartemage geſſe, der en ganz vorzieglich geſchmeckt hat un hawe dann noch e zwett Bodell Forſchter getrunke. Dann ſin ſe zum Metzker gange. Statt zwanzig Pund hawe ſe dreißig genomme, dann der Herr Fleiſchmann hat ſo gerechent: Je mehr merr Worſcht nemme, deſto mehr komme merr unſere Newekoſte bei. Alſo: Dreißig Pund. Wie die im Kutſchekaſte wohlverwahrt un mit Heu bedeckt warn, ſin die zwää Gaſthalter eigeſtiche, un der Herr Fleiſchmann hat dem Kutſcher zugerufe: „Andrees, iwer die Määkur un Fechenem nach Ofebach!“

Un fort gungs widder im ſcharfe Trabb nach der Määkur zu. An der Määkur vorbeizefahrn, wär unrecht geweſe. Die zwää Gaſthalter hatte ihrn alte Freund Petermann in wenigſtens acht Däg net geſeh. Alſo widder e Bodell Forſchter 27er. Mittlerweil war'ſch e biſſi kihler warn, un der Gaſthalter Zum Reweſtock, der zu Rheumatismus geneigt war, hat vom Andrees des Vorderdeck an der Kutſch aabrenge laſſe. Dann gungs widder weiter iwer Fechenem un die Pappelallee nach Ofebach.

Wie ſe iwer der Ofebächer Schiffbrick driwe warn un der Andrees von wege dem Brickegeld ſtill hielt, hat err bei dere Gelegenheit ſein Herr gefragt: „Herr Stoltze, wo fahrn merr hie?“

„Was e dumm Frag!“ hat awer da der Herr Fleiſchmann geſacht, „wo annerſcht hie, als wie zum

Weinreich? Des werrscht de von vorgestern noch wisse, wo des is!"

„Ganz wohl!" hat der Andrees gesacht: „in der Herrngaß." Un dann hat err mit der Zung geschnalzt, un fort gungs widder im scharfe Trabb nach der Herrngaß zum Weinreich. Es war schont zwische Licht un Dunkel. Die Lichter hawe schont iwerall gebrennt.

Wie der Andrees am Weinrich seim Haus an der hoche Trepp gehalte hat, is zeehrscht der Gasthalter Zum Rewestock ausgestiche un der Trepp enuff un hat sich dann drowe nach seim Freund Fleischmann umgeseh. Der awer war e paar Häuser weitergange, wo e Metzker gewohnt hat, un hat sich da e geschlacht Sau betracht, die ihrer ganzen Läng nach an dem Metzkerschhaus hing un zwar mit de Hinnerbää an zwää Haake un de Kopp unne! Se war schont ausgenomme un der Leib stann err uff. Dem Herr Fleischmann schien die Sau sehr zu gefalle, un err hat sich immer mehr in ihr Betrachdung verdieft.

„Franz! wo bleibst du denn?" hat em der Gasthalter Zum Rewestock zugerufe.

„Fridderich, komm emal her!"

„Nun, was gibt's?" hat der Gasthalter Zum Rewestock gesacht und is widder der Trepp erunner un zu seim Freund Fleischmann.

„Guck nor emal hie die prächdig Sau. Merr kennt eneibeiße, so appeditlich hängt se da. Du, wie wärsch, wann merr die mit nach Frankfort nemme dhete? Es gäb en Haupt-Kiwick. So wärn die Flääschviseda ter am Affedhor lang net geuhzt warn."

„Die ganze Sau? Warum nicht gar! Wie wollten wir die im Wagen unterbringen."

„Des sin mei Sorje! Ich habb derr da en Ge-

danke, Fridderich, ich ſag derr en Gedanke! Net mit Geld ze bezahle! Merr ziehe die Sau aa als Frauenzimmer. Die Frää Weinreich lehnt uns en Rock un en Hut mit eme Schlajer, un dann ſetze merr de Sau zu uns in die Kutſch uff de Rickſitz, ich ſetz mich newer ſe un umſchling ſe mit meim Aarm, daß ſe net erunnerritſcht."

„Ein toller Einfall! Aber er gefällt mir. Wenn wir mit dieſer Schweine-Madam in den Rebſtock kommen und führen ſie links und rechts am Arm ins Gaſtzimmer, ſo gibt's einen Mordsſpaß." —

„Abgemacht!" hat der Herr Fleiſchmann geſacht un is in ääm Dergniege enei ins Metzkerhaus.

Mit dem Metzker war err bald hannelsäänig. Un jetz hat ſich's nor noch um die Toilett for die Sau gehannelt.

Wie die Frää Weinreich von der Sach gehört hat, hat ſe laut uffgelacht, war awer gleich bereit, die netige Kläädungsſticker herzeleihe. Die worde dann eniwer zum Metzker geſchafft, un in dem ſeim Lade ward dann die Sau von zwää Metzkerborſch aagekläädt: En alte wollene Unnerrock un dann e ſchwarz Merinokläädd mit offene Ermel, die der Sau e biſſi zu lang warn, was awer gut war, dann ſe hawe die zwää Säupote bedeckt un iwer des Kläädd en ſchwarz- un rotkarierte ſchottiſche Mantel. Uff de Kopp awer krag die Sau en großmächdige Pamelahut mit eme lange Schlajer, wie ſe damals Mode warn.

Wie die Sau ſo völlig aagekläädt un dicht verſchlajert war, mußt der Andrees mit der Kutſch ſo nah als meglich an de Ladedhir fahrn, un ſo ward dann die Sau net ohne Mih von de zwää Metzkerborſch in die Kutſch gebracht, un ääner von de zwää

Metzkerborsch hat sich vorderhand newer se gesetzt un hat se gehalte.

Seelevergniegt sin dann die zwää Gasthalter widder der Trepp enuff zum Weinreich un ließe sich e extra Bodell komme. In der Werrtsstubb trafe se zwää Herrn, ewefalls Frankforter, die sehr freindliche Gesichter machte un kaum des Lache unnerdricke konnte, was awer dene zwää Gasthalter net weiter uffgefalle is. Zudem sin die zwää Frankforter bald widder fort; sie hatte ewefalls ihrn eigene Wage bei sich.

„No, Fridderich," hat der Herr Fleischmann gesacht un hat sei Glas vollgeschenkt: „Komm! Aagestoße! Glick uff die Fahrt! Jetz trinke merr noch e Bodell un dann uff nach Valencia mit der Madamm."

Wie die zwett Bodell geleert war, sin die zwää Gasthalter uffgebroche. Der Herr un die Frau Weinreich hawe se bis an die Kutsch begläädt. Un wie die Frää Weinreich in die Kutsch eneigeguckt hat un sah da die Sau sitze, dicht verschlajert un im rotkarierte schottische Mantel, hat se en laute Krisch gedhaa.

Der Metzkerborsch hat so lang die Sau gehalte, bis der Herr Fleischmann newer rer Blatz genomme un se zärtlich mit sei'm Aarm umschlunge hat, dann is der Metzkerborsch ausgestiche, un der Gasthalter zum Rewestock stieg ei.

Der Andrees hat mit der Zung geschnalzt, un fort gungs im scharfe Trabb.

„Andrees! Gottverdammich, net so geschwind uff dem Plaster! des Oos von Mamesell mit ihrm Schlajer un ihrm Federhut die is sonst gar net ze halte; se hippt in die Heh, als wollt se danze!"

Draus vor Ofebach uff der Chauſſee hat ſich die Sau ebbes ruhiger verhalte, deſto mehr awer hat ſe widder in Owerrad gehippt un gewackelt.

Wie die Kutſch von der Ofebacher Landſtraß in die Darmſtädter Landſtraß eingeboge is, un es is jetzt direkt uffs Affedhor zugange, hat der Gaſthalter Zum Reweſtock dem Andrees „Halt!“ zugerufe.

„Was is?“ hat der Herr Fleiſchmann geſacht.

„Das will ich dir ſagen, Franz. Mir ging die ganze Zeit über im Kopf herum, weshalb die zwei Frankfurter Herrn, die wir bei Weinreichs trafen, ſo luſtige Geſichter gemacht haben. Ich befürchte, die Frau Weinreich hat ausgeſchwatzt, und die Herren können uns möglicherweiſe einen Poſſen ſpielen und haben dem Viſitator am Affentor die Sache geſteckt.“

„Meenſt de?“

„Ich halte es alſo für geratener, wir fahren anſtatt zum Affentor zum Schaumaintor herein.“

„Da haſt de recht, Fridderich.“

„Andrees!“ rief der Gaſthalter Zum Reweſtock dem Kutſcher zu, „wir fahren durch die Schifferſtraße zum Schaumaintor herein. Hörſt du! dem Schaumaintor!“

„Ganz wohl.“

Dorch das Schaumäädhor kame dann ääch die zwää Gaſthalter mit ihrer Madam glicklich un unaagefochte nach Sachſehauſe enei un dorch die Löhrgaß un iwer die Sachſehäuſer Brick in die Fahrgaß un von da in Reweſtock.

No, den Hallo, wie die zwää Gaſthalter mit dere Madam in der Mitt in die gefillt Gaſtſtub eneitrate, un der Herr Fleiſchmann hat dere Sau de Schlajer vom Geſicht eweckgezoge!

Mittlerweil hat sich ääch am Affedhor ebbes zugetrage. Der Darmstädter Landstraß erunner war e zwääspännig Kutsch gefahrn komme, un in dere saße zwää Herrn un e Dam, die Dam awer war dicht verschlajert un hatt en schwarz- un rotkarierte schottische Mantel aa. Es warn dorchaus aastännige Leut aus guter Frankforter Familje.

Wie nu die Kutsch dem Affedhor ereifahrn wollt, is der Flääschvisedater, der da von dem Frankforter Metzkerhandwerk aagestellt war un sich net besonnersch dorch iwertriwe Höflichkeit ausgezeichent hat, dene zwää Pferd an der Kutsch in die Zichel gefalle un hat dem Kutscher zugerufe: „Halt!"

Des war bereits der achte Zwääspänner, dem es an dem Awend bassiert war.

Uff des „Halt!" hi hat ääner von dene zwää Herrn, die in der Kutsch saße, de Kopp erausgesteckt un hat gesacht: „Was geht vor?"

„Des wolle merr gleich seh," hat der Visedater geantwort; „dhun Se emal e bissi Ihrn Kopp eweck, dann Se sin net dorchsichdig, un lasse Se mich emal in die Kutsch eneigucke!"

Un wie der Herr sein Kopp zerickgezoge hat, da is der Visedater dicht an de Wageschlag getrete un hat in die Kutsch eneigeguckt. Un wie err da die dicht verschlajert Dam in ihrm rot- un schwarzkarierte schottische Mantel gesehn hat, da hat err gerufe: „Aha, hawe merr dich, Berschi!"

Un da hat der Herr in der Kutsch gesacht: „Was soll denn das heißen?"

„Was des hääße soll? Ausgestiche! Alleh! Geschwind!"

„Fällt uns nicht ein!" hat der annere Herr gesacht.

„Gottverdammich! Wolle Se eraus odder net? Ich laß Ihne hie uff de Dobsch arrediern. Eraus, sag ich!"

„Gut," sprach der ääne Herr, „ich steige aus, das weitere wird sich finden."

„Is schont gefunne!"

„Was soll denn das nur bedeuten?" sprach der annere Herr un stieg ääch aus.

„Die Sau muß ääch eraus!" hat der Visedater gekrische. „Die Sau muß ääch eraus!"

„Wie können Sie sich unterstehen und eine anständige Dame so beleidigen?" hat der ääne Herr in der greeßte Entristung gesacht.

„Ja, wie können Sie sich das unterstehen?" hat der anner Herr gerufe.

„Die Sau muß eraus, des hilft all nix!"

„Karoline, steige aus!" hat der aane Herr zu der Dame gesacht. „Mit diesem Schlüffel wird die Polizei schon fertig werden."

„Was geht denn nur vor?" ließ sich in der Kutsch e Silwerstimmche vernemme, un gleich druff stieg die Dam aus der Kutsch.

Der Flääschvisedater stand da als wie vom Dunner gerihrt. Awer err hat bei alledem immer noch e unglääbig Gesicht gemacht, als wann err denke dhet: is es kää geschlacht Sau, so is es vielleicht e lewendig.

Un wie err so dagestanne hat, hat die Dam ihrn Schlajer zerickgeschlage, un e wunnerschee Gesichtche kam zum Vorschei.

Un da hat der Visedater sehr demietig gestammelt: „Ach, entschuldige Se vielmals, ich hab gemeent: Se wern e —."

Nachwort

In dem lauen Getriebe der müden, weltscheuen Restaurationszeit, da ein dumpfer Druck auf allem geistigen Leben lastete, trat Friedrich Stoltze, der große Demokrat und Freiheitsmann, mit seinen mundartlichen Dichtungen hervor, die wie keine anderen das Wesen und Wollen seiner Frankfurter Mitbürger, ja des ganzen rheinfränkischen Gebietes getroffen haben. Ein neuer, gesunder, herzhafter Ton schlug auf, man spürte, daß hier einer war, der sich durch Leid und Not zu reiner Humanität emporgeläutert hatte und alles von dieser hohen Warte aus mit einem milden, köstlichen Humor verklärte, was drückend auf den Gemütern lag. Wie Hans Sachsen hatte auch ihn die Muse berufen, „sein Sach schwankhaft dem Volk vorzutragen".

Friedrich Stoltze war am 21. November 1816 zu Frankfurt a. M. als Sohn eines zugewanderten Gastwirts geboren. Er erhielt eine vorzügliche, für seine damaligen Verhältnisse ungewöhnliche Erziehung, die eine Zeitlang von Dr. Textor, dem als Verfasser des „Prorektor" bekannten Neffen Goethes, geleitet wurde. Der sonderliche Mann führte seinen Schüler zuerst ernsthaft in das Studium der Frankfurter Mundart ein, indem er ihm ein kleines Wörterbuch und eine Grammatik anlegte. Er unterstützte ihn bei seinen ersten poetischen Versuchen und regte ihn zu mundartlichen Dichtungen an, die er 1831 mit dem „Verliebten jungen Altengässer" begann. Schon dieses erste Gedicht zeigt Stoltzes Eigenart, seine Vorzüge und seine Schwächen. Der glatte, flüssige Vers, der ungesuchte, leicht erraffte Reim, dem Syntax und Grammatik der Mundart unbedenklich geopfert werden.

Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, ging Stoltze nach dem Tode seines Vaters, dessen Gasthaus „Zum Rebstock" jahrelang ein Sammelplatz der „Demagogen" gewesen war, 1833 auf Reisen. Acht Jahre später gab

er ein Bändchen hochdeutscher Gedichte heraus, das einen feingebildeten Frankfurter Handelsherrn auf ihn aufmerksam machte. Dieser übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder und schickte ihn dann zu Fröbel nach Thüringen, aber alles das sagte dem von Marianne von Willemer wesentlich geförderten Dichter nicht zu, und so wurde er nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Mitarbeiter an dem Hadermannschen Volksfreund. Von 1852 an gab er, angeregt durch seine Frau, die „Krebbelzeitung" heraus, die in Frankfurter Mundart die Tagesereignisse besprach und die Zustände der Reichsstadt und der Nachbarstaaten kritisch beleuchtete, wie es vordem nur von den „Bütten" der Karnevalvereine aus üblich war. Im Jahre 1860 gründete er mit dem Maler Schalck die dem „Kladderadatsch" nachgebildete „Frankfurter Latern", in der stehende Figuren, aus Lokalstücken entlehnt, die Hauptanziehungspunkte bildeten. Nach dem Einzug der Preußen mußte das Blatt sein Erscheinen einstellen; alles, was in Schriftleitung und Druckerei vorhanden war, wurde beschlagnahmt, darunter leider auch sämtliche älteren Jahrgänge. Erst 1872 durfte sie wieder erscheinen und brachte bis zu Stoltzes Tod zahlreiche treffliche Beiträge aus seiner Feder.

Als Stoltze am 28. März 1891 nach langem Leiden verschied, starb Frankfurts volkstümlichster Mann, der lange Zeit sogar einen Goethe in den Schatten gestellt hatte, und heute noch lebendig wirkend im ganzen rheinfränkischen Gebiet lebt.

Stoltzes Bedeutung beruht zunächst auf seinen hochdeutschen Gedichten, die mit den Poesien Freiligraths, Hoffmanns von Fallersleben, Herweghs nahezu auf einer Stufe stehen. Seine eigentliche Bedeutung aber liegt in seinen mundartlichen Poesien, die seinen Ruhm begründet und lebendig erhalten haben. Er griff mit scharfem Blick für das Wirksame vielfach auf die volkstümlichen Formen der Schauerballade und der Monologe des Kasperltheaters zurück, deren Wesen er völlig erkannt hatte. Daneben

schöpft er aus dem reichen Born der mundartlichen Redewendungen und Floskeln, die der Stammeseigenart zufolge alle mehr oder weniger witzig, schlagfertig und treffend sind. Die Hauptursache seiner Erfolge liegt aber, wie ich in meiner Geschichte der mundartlichen Literatur in Hessen und Nassau nachgewiesen habe, in den politischen Zeitumständen, auf die ich um des mir zugebilligten Raumes willen nicht näher eingehen kann. Deshalb kann ich auch nur ganz kurz darauf hinweisen, daß seine Sprache durchaus kein zuverlässiges Bild der Frankfurter Mundart, sondern in Reim und Satzbildung vielfach hochdeutsch beeinflußt ist. Das kommt daher, daß Stoltze der irrigen Meinung war, es käme lediglich auf den Lautbestand an, während wir heute wissen, daß Satzbildung und Grammatik viel wichtiger sind. Wie bei Lennig (Universal-Bibliothek Nr. 3255), der ihn in der Behandlung der Mundart weit übertrifft, ist ihm der Humor kein Stilmittel — er geht also auf keinen Kernwitz aus —, sondern recht eigentlich Weltanschauung, und darin steht er denn auch über den meisten anderen Mundartdichtern des mittelrheinischen Gebietes, ja der meisten Dialektdichter, die oft nur Spaßmacher sind. Der tiefe, seelisch begründete Humor verklärt auch sein schönes Gedicht zu Schillers hundertstem Geburtstag, in dem mehr poetisches Gefühl steckt als in manchem dickleibigen Goldschnittband.

Bedeutsam für die mundartliche Forschung ist sein reicher Sprachschatz; er ging ganz bewußt darauf aus, die Reichtümer der Frankfurter Mundart zu sammeln. Vieles liegt noch in den alten Bänden der „Frankfurter Latern" verborgen, aber was wir von ihm haben, ist genug, um ihm seinen Platz neben Hebel und Reuter anzuweisen. Zu dieser Erkenntnis beizutragen, einen unserer besten Humoristen weiten Kreisen bekannt zu machen, ist der Zweck dieser kleinen Auswahl, die dem Dichter sicher neue Freunde werben wird zu den vielen alten.

Bremen, Frühjahr 1922 Dr. Karl Neurath.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Frankfurt	3
Zu Schillers hundertjährigem Geburtstag	4
Der Profet Jonas	8
Frihlingslied	9
Der Schütze von Oberrad	10
Absagebrief	15
Die Kapp	16
Kää Kinner	23
Er kann net	28
Einem unglickliche Familievatter	29
Die Blutblas	31
Friedrichsdorfer Französisch	33
Die Kanarienvögel	33
Der Pfarrturmbrand	37
Der warme Deckel	40
Parre Kännche	58
Oberräder Ländler	65
Die Frau im schottischkarierten Mantel	66
Nachwort	75

Auf holzfreies Papier gedruckt.

Boston Public Library
Central Library, Copley Square

Division of
Reference and Research Services

The Date Due Card in the pocket indicates the date on or before which this book should be returned to the Library.

Please do not remove cards from this pocket.